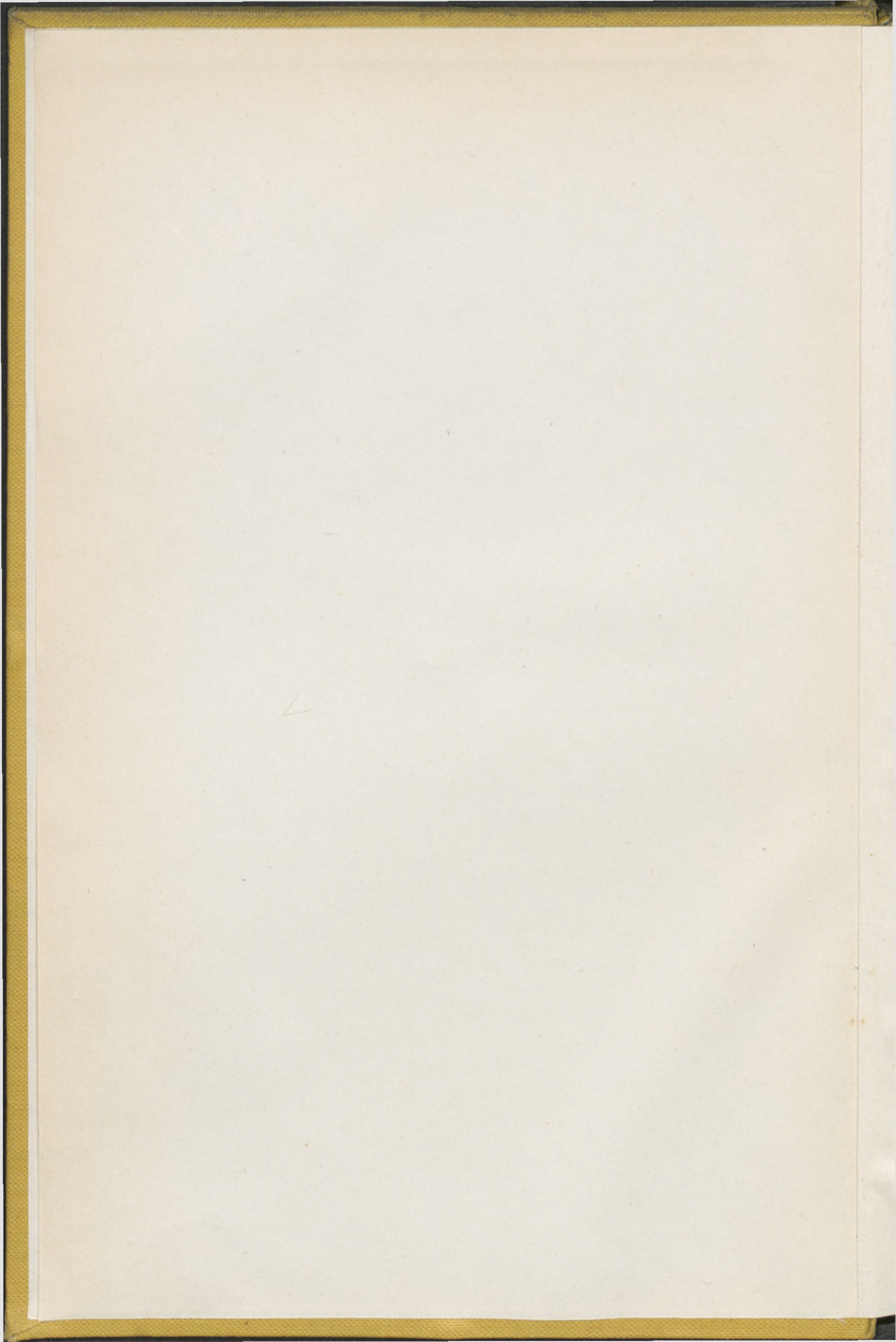
Wilhelm v. Giesebrecht

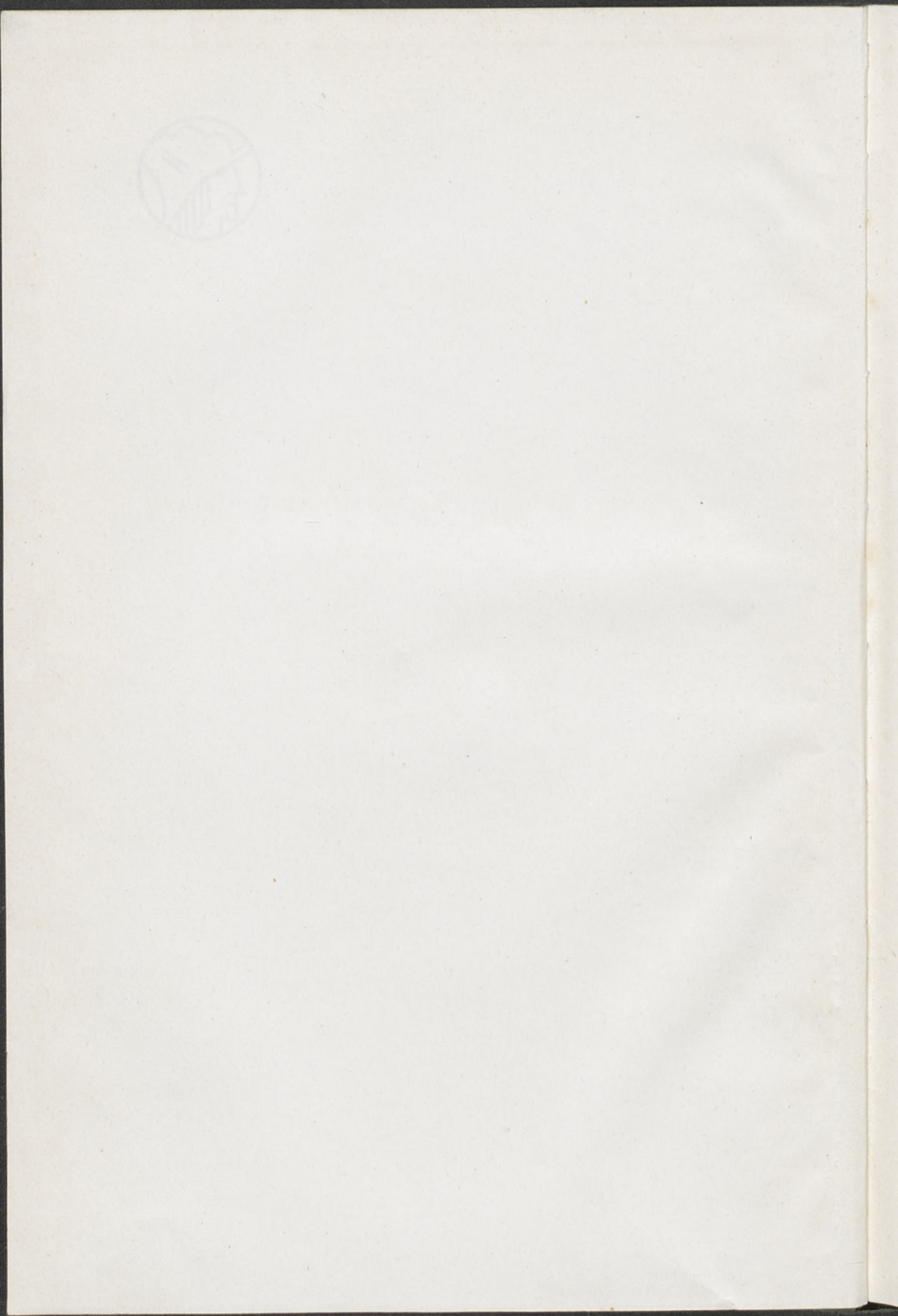
Geschichte der deutschen Kaiserzeit

3

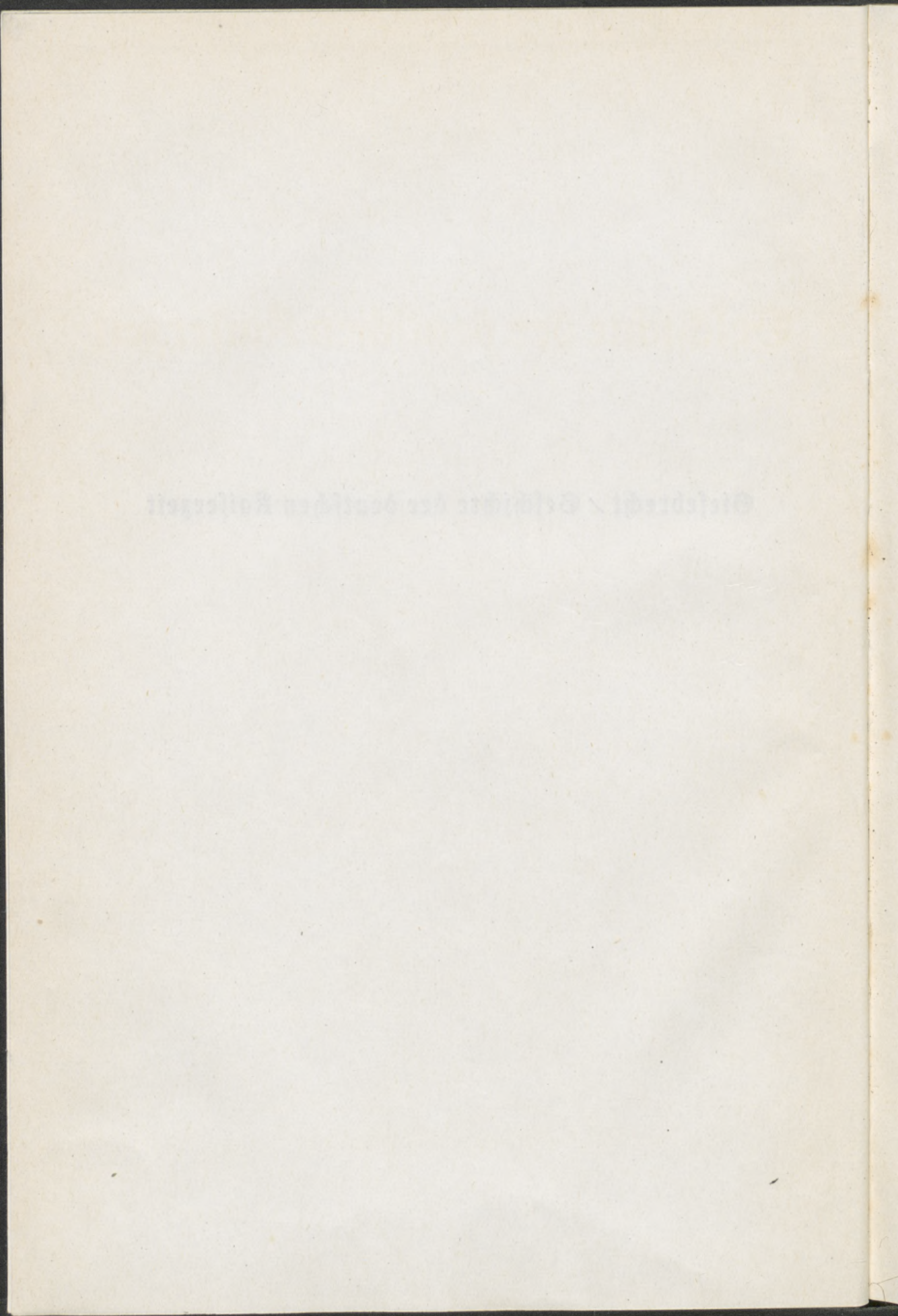
F. W. Hendel Verlag Leipzig







Giesebrecht / Geschichte der deutschen Kaiserzeit



Wilhelm von Giesebrecht

Geschichte der deutschen Kaiserzeit

Herausgegeben

von

Wilhelm Schild

Dritter Band

1929

Im F. W. Hendel Verlag zu Meersburg


BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

Das Kaisertum im Kampf mit dem Papsttum
Gregor VII. und Heinrich IV.

Sechstes Buch

Erhebung des Papsttums in Heinrichs IV. Jugend

1057—1077

1. Das deutsche Kaisertum und Hildebrands Entwickelung

Ein Jahrhundert war seit der Herstellung des abendländischen Kaisertums verflossen, und die Nachfolger Ottos hatten unleugbar ihre Stellung bei weitem ehrenvoller behauptet als vordem das Geschlecht Karls des Großen. Wenn die christlichen Völker des Abendlandes, welche in Karls Reich zuerst in einen engeren Verband gebracht und mit gleichen kirchlichen und politischen Ideen erfüllt waren, sich nicht allein gegen die Angriffe der heidnischen Nationen behauptet, sondern diese selbst zum großen Teil dem Christentum gewonnen und in den Ideenkreis der christlichen Welt hineingezogen hatten, so geschah es vor allem durch die Mannhaftigkeit der deutschen Kaiser. Ihr unbestreitbares Verdienst bleibt es, in dem vielleicht gefahrvollsten Wendepunkt die Zukunft Europas gerettet zu haben.

Das karolingische Reich war zwar untergegangen, aber nicht mit ihm die Ideen seines großen Begründers. Die deutschen Ottonen und Heinriche waren es, welche die Institutionen der fränkischen Monarchie, auf deren Fortpflanzung die Entwickelung der europäischen Kultur beruhte, vor dem Untergange bewahrten. Jene Begriffe von staatlicher Ordnung, von Recht und Gesetz, welche die karolingische Zeit ausgeprägt hatte, haben sie, soweit es die veränderten Weltverhältnisse erlaubten, in Geltung zu erhalten gewußt. Auch die kirchlichen Bestrebungen Karls haben sie aufgenommen, der Mission hilfreiche Hand geboten, die Einheit der Kirche geschützt, mehr als einmal das Papsttum mit starker Hand vom Rand des Verderbens gerissen. Von ihnen begünstigt, gingen Kunst und Wissenschaft ihren stillen Gang durch eine Welt, die im Waffenlärm lebte und den Musen nicht eben hold war. So gaben sie und mit ihnen das deutsche Volk den Ideen Karls neues Leben. Deutsche Kraft durchströmte gleichsam den hinsiechenden Leib der karolingischen Monarchie und gab ihm wieder frische gesunde Triebe. Es konnte scheinen, als sei Karls Reich in dem deutschen Reich lediglich erneut und in dieser erneuten Gestalt ihm eine festere Existenz gesichert.

In der Tat gingen die deutschen Kaiser auf die Absichten Karls zurück; er war und blieb das große Ideal, dem sie nachstrebten, und ihr letztes

Augenmerk schien nie ein anderes, als die Herstellung des karolingischen Erbkaisertums mit seiner ganzen Machtfülle in Staat und Kirche, eine Restauration im weitesten Umfang. Man wird darüber keinen Zweifel hegen, daß eine solche Restauration an sich eine Unmöglichkeit war, und daß sich unsere Kaiser damit eine Aufgabe stellten, welche ihre und jede andere Kraft überstieg. Wenn das deutsche Kaisertum, so rüstig in die Schranken tretend, auf der Siegesbahn mit Sturmesschritten forteilend, sich doch meist gerade in dem glücklichsten Anlauf plötzlich gehemmt sah, wenn es immer von neuem alle Gefahren einer schwankenden Stellung fühlte, so lag der innerste Grund darin, daß sich die Kaiser über die Ideen der karolingischen Zeit eigentlich niemals auf die Dauer zu erheben vermochten. So reich ihr Regiment an Taten, so arm war es verhältnismäßig an originalen Gedanken, so schwerfällig in der Entwickelung neuer Staatsformen. Indem man den Bewegungen der weiter drängenden Zeit mit den Formen der Vergangenheit entgegentrat, gewann man wohl augenblickliche Siege, aber nie einen Erfolg, der die Zukunft verbürgte. Eine Gewalt von so furchtbarer und gefürchteter Energie, an welche sich die höchsten Interessen der Welt ketteten, und welche die Bedingungen einer langen Dauer in sich zu tragen schien, gelangte doch niemals zu rechter Befestigung und mußte den Kampf um ihre Existenz immer von neuem bestehen.

Allerdings war es eine Notwendigkeit, daß das neue Imperium an die Ordnungen und Bestrebungen des karolingischen Kaisertums anknüpfte, aber als ein Mißgeschick für unser Volk ist es zu beklagen, daß sich unter unseren Kaisern keiner so schöpferischen Geistes fand, daß er den fränkischen Institutionen eine ähnliche Umbildung hätte geben können, wie sie Karl einst mit den römischen vornahm. So geschah es, daß das Kaisertum der weltgeschichtlichen Bewegung, indem es sie fortzuführen suchte, doch nicht nach allen Seiten Meister blieb, sondern vielfach von ihr überholt wurde, daß es Gewalten neben sich aufkommen sah, die kräftigere Lebenskeime in sich schlossen, als ihm selbst beiwohnten. Wie oft haben diese Kaiser die territorialen Gewalten bekriegt und besiegt: niemals haben sie dieselben vernichtet. Mehr als einmal haben sie den Versuch gemacht, die Herzogtümer unmittelbar mit der Krone zu vereinigen; aber nie gelang ihnen, was Karl geglückt war. Die größten Anstrengungen wurden von ihnen gemacht, um die lokalen Gewalthaber in die Stellung von Reichsbeamten zurückzudrängen, auf das hartnäckigste wurde die Erblichkeit der großen Reichslehen von ihnen bekämpft: und welches war der Erfolg? Überall entwickelten sich in Deutschland neue Herrschaften und stellten sich immer selbständiger gegen das Reich. Auch das städtische Leben hatte sich inzwischen kräftiger bei uns entfaltet: aber die Kaiser fanden kein Mittel, das Interesse der Bürgerschaften unmittelbar an das Reich zu fesseln; die volkreichsten Städte blieben dem Regiment der Bischöfe so gut wie ganz überlassen. Auf die Rechtsentwickelung in den deutschen Ländern

haben die Kaiser nur einen geringen Einfluß geübt. Die karolingischen Kapitularien und die geschriebenen Volksrechte waren nahezu vergessen, und kein Versuch wurde gemacht, eine neue Gesetzgebung an ihre Stelle zu setzen. Die Aufrichtung von Landfrieden war fast die einzige legislatorische Tätigkeit der Kaiser diesseits der Alpen.

Konnte das Kaisertum in seinen Restaurationsbestrebungen der forteilenden Bewegung in Deutschland nicht Herr werden, so noch weniger in den unterworfenen Reichen. In Italien, wo das geschriebene Recht zu allen Zeiten seine Bedeutung behauptet hatte, hungerte man nach Gesetzen: wohl haben die Kaiser durch einzelne Edikte diesen Hunger zu stillen gesucht, aber die folgenreiche Bewegung, welche dort in den unteren Schichten des Volkes vorging, haben sie weder durch die Gesetzgebung zu regeln noch zum Vorteil des Reichs zu wenden gewußt. Es geschah nicht ohne ihre Schuld, daß diese Bewegung eine der deutschen Herrschaft feindselige Richtung nahm. In Burgund versuchten sie der Übermacht des Adels und der Geistlichkeit einen Damm entgegenzusetzen, auch gelang ihnen zeitweise, die königliche Macht zur Geltung zu bringen: dennoch haben sie auch hier die selbständige Entwickelung der Aristokratie nicht verhindert. Die anderen Staaten Europas erkannten einen gewissen Vorrang des Kaiserreichs an; sie beugten sich den Forderungen desselben, wenn sie seiner Unterstützung bedurften oder die deutschen Heere ihre Grenzen bedrohten; mehr oder weniger waren sie alle vom deutschen Reiche bestimmt oder wurden doch in die Politik der Kaiser hineingezogen. Unverhohlen genug trat Heinrich III. mit den Ansprüchen auf eine allgemeine Herrschaft im Abendlande auf, und nicht ohne Verwunderung sieht man, wie weit er sie durchzuführen vermochte. Aber welcher Widerstand trat doch auch ihm von allen Seiten entgegen! Der Schmerz über das Fehlschlagen seiner weltumfassenden Pläne raffte ihn in frühen Jahren dahin.

Wir wissen, daß sich gerade mit dem Aufschwung des Kaisertums das nationale Bewußtsein bei den Völkern Europas bestimmter zu entwickeln anfing. Daß dasselbe bei den unterworfenen oder in Abhängigkeit versetzten Nationen eine dem Kaisertum feindselige Stimmung nährte, liegt in der Natur der Dinge. Aber man hätte glauben sollen, daß das zugleich erstarkende Nationalgefühl der Deutschen die Bestrebungen der Kaiser nur um so kräftiger unterstützen würde. Denn nichts pflegt das Selbstbewußtsein eines Volkes mehr zu befriedigen, als seine Fürsten und mit ihnen sich selbst an der Spitze der weltgeschichtlichen Bewegung zu sehen! Und kaum konnten die Deutschen schon vergessen haben, daß sie erst durch die Kaiserherrschaft zu einem Volke verbunden waren, daß ihre Kaiser sie erst mit dem Stolze erfüllt hatten, in der Vereinigung jeder anderen Nation überlegen und nicht allein zur Freiheit, sondern zur Herrschaft berufen zu sein. Aber in Wahrheit ist das deutsche Volk dem Kaisertum auf seiner Höhe nicht mit jener aufopfernden Hingebung ent-

gegengekommen, deren jede Nation fähig ist, wenn sie erkennt, daß es sich um ihre Weltstellung handelt. Die Deutschen scheinen eine dunkle Ahnung dessen gehabt zu haben, daß die Institutionen dieses Kaiserreichs, wie sie nicht im Herzen Deutschlands entstanden waren, so auch dem nationalen Geist nicht durchaus entsprachen.

Allerdings herrschte in den niederen Kreisen des Volkes das Gefühl, daß man gegen die Gewalttaten der großen und kleinen Herren keinen anderen Schutz als die Autorität der Krone, für den Landfrieden keine andere Gewähr als ihre Macht besitze, und in der Stunde der Gefahr haben die Kaiser bei den Bürgern und Bauern aufopfernde Treue gefunden. Aber für die universellen Tendenzen des Kaisertums hatten diese Klassen nur geringe Teilnahme. Jene Romfahrten, die immer aufs neue Menschenleben und große Geldsummen kosteten, waren keineswegs nach dem Sinne des niederen Mannes. Während dem Italiener dieses Kaisertum zu deutsch war, mochten das deutsche Volk die fremden Formen verletzen, welche der zu Rom und Mailand gekrönte Herr annahm. Und wie schwer lastete überdies auf ihm der französische Feudalismus, der erst mit dem Kaisertum in den deutschen Ländern recht zur Herrschaft kam!

Aber der stille Widerstand der niederen Klassen war nichts gegen die laute und unüberwindliche Opposition des fürstlichen Adels. Ein kriegerischer Stand wie er war, saß er zwar stets im Sattel, wo es einen Strauß des Kaisers auszufechten galt, der guten Lohn verhieß; niemals fehlten die Herren am Hofe, wenn neue Lehen und neue Privilegien zu gewinnen waren. Sobald aber der Kaiser in ihre wirklichen oder vermeintlichen Rechte eingriff, zogen sie ohne Bedenken ihr Schwert gegen ihn, oft selbst im ungleichsten Kampf und mit der fast gewissen Aussicht des Unterliegens; Fürstenfreiheit gegen Königsmacht zu wahren, war und blieb ihr letztes Trachten. Daß die kaiserliche Gewalt nur eine Waffe mehr gegen das Fürstentum und gerade die gefährlichste war, entging ihnen nicht, und dem Streben der Kaiser nach Verwirklichung ihrer Herrschaft über das Abendland sind sie im entscheidenden Augenblick fast immer hemmend entgegengetreten. Die letzten Kaiser hatten den deutschen Fürsten Wunden geschlagen, die bitter schmerzten und nicht verharschten; auf uneigennützige Anhänglichkeit hatte das Kaisertum in diesem Stande nicht mehr zu zählen.

Nur einen Stand gab es, der für die höchsten Interessen des Kaisertums bisher nicht allein ein tieferes Verständnis gezeigt, sondern auch wirkliche Hingabe an den Tag gelegt hatte. Es war der deutsche Klerus. Nicht Willkür, sondern die ganze Lage der Verhältnisse fügte deshalb den engen Bund des Kaisertums mit der Geistlichkeit, einen Bund, der jenem die größten Vorteile bot. Denn mit allen seinen reichen geistigen und äußeren Mitteln unterstützte der deutsche Klerus das Regiment der Kaiser. Nur durch die Hilfe der Bischöfe hielten sie den Widerstand der weltlichen Fürsten im Innern nieder; nur durch die Unterstützung der

Kirche wurden die auswärtigen Kriege zum großen Teil ermöglicht; der unermeßliche Einfluß, welchen der Klerus auf die Gemüter der Gläubigen übte, kam der Kaiserkrone, welche die Kirche mit einem überirdischen Glanz umgab, in hohem Maße zugute. Es ist wahr, die geistlichen Herren hatten dem Reiche bisher willig und nicht ohne Selbstentsagung gedient; aber man glaube nicht, daß sie dabei die Sonderinteressen ihres Standes vernachlässigten, daß ihre Dienste ganz uneigennützig waren. Ihr Zielpunkt war, was sie „Freiheit der Kirche" nannten, d. h. die Befreiung ihrer Sprengel von der weltlichen Jurisdiktion der Grafen. Erreichten sie dies Ziel, so wurden sie die ersten Herren im Reiche, während die weltlichen Fürsten zu ihren Lehnsgrafen und Vögten herabsanken. Und in der Tat war bereits manche Grafschaft durch kaiserliche Gunst in ihre Hände gefallen; sie rückten dem Ziele näher und näher. Im Hinblick auf dasselbe ertrugen sie Lasten von erdrückender Schwere, vergaßen sie ihren geistlichen Beruf und ihren geistlichen Stolz und machten sich zu Dienern einer weltlichen Macht, die oft herrisch genug gegen sie auftrat. Bisher hatten sie ihren letzten Zweck nur im Bunde mit der Krone verfolgen können; es stand sehr in Frage, ob sie diesem Bunde treu bleiben würden, wenn sie zum Gefühl eigener Kraft gelangten oder sich ihnen in dem Zusammenschluß mit anderen Gewalten günstigere Aussichten boten. Es war zu erwarten, daß sie unter Freiheit der Kirche dann auch Befreiung von der königlichen Gewalt verstehen würden.

Wohin man auch blickt, nirgends wird man in dem deutschen Volke zu den Zeiten Konrads II. und Heinrichs III. einen freien und nachhaltigen Enthusiasmus für die kaiserliche Sache finden. Jene Zeiten waren überhaupt einer anderen Begeisterung als der religiösen kaum fähig, und nichts ist irriger, als ihnen den Schimmer eines idealen Aufschwungs in der Nation zu leihen. Das Interesse der Deutschen war vielmehr überwiegend auf das Naheliegende, auf das praktische und materielle Bedürfnis gerichtet, und halb widerwillig wurde das Volk in die weiten Bahnen der Kaiser hineingezogen, wenn es auch die Vorteile einer gebietenden Stellung zu nutzen wußte und selbst dem Stolz der Herrschaft nicht fremd blieb. Man sonnte sich wohl in dem Glanz des deutschen Namens, aber man war nicht sonderlich darauf bedacht, ihn zu erhalten oder gar zu erhöhen.

Staunenswert ist, wie trotz dieser Lage der Dinge das deutsche Kaisertum so ungeheuere Erfolge erzielte und sich mit dem größten Ruhm an der Spitze des Abendlandes behauptete. Aber wie auffallend die Erscheinung sein mag, ist sie doch nicht unbegreiflich. Noch immer fühlten die christlichen Völker Europas die Notwendigkeit einer zusammenhaltenden, einenden Macht, und als solche kannten sie keine andere als das Kaisertum, durch tausendjährige Erinnerung geweiht, durch das Wort der heiligen Schrift bestätigt, durch die geistliche Autorität des Oberpriesters zu Rom

und die abendländische Kirche anerkannt. Dieses Kaisertum konnte aber allein von den deutschen Königen aufrechterhalten werden, weil sie über eine Kriegsmacht geboten wie kein anderer Fürst der Zeit, weil ein Klerus um ihren Thron sich scharte, der in dem tiefen Verfall der Kirche wie ein Licht aus dem Dunkel strahlte, weil endlich und vor allem vom deutschen Throne Herrschertugenden leuchteten, wie man sie auf anderen Thronen vergeblich suchte. Daß hierin vor allem die Bedingungen der Kaisermacht ruhten, zeigte sich sofort, als sich das Papsttum vom Reiche trennte und sich selbst in den Mittelpunkt der Welt zu stellen suchte. Als Rom die Autorität der Kirche nicht mehr der Kaiserkrone zuwandte, als es die physischen und geistigen Kräfte des deutschen Volkes zu spalten wußte und ein Knabe auf dem Throne saß, der die Herrschaft nicht selbst zu üben vermochte, war die ganze Zukunft des Kaiserreichs in Frage gestellt.

Schon einmal, mitten in dem Verfall des karolingischen Reichs, hatten die römischen Bischöfe den Versuch gemacht, die letzte Entscheidung auch in den weltlichen Dingen an sich zu ziehen. Ihre Absichten scheiterten in dem Umsturz der Weltverhältnisse, welcher der Auflösung des karolingischen Reiches folgte, und nur wie durch ein Wunder entrann das Papsttum selbst dem Untergange. Dagegen hatte sich noch einmal ein germanisches Heerkönigtum erhoben, war von Siegen zu Siegen geeilt, von einer Stufe der Macht zur anderen aufgestiegen, so daß es die Idee eines allgemeinen Imperium wieder aufnehmen konnte. Nicht auf dem Boden der Kirche, am wenigsten der römischen, war diese Macht erwachsen; in manchen Kämpfen mit den geistlichen Gewalten hatte sie sich befestigt und das kaiserliche Diadem dem Papst so gut wie abgetrotzt. Aber mit jedem Schritt sah sie sich doch weiter und weiter zu den geistlichen Tendenzen hingedrängt, welche einmal die Zeit beherrschten. Das Papsttum erhob sie aus tiefster Schmach zu einer geachteten Stellung und allgemeiner Anerkennung, das Bistum zu fürstlichem Glanz, das Mönchstum zu hohen Ehren. Karl der Große hatte das geistliche Element mit dem weltlichen in seinem Reich im Gleichgewicht zu halten gesucht: die Ottonen und ihre Nachfolger bevorzugten entschieden die geistlichen Gewalten vor den weltlichen; so durchdrungen war ihr Regiment von klerikalen Tendenzen, daß die Erfolge des Kaisertums vor allem der geistlichen Hierarchie zugute kamen. Die glorreichen Taten Heinrichs III. sind die unmittelbare Voraussetzung für Hildebrands welthistorische Wirksamkeit.

Unter den Einflüssen Clunys ist Hildebrand erwachsen, aber kaum hat er mehr von den französischen Mönchen gelernt als von jenem deutschen Kaiser, unter dessen Regierung er zum Mann erwuchs, und dem er persönlich nahe genug trat. Es war nicht mehr als billig, daß er Heinrich III. immer dankbare Verehrung bewahrte. Er wußte recht wohl, daß

niemand dem Papsttum mehr gedient hatte als dieser tatkräftige Herrscher, daß die Blüte des deutschen Kaisertums eine Frucht zeitigte, die gereift Rom in den Schoß fallen würde; er begriff, daß die Zeiten nicht so ferne seien, wo die Absichten Nicolaus' I. sich mit fast unzweifelhaftem Erfolg durchführen ließen. „Freiheit der Kirche" war auch sein Wahlspruch, aber er hat unter dieser Freiheit nichts anderes verstanden als Befreiung der Kirche von jeder weltlichen Gewalt, auch der der Krone, und einem so scharfen Geiste konnte nimmermehr entgehen, daß die Freiheit der Kirche unter den bestehenden Verhältnissen zugleich die Herrschaft über den Staat als notwendige Konsequenz in sich schließe. Denn wer möchte ihn in dem Irrtum befangen glauben, daß sich in Zuständen, wie sie ihn umgaben, die Sphären des Staats und der Kirche irgendwie hätte sondern lassen? Gerade jene unauflösliche Verbindung, in welche die Entwickelung der Jahrhunderte und vor allem die Geschichte des deutschen Kaiserreichs Staat und Kirche gebracht hatten, mußte ihm die unerschütterliche Zuversicht einflößen, daß dem priesterlichen Rom, sobald es die Banden des Kaisertums gebrochen, auch die Weltherrschaft zufallen würde.

Als Heinrich III. starb, stand Hildebrand in den ersten Jahren frischer Manneskraft. Seine welthistorische Laufbahn begann, und man kann sagen, daß allgemach er selbst in die Stelle einrückte, welche der mächtigste Kaiser leer gelassen hatte. Er war es, der Heinrichs Plan, eine Universalmonarchie im Abendlande aufzurichten, in die Hand nahm; nur mußte er auf dem Stuhl Petri die Fäden in anderer Weise verschlingen, als sie auf dem Kaiserthron angesponnen waren. In der Geschichte des deutschen Kaisertums spielt dieser italienische Mönch eine der hervorragendsten Rollen; er ist für diese fast wichtiger als für die Geschichte der christlichen Kirche.

Es ist überaus anziehend, die Anfänge des außerordentlichen Mannes zu betrachten; denn nur aus ihnen kann erhellen, wie er zu einer so hervorragenden Stellung inmitten der Weltverhältnisse gelangte, daß der Gedanke in ihm reifen konnte, die Leitung derselben selbst in die Hand zu nehmen. Leider umhüllt seine Jugend ein schwer durchdringbares Dunkel. Schon bei seinen Lebzeiten haben Haß und Fanatismus über seine Geburt, seine Verbindungen, sein Emporkommen boshafte Erfindungen verbreitet; die Verehrung späterer Zeiten hat dann an die Stelle dieses Lügengespinstes Legenden gesetzt, welche die Wahrheit noch mehr umschleiern. Nur sehr dürftige zuverlässige Nachrichten haben sich erhalten; den sichersten Anhalt scheinen die gelegentlichen Angaben, die wir in Hildebrands späteren Briefen und Reden finden, zu gewähren, doch können auch sie nicht vollauf befriedigen, da er selbst seinen Lebensgang in einen mystischen Zusammenhang mit überirdischen Gewalten zu bringen liebte. Wir wollen versuchen, Geschichte und Sage zu scheiden.

Hildebrand hat sich immer als Römer angesehen, und selbst Personen, die ihm nicht fernstanden, haben Rom für seine Vaterstadt gehalten. Aber sein Geburtsort war ein kleines, jetzt nicht mehr nachzuweisendes Landgut im Gebiet der toskanischen Stadt Soana, welches Raovacum genannt wird. Soana ist heute eine elende Landstadt, fast nur ein Trümmerhaufen; obwohl auf einer Anhöhe gelegen, ist es der Fieberluft der Maremmen ausgesetzt und enthält deshalb nur eine dürftige und kränkliche Bevölkerung. Die größte Merkwürdigkeit ist die alte Kathedrale: sie stammt aus dem elften Jahrhundert, aus Hildebrands Zeit, und erinnert an bessere Tage, die einst das Städtchen sah. Es war früh der Sitz eines katholischen Bischofs geworden und blieb es unter der Langobardenherrschaft; in der Zeit Karls des Großen fiel es auch unter die weltliche Macht der Päpste. Kirchlich und politisch an Rom gebunden, kam es in einen Verkehr mit der Weltstadt, der auch für Hildebrands Leben entscheidend wurde.

Niemals tut Hildebrand in seinen Briefen der eigenen Familie Erwähnung; er zeigt sich darin als ein rechter Mönch. Wie er die Lösung der Familienbande später von dem gesamten Klerus mit eiserner Konsequenz verlangte, so hat er selbst sich früh von den Fesseln des Hauses befreit; der heilige Petrus und die heilige Maria traten ihm an die Stelle der Eltern. Der Name seiner leiblichen Mutter ist unbekannt; sein Vater hieß Bonizo und bewirtschaftete wahrscheinlich selbst das kleine Gut der Familie. Ein schmähsüchtiger Zeitgenosse nennt Hildebrand den Sohn eines Ziegenhirten und einer Bäuerin; die Wahrheit scheint durch die Schmähung hindurch. Auch ein Bewunderer Hildebrands gedenkt dessen Abkunft aus den niederen Schichten des Volkes und dies in einem Glückwunsch zu seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Mehr bedarf es nicht, um die Vermutung zurückzuweisen, Hildebrand habe in einem Zusammenhang mit dem gräflichen Geschlecht der Aldobrandeschi gestanden, dem später Soana untertan war. Ebenso irrig ist aber die bis in die neueste Zeit so oft wiederholte Behauptung, daß er der Sohn eines römischen Zimmermannes gewesen sei; sie stützt sich lediglich auf eine Sage, welche an die Jugendgeschichte Jesu erinnert und sich bei kritischer Prüfung als Erfindung erweist.

Die arme Familie in Raovacum hatte Verwandte in Rom, die in besseren Verhältnissen lebten. Einen aus ihrer Sippschaft finden wir später als Befehlshaber einer römischen Burg; ein mütterlicher Oheim Hildebrands war Abt des reichen Klosters der heiligen Maria auf dem Aventin, welches einst Alberich, Roms Tyrann, über seiner Geburtsstätte errichtet hatte. Der Abt nahm sich seines Neffen an, und schon in frühen Jahren fand Hildebrand in dem Kloster auf dem Aventin Aufnahme. Er erhielt hier eine gute Erziehung mit vornehmen jungen Römern; er wurde nicht nur im Kloster, sondern wohl vom Anfang an auch für das

Kloster und den Dienst der römischen Kirche gebildet. „Von Kindesbeinen an", sagte er später, „hat mich der heilige Petrus auf das freundlichste ernährt und erzogen."

Das Marienkloster auf dem Aventin, jetzt unter dem Namen des Priorats von Malta bekannt, bietet eine entzückende Aussicht: zu Füßen liegt die große Stadt auf beiden Seiten des Tiber, und weithin schweift das Auge über die imponierende Öde der trümmerreichen Campagna. Jetzt ist der Aventin verlassen, damals lag er im Mittelpunkt des städtischen Verkehrs; hier drängten sich gleichsam auch alle ihre geistigen Interessen zusammen. Hier hatte Otto III. seine Kaiserburg eingerichtet und mit Gerbert die phantastischen Pläne des neuen Weltreichs bedacht; von hier waren der Böhme Adalbert und Bruno von Querfurt ausgezogen und hatten durch den Märtyrertod im fernen Preußenlande eine neue Glorie über Rom verbreitet; hier und gerade im Marienkloster selbst kehrte der große Abt Odilo von Cluny ein, wenn er immer wieder nach Rom wallfahrte, um die sinkende Kraft der Nachfolger Petri durch geistigen Zuspruch zu stärken. Ein hochbegabter Knabe, der hier erwuchs, mußte die verschiedensten und mächtigsten Eindrücke erhalten, die sich kaum in einem anderen Gedanken zusammenschließen konnten als in dem der unvergleichlichen Hoheit des ewigen Roms.

Wie dereinst, als die Gründung der Stadt im Rat der Götter beschlossen war, Feuerzeichen das Haupt des Knaben Ascanius umspielt, wie ähnliche Erscheinungen die Größe des Servius Tullius, der die Grundlagen der republikanischen Freiheit legte, vorhergesagt haben sollen, so will man auch aus dem Gewande des kleinen Hildebrand Feuerstrahlen haben hervorleuchten sehen. Die Legende berichtet, Abt Majolus von Cluny habe zuerst die Strahlen bemerkt und sei in die Worte der Heiligen Schrift über Johannes den Täufer ausgebrochen: „Dieser Knabe wird groß sein vor dem Herrn." Majolus ist vor Hildebrands Geburt gestorben und kann dem Knaben solche Weihe nicht gegeben haben. Aber unter den Augen Odilos, seines größeren Nachfolgers, hat sich Hildebrand vom Knaben zum Jüngling entwickelt, und dieser mag früh den Feuergeist desselben erkannt und ihm eine große Zukunft vorhergesagt haben.

Im Marienkloster herrschten die Ansichten Clunys; in diesen Ansichten ist Hildebrand erwachsen und auferzogen. Hier verkehrten auch alle die Männer, die mit Odilo in vertrauten Beziehungen standen. Unter ihnen ist in erster Stelle der vertriebene Bischof Laurentius von Amalfi zu nennen, der in Rom eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, ein Mann der Gerbertinischen Schule, voll Gelehrsamkeit, aber zugleich ganz von den kirchlichen Tendenzen der Kluniazenser durchdrungen. Laurentius wohnte zu Rom in dem Hause jenes Priesters Johann Gratian, der in seiner Einfalt später das Papsttum kaufte, um die Ideen Clunys in das Leben zu führen. Beide standen den Tuskulanern nahe, nicht minder nahe Odilo

selbst, der nicht ohne Einfluß auf ihre Verwaltung des römischen Bistums blieb. Man weiß, wie tief Benedict VIII., der erste Papst aus diesem Geschlecht, auf die Bestrebungen der französischen Mönche einging. Johann XIX., so unähnlich sonst dem Bruder, blieb doch Odilo und der Kongregation zu allen Zeiten hold, und jener elende Knabe, der sich Benedict IX. nannte, ist eher von sich selbst aufgegeben worden als von Odilo und seinen Freunden. Wir übersehen den Kreis, in dem Hildebrand seine Bildung erhielt. Es waren hochgestellte Personen, in denen die Ideen Clunys lebten; diese Ideen waren es, die den Kreis zusammenhielten, nicht von Gerbert überlieferte Zauberkünste, wie die Feinde Hildebrands später den Glauben erregen wollten.

Etwa fünfundzwanzig Jahre mochte Hildebrand alt sein, als er im Jahre 1045 auf den Wunsch Gratians, der inzwischen als Gregor VI. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, das Kloster verließ. Bereits hatte er Profeß getan und wohl auch bereits die niederen Weihen erhalten, von denen er selbst sagt, daß er sie ungern empfangen habe. Immer hat er gemeint, daß er nichts anderes als das stille, beschauliche Leben einer Zelle gesucht habe und nur durch unmittelbare Veranstaltung des heiligen Petrus in den Dienst der Kirche von einer Stufe zur anderen erhoben sei. Aber selten kennt der Mensch das eigene Herz, und wer möchte sich überzeugen, daß Hildebrands Seele hinter Klostermauern auf die Dauer wahre Befriedigung gefunden hätte! Was er aus dem Kloster in die Welt mitnahm, war außer den Ideen der Kirchenreform, die hier in ihm angeregt waren und sein ganzes weiteres Leben beherrschten, eine schwärmerische Verehrung der Mutter Gottes, die er nicht allein in sich auch in der Folge nährte, sondern zugleich in den weitesten Kreisen immer mehr zu verbreiten suchte; es ist weltbekannt, mit welchem Erfolge. Es begleitete ihn ferner in die Welt eine gewisse Vorliebe für gesellschaftliche Ordnungen, die sich auf Gleichstellung gründen. Schon die Gewohnheiten des Klosterlebens konnten sie wecken, und die Erinnerungen an das alte Rom scheinen sie noch besonders befruchtet zu haben. Nur eine Stadtrepublik, welche auf dem Grunde der Volksfreiheit ruhte, gab es noch zu seiner Zeit; es war Venedig, und Hildebrand selbst bekennt, daß er die Freiheit der Lagunenstadt von Kindheit an überaus geliebt und deshalb öfters den Tadel hochstehender Personen erfahren habe. Die bürgerliche Freiheit Venedigs betrachtete er als den letzten Rest der republikanischen Staatsformen Roms. Er selbst blieb wohl immer im Herzen ein Gegner der aristokratischen Institutionen, wie sie in Staat und Kirche damals bestanden, wieviel er auch zur Befestigung derselben beigetragen haben mag.

Gregor VI. machte Hildebrand zu seinem Kapellan und schenkte dem jungen Mann das Vertrauen eines erprobten Freundes. Zum erstenmal konnte nun der Mönch jene unermüdliche Tätigkeit und eigentümliche Gewandtheit in den Weltgeschäften entfalten, die Freund und Feind dann in

gleicher Weise angestaunt haben. Ein kleiner Mensch, mit schwacher Stimme, ohne alle Vorzüge der Geburt und äußerer Verhältnisse, wußte er die Menschen mit unwiderstehlicher Macht zu beherrschen. Mit der Hast des Tigers stürzte er sich auf die Geschäfte und trieb sich in ihnen mit rastloser Ausdauer umher, alles mit Leichtigkeit überwältigend. Welchen Einfluß er schon damals in der Kurie gewann, wie tief er in die Verwickelungen jener Zeit verflochten war, beweist die Tatsache, daß er dem entsetzten Papst in das Exil nach Deutschland folgen mußte.

Die Verbannung führte den jungen Mönch nach Worms, Speier, Köln und Aachen, zu den alten und neuen Sitzen der Kaiser. Er blieb zunächst in der Umgebung des Hofes und hat immer bekannt, daß er von Heinrich III. und seiner Gemahlin die größte Güte erfahren habe. In Köln meinte er wohl auch wissenschaftlich gefördert zu sein, obwohl er sich niemals einer besonderen gelehrten Ausbildung gerühmt hat und sich selbst in der Theologie keine entscheidende Stimme zutraute. Aber, bewußt oder unbewußt, mußte ein Geist seines Schlages in der Umgebung, in die er nun versetzt war, neue und bedeutende Erfahrungen sammeln. Was die Macht galt, konnte ihm erst hier in der Nähe des Kaisers in seiner ganzen Bedeutung aufgehen. Wir sind meist nur zu geneigt, uns epochemachende Persönlichkeiten als lediglich durch sich selbst gebildete, ganz aus sich erwachsene Individualitäten vorzustellen, aber an jedem arbeiten die großen Bewegungen der Zeit und machen ihn erst zu einem fertigen Mann. Auch die Ideen des Kaisertums haben wie die Bestrebungen Clunys auf Hildebrand gewirkt und ihn lange beherrscht. Der Aufenthalt am deutschen Hofe ist ein notwendiges Glied in seiner Geschichte; selbst die Sage hat ihn nicht entbehren können und mit einer gewissen Vorliebe ausgeschmückt.

Der Kaiser und Cluny begegneten sich damals auf gleicher Straße. Es konnte jenem daher kaum Besorgnis erregen, als nach dem Tode Gregors VI. der junge Hildebrand nach Cluny zu gehen wünschte. Vieles mußte den Mönch gerade hierhin ziehen; als er die Mutterstätte jener Ideen sah, die von früh an sein Herz erfüllt hatten, und die er hier zum guten Teile verwirklicht fand, fühlte er sich so heimisch, daß er später oft versichert hat, nichts wäre ihm erwünschter gewesen, als hinter Clunys Mauern in Gebet und Kontemplation seine Tage zu beschließen. Dennoch mußte er in die Welt zurückkehren, wahrscheinlich nach dem Wunsche des jungen Hugo von Cluny, der gleich darauf an die Spitze der Abtei gelangte. Als Leo IX. den schweren Weg nach Rom ging, gab man ihm Hildebrand zum Begleiter. Clunys Wünsche waren nicht minder mit Leo als die des Kaisers, und Hugo bewies wahrlich keinen geringen Scharfblick, wenn er dem neuen Papst die Dienste des hochbegabten Mönchs empfahl. „Widerwillig", sagte Hildebrand in der Folge, „war ich über die Berge gegangen, aber widerwilliger kehrte ich nach Rom zurück." Er hat sein weiteres Leben in der Weltstadt immer als ein qual-

volles Dasein betrachtet, aber nichtsdestoweniger fand er erst jetzt die Stelle, wo er frei und weit seinen Geist entfalten konnte.

In dem Kreise hervorragender Vertreter der kluniazensischen Richtung, die Leo IX. um sich versammelte und in das Kollegium der Kardinäle brachte, nahm Hildebrand von Anfang an einen hervorragenden Platz ein. In der eigentümlichen Stellung eines Kardinal-Subdiakon der römischen Kirche wurde ihm im wesentlichen die Leitung der städtischen Angelegenheiten und der Geldverhältnisse des apostolischen Stuhls übertragen, und der Mönch bewies sich in diesen Geschäften ausnehmend geschickt. Er verband sich mit einem getauften Juden, Benedictus Christianus in der Taufe genannt, und dessen Sohn Leo; beide machten große Geldgeschäfte in der Stadt und waren Hildebrand so förderlich, daß nicht nur die verzweifelten Finanzen des apostolischen Stuhls sich besserten, sondern der Mönch selbst ein reicher Mann wurde. Man hat ihm später oft genug den Verkehr mit diesen Wucherern vorgeworfen; er selbst hat sich auch vor schlimmerer Gesellschaft nicht gescheut, wenn sie seinen Zwecken diente. Man wird kaum bezweifeln können, daß er in Verbindung mit einem gewissen Johannes Braczutus trat, einem Volksführer aus Trastevere, den man jeder Schandtat für fähig hielt. Durch die Bearbeitung der Volksstimmung, durch Anwendung von Geld, durch seine alten persönlichen Beziehungen mit dem römischen Adel gelang es Hildebrand, die Stadt dem deutschen Papst zu erhalten, obwohl Benedict IX. und die Tuskulaner ihre reaktionären Pläne niemals ganz aufgaben, wenn sie auch zeitweise für geraten hielten, sich unter Hildebrands Vermittelung mit Leo auszusöhnen.

Man hat wohl geglaubt, daß Leo nur unter dem Einfluß Hildebrands gehandelt habe. Wem aber Leos Bedeutung klar geworden ist, wird sich schwer davon überzeugen können, und Abt Desiderius von Monte Cassino, der beide Männer genau kannte, bezeichnet ausdrücklich Leo als den Erwecker des neuen kirchlichen Lebens und Hildebrand lediglich als seinen Schüler. In der Tat kann diesem die universelle Bedeutung der römischen Kirche und alles, was ein Nachfolger Petri in Berufstreue vermöge, erst in der Wirksamkeit dieses deutschen Papstes aufgegangen sein, welcher den Ideen Clunys gleichsam Fleisch und Blut lieh. Es ist nicht ohne Bedeutung, wenn Hildebrand später in Klagen ausbrach, daß ein so großer Papst keinen würdigen Herold seiner Taten gefunden habe. Aber so groß Leos Autorität auch über den jüngeren Mann war, er hat doch Hildebrand so wenig völlig beherrscht, als er sich von ihm beherrschen ließ. An Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden hat es nicht gefehlt. Hildebrand selbst berichtet, wie er durch seine hartnäckige Verteidigung der Rechte Kölns gegen Trier den Zorn des Papstes erregt habe, und eine alte Sage geht, Leo habe, durch einen Traum gewarnt, zu dem Subdiakon einst die prophetischen Worte gesprochen: „Besteigst du jemals, was Gott verhüte, den apostolischen Stuhl, so wirst du die ganze Welt in Verwirrung setzen."

In Leos letzten Lebenstagen wurde Hildebrand eine Legation nach Frankreich übertragen, zu der er durch sein nahes Verhältnis zu Cluny besonders befähigt schien. Auf dieser Reise hörte man ihn vielfach in die Worte des Psalmisten ausbrechen: „Wohl denen, die Gottes Zeugnisse halten, die ihn von ganzem Herzen suchen." Aber man vernahm noch ein anderes Wort, welches einen tieferen Blick in seine Seele werfen läßt. „Unbesiegt", rief er oft frohlockend aus, „ist Rom im Glauben und in den Waffen." Die unbesiegten Waffen Roms waren zu jener Zeit keine anderen als die des Kaisers; den Glauben Roms sah Hildebrand wesentlich in den von Leo ergriffenen und in das Leben geführten Reformbestrebungen Clunys. Denn daß sein dogmatisches System keineswegs ein fest begründetes war, zeigt unter anderem sein Verhalten gegen den vom Papste verurteilten Berengar. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er Berengar nicht nur persönlich zugetan war, sondern auch damals zu dessen freierer Abendmahlslehre hinneigte. Man hat es ihm deshalb als Kleinmut ausgelegt, daß er sich auf einer Synode zu Tours nicht offen für Berengar erklärte. Aber konnte er es, ohne sich mit dem Papst in einen nimmer auszugleichenden Gegensatz zu bringen? Was in seiner Macht stand, tat er. Er bestimmte Berengar, sich persönlich nach Rom zu begeben und versprach ihm dort seinen Beistand. Nur deshalb unterblieb Berengars Reise, weil der Papst bald nach jener Synode starb.

Wenn trotz mannigfacher und großer Differenzen der Meinung Leo sterbend die Kardinäle auf den Rat Hildebrands verwies, so mochte ihn dazu vor allem die Lage der Stadt bestimmen. Schon regten sich aufs neue die Tuskulaner, und die Verhältnisse Italiens lagen ihnen so günstig, daß kaum ein anderer als Hildebrand ihnen mit Erfolg zu begegnen vermochte. Wahrscheinlich hätte er schon damals selbst den Stuhl Petri besteigen können, wenn er es auf einen Bruch mit dem deutschen Hofe ankommen lassen wollte. Nichts zeigt deutlicher, wie eng sich die reformatorische Richtung noch immer mit den Ideen des Kaisertums bei ihm verband, als daß er alles daran setzte, um die Wahl des Kaisers auf dessen vertrautesten Ratgeber, den Eichstädter Bischof, zu lenken. Die Römer unterscheiden religiöse und politische Päpste, je nachdem in deren Amtsführung der kirchliche oder politische Gesichtspunkt vorwaltet. War jenes bei Leo IX. der Fall gewesen, so war dessen Nachfolger Victor II. ein politischer Papst im eminenten Sinne. Man weiß, in welchem Umfange er die Verhältnisse Italiens leitete, und wie tief er nach Heinrichs III. Abscheiden in die Verwaltung des Kaiserreichs eingriff. Wer möchte sich überreden, daß das Beispiel dieses kaiserlichen Papstes auf einen Hildebrand ohne Einfluß und Belehrung gewesen sei?

Papst Victor liebte die Mönche nicht, die unter seinem Vorgänger eine so eingreifende Rolle in die Geschäfte der Kurie gespielt hatten. Auch Hildebrand besaß nicht das besondere Vertrauen des neuen Papstes; aber

die Stellung, die er einmal bekleidete, blieb ihm. Die städtischen Angelegenheiten, die Geldverhältnisse der Kurie besorgte er nach wie vor, auch die Verbindungen des apostolischen Stuhls mit Frankreich wurden fortan wesentlich durch ihn vermittelt. Aufs neue ging er als Legat nach Frankreich und zeigte nun zuerst jene rücksichtslose Strenge in der Durchführung der reformatorischen Ideen, die selbst seinen Freunden als tyrannische Härte erschien. Gern hat er später erzählt, wie er damals auf einer Synode in der Lyoner Kirchenprovinz den simonistischen Erzbischof von Embrun mit leichter Mühe zu Fall brachte. Er verlangte von diesem Manne, daß er: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geiste" sagen solle. Bei den letzten Worten stockte die Zunge des Erzbischofs; er erklärte sich überwunden, legte sein Amt nieder, und andere simonistische Bischöfe folgten seinem Beispiel. Aber nicht allein durch moralischen Zwang wirkte Hildebrand, er bekämpfte die Simonie auch mit allen äußeren Mitteln, die ihm seine Stellung bot. Wir wissen, daß selbst dem Abt Hugo sein Verfahren zu gewaltsam erschien; es begann sich in dem römischen Mönch ein despotischer Geist zu entwickeln, welcher den Überlieferungen Clunys zuwider war und später auch sein Verhältnis zu Petrus Damiani störte.

Der Tod Heinrichs III. und das bald darauf erfolgte Ableben Victors II. änderten in unerwarteter Weise die ganze Lage Italiens und des apostolischen Stuhls. Wo jene Reformpartei, der Hildebrand angehörte, bisher ihren Rückhalt gehabt hatte, konnte sie ihn kaum noch suchen; in Deutschland herrschte ein Weib, und man bedurfte eines starken Armes gegen die Normannen und die Faktionen des römischen Adels. Ohne Hildebrand abzuwarten, der bei dem Sterbelager des Papstes in Arezzo gestanden hatte, beschlossen seine Freunde in Rom, sich auf das engste an Herzog Gottfrieds Macht anzuschließen, die sich plötzlich zu erstaunlicher Höhe in Italien emporgeschwungen hatte; man kümmerte sich wenig darum, welches die weiteren Absichten des überaus ehrgeizigen Herzogs sein mochten. Von der bisherigen Wahlordnung abweichend, ohne die Kaiserin zu befragen, wählten sie in großer Eile den Kardinal Friedrich von Lothringen, der zugleich Abt von Monte Cassino war, den leiblichen Bruder Gottfrieds (2. August 1057). Ohne Hildebrands Rat war die Wahl erfolgt, aber es blieb ihm kein anderer Ausweg, als das Geschehene anzuerkennen.

Stephan IX. — so wurde Kardinal Friedrich als Papst genannt — bestieg als ein schwerkranker Mann den Bischofsstuhl; das römische Fieber hatte ihn seit Jahren durchschüttelt. Sein Pontifikat war kurz, aber durchaus nicht ohne Bedeutung. Nicht nur alle Gedanken Leos IX. nahm der neue Papst auf und suchte sie mit fieberhafter Hast durchzuführen, schon faßte er mit seinen nächsten Freunden auch die völlige Befreiung der Kirche von den weltlichen Mächten, namentlich von dem deutschen Hofe, in das Auge.

Wir besitzen aus dieser Zeit eine Schrift gegen die Simonisten, welche

über die neuen Zielpunkte der Reformpartei in Rom merkwürdige Aufschlüsse bietet. Sie ist aus der Feder Humberts geflossen, jenes gelehrten Lothringers, den Leo IX. einst mit sich nach Rom gezogen und dann in seinen Verhandlungen mit Byzanz vielfach verwendet hatte. Humbert, Kardinalbischof von Silva Candida, war gewiß, wie kein anderer, in die Absichten seines Landsmannes und Freundes eingeweiht, der jetzt die Kirche regierte; nichts wird deshalb jene Schrift enthalten, was nicht auch der Meinung des Papstes entsprach.

Indem Humbert nun mit den schwärzesten Farben die Folgen der Simonie schildert, namentlich die Verarmung der Kirchen Italiens, die Entfremdung des geistlichen Guts, die Abhängigkeit des Klerus von weltlichen Herren, gibt er als den wesentlichsten Grund des Übels die unkanonische Besetzung der Kirchenämter an. Unkanonisch ist ihm, daß die Wahl des Klerus bedeutungslos, der Einfluß des Papstes und der Metropoliten auf dieselbe so gut wie vernichtet ist, während alles nur davon abhängt, an wen der Kaiser mit dem Krummstab und dem Ring das Bistum oder die Abtei verleiht. Diese Investitur mit kirchlichen Sakramenten durch Laienhände scheint Humbert ein schwerer Greuel, der vollends unerträglich wird, wenn ein Weib die Insignien des Bistums reicht. Mit Entsetzen denkt er daran, wie er sogar Metropoliten und Primaten der Kirche habe diesen Laieninvestituren anwohnen sehen, ohne daß sie dagegen Widerspruch erhoben; sie scheinen ihm so verächtlich wie Männer, welche gelassen die Schändung ihrer Weiber, den Mord ihrer Kinder betrachten. Glücklich erscheint ihm dagegen die griechische Kirche, weil sie die Laieninvestituren nicht kennt, weil die Besetzung der Kirchenämter und die Verwaltung des geistlichen Guts in ihr allein von den Metropoliten und Bischöfen abhängt. Zwar fehle es, meint er, auch dort nicht an Simonie, aber mit einer befremdlichen Naivität erklärt er es für erträglicher, daß die Kirchen doch nur von den geistlichen Oberen zu kaufen seien.

Die Gebundenheit der abendländischen Kirche durch die weltlichen Mächte leitet Humbert allein von der Schwäche des Papsttums und dem immer wachsenden Übermut der Kaiser her. Die Ottonen und Heinrich II. sind ihm nicht sowohl Schutzherren der Kirche als ihre Vergewaltiger gewesen. Auf ihre geistlichen Stiftungen legt er wenig Gewicht; denn leicht sei es, ein Bistum zu gründen, wenn man hundert zerstöre. Mit Ausnahme Heinrichs III., welcher die Simonie tapfer bekämpft, weiß Humbert keinen unter den deutschen Kaisern zu rühmen; alles Mißgeschick, welches sie betroffen, sieht er als eine göttliche Strafe der Frevel an, welche sie sich gegen die Kirche erlaubt haben. Mit neuen Leiden droht er den Fürsten und ihren Räten, wenn sie den Investituren nicht entsagen.

Das Heil der Kirche und die Ausrottung der Simonie erwartet Humbert nur von einer schärferen Trennung der kirchlichen und weltlichen Ge-



walt, der kirchlichen und weltlichen Machtsphäre, wobei er freilich die erstere weit genug zieht. Das Verhältnis der priesterlichen Gewalt zur königlichen vergleicht er dem von Seele und Leib; sie bedürfen einander und sind eine auf die andere angewiesen, aber die priesterliche ist die bestimmende, welche die Gedanken leiht, die mit der weltlichen Macht durchzuführen sind. Ein großes Hindernis für die rechtmäßige Freiheit der Kirche sieht Humbert in jenen Kirchenfürsten selbst, welche durch ihr Schweigen die Übergriffe der Kaiser begünstigen; sie müssen nach seiner Meinung zuerst durch die kirchlichen Gerichte auf ihre Pflichten verwiesen werden, dann aber, wenn dies sich fruchtlos zeigen sollte, haben weltliche Fürsten und getreue Laien sie zum Kampfe für die Freiheit der Kirche aufzurufen, und im Falle daß sie sich auch so nicht bereitfinden lassen, müssen die Laien selbst für die Ehre der Kirche, ihrer aller Mutter, den Kampf beginnen. So soll die Laieninvestitur beseitigt werden, die Simonie aber dadurch, daß die Gemeinden den simonistischen Bischöfen, auch ohne daß sie von einer Synode besonders verurteilt sind, den Gehorsam verweigern, ihren Umgang und ihre Amtshandlungen vermeiden.

Wirkten Ansichten, wie sie Humbert hier vortrug, weiter auf den Gang der Reform ein, so lag auf der Hand, daß dieselbe, die sich bisher wesentlich gegen die simonistische Geistlichkeit gerichtet hatte, zugleich eine ausgesprochene Tendenz gegen das Kaisertum nehmen mußte. Man wird mit Fug freilich bezweifeln, ob der Papst je ernstlich den Gedanken gehegt hat, seinen Bruder Gottfried zum Kaiser zu krönen, wie man wohl damals gemeint hat: aber klar ist doch, daß schon seine Wahl die bisherigen Verhältnisse der Reformpartei zum Deutschen Reiche erschütterte. Nicht unbezeichnend dafür ist, daß Stephan dem Kölner Bischof das Erzkanzleramt des apostolischen Stuhls, welches er seit den Tagen Leos IX. innegehabt, sofort entzog und jenem Humbert übertrug, dessen schroffe Stellung gegen das Kaisertum soeben berührt wurde. Bald genug mußte sich allerdings dem Papste und seinen Freunden die Notwendigkeit aufdrängen, einem jähen Bruch mit dem deutschen Hofe bei der bedenklichen Stellung, die sie in Rom hatten, noch vorzubeugen. Man verhandelte mit der Kaiserin, um nachträglich ihre Anerkennung dem Papste zu gewinnen; Hildebrand selbst ging gegen Ende des Jahres 1057 nach Deutschland. Am Hofe mißtraute man Gottfried, mißtraute seinem Bruder auf dem Stuhle Petri und nicht weniger Hildebrand selbst, der seit geraumer Zeit zu beiden und Gottfrieds Gemahlin Beatrix in nahen Beziehungen stand: dennoch erreichte er nach langen Verhandlungen seinen Zweck. Es war das letztemal, daß man ihn am deutschen Hofe sah.

In der Weise, wie Stephan IX. die Kirche regierte, zeigte sich vor allem, daß er Mönch war. In Monte Cassino bemühte er sich, das vergessene Gelübde der Armut in seinem ganzen Umfange wieder zur Geltung zu bringen. Dem Kloster Cluny gab er neue Privilegien. Petrus

Damiani, den ebenso wunderbaren wie wunderlichen Heiligen von Fonte Avellana, zog er nach Rom und erhob ihn sehr gegen seinen Willen zum Kardinalbischof von Ostia. Immer mehr wurde so Rom das Zentrum der gesamten mönchischen Bewegung im Abendlande. Einen mönchischen Charakter tragen auch die Maßregeln, die Stephan gleich im Anfange seines Pontifikates auf einigen römischen Synoden traf. Vornehmlich schritt er gegen die verheirateten Priester und Kleriker wie gegen die Ehen der Weltlichen in den verbotenen Graden ein; „mit allzu großem Eifer" sagten selbst die Mönche von Monte Cassino.

Nicht geringeren Eifer bewies er, um den Kampf gegen die Normannen, mit denen Victor Frieden geschlossen hatte, von neuem aufzunehmen. Jene Geldsummen, die er einst von seiner Gesandtschaft nach Konstantinopel heimgebracht und ihm dann Graf Thrasemund entwendet hatte, waren wieder in seinen Besitz gelangt und sollten nun zu diesem Zwecke verwendet werden; er nahm keinen Anstand, für denselben auch den Schatz von Monte Cassino anzugreifen. Der Unterstützung seines Bruders Gottfried glaubte er sicher zu sein; auch den Beistand des deutschen Hofes scheint er in Anspruch genommen zu haben. Mit Konstantinopel knüpfte er von neuem Verhandlungen an; den jungen Mönch Desiderius, den er zu seinem Nachfolger in Monte Cassino ersehen hatte, beauftragte er, mit dem Kardinal Stephan und einem vertrauten Kleriker, Mainard mit Namen, an den griechischen Hof zu gehen, wohin sie Argyros, des Kaisers Statthalter in Apulien, geleiten sollte. So wollte er alle Kräfte des Morgen- und Abendlandes zu einem entscheidenden Kriegszuge gegen die Normannen vereinen. Mit ersterbendem Atem mühte er sich, das Kriegsfeuer anzufachen: aber der Atem stockte, ehe die Flamme aufschlug.

Schon Weihnachten 1057, als sich der Papst in Monte Cassino aufhielt, glaubte man sein Ende nahe. Dennoch begab er sich nach Rom und saß dort in der Fastenzeit einer Synode vor. Er wußte selbst bereits, daß seine Tage gezählt seien: deshalb sprach er in der Synode ein feierliches Anathem über jeden aus, der nach seinem Abscheiden eine Bestimmung über den apostolischen Stuhl vor Hildebrands Rückkehr aus Deutschland treffen würde. Die letzten Kräfte benutzte er noch, um seinen Bruder in Tuscien zu erreichen; am 29. März 1058 starb er zu Florenz. Die nach Konstantinopel bestimmten Gesandten erfuhren zu Bari am Palmsonntag (12. April) den Tod des Papstes; sie beschlossen die Umkehr und traten sie in großer Furcht vor den Normannen an. Aber Robert Guiscard nahm sie ritterlich in Schutz und ermöglichte, daß sie ungefährdet nach Monte Cassino gelangten, wo sie zu ihrem Erstaunen die Kardinalbischöfe Humbert von Silva Candida und Petrus von Tuskulum fanden.

Denn kaum hatte Stephan die Augen geschlossen, so war in Rom ein kecker Streich gegen die Anhänger der Kirchenreform geführt worden,

welche seit den Tagen Leos IX. über den Stuhl Petri geboten und aus deren Mitte fast alle Kardinalbischöfe in der letzten Zeit bestellt waren. Schon als Eindringlinge in die fetten römischen Pfründen waren diese fremden Priester und Mönche in der Stadt verhaßt und die Neuerungen, welche sie einführten, sagten weder dem Klerus noch dem Laienstand zu. Man duldete sie oder mußte sie dulden, solange noch für jede Auflehnung gegen sie die Rache des deutschen Hofes zu fürchten war. Aber man wußte so gut schon in Rom wie in anderen Orten, daß die deutsche Macht jetzt weniger gefährlich war, und daß überdies jene Partei kaum noch über die Kräfte des Reichs verfügen konnte. So entschlossen sich die römischen Großen zu schneller Tat. An ihrer Spitze standen die Grafen Gregorius von Tuskulum und Girard von Galeria mit den Söhnen des Crescentius von Monticelli. Bei nächtlicher Weile erfüllten sie die Stadt mit Bewaffneten, besetzten die päpstlichen Paläste und erhoben den Bischof Johann von Velletri, einen Römer von Geburt, auf den apostolischen Stuhl. Johann war ein schlichter Mann, der mit sich machen ließ, was er nicht abzuwehren vermochte. Ein Priester von Ostia wurde mit Gewalt gezwungen, ihn zu weihen. Ohne das Anathem Stephans zu beachten, ohne die Kaiserin oder ihren Statthalter zu befragen, hatten so die römischen Großen nach alter Weise über den päpstlichen Stuhl verfügt; dem neuen Papste hatte man den Namen Benedict X. mit deutlicher Hinweisung auf die Tuskulaner Benedict VIII. und IX beigelegt. Die überfließende Schale seines gewaltigen Zornes ergoß Petrus Damiani über diese heillosen Vorgänge; mit den anderen Kardinalbischöfen sprach er über Benedict und seine Anhänger den Fluch der Kirche aus. Aber was halfen hier Worte? Bald sahen sich Petrus selbst und seine Freunde zur Flucht von Rom genötigt. Wie Spreu stoben sie auseinander und wandten sich teils nach Monte Cassino, teils nach Fonte Avellana, teils nach Florenz.

Gerade damals kehrte Hildebrand aus Deutschland zurück. Als er die Vorgänge in Rom erfuhr, blieb er in Florenz. Die Verfügung über den apostolischen Stuhl war abermals wie bei Leos Tode wesentlich ihm anheimgestellt; die Zukunft der Kirchenreform hing von seiner Entschließung ab. Keinen Augenblick konnte ihm da zweifelhaft sein, daß sofort dem neuen Adelspapsttum in Rom ein Ende gemacht werden müßte, wenn nicht alles untergehen sollte, was bereits für die Reform erreicht war. Die Mittel zur Bewältigung des römischen Adels konnte ihm nur Herzog Gottfried bieten, und er durfte mit Sicherheit auf diesen Fürsten zählen, der sich selbst so tief bereits in die Reformbestrebungen eingelassen hatte und in seinem eigenen Interesse die Vernichtung der Adelsfaktionen verlangen mußte, die sich in Rom mehr gegen ihn als gegen die Kaiserin erhoben hatten. Aber eine Handhabe, um die letzte römische Papstwahl anzugreifen, ließ sich doch kaum anders gewinnen, als wenn man das Recht der kaiserlichen Ernennung abermals anerkannte. Nur im Namen

des Königs ließ sich Benedict ein besser berechtigter Papst entgegenstellen; nur in des Königs Auftrag konnte Gottfried die Waffen gegen das Geschöpf des römischen Adels ergreifen. Hildebrand und Gottfried und mit ihnen die Häupter der Reformpartei kamen überein, auf den Bischof Gerhard von Florenz ihre Wahl zu lenken und für diese Wahl zuvor die Autorität des Königs durch die Kaiserin zu gewinnen.

Gerhard war ein Burgunder von Geburt, am Hofe wohlbekannt, von Heinrich III. in sein Bistum eingesetzt, welches ihn dann in die engsten Beziehungen zu Herzog Gottfried und dessen Haus gebracht hatte. Der Lebenswandel des Burgunders galt für untadelhaft, obschon ihm der strenge Petrus Damiani die Leidenschaft für das Brettspiel zum Vorwurf machte. Durch die Einführung des kanonischen Lebens in Florenz hatte sich Gerhard unter der Reformpartei einen Namen gemacht. Wenn nicht alles trügt, so haftete an ihm der Makel unehelicher Geburt, der selbst seiner geistlichen Stellung bedrohlich werden konnte: aber Hildebrand hat denselben entweder nicht gekannt oder absichtlich übersehen. Im übrigen war Gerhard ein Mann lebhaften Geistes und nicht schlecht unterrichtet, doch nichts weniger als ein starker und selbständiger Charakter. Hildebrand und Gottfried wußten, daß sie ein gefügiges Werkzeug in ihm besitzen würden. Sobald man über Gerhards Person einig war, sandten Hildebrand und seine Genossen nach Deutschland, um die Ernennung desselben von der Kaiserin zu erbitten. Die Gesandtschaft, welche wahrscheinlich Gerhard selbst begleitete, fand Pfingsten 1058 den Hof in Augsburg und erreichte, wie es scheint, ohne Schwierigkeit, was sie verlangte. So schien die Ordnung eingehalten, wie sie sich zur Zeit Heinrichs III. festgestellt hatte, und Gerhard war der vom kaiserlichen Hofe designierte Nachfolger Petri; die ganze Reformpartei erkannte ihn als das Haupt der Kirche an. Petrus Damiani schrieb an ihn und Hildebrand: „Ihr seid der apostolische Sitz, ihr die römische Kirche; Rom ist ein Haufe von Steinen, das Heiligtum der Kirche ruht in euch."

Alles kam jetzt darauf an, ob es gelingen würde, Gerhard nach Rom zu führen und Benedict dort zu vertreiben. Man rüstete sich lange und mit großer Vorsicht. Gottfried sammelte ein Heer von 500 Rittern, Hildebrand füllte seine Säckel. Erst gegen Ende des Jahres 1058 brach man auf. Indem man vorrückte, sammelten sich auch allmählich die zerstreuten Kardinalbischöfe mit ihrem Anhange wieder; von ihnen wurde dann im Dezember zu Siena, an sehr ungewöhnlicher Stelle, Gerhard feierlich gewählt. Sogleich berief der Erwählte eine große Synode nach Sutri, die im Anfange des Jahres 1059 gehalten wurde. Herzog Gottfried war zugegen wie Wibert von Parma, ein junger Kleriker von vornehmer Geburt, der damals die wichtigen Geschäfte der Reichskanzlei in Italien führte. Diese Synode entsetzte Benedict und sprach über ihn den Bann aus. Wunderbar, wie sich zu Sutri jetzt unter Hildebrands Einfluß sehr

ähnliche Szenen wiederholten, wie sie zwölf Jahre früher hier gespielt und ihn damals in die Verbannung geführt hatten.

Hildebrand bekämpfte Benedict mit geistlichen Waffen, aber er verschmähte auch sehr weltliche nicht. Er schickte Geld nach Rom und spaltete die Bürgerschaft durch Bestechung. Besonders waren es die Bewohner von Trastevere, welche sich für ihn erhoben. Johannes Braczutus und Leos Wechselbank taten auch jetzt ihre Dienste. Bald erhielt Hildebrand die erwünschte Nachricht: Trastevere stehe ihm offen. Ohne Schwierigkeit führte er seinen Papst dorthin und bekam sofort auch die Tiberinsel in seine Gewalt. Es war eine Belohnung für die Trasteveriner, daß einer aus ihrer Mitte, Johannes Tiniosus, zum Stadtpräfekten Roms erhoben wurde, nachdem der bisherige Präfekt, Petrus mit Namen, seines Amtes entsetzt war. Einige Tage wurde dann noch mit Benedict und seinen Anhängern gekämpft, bis jener endlich den Lateran räumen mußte. Er suchte erst in Passerano, dann in Galeria eine Zuflucht. Indessen wurde Gerhard am 24. Januar 1059 in St. Peter eingesetzt und geweiht; er empfing den Namen Nicolaus II. Bald brachte man es durch Geldspenden dahin, daß alle Römer ihm Treue schwuren; sie taten es zum Teil mit der linken Hand, weil sie die rechte kurz zuvor zum Eide für Benedict erhoben hatten.

Hildebrand hatte erreicht, was er mit dem Namen des Königs erreichen wollte. Aber schon die nächsten Tage zeigten deutlich, daß er nicht von fern in der Abhängigkeit vom deutschen Hofe die frühere Politik der römischen Kurie fortzuspinnen gedachte. Seine letzte Reise nach Deutschland hatte ihn belehrt, wie ungesichert dort die Macht der Kaiserin sei; er kannte mehr als zur Genüge die erregte Stimmung des Volkes in der Lombardei gegen die kaiserlichen Bischöfe und wußte, wie Herzog Gottfried noch andere Interessen kannte als die des Reichs, wie die Normannen in Unteritalien ungehemmt ihre Eroberungen ausbreiteten, so daß das Kaisertum in der Halbinsel kaum noch irgendwo festen Boden hatte. Man wird es begreifen, wenn er bedenklich fand, die Zukunft der kirchlichen Reform länger an den ungewissen Gang des lahmgelegten Kaisertums zu binden und diesem in bisheriger Weise dienstbar zu bleiben. Auch ihn hatte ein Jahrzehnt die Idee und die Macht des Kaisertums beherrscht; denn auch er hatte die Heilung der kirchlichen Gebrechen von ihm gehofft. Die Freiheit der römischen Kirche schien ihm bisher vor allem in ihrer Befreiung von der Tyrannei des römischen Adels zu beruhen, und diesen Adel schien nur der deutsche Kaiser bändigen zu können. Aber die Zeit war gekommen, wo er keine andere Rettung für jene kirchlichen Ideen sah, die ihn und seine Freunde erfüllten, als in einer selbständigen Politik des apostolischen Stuhls. Sollte die Reform der Kirche, die mit Leo begonnen, durchgeführt werden, so konnte es nur durch die eigene Kraft Roms geschehen; das Papsttum durfte sich dem Kaisertum nicht mehr

unterordnen, sondern mußte, über jede weltliche Macht erhaben, frei seine Aufgabe selbst zu lösen suchen. Das war nach Hildebrands Glauben von nun an die eigenste, die göttliche Mission des römischen Bistums.

Jetzt erst war jener Hildebrand fertig, dessen feste Gestalt die Weltgeschichte kennt. Sein ganzes System, seine Taten sind fortan nur strenge Konsequenzen der Überzeugungen, welche die Zeitverhältnisse in ihm von der Freiheit und der Herrschaft der römischen Kirche entwickelt hatten. Ähnliche Verhältnisse hatten einst Papst Nicolaus I. zu ähnlichen Überzeugungen geführt: es war wohl nicht ohne Absicht, daß der neue Papst den Namen Nicolaus II. erhielt.

Die Umstände brachten es mit sich, daß die neue Richtung der päpstlichen Politik sich zuerst in Italien zeigen mußte, und unverzüglich trat sie hier an den Tag. Kaum war Nicolaus auf den Stuhl Petri erhoben, so setzte sich Hildebrand mit allen den Mächten in Verbindung, welche in den letzten Jahren in der Halbinsel aufgekommen waren, und die mehr oder weniger sämtlich eine dem Kaisertume feindliche Stellung einnahmen; er zog sie an sich, um sie dem Papsttum und der Kirche dienstbar zu machen. Es war ein verhängnisvoller Moment in unserer Kaisergeschichte, als sich die römische Kurie der nationalen Bewegung Italiens anschloß oder vielmehr in deren Mitte stellte.

2. Das Papsttum inmitten der italienischen Bewegung

Roms Bund mit der Pataria und den Normannen

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß unter dem Druck der Fremdherrschaft das nationale Gefühl am schnellsten erstarkt. Schon seit einem halben Jahrhundert war die deutsche Herrschaft in Italien fast nur mit den Mitteln des Schreckens erhalten worden, und die Folge war, daß das nationale Bewußtsein sich in den Italienern kräftiger entwickelte und zugleich mit demselben eine unüberwindliche Abneigung gegen die fremden Bedrücker. Eine nationale Bewegung ging durch die Halbinsel, die sich auf die mannigfachste Weise in Auflehnung gegen die bisherigen Ordnungen kundgab.

Der Herd der Bewegung lag in den lombardischen Städten, wo das Bürgertum bereits bewaffnet war und Anteil am Regiment gewonnen hatte. Kaum war Heinrich III. gestorben, so fiel es hier den vom deutschen Hofe eingesetzten Bischöfen überaus schwer, ihre Gewalt und ihr Ansehen zu behaupten. In Pavia wollte man schlechterdings von der deutschen Herrschaft nichts mehr wissen; man verweigerte dem von der Kaiserin geschickten Bischof jeden Gehorsam, die Bürger wählten einen anderen und wußten ihn zu behaupten. Ähnlich wäre es in Asti ergangen, wenn sich nicht die Markgräfin Adelheid der kaiserlichen Autorität angenommen hätte. Ungemein bedrohlich hätte diese Bewegung für die deutsche Herrschaft werden müssen, wäre sie nicht durch die uralte Rivalität der Städte untereinander gebrochen worden. Gerade inmitten derselben erhob sich ein erbitterter Streit um das Prinzipat zwischen Mailand und Pavia, der zu blutigen Kämpfen führte. Und doch war auch in Mailand nach Heinrichs III. Tode eine Empörung gegen den von ihm eingesetzten Erzbischof ausgebrochen und hatte durch die kirchliche Strömung der Zeit eine sehr eigentümliche, dem Papsttum günstige Wendung genommen.

Mailand war vor allen Städten des Abendlandes die Stadt der Kirchen und der Klerisei. Der Klerus war zahllos wie „der Sand am Meere" und lebte im größten Reichtum. Die Ambrosianische Kirche hatte alte

Ordnungen bewahrt, die von den römischen vielfach abwichen und, je heftiger sie von Rom bestritten, desto hartnäckiger festgehalten wurden. Die Selbständigkeit des heiligen Ambrosius gegen St. Peter war einer der wichtigsten Glaubensartikel für die Mailänder Geistlichkeit. Es war deshalb nicht zu verwundern, wenn die Reformbestrebungen Roms hier nicht nur ohne allen Einfluß geblieben waren, sondern den entschiedensten Widerspruch erweckt hatten. In den Augen Hildebrands und seiner Freunde galten die Mailänder Kleriker insgesamt als Simonisten und Nicolaiten, wie sie denn in der Tat für die Ordination feste Taxen bezahlten und meist im ehelichen Stande lebten. Je mehr sich nun die Mailänder Kirche der Einwirkung Roms widersetzte, desto schärfer reizte sie den Zorn des apostolischen Stuhls, zumal dieser sich in dem Bewußtsein seines unbeschränkten Aufsichtsrechts über die gesamte Kirche immer entschiedener befestigte, und um so empfindlicher machte sich Rom diese Opposition fühlbar, als von Mailand fast alle lombardischen Bischöfe als Suffragane abhängig waren. Seit geraumer Zeit hatten die Nachfolger Petri wenige Zeichen der Ergebenheit von den Mailänder Erzbischöfen erhalten; dagegen hatte es nicht an dem Versuch gefehlt, in Mailand ein Papsttum neben dem Papsttum zu errichten. Man erinnere sich, welche Stellung Erzbischof Aribert auf dem Stuhl des heiligen Ambrosius zu einer Zeit annahm, wo der römische Bischof alle Achtung verscherzte.

Schon Benedict VIII. und Leo IX. hatten den Kampf mit der Mailänder Geistlichkeit und den lombardischen Bischöfen begonnen, aber sich bald von der Erfolglosigkeit desselben überzeugt. Denn neben der geistlichen stand eine bedeutende politische Macht diesen Bischöfen zu Gebote. Noch waren überall die Städte von ihnen abhängig, obschon sie bereits den Kapitanen, den Valvassoren und den freien Bürgern, die wesentlich dem reichen Handelsstande angehörten, einen Anteil am Stadtregiment hatten einräumen müssen. Vor allem war der hohe Adel der Kapitane und der ritterliche Stand der Valvassoren tief in das Interesse der Geistlichkeit verwickelt: sie hatten die großen Kirchengüter zu Lehen und heirateten am liebsten aus den Familien des reichen Klerus, der sich andererseits wieder vorzugsweise aus ihnen ergänzte. Der Kampf gegen die lombardische Geistlichkeit war deshalb zugleich ein Kampf gegen den städtischen Adel; es handelte sich dabei kaum minder um politische als um kirchliche Interessen. Die neue aus den niederen Schichten des Volks sich bildende Partei, welche diesen Kampf unternahm und endlich mit Erfolg durchführte, hat ebensosehr die bürgerliche Freiheit in den lombardischen Städten begründet wie die kirchliche Selbständigkeit derselben vernichtet. Nur durch eine demokratische Bewegung konnte Rom hier zum Siege gelangen.

Anselm, aus Baggio, einem kleinen Orte im Mailändischen, gebürtig, gab zu dieser Bewegung den ersten Anstoß. Er war einer vornehmen Familie entsprossen und früh in die glänzenden Reihen des Mailänder

Klerus aufgenommen; seine Bildung hatte er zum Teil im Auslande gesucht und war zu Bec einer der ersten Schüler Lanfranks gewesen. Hier scheint er auch zuerst in die Richtung der Kluniazenser eingegangen zu sein, in deren Sinne er dann in Mailand gegen Simonie und Priesterehe zu predigen anfing. Die Predigten machten Aufsehen und wurden Erzbischof Wido lästig, der den übereifrigen Priester seiner Kirche alsbald Heinrich III. zur Verwendung im Dienste des Hofes empfahl. So kam Anselm nach Deutschland und diente dann einige Zeit in der kaiserlichen Kapelle, bis er im Jahre 1056 das erledigte Bistum Lucca erhielt, welches ihn in unmittelbare Beziehungen zu Herzog Gottfried und Beatrix brachte, auch bald dem Kardinal Hildebrand näher und näher führte.

Anselm war aus Mailand entfernt, aber seine Bestrebungen gingen dort nicht unter. Ein Diakon von ritterlicher Geburt, Ariald mit Namen, hatte sich, vom Erzbischof in hohem Maße begünstigt, ernsteren theologischen Studien hingegeben, welche ihn auf die Wege der Kluniazenser führten; wahrscheinlich hat er auch französische Schulen besucht und war dann Anselm und Hildebrand näher bekannt geworden. Unerschrocken trat Ariald um das Jahr 1056 in seinen Predigten für den Zölibat, die Unentgeltlichkeit der Weihen, das allgemeine Bistum Roms in die Schranken und übte, obwohl ihm eine geläufige Zunge fehlte, durch die Leidenschaftlichkeit seiner Angriffe gewaltige Wirkung. Bald fand er einen eifrigen Genossen an einem jungen überaus beredten Kleriker, mit Namen Landulf, dem höchsten Adel der Stadt verwandt, doch die Gunst der Masse ebenso suchend, wie sie schnell ihm zufiel. Landulf, dem noch die höheren Weihen fehlten, war zur Predigt nicht berechtigt, aber er setzte sich über die Vorschriften der Kirche weg und predigte mit unglaublichem Erfolg. Was der Erzbischof auch tun mochte, der Anhang der neuen Prediger war in stetem Wachsen, und schon im Anfange des Jahres 1057 kam es zu einem förmlichen Aufstand gegen die bestehenden Kirchengewalten. Die Prediger mit ihren Volkshaufen brachen eines Tages in die Kathedrale und verjagten den Erzbischof mit den Domherren aus dem Chor, dann stürmten sie die Häuser der Geistlichen, plünderten sie und trieben die Weiber hinaus. So ging es in der Stadt, so auf dem Lande, und nicht eher fanden die Priester Ruhe, als bis sie dem ehelichen Leben zu entsagen sich schriftlich verpflichteten.

Die Beschlüsse, welche Stephan IX. gleich im Anfange seines Pontifikats gegen die verheirateten Kleriker auf mehreren römischen Synoden veranlaßt hatte, konnten Ariald und Landulf in ihren Bestrebungen nur ermutigen. Manche Äußerungen, die sich in der erwähnten Streitschrift des Kardinals Humbert gegen die Simonisten finden, scheinen nur darauf berechnet, dem in Mailand entstandenen Kampf neue Nahrung zu geben. Dennoch wagte Erzbischof Wido, sich klagend an den apostolischen Stuhl

zu wenden, und der Papst befahl, über seine Beschwerden auf einer Provinzialsynode zu verhandeln, auf der sich auch Landulf und Arialdo stellen sollten. Die Synode wurde gehalten, aber beide stellten sich nicht und veranlaßten so, daß die versammelten Bischöfe über sie das Anathem aussprachen. Die Gebannten schäumten vor Wut gegen die Bischöfe und Priester; sie umgaben sich bei Tag und bei Nacht mit dichten Schwärmen von Laien, namentlich aus den niedrigsten Klassen des Volkes, und beherrschten mit diesen Banden die Stadt. Eidlich wurden diese Laien verpflichtet, den Kampf gegen die verheirateten und simonistischen Priester mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu führen. Die Gegner nannten den Anhang Landulfs spöttisch die Pataria, d. h. Lumpengesindel, aber bald sah die fanatisierte Masse in diesem Namen einen Ruhm; denn nach ihrer Meinung erhielt nur ihre Armut die Kirche in Ehren und gottgefälliger Reinheit. Jene reichen Priester schalten sie verbuhlte Weiberknechte, ihr geweihtes Sakrament „Hundemist", ihre prächtigen Kirchen „Pferdeställe".

Nicht lange danach ging Arialdo nach Rom, um hier sein und seiner Genossen Treiben in ein günstigeres Licht zu stellen, als es der Erzbischof tat. Es gelang ihm um so leichter, als er vor allem vollständige Unterwerfung der Mailänder Kirche unter Rom versprach. Anselm von Lucca und Kardinal Hildebrand wurden darauf nach Mailand geschickt, um die Sachen friedlich zu ordnen. Sie suchten zu begütigen. Aber den Aufruhr auf die Dauer zu stillen vermochten sie nicht; auch lag es kaum in ihrem Willen, da sie selbst eine lebhafte Teilnahme für diese Volksbewegung empfanden. Und schon verbreitete sich die Pataria auch nach anderen Städten der Lombardei; namentlich fand sie in Brescia, Cremona und Piacenza Anhang, obwohl die Patarener hier noch nirgends durchdringen konnten, sondern vielmehr einem hartnäckigen Widerstand allerorten begegneten. Als Landulf einst nach Piacenza kam, wurde er zum Krüppel geschlagen und längere Zeit seiner Tätigkeit entzogen. Der Bischof von Brescia wurde später, weil er ein römisches Dekret im Sinn der Pataria zu veröffentlichen wagte, von seinem eigenen Klerus beinahe ermordet.

Man sieht, es sind die kirchlichen Fragen der Zeit, von denen die Pataria ausgeht, aber unverkennbar ist zugleich in ihr eine feindselige Richtung gegen die deutsche Herrschaft. Je mehr sie an Kraft gewinnt, desto mehr treibt sie deshalb die Bischöfe und den städtischen Adel zum engsten Anschluß an den kaiserlichen Hof. Andere Standesinteressen, völlig entgegengesetzte Ansichten über die kirchlichen Fragen führten zu derselben Zeit, wie wir wissen, zu einer neuen Erhebung des römischen Adels: doch in der Abneigung gegen die kaiserliche Gewalt begegneten sich die Grafen von Tuskulum mit dem lombardischen Stadtvolk. Und indessen hatte sich Unteritalien schon so gut wie ganz von der deutschen Herrschaft befreit. Zwei ebenso kühne als verschlagene normannische Ritter waren es, die hier den Dingen eine Wendung gaben, welche nicht allein die Verbindungen

dieser Länder mit dem Kaiserreiche auf lange Zeit löste, sondern auch zu der Entwickelung einer neuen Macht führte, welche den Aufschwung der kaiserlichen Gewalt oft genug in der Folge gehemmt hat.

Kurz vor der Zeit, als Heinrich III. Radulf mit Aversa, Drogo mit Apulien belehnte, waren zwei junge beherzte Normannen, Richard, Asclittins Sohn, und Robert, ein Sohn Tancreds von Hauteville aus zweiter Ehe, nach Italien gekommen. Sie waren Schwäger; Richard war mit einer Schwester Roberts vermählt. Beide lockte die Lust nach Abenteuern und das glänzende Los, welches ihre Brüder in dem fernen schönen Lande gefunden hatten. Aber es lächelte ihnen im Anfange nicht ein gleiches Glück wie einst ihren Brüdern; ihre Angehörigen selbst sahen sie mit scheelen Blicken an, nicht gewillt, die gewonnene Macht mit ihnen zu teilen. Als Wegelagerer mußten sie eine Zeitlang ihr Leben fristen wie jene ersten Normannen, die sich in dem reichen Kampanien festgesetzt hatten.

Richard war ein Neffe Rainulfs, des ersten Grafen von Aversa, ein Bruder jenes „schönen jungen Grafen" Asclittin, der auf kurze Zeit in Aversa befehligt hatte und der Abgott seines Volkes gewesen war. Auch ihn hatte die Natur mit allen Reizen ausgestattet, mit einer ritterlichen Gestalt, einnehmenden Gesichtszügen, hellem Auge: „er strahlte von Schönheit." Niemand konnte ihn sehen, ohne von ihm gefesselt zu werden; die Erinnerungen an seinen Oheim und seinen Bruder gewannen ihm ohnehin zu Aversa, wo er zuerst auftrat, aller Herzen. Bald hatte er ein stattliches Gefolge, und man jubelte, wenn er inmitten desselben mit erstaunlicher Geschicklichkeit sein kleines Roß tummelte, auf dem er mit den Füßen fast die Erde berührte. Die Zuneigung des Volkes erregte in seinem Vetter Radulf, der damals Aversa regierte, sogar die Besorgnis, durch diesen liebenswürdigen Gast aus der Grafschaft verdrängt zu werden. Er vermochte deshalb Richard, Aversa zu verlassen und nach Apulien zu seinem Freund Humfred, dem jüngeren Bruder Drogos, zu ziehen. Hier fand Richard freundlichere Aufnahme und zeichnete sich in manchem Kampf als ein tüchtiger Degen aus.

In der kleinen Burg Genzano bei Venosa saß damals ein Ritter, namens Sarulo, der einst des Asclittin Vasall gewesen war. Kaum hörte er, daß der Bruder seines geliebten, in schönster Jugendblüte gestorbenen Herrn in Apulien sei, so lud er ihn dringend ein, seine Burg zu besuchen. Als Richard dort erschien, übergab er ihm ohne weiteres Genzano; er selbst wollte von dannen ziehen und konnte nur mit Mühe zu bleiben bewogen werden. So faßte Richard zuerst festen Fuß in Italien. Aber noch in derselben Nacht nahm er mit seinen neuen Getreuen eine andere Burg in der Nähe und brachte reiche Beute von dort nach Genzano. Sein Anhang wuchs nun mit jedem Tage; erst hatte er sechzig, bald hundert Ritter am Tische. Und in der Tat gab es nie einen abenteuernden Herrn, der frei-

gebiger mit seinen Schätzen geschaltet hätte. Tag für Tag zog er auf Beute aus, und Tag für Tag tat er mit vollen Händen unter seinen Gesellen aus, was er gewann. Schon fürchtete man ihn weit und breit, und selbst mit seinem Vetter in Aversa begann er Händel, die aber zum Glück bald beigelegt wurden.

Es ist begreiflich, wenn das Treiben Richards in Apulien dem Grafen Drogo in kurzer Zeit unerträglich wurde. Er geriet mit Richard in Fehde, bekam ihn in seine Gewalt und warf den widerspenstigen Vasallen in den Kerker. Aber nur kurze Zeit lag Richard in Banden; sein Schicksal gewann plötzlich eine überaus günstige Wendung. Graf Radulf von Aversa starb im Jahre 1047, und die Blicke aller Normannen dort wandten sich alsbald auf Asclittins Bruder. Flehentlich baten sie den Fürsten Waimar von Salerno, Richard aus dem Kerker zu befreien und ihnen zum Grafen zu geben. Waimar konnte ihren Bitten nicht widerstreben. Er erwirkte, daß Drogo Richard entließ und nach Salerno sandte; hier kleidete Waimar ihn in Seide und führte ihn dann selbst nach Aversa. Unter allgemeinem Jubel wurde Richard belehnt und leistete Waimar als seinem Lehnsherrn den Huldigungseid [1].

Robert mußte länger des Glücks warten. Er, einer der vielen Söhne des mehr kinderreichen als begüterten Herrn von Hauteville, hatte nach Italien wenig mehr als sich und sein Schwert gebracht. Aber er glaubte auf die Unterstützung seiner Stiefbrüder Drogo und Humfred rechnen zu können; überdies hatte ihm Gott einen starken Arm, eine donnernde Stimme, ein unverzagtes Herz und einen anschlägigen Kopf gegeben. Von stattlicher Größe, wohl gebaut vom Scheitel bis zur Zehe, blonden Haars und trotzigen Blicks aus den blauen Augen, schritt er mit dem vollen Gefühl einher, daß es ihm in der Welt an Macht und Ehre nicht fehlen könne. Aber die Stiefbrüder nahmen ihn in Apulien nicht so auf, wie er erwartet hatte; er mußte zuerst dort um das Brot für andere Herren seine Waffen führen. Es fraß ihm das Herz ab, daß solche, die nicht seinesgleichen, Burgen und Länder besäßen, während er, der Bruder des mächtigen Grafen, bei Fremden diene und keinen Fußbreit Landes sein eigen nenne.

Endlich erschloß sich ihm eine bessere Aussicht. Pandulf von Kapua suchte ihn, als er sich von Waimar bedrängt sah, in seine Dienste zu ziehen (1047); er versprach Robert eine Burg und seine Tochter zur Ehe. Aber sobald die Gefahr vorüber, gereute ihn sein unbedachtes Versprechen. Als Robert nach Kapua kam, um die Braut heimzuführen, sah er sich betrogen. „Gott vernichte Pandulfs Haus!" rief er aus, „er hat mir die

[1] Zunächst nach Radulfs Tode werden in einer Urkunde die Grafen Wilhelm und Hermann genannt. Hermann war wahrscheinlich Radulfs Sohn und Wilhelm dessen Vormund. In einer Urkunde von 1050 erscheint noch der junge Hermann neben Richard, wird aber dann nicht mehr erwähnt.

Tochter versprochen und sein Wort nicht gehalten." So zog er von dannen und verlangte nun um so dringender von seinem Bruder Drogo eine eigene Burg in Apulien. Nirgends aber fand dieser hier für Robert Raum, bis er endlich hart an der Grenze Kalabriens einen nackten Felsen entdeckte, der für eine Burganlage geeignet schien. Hier ließ er eine kleine Feste von Holzwerk erbauen, nannte sie Rocca di San Marco und übergab sie Robert; er überließ ihm zugleich Kalabrien, soweit er es erobern könnte.

Aber Robert hatte weder Geld noch Leute, um Eroberungen zu machen. Von seiner Burg sah er unter sich das weite Land, die reichen Städte, die zahlreichen Dörfer, die Herden auf den fetten Weiden und fühlte nur um so mehr seine Armut. Er dachte: was hilft Adel und Rittertum, vor allem muß man leben. Endlich entschloß er sich, heimlich nachts wie ein Dieb auszuziehen, um ein oder das andere Stück Vieh von der Weide zu treiben. So hatte man in Rocca di San Marco wenigstens Fleisch; der Trunk dazu war das Wasser der Quelle. Es dauerte nicht lange, so kehrte Robert zu Drogo zurück und klagte über seine verzweifelte Lage. Sein Aussehen zeigte am besten, wie sehr er ein Recht dazu hatte; denn so hohl sah er aus den Augen, daß Drogo und alle im Hause entsetzt die Blicke wandten. Mindestens so viel erreichte er, daß man ihm mehr Leute gab, so daß er nun wenigstens mit ritterlichem Anstand sein Raubhandwerk üben konnte. Er trieb fortan bei Tageslicht die Herden von den Wiesen und verkaufte sie, griff auf dem Felde die Arbeiter auf, die sich mit Brot und Wein auslösen mußten. Aber es blieb in der Burg ein trauriges Leben, bis Robert durch einen Handstreich, der einem Ritter wenig Ehre machte, und den er selbst später oft bereut hat, mehr zu Kräften kam.

In dem nahen Bisignano lebte ein alter reicher Gutsbesitzer, der große Herden besaß; sein Name war Peter. Er hatte mit Robert, um sein Eigentum zu wahren, ein gütliches Abkommen getroffen, und beide pflegten sich scherzweise Vater und Sohn zu nennen. Einst verabredeten sie eine freundschaftliche Zusammenkunft, zu der sie mit ihren Leuten erschienen. Sie begrüßten sich, beide zu Roß; Peter ritt heran und bot Richard den Mund zum Kusse; dieser aber legte plötzlich den Arm um den Hals des Alten und riß ihn vom Pferde, zugleich sprang er selbst aus dem Sattel und stürzte sich auf ihn, während seine Leute Peters Gefolge in die Flucht jagten. Der alte Mann wurde darauf nach Rocca di San Marco geschleppt und hier in der sonderbarsten Weise behandelt. Robert fiel ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und gestand, daß nur die Not ihn zu diesem Frevel verleitet habe. „Du bist mein Vater," sagte er, „und ein reicher Vater muß seinem armen Sohn helfen; so bestimmt es selbst das Gesetz." Peter versprach zu helfen und erbot sich, ihm 20 000 Byzantiner zu geben. Als er die Summe zahlte, wurde er entlassen und lebte fortan in Friede und Freundschaft mit Robert. Nun ging es lustiger auf Roberts Burg her, doch war zur Eroberung Kalabriens noch immer geringe Aussicht.

Es war bald darauf, daß Robert seinen Bruder in Apulien besuchte. Da traf ihn einer seiner Verwandten, mit Namen Girard, und redete ihn an: „Du Schlaukopf," — davon führte er fortan den Beinamen Guiscard, d. h. Schlaukopf — „weshalb irrest du so unstet umher? Nimm doch meine Muhme zum Weibe: dann will ich mit dir ziehen, um dir Kalabrien zu unterwerfen. Zweihundert Ritter sind bereit, uns zu helfen." Robert war hocherfreut über dieses Anerbieten. Obwohl die Dame ihm verwandt war und ihn kaum sonderlich anzog, entschloß er sich zur Heirat und bat seinen Bruder, sich mit Alberada — so hieß Girards Tante — vermählen zu dürfen. Nur mit dem äußersten Widerstreben gab Drogo die Erlaubnis, aber sie erfolgte, und die Ehe wurde vollzogen. Girard folgte mit seinen Freunden Robert nach Rocca di San Marco; bald gewannen sie Dörfer und Burgen bis tief in Kalabrien hinein und breiteten den Ruf ihrer Tapferkeit ebensosehr wie ihre Besitzungen aus.

Seitdem spielten Richard und Robert eine bedeutende Rolle unter den normannischen Herren. Nach Drogos Tode (1051) unterstützten sie Humfred, der jenem als Graf von Apulien gefolgt war, auf alle Weise, ohne jedoch dabei ihre eigenen Zwecke zu vergessen. Schon als Pandulf IV. von Kapua im Jahre 1049 starb und sein Sohn Pandulf V. allein die Regierung übernahm, hatte Richard seinen Blick auf dieses Fürstentum gerichtet; drei Jahre später griff er dann Kapua mit Waffengewalt an, gab aber die Belagerung auf, als ihm die Einwohner 7000 Byzantiner als Lösegeld zahlten. Man weiß, wie zu derselben Zeit das Fürstentum Salerno durch eine furchtbare Revolution erschüttert wurde und Gisulf II. nur durch die Unterstützung der vereinten normannischen Macht den Thron seiner Väter behauptete, wie diese vereinte Macht dann gegen die Angriffe Leos IX. standhielt und von Stephan IX. alsbald aufs neue bedroht wurde. Humfred, Richard und Robert hatten zusammen bei Civitate gegen den Papst gefochten; sie hatten nur Spott erfahren, als sie auf ihre Fahnenlanzen wiesen und ihre Länder vom Kaiser zu Lehen zu tragen behaupteten. Das Band, welches sie bisher an den Stuhl Petri und den Thron des Kaisers geknüpft hatte, war zerrissen; nur durch eigene Kraft, sahen sie, konnten sie sich ferner in dem fremden Lande behaupten. Aber sie verzagten nicht; auch in der Stunde der Gefahr hielten sie treu zusammen, und immer neue Hilfsscharen eilten aus der Normandie ihnen zu. Zu Richard hatte sich sein Bruder Robert gesellt, der eine Tochter Drogos zur Ehe nahm; zu Humfred zog sein leiblicher Bruder Goffred und seine Stiefbrüder Mauger, Wilhelm und Roger, von denen Roger zuerst seine Waffen zur Seite Robert Guiscards in Kalabrien übte, während Mauger und Goffred sich in der Capitanata Besitzungen erwarben und Wilhelm, der in die Dienste Gisulfs trat, einen großen Teil des Fürstentums Salerno als Lehen gewann. Mit jedem Tag wuchs die Macht der Normannen; nur durch eine ränkevolle, treulose Politik konnten sich ihnen gegenüber

die langobardischen Herren in Benevent, Kapua und Salerno noch erhalten, zumal sie jedes Beistandes der kaiserlichen Gewalt jetzt entbehrten.

In dieser Lage der Dinge starb Humfred im Jahre 1057. Er hinterließ einen Sohn, Abälard mit Namen, der aber nicht in dem Alter war, selbst das Regiment zu führen. Sterbend hatte er die Vormundschaft über den Sohn seinem Bruder Robert Guiscard übertragen, und ihn wählten die Normannen Apuliens auch sofort zu ihrem Grafen. Gisulf von Salerno erkannte nicht allein die Wahl an, sondern gab sogar seinen Sohn und seinen Neffen an Robert als Unterpfand, daß er ihm alljährlich die bedungenen Zahlungen leisten würde. So weit war es gekommen, daß Gisulf bereits seinen eigenen Vasallen Tribut zahlen mußte; er zahlte einen solchen nicht allein Robert, sondern auch dessen Bruder Wilhelm und Richard von Aversa. Schon war das ganze Fürstentum in den Händen dieser normannischen Häuptlinge; nur Salerno selbst und die nächsten Burgen behauptete noch Gisulf, und auch hier lebte man hinter Mauern und Gräben in stetem Belagerungszustand. Einzig und allein, daß die Normannen den Raub sich einander nicht gönnten, schützte noch die ganz erschütterte Macht des Fürsten vor dem völligen Untergang.

Indessen fiel Kapua in die Hände Richards von Aversa. Im Jahre 1057 starb Pandulf V. und hinterließ die Herrschaft seinem Sohn Landulf VIII., der nur wenige Tage ihrer froh werden sollte. Richard rückte aufs neue vor die Stadt und schnitt ihr die Lebensmittel ab; eine Hungersnot entstand in derselben, und bald sahen sich die Einwohner mit den Normannen ein Abkommen zu treffen genötigt (1058). Landulf mußte die Stadt verlassen; er und seine Nachkommen irrten nachher hilflos im Exil umher und haben niemals die Heimat wiedergesehen. Das langobardische Fürstentum in Kapua hatte sein Ende erreicht; Richard nannte sich fortan Fürst von Kapua, und die Grafschaft Aversa verlor ihre bisherige Bedeutung, indem sie in das neue normannische Fürstentum aufging. Nur die Stadt Kapua selbst bewahrte vier Jahre noch eine gewisse Selbständigkeit, da Richard die Bewachung der Tore und Mauern der Bürgerschaft beließ. Er gab dies für den Augenblick zu, da er diesen Schein von Freiheit doch zu jeder Zeit vernichten konnte; sein nächstes Augenmerk war, seine Macht in Kampanien gegen seine Nebenbuhler zu schützen und sich namentlich Salernos zu versichern. Aber hier begegnete er dem Widerstand Robert Guiscards; dieser Widerstand war um so mehr zu fürchten, als Robert inzwischen seine Macht im Süden weiter und weiter ausgebreitet hatte. Schon war er fast bis zu der Meerenge von Messina vorgedrungen und begann sich Herzog von Apulien und Kalabrien zu nennen.

Richard und Robert hatten der normannischen Macht in Italien unleugbar eine ganz neue Bedeutung gegeben; wenn die ersten Niederlassungen durch den Beistand der Kaiser und Päpste Bestand gewannen, so konnte man von den Fürstentümern, die jetzt begründet waren, ein Gleiches

nicht sagen, vielmehr waren diese unabhängig von der kaiserlichen Gewalt, die sie in diesen Gegenden geradezu vernichteten, wie im unmittelbaren Gegensatz gegen die Bestrebungen der Päpste entstanden. Hildebrand hat später einmal behauptet, alle weltliche Herrschaft sei von Räubern ausgegangen; die Normannenstaaten, die er in Unteritalien hatte erwachsen sehen, waren in der Tat von Abenteurern errichtet, die sich in ihren Anfängen wenig von Räubern unterschieden. Wunderbar genug, daß er dennoch solchen Männern ohne Bedenken die Hand zum Bunde reichte. Kaum war Nicolaus II. in Rom eingesetzt, so eilte Hildebrand zu Richard, um sich seines Beistandes gegen den römischen Adel zu versichern. Er schloß mit den Normannen ein Bündnis, nach welchem der Papst Richard als Fürsten von Kapua anerkannte, wogegen dieser Lehnstreue dem apostolischen Stuhle versprach. Richard war der erste Fürst, der ein klares Vasallitätsverhältnis zum römischen Bischof einging.

Unverzüglich, nachdem dieser Bund geschlossen war, trat Richard als Vogt der römischen Kirche auf; er übernahm, was bisher die deutschen Kaiser als ihr Recht und ihre Pflicht erkannt hatten, was jetzt Herzog Gottfried als Stellvertreter des Königs hätte auf sich nehmen müssen, aber entweder nicht leisten konnte oder nicht wollte. Dreihundert normannische Ritter zogen gegen Rom, um dem Papste Hilfe zu leisten; sie brachen die Burgen des widerspenstigen römischen Adels, die sie auf ihrem Wege fanden. Tuskulum, Palestrina, Mentana konnten ihnen nicht widerstehen, und nichts hinderte sie, durch Rom selbst zu ziehen, um ihr Zerstörungswerk auch im Norden des Tiber fortzusetzen. Sie kamen bis gegen Sutri hin, ohne einem namhaften Widerstand zu begegnen. Nur Galeria, wo Benedict verweilte, hielt sich bei dem ersten Angriff; als aber nach kurzer Zeit die Normannen aufs neue anzogen, glaubte Benedict selbst, seine Sache aufgeben zu müssen. Er versprach, das päpstliche Gewand abzulegen, wenn man ihm Sicherheit für sein Leben und seine Person zusagte. Als dies geschah, verließ er Galeria und kehrte in das Haus seiner Mutter nach Rom zurück.

So wurden die Burgen des römischen Adels von Richard gebrochen, so die Gewalt Nicolaus' II. in Rom und der Campagna gesichert. Und schon hatte sich Hildebrand auch Robert Guiscard genähert. Desiderius von Monte Cassino, der sich schnell und ganz das Vertrauen der normannischen Fürsten gewonnen hatte, war zum Kardinal der römischen Kirche und apostolischen Vikar in ganz Kampanien, Apulien und Kalabrien ernannt worden; fester und fester zog er nun den Bund des apostolischen Stuhls mit den fremden Rittern. Man weiß, die Normannen hatten von Anfang an eine große Verehrung gegen die Nachfolger Petri gezeigt; nur widerstrebend hatten sie gegen Leo IX. die Waffen ergriffen und dem besiegten Papst die Füße geküßt. Es ist keine Frage, daß sie sich von dem Fluche der Kirche, der schwer auf ihnen lastete, gern befreiten, daß sie

lieber für Rom als gegen Rom ihre Waffen führten. Unendlich viel mußte ihnen überdies daran liegen, ihre Eroberungen durch die Autorität der Kirche geheiligt zu sehen; aber nicht minder erfreut war Hildebrand, in diesen gefürchteten Kriegern bereitwillige Werkzeuge seiner Absichten zu besitzen. Es machte ihm wenig Sorge, daß er hier die Wege Leos IX. und Stephans IX. verließ; nur Niederlagen für Rom hatten auf diesen Wegen gelegen, und er wollte die Straße des Sieges ziehen.

Alles ließ sich auf das glücklichste an. Während Hildebrand die Normannen für Rom gewann, hatte Petrus Damiani Mailands Kirche dem apostolischen Stuhl unterworfen. Von Anselm von Lucca begleitet, war er als Legat des Papstes in Mailand erschienen. Seine Gegenwart allein war ein Triumph der Pataria und erfüllte den Erzbischof mit panischem Schrecken. Mit großer Kühnheit trat der römische Kardinal auf. Als er die Synode eröffnete, nahm er ohne weiteres den Vorsitz in Anspruch, Anselm wies er zur Rechten, dem Erzbischof zur Linken den Platz an. Wido war völlig außer Fassung gebracht. „Auch auf meinen Fußschemel", sagte Petrus, „würde er sich gesetzt haben, wenn ich es gewollt hätte." Der Legat des Papstes hielt dann über die Kirche des heiligen Ambrosius Gericht, als wäre sie bereits ganz in den Händen Roms. Dennoch hatte er noch einen schweren Sturm zu bestehen; denn das Volk zu Mailand war empfindlicher als der Erzbischof, und das Auftreten des römischen Kardinals verletzte den Stolz der Mailänder auf das tiefste. Am Tage nach der Eröffnung der Synode brach ein Aufstand aus. Wildes Getümmel erfüllte die Stadt. Petrus glaubte schon, für sein Leben fürchten zu müssen, und Landulf gelobte in der Angst seines Herzens, in ein Kloster zu gehen. Aber der Sturm brauste schnell vorüber. Petrus sprach zu der Menge von der Hoheit und göttlichen Prärogative der römischen Kirche; unerwarteterweise fand er Gehör und Gehorsam. Obwohl er selbst seinen Worten allein den Erfolg zuschrieb, verlief sich die Bewegung doch wohl nur deshalb so schnell, weil Wido nicht die geringste Neigung an den Tag legte, an ihre Spitze zu treten.

Ungestört konnten am folgenden Tage die Verhandlungen der Synode fortgesetzt werden. Freilich sah Petrus bald, daß es unmöglich war, hier mit voller Strenge durchzugreifen; er begnügte sich deshalb, Kirchenstrafen leichterer Art — Wallfahrten nach Rom, Tours und St. Jago — über den Erzbischof und alle Kleriker, welche der Simonie oder des Nicolaitismus schuldig waren, zu verhängen und sie zugleich bündig zu verpflichten, für alle Folge den Gewohnheiten ihrer Kirche zu entsagen, welche die Gesetze Roms als ketzerisch verurteilt hatten. Das Ergebnis der Synode wurde dann in der Kathedrale dem Volke verkündigt und die aus der Kirche Ausgeschlossenen wieder in die Gemeinschaft derselben aufgenommen, nachdem sie öffentlich jene Eidesformel hatten beschwören müssen,

in welcher Simonie und Nicolaitismus als Häresien verurteilt und alle Simonisten und beweibten Priester des Anathems schuldig erklärt wurden.

Dieses Verfahren des Legaten war Ariald nicht entschieden genug; er suchte es später in Rom rückgängig zu machen, aber ohne Erfolg. Auch Petrus zweifelte anfangs, ob er Hildebrand ganz genug getan hätte, doch sah er selbst nicht mit Unrecht in diesen Mailänder Vorgängen einen glänzenden Sieg der römischen Kirche. Er erzählt, wie Hildebrand ihn zuvor öfters aufgefordert habe, eine kurze Zusammenstellung aller Rechte des Stuhls Petri zu machen, die gleichsam als Rüstkammer in den Kämpfen des apostolischen Stuhls dienen könne, ihm selbst aber eine solche Arbeit lange unnötig erschienen sei; erst dort in Mailand, als er Roms Prärogative so glänzend zur Geltung gebracht, sei ihm der Nutzen eines derartigen Werks klar geworden, so daß er sich Hand anzulegen entschlossen habe. In Mailand selbst fühlte man es recht wohl, daß die Freiheit der ambrosianischen Kirche einen tödlichen Streich empfangen. „Wahrlich, wahrlich!" schreibt ein gleichzeitiger Chronist, „diese Begebenheit steht nicht ohne Grund in den Annalen Roms verzeichnet, und immerdar wird es nun heißen: Mailand ist Rom unterworfen."

In der Tat erkannte auch Rom die ganze Bedeutung dieses Sieges und beutete ihn mit großer Eilfertigkeit aus. Binnen kürzester Frist wurde der Erzbischof mit seinen Suffraganen, den Bischöfen von Asti, Alba, Vercelli, Novara, Lodi und Brescia, zu einem Konzil nach Rom beschieden. Sie erschienen, „diese hartnäckigen Stiere der Lombardei", und versprachen nun volle Unterwerfung unter Rom. Der Papst investierte Wido dann gleichsam von neuem mit seinem Erzbistum durch einen Ring. War der Erzbischof bisher ein Vasall des Kaisers gewesen, so sollte er fortan der Dienstmann des römischen Bischofs sein: kaum anders war diese ungewohnte Zeremonie zu deuten. Vor allem ist klar, daß man die Lombarden ebenso fest wie die Normannen an den Stuhl Petri zu knüpfen suchte, daß man im Norden wie im Süden der Halbinsel die Rechte des Reichs anzutasten sich wenig scheute.

Die römische Kirchenversammlung von 1059

Es war ein für alle Zeiten merkwürdiges Osterkonzil, auf dem sich der Mailänder Klerus so tief vor dem Papsttum demütigte. Auf diesem Konzil trat zuerst klar die veränderte Politik Hildebrands — denn er beherrschte durchaus den Papst und die römische Kurie — vor aller Welt an den Tag, und man muß sagen, daß mit demselben die geschichtliche Entwickelung in eine neue Phase trat.

In der zweiten Woche nach Ostern, am 13. April 1059 wurde das Konzil im Lateran eröffnet, die stattlichste Versammlung, welche man je-

mals bisher hier gesehen hatte: mehr als hundert Erzbischöfe und Bischöfe waren erschienen, denen sich eine unermeßliche Schar niederer Kleriker und Mönche angeschlossen hatte. Mustert man die Reihen, so findet man die ganze Kirche Italiens von den Grenzen Apuliens bis zu den Alpen vertreten; nur der Erzbischof von Ravenna wird vermißt. Weitaus die meisten Bischöfe gehörten Italien an; wenige waren aus Burgund und Frankreich gekommen. Aber nicht ein deutscher Bischof war unseres Wissens in der Versammlung, und es kann nicht wundernehmen, wenn der deutsche Klerus später eine feindliche Stellung gegen die gefaßten Beschlüsse nahm, bei denen er in keiner Weise mitgewirkt hatte, und denen man doch eine allgemeine Bedeutung für die ganze abendländische Kirche zu geben versuchte. Eine viel zu einflußreiche Stellung hatte bisher der deutsche Klerus in dieser Kirche behauptet, als daß er sich die Rolle des leidenden Gehorsams so leichthin hätte aufnötigen lassen.

Das erste und wichtigste Geschäft des Konzils war, die Erhebung des Florentiner Bischofs auf den päpstlichen Stuhl, wie sie unter eigentümlichen Umständen in einer von dem Herkommen abweichenden Weise erfolgt war, gegen jeden kanonischen Einwand für alle Folge zu sichern. Dazu mußte zunächst eine empfindliche Demütigung jenes unglücklichen Benedict dienen, welchen der römische Adel erhoben hatte. Hildebrand führte ihn in die Versammlung; hier sollte er ein Sündenbekenntnis ablegen, welches man ihm in die Hand gab. Er weigerte sich, aber man zwang ihn, dasselbe zu lesen, und unter Tränen bekannte er Sünden, die er niemals begangen zu haben glaubte. Als er geendet, rief Hildebrand: „Seht, Bürger von Rom, das sind die Taten des Bischofs, den ihr euch erwählt habt!" Das Konzil begnügte sich nicht damit, Benedict des Bistums zu entsetzen; es verstieß ihn zugleich völlig aus dem geistlichen Stande. Er blieb für die Folge in Rom, gleichsam in der Haft seiner Widersacher. Man wies ihm eine Wohnung in der Kirche der heiligen Agnes an; etwa zwanzig Jahre hat er hier noch gelebt. Allmählich wurde er wieder zum Diakonen und Priester befördert, und als er unter dem Pontifikat Hildebrands starb, befahl dieser ausdrücklich, ihn im päpstlichen Ornat zu bestatten. „Zu meinem Unglück", soll er gesagt haben, „bin ich diesem Manne begegnet; denn zu einem schweren Vergehen bin ich dadurch verleitet worden." Es kam ja bald genug die Zeit, wo es in seinen Augen eher ein Verdienst als ein Frevel war, daß Benedict im Widerspruch gegen den deutschen Hof den Stuhl Petri bestiegen hatte.

Der von den Römern erwählte Papst war als Eindringling beseitigt, aber es galt nun auch, die Wahl der Kardinalbischöfe als eine gesetzmäßige darzustellen. Es geschah dies nicht, indem man sich schlechthin auf das Heinrich III. zugestandene Ernennungsrecht oder frühere Vorgänge berief, sondern indem man das diesmal eingeschlagene Verfahren als das an sich zweckgemäße und deshalb für die Folge als Norm festhielt. Denn das ist

offenbar die Absicht bei dem berühmten Wahldekret, welches auf diesem Konzil erlassen wurde. Wenn dasselbe bestimmt, daß die Wahl hauptsächlich durch die Kardinalbischöfe erfolgen solle und zwar „unbeschadet der schuldigen Achtung und Ehrerbietung gegen den König, dessen Erhöhung zum Kaiser erwartet werde, wie es ihm der Papst bereits zugestanden habe und auch dessen Nachfolgern, die vom apostolischen Stuhl für ihre Person dieses Recht erlangt haben würden"; wenn ferner bestimmt wird, daß man bei der Wahl nicht an einen Kleriker der römischen Kirche gebunden sei, wenn sich der rechte Mann nicht in ihr finde, daß die Wahl, wenn sie unbehindert in Rom selbst nicht stattfinden könne, auch an jedem anderen Ort von den Kardinalbischöfen, selbst unter nur geringer Beteiligung der anderen Wahlberechtigten, vollzogen werden dürfe, wenn endlich dem Erwählten alle Befugnisse seines Amts auch vor der Inthronisation, wofern dieselbe nicht sogleich erfolgen könne, zugestanden werden — so ist dies alles nichts anderes als eine gesetzliche Fixierung der tatsächlichen Umstände, die bei der letzten Wahl obgewaltet hatten. Die Stellung des neuen Papstes schien keine festere Grundlage gewinnen zu können, als wenn man seine Wahl gleichsam als Vorbild für alle späteren Wahlen hinstellte und über jeden das Anathem aussprach, der in anderer Weise auf den Stuhl Petri gelangte.

Es kann befremden, daß Hildebrand — denn er ist der Urheber der neuen Wahlordnung — bei diesem Verfahren dem deutschen Könige noch immer einen gewissen Einfluß auf die Wahl beließ. Aber beruhte denn nicht wesentlich auf diesem Einfluß die eigene Erhebung des Nicolaus? Überdies wissen wir aus dem Dekret selbst, daß Nicolaus schon zuvor[1] ausdrücklich ein auf die Papstwahl bezügliches Zugeständnis dem Könige hatte machen müssen. Die Beseitigung desselben würde deshalb unmittelbar zu einem unheilbaren Bruch mit dem Hofe geführt und nicht allein den Papst, sondern auch Herzog Gottfried in die gefährlichste Stellung getrieben haben. So fügte sich Hildebrand den Umständen, aber nichtsdestominder ist deutlich genug, daß er dadurch die Freiheit der römischen Kirche nicht für alle Folge beschränkt wissen wollte. Schon die Worte der Wahlordnung lassen nicht den geringsten Zweifel, daß das dem Könige eingeräumte Recht nur als persönliches Zugeständnis gelten sollte, welches man ihm als dem Kaiser der Zukunft machte; denn als solchen hatte man ihn bereits ausdrücklich anerkannt. Von einem Erbkaisertum aber oder einem selbstverständlichen Anspruch der deutschen Könige auf die Kaiserkrone und einem dieser dauernd anhaftenden Einfluß auf das römische Bistum ist nirgends die Rede, vielmehr weist der ganze Zusammenhang des Dekrets darauf hin, daß man einen solchen Anspruch keineswegs anzuerkennen gesonnen war.

Gewiß ist nicht ohne Bedeutung, daß in den Synodalschreiben, in

[1] Wahrscheinlich auf der Synode zu Sutri.

welchen der Papst damals und später die neue Wahlordnung berührt, allein der anderen Bestimmungen, des königlichen Rechts aber mit keinem Worte gedacht wird. Man sah dies Recht nur als ein zeitweises, gleichsam zufälliges Zugeständnis an, welches das innerste Wesen des neuen Wahlverfahrens nicht berührte: der Kern desselben war die Besetzung des Stuhles Petri nicht durch die Wahl des römischen Adels und des römischen Volkes, sondern durch die Wahl des Klerus und zwar in erster Linie der Kardinalbischöfe. Übrigens ist das Wahldekret Nicolaus' II. niemals recht zu praktischer Geltung gekommen. Man hat sich zwar von seiten des deutschen Hofs wie der römischen Kurie mehrfach in der Folge darauf berufen, aber sich weder von dieser noch von jener Seite genau an die Bestimmungen desselben gehalten, und selbst Fälschungen sind nicht gescheut, um es für das besondere Interesse brauchbar zu machen. Die Worte, welche sich auf den Anteil des Königs an der Wahl beziehen, sind dunkel und vieldeutig, und wie schon in der nächsten Zeit ist über die Bedeutung derselben bis auf unsere Tage gestritten worden.

Wie man das Dekret des Nicolaus auch beurteilen mag, es bezeichnet unverkennbar einen Fortschritt jener Partei, welche das Papsttum dem Einflusse des Kaisertums entziehen wollte und die Freiheit der Kirche als ihren Wahlspruch im Munde führte: jener Partei, die Hildebrand leitete, und der er gleichsam erst Leben und Kraft gab. Wie sie aber die Freiheit der Kirche mit der weltlichen Herrschaft derselben in unmittelbarer Verbindung dachte, zeigt ein Vorgang auf dem Konzil, über den wir leider nicht ganz zuverlässig unterrichtet sind, da ein böswilliger Gegner Hildebrands uns allein von demselben Kunde gibt. Es ist der Bischof Benzo von Alba, der selbst auf dem Konzil zugegen war, dem man aber auch da, wo er als Augenzeuge berichtet, oft den Glauben versagen muß. Hildebrand, erzählt er, habe den Papst mit einer Krone geziert, auf deren unterem Reif die Worte gestanden hätten: Corona regni de manu Dei, d. h. die Königskrone aus Gottes Hand, auf dem oberen: Corona imperii de manu Petri, d. h. die Kaiserkrone aus Petri Hand. Der Anblick des gekrönten Papstes habe die Versammlung, berichtet Benzo, so in Verwirrung gesetzt, daß sie sich gar nicht wieder habe beruhigen können. So gerechtfertigt auch das Mißtrauen gegen Benzos Berichte im allgemeinen ist, so wird er doch hier keine Erfindung seiner erhitzten Phantasie dem leichtgläubigen Leser als geschichtliche Wahrheit aufgebürdet haben. Denn unerhört war bis dahin, daß sich ein römischer Bischof mit der Krone schmückte, während die päpstliche Krönung schon in der nächsten Zeit als eine hergebrachte Zeremonie erscheint. Auch was Benzo von der Krone mit den beiden Reifen berichtet, wird sich nicht anfechten lassen. Die Päpste legten eine solche um die Mitra, ehe sie im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts das Triregnum (die dreifache Krone) annahmen; ein einfacher Kronenreif ist von ihnen unseres Wissens niemals getragen worden.

So vereinigt sich alles, um Benzos Bericht zu bestätigen, und ist wirklich geschehen, was er berichtet, so steht außer Zweifel, daß Hildebrand bereits damals die kühnsten Folgerungen aus seiner Idee von der Freiheit der Kirche gezogen hatte und keinen Anstand nahm, diese Idee mit allen ihren Konsequenzen vor der Welt zu enthüllen. Jene Doppelkrone mit ihren Inschriften sprach deutlich genug aus, daß Königtum und Kaisertum von Gott und dem heiligen Petrus unmittelbar den römischen Bischöfen übertragen sei, daß jede anderweitige Übertragung deshalb nur von dem Stuhle Petri ausgehen könne. Hatte das Papsttum bisher in Abhängigkeit von dem Kaisertum gestanden, so brachte das neue System, konnte es durchgeführt werden, das Kaisertum in unmittelbare Abhängigkeit von dem Papsttum und damit zugleich jede andere weltliche Macht in die Dienstbarkeit der römischen Kirche.

Hilfskräfte des Papsttums

Kaum ist ein schrofferer Gegensatz denkbar, als zwischen den neuen Ansprüchen Roms und den durch Verjährung geheiligten Machtbefugnissen der deutschen Krone bestand. Wie schwach auch im Augenblick das Kaisertum in dem Knaben Heinrich sich darstellte, wie gebunden die Reichsgewalt durch das Mitregiment der Fürsten war, Hildebrand mußte sich doch auf einen Kampf gefaßt machen und die Kräfte überschlagen, auf die er in demselben zu zählen hätte. Die Beschlüsse des Konzils selbst zeigen, auf welche Kräfte innerhalb der Kirche er da seine Hoffnungen setzte. Es war weniger der deutsche Klerus als die Geistlichkeit Italiens, Frankreichs und Burgunds; es war vor allem Cluny mit seinem weitreichenden Einfluß und die fanatische Schar der Patarener in der Lombardei.

Wie mußte es den Mut jener Mailänder beleben, welche den Kampf gegen den Nicolaitismus zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatten, wenn jetzt die schärfsten Maßregeln gegen die Priesterehe von Rom selbst ergriffen wurden! Es ist ein überaus folgenreicher Kanon dieses Konzils, welcher den Laien die Messe eines verheirateten Priesters zu hören verbietet, welcher zugleich jeden verheirateten Priester, Diakon und Subdiakon seiner Einkünfte beraubt und vom Chor ausschließt, bis Rom über ihn geurteilt habe. Das Papsttum konnte sich nicht bestimmter für die Pataria erklären, und es ist kein Wunder, wenn sie bald überall in der Lombardei festeren Bestand gewann. Und so lag es andererseits ganz in den Tendenzen der Kluniazenser, wenn ein nicht minder bedeutsamer Kanon des Konzils auf die Herstellung des kanonischen Lebens in seiner alten Strenge bei den bischöflichen Kirchen drang, ein vollständiges Zusammenleben und das Aufgeben eigener Amtseinkünfte von den Domherren ver-

langte; es hatte den Anschein, als ob man alle Domstifte in Mönchskloster verwandeln wollte. Hildebrand selbst veranlaßte, daß einige mildernde Bestimmungen, welche die deutsche Kirche in der Regel Chrodegangs von Metz eingeführt hatte, jetzt beseitigt wurden; was die gesamte Kirche bisher für Recht gehalten habe, müsse nicht in dem „kleinen Winkel Deutschlands", meinte er, anders gehalten werden. Und welche Aussicht eröffnete es allen Geistlichen, die in den Grundsätzen des Pseudoisidor erzogen waren, wenn von dem Stuhle Petri nun in schneidender Schärfe die Forderungen ausgesprochen wurden, daß kein Laie über einen Kleriker richten dürfe, daß niemand ein Kirchenamt aus Laienhand annehmen sollte; obschon solche allgemeine Verbote ohne bestimmte Strafandrohungen zunächst wenig praktische Bedeutung zu haben pflegten.

Man kennt die nahen Beziehungen Hildebrands zur französischen Kirche; nichts mußte ihm jetzt mehr am Herzen liegen, als sie zu erhalten und den gesamten gallikanischen Klerus auf das engste an Rom zu ketten. Er wußte nur zu gut, daß dieser Kirche durch Berengars Lehren ein gefährliches Schisma drohte: um jeden Preis suchte er es zu verhindern, selbst der Preis der eigenen Überzeugung war ihm da nicht zu teuer. Berengars Freunde hatten mit großer Freude gesehen, wie Hildebrands Einfluß jetzt die römische Kurie beherrschte; nichts kam ihnen willkommener als eine Aufforderung des Kardinals, Berengar solle persönlich auf dem römischen Konzil erscheinen. Berengar trat die Reise mit den besten Hoffnungen an; er baute auf seinen Freund, den mächtigen Kardinal. Aber er mußte bitter empfinden, wie sehr er sich in ihm getäuscht hatte. Hildebrand hinderte nicht, daß der Kardinal Humbert Berengar ein Glaubensbekenntnis abpreßte, in dem er alle seine bisherigen Lehren widerrufen und der rohesten Auffassung des Abendmahldogmas zustimmen mußte: ein Glaubensbekenntnis, welches lediglich der Zwang dem in seiner Ansicht sich immer mehr befestigenden Manne aufbürden konnte, und welches er von sich warf, sobald er der beängstigenden Luft Roms wieder entronnen war. Wenn Hildebrand Berengar so seinen Gegnern preisgab, so konnte ihn nichts anderes bestimmen als die Besorgnis, durch einen dem freidenkenden Lehrer günstigen Spruch die strengere Geistlichkeit Frankreichs von Rom abzuwenden; vornehmlich nahm er dabei wohl auf Lanfrank Rücksicht, der in Frankreich bereits eine geistige Macht geworden war. In der Tat gestalteten sich die Beziehungen des Papsttums zur französischen Kirche in sehr befriedigender Weise: der Papst dachte schon daran, selbst nach Frankreich zu gehen, um hier ähnliche Triumphe wie einst Leo IX. zu feiern.

Unfraglich waren die Streitkräfte, welche die Kirche unmittelbar dem Papsttum darbot, selbst für die politische Stellung desselben von größtem Belange; auch die Kirche trug ja das Schwert, dessen man in den bevorstehenden Kämpfen bedurfte. Aber Hildebrand übersah sehr wohl, daß

man gegen das Kaisertum nicht allein mit den kirchlichen Mächten streiten könne, sondern auch des Beistandes der weltlichen Gewalten bedürfe. Auch hier rechnete er weniger auf Deutschland als Italien und Frankreich.

An allen Höfen Frankreichs war Hildebrand bekannt; überall hatte er Verbindungen angeknüpft, die er nun fester und fester anzog. Mit dem Grafen von Poitiers und Anjou stand er längst in vertrauten Beziehungen, welche ihm jetzt vortrefflich zugute kamen. Der Herzog Wilhelm von der Normandie, dessen Ehe der Papst anfangs als blutschänderisch verurteilt hatte, wurde durch Lanfrank alsbald mit Rom ausgesöhnt und galt fortan als ein gehorsamer Sohn der Kirche. Auch um die Freundschaft König Heinrichs I. bewarben sich Hildebrand und der Papst und mit dem besten Erfolg. In Anwesenheit zweier päpstlicher Legaten wurde der siebenjährige Philipp am 23. Mai 1059 zum Nachfolger seines Vaters zu Reims geweiht; die Vorgänge bei dieser Feierlichkeit stellten König Heinrich in das Licht eines Vorfechters der Kirchenreform, obwohl ihn noch vor kurzem der Kardinal Humbert als einen Rebellen gegen Gott, als einen zweiten Julian und den schlimmsten der Simonisten gebrandmarkt hatte. Für die Pläne Roms starb Heinrich zu früh, im August des Jahres 1060. Daß nun auch in Frankreich eine vormundschaftliche Regierung eintrat, mochte Hildebrand weniger als eine Förderung seiner Absichten ansehen als die schwache Regentschaft in Deutschland. Aber der Vormund des jungen Philipp wurde zum Glück des Papsttums Graf Balduin V. von Flandern, der alte Bundesgenosse Herzog Gottfrieds, derselbe Mann, der so manchen Strauß gegen Kaiser Heinrich III. ausgefochten hatte. Obschon die Kaiserin Agnes von der Loire stammte, übte sie damals doch kaum den leisesten Einfluß auf die Entwickelung der französischen Angelegenheiten, die dagegen Rom für seine Interessen zu nutzen nicht ohne Erfolg bemüht war.

Aber so groß die Teilnahme Hildebrands und des Papstes an dem Gang der französischen Politik war, vornehmlich beschäftigten sie doch die Verhältnisse Italiens selbst. Vor allem war man hier durch die ganze Lage der Dinge an Herzog Gottfried gebunden. Für das Verhältnis der römischen Kurie zu ihm ist es sehr bezeichnend, daß Ancona, weil es sich nicht dem Herzog unterwerfen, sondern nur dem Papst die Tore öffnen und untertan bleiben wollte, damals von dem Banne Roms getroffen wurde. So wenig nun Hildebrand die Verdienste entgingen, welche sich Gottfried um das reformierte Papsttum erworben hatte, so wenig verkannte er doch die Gefahren, welche der kirchlichen Partei von einem Manne drohten, dessen Politik wesentlich durch die deutschen Verhältnisse bestimmt wurde, und der in Italien als Statthalter des Deutschen Reichs dastand. Um so größer waren diese Gefahren, als der Ehrgeiz Gottfrieds unberechenbar machte, welche Wege er schließlich einschlagen würde. Um sich zu sichern, bedurfte man gegen ihn eines Gegengewichts in Italien, und dies konnte man nur in den normannischen Rittern des Südens finden. Nichts war

deshalb dringender, als den Bund mit den Normannenfürsten, den Hildebrand bereits beschlossen hatte, zu befestigen und zu verstärken.

Bald nach dem Schluß des Konzils begaben sich der Papst und Hildebrand nach Monte Cassino und im Juli nach Melfi, mitten unter die Normannen Apuliens. Eine große Synode wurde hier gehalten, deren Beschlüsse dem Zölibat der Priester in den südlichen Landschaften Italiens durchzuführen bezweckten. Der Bann, den Leo IX. einst über die Normannen ausgesprochen hatte, scheint erst damals völlig zurückgenommen und dadurch eine vollständige Aussöhnung zwischen ihnen und dem Stuhle Petri herbeigeführt zu sein. Bei weitem aber das Wichtigste war, daß der Papst hier mit Robert Guiscard und Richard von Kapua persönlich zusammentraf und von ihnen die Huldigung empfing. Robert, der eben damals seine Eroberungen in Kalabrien glücklich fortsetzte, hatte sich, sobald er die Ankunft des Papstes erfuhr, schleunig nach Melfi begeben. Willig erkannte er den Nachfolger Petri als seinen Lehnsherrn an, und der Papst nahm keinen Anstand, ihn als Herzog von Apulien, Kalabrien und Sizilien zu belehnen, obgleich Robert die beiden ersten Länder nur teilweise in Händen hatte und in Sizilien keinen Fußbreit Landes besaß. Es blieben ihm sogar Besitzungen im Fürstentum Benevent, welche einst dem Stuhle Petri gehört hatten, und auf die er keinen Anspruch als den der Eroberung besaß. Ebenso erkannte der Papst von neuem Richard als Fürsten von Kapua an und beließ auch ihm die von den Normannen besetzten Teile des Patrimonium Petri, wogegen ihm Richard nun persönlich Lehnstreue zuschwor. Seitdem nannten sich die normannischen Gewalthaber Fürsten und Herzöge durch die Gnade Gottes und des heiligen Petrus. Sie hatten einen neuen Rechtstitel auf ihre Besitzungen gewonnen, und wie das Papsttum selbst eine nationale Stellung zu gewinnen suchte, schien es auch die Normannen den nationalen Interessen Italiens näherzubringen. Mindestens der Klerus hörte allmählich auf, die Normannen als Fremdlinge zu betrachten, ja sah sie wohl als Befreier von dem Joche der deutschen Herrschaft an.

Der Lehnseid, den Robert zu Mefi dem Papste leistete, ist erhalten. Es ist ein Vasalleneid in der üblichen Form, der überdies sehr bestimmte Verpflichtungen dem Herzog auferlegte. Er verpflichtete ihn, alle Hoheitsrechte und Besitzungen des heiligen Petrus zu verteidigen, den Papst in seiner Gewalt zu schirmen, das Patrimonium Petri und das Fürstentum Benevent nicht anzugreifen oder in Besitz zu nehmen, es sei denn mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes und abgesehen von dem, was ihm der Papst jetzt oder in der Folge einräumen sollte, ferner von allen Besitzungen des heiligen Petrus, die er in seinem Besitz habe oder bekommen werde, jährlich einen festen Zins zu zahlen, alle Kirchen mit ihren Besitzungen in seinen Ländern dem Regiment des Papstes zu unterwerfen und in der Treue gegen Rom zu erhalten. Robert verpflichtete sich weiter, keinen Lehnseid zu leisten als vorbehaltlich seines Lehnsverhältnisses gegen die

römische Kirche, und versprach endlich auf Erfordern die Einsetzung jedes kanonisch gewählten Papstes mit allen seinen Kräften zu unterstützen. In einem zweiten Eide, der ebenfalls erhalten ist, wird der erwähnte Zins näher bestimmt: er soll mit zwölf Denaren von jedem Joch Ochsen in allen Besitzungen des Papstes, die Robert noch selbst in der Hand hat, abgetragen und alljährlich zu Ostern in Rom eingezahlt werden. — Die Formeln der damals von Richard geleisteten Eide sind nicht auf uns gekommen; wir wissen aber, daß sie den gleichen Inhalt hatten.

Von Melfi begab sich der Papst nach Benevent, wo er im Anfang des August ebenfalls eine zahlreich besuchte Synode hielt. Die Stadt war damals noch in den Händen des Langobarden Landulf VI.: wie weit dieser die Oberhoheit des Papstes anerkannte, läßt sich nicht ermitteln, doch ist aus den Verhandlungen mit den Normannen klar, daß Rom seine Ansprüche auf das Fürstentum Benevent mit Hartnäckigkeit festhielt, und diese gewannen, seit der Papst als der Oberlehnsherr Apuliens, Kalabriens und des Fürstentums Kapua von den Normannen anerkannt war, offenbar eine ganz neue Bedeutung.

Das römische Bistum hatte im südlichen Italien eine Stellung gewonnen, wie es niemals zuvor besessen, und die Erweiterung seiner Macht war auf Kosten des morgen- und noch mehr des abendländischen Reichs erfolgt. Wir wissen, wie das Papsttum zu derselben Zeit mit den bewegenden Mächten Norditaliens in der engsten Beziehung stand und auch hier einen immer tiefer greifenden Einfluß entfaltete. Als Lehnsherr der Normannen, als Schutzherr der Pataria und Bundesgenosse Herzog Gottfrieds und der Beatrix stand der Papst in der Mitte der gesamten italienischen Bewegung; die Geschichte der Halbinsel hatte wieder einmal in Rom ihr Zentrum gefunden. Es waren nicht geringe Erfolge für den römischen Bischof, daß er die Burgen des tyrannischen Stadtadels gebrochen und die hartnäckigen Stiere der Lombardei gebändigt, daß er dem Erzbischof von Mailand und den normannischen Herren die Investitur erteilt hatte. Nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Macht in Italien schien ihm wie von selbst zuzufallen, während sich zugleich die Verhältnisse Frankreichs in günstiger Weise für ihn entwickelten und von dem schwachen Regiment in Deutschland ein nachhaltiger Widerstand kaum zu erwarten war. Die Angelegenheiten der römischen Kurie nahmen in dem ersten Jahr des Nicolaus eine so glückliche Wendung, wie sie Hildebrand niemals hatte hoffen können.

Hildebrand als Archidiakon der römischen Kirche

Im Herbst 1059 kehrte der Papst nach Florenz zurück, wo er das Bistum beibehalten hatte und auch bis an sein Ende bewahrte. Hier in der Nähe Gottfrieds und der Beatrix lebte er meist in der Folge und pflegte

nur um die Osterzeit Rom zu besuchen, um dort die großen Synoden zu halten. Die Geschäfte der Stadt Rom und der Kurie scheint meistenteils Hildebrand geführt zu haben, der, von Anbeginn dieses Pontifikats an die Triebfeder aller Dinge, nun auch öffentlich eine hervorragende Stellung erhielt.

Es war im Sommer oder Herbst 1059, daß der bisherige Archidiakon der römischen Kirche, Mancinus mit Namen, zurücktrat und Hildebrand in dessen Stelle einrückte, welche ihm die weltlichen Geschäfte der Kurie fast ganz in die Hände gab. Etwa um dieselbe Zeit wurde auch die große Abtei von St. Paul bei Rom, ebenso wichtig durch ihren Reichtum wie durch die seit mehr als einem Jahrhundert gepflegten Beziehungen zu Cluny, seiner Leitung unterstellt.

Als Leiter von St. Paul trat Hildebrand wieder dem mönchischen Leben näher, dem er seit mehr als einem Jahrzehnt sich unter der Mißbilligung vieler entfremdet hatte. Aber viel fehlte daran, daß das Kloster ihn den weltlichen Geschäften und dem Weltleben entzogen hätte. Kaum sah man die Kutte unter seinen reichen Gewanden; kaum ahnte man den Klosterbruder, wenn er inmitten der tosenden Menge zu Gericht saß und die mächtigsten Herren in seinem Gefolge nach sich zog. Als er einst so auf einer Reise allen Glanz eines höfischen Mannes entfaltete und Hugo von Cluny ihm zur Seite ritt, beschlichen diesen doch wunderliche Gedanken. Ein Mensch, dachte er, von so niederer Geburt und unbedeutender Persönlichkeit gebietet jetzt über so viele vornehme Leute; er wird sicherlich noch nach Höherem trachten. Hildebrand bemerkte, was in der Seele des Abts vorging. „Du hast von mir arge Gedanken; nicht mir schreibe ich diese Ehre, sondern den heiligen Aposteln zu": so sprach er zum Abt und gab seinem Pferde die Sporen.

Den inneren Widerspruch dieses höfischen Mönchtums und mönchischen Welttreibens, wie er in Hildebrands Leben und Wirken hervortrat, fühlte wohl niemand tiefer als Petrus Damiani, der kaum noch in dessen Nähe ausdauern konnte. Den alternden Eremiten verlangte nach Bußübungen, nach Kontemplation, nach Ruhe für Leib und Seele; aber immer wieder trieb ihn der Archidiakon in jene weltlichen Kämpfe und Mühen, die ihm ebenso mißhagten, wie sie Hildebrands Natur entsprachen. Schon gleich nach Stephans Tode hatte Peter alles getan, um des Bistums Ostia entledigt zu werden und Rom entfliehen zu können. Er wußte wohl, daß Hildebrand in Schmähungen ausbrechen werde; er hörte ihn sprechen: „Sieh, er will sich verkriechen und unter dem Schein der Buße aus Rom entweichen; während wir die Hitze des Kampfes tragen müssen, sucht er die Kühle des Schattens." Dennoch hoffte er, „seinem von freundlichen Worten überfließenden Tyrannen, der ihn mit der Liebe eines Nero hegte, mit Adlerskrallen streichelte", „seinem heiligen Satan", wie er ihn später einmal nannte, zu entgehen. Aber er hoffte umsonst. Wohl wurde ihm ge=

währt, dann und wann nach seinem Kloster zurückzukehren, auch nahm man ihm die Einkünfte seines Bistums, doch den bischöflichen Titel und seine Stellung als Kardinal mußte er behalten, um mit seinen großen Gaben den Plänen Hildebrands zu dienen. Er wußte es recht wohl, daß er nur ein Werkzeug eines Mannes war, von dem er selbst sich kaum sagen konnte, ob er ihn mehr liebte oder fürchtete. Es verfing wenig, daß er zuweilen sich und andere bereden wollte, daß er allein den alles Bezwingenden zu leiten vermöge; das Joch machte sich doch bald wieder fühlbar. „Dein Wille", schrieb er in einer Stunde überströmenden Unmuts an Hildebrand, „hat für mich immer schlechthin kanonische Autorität gehabt, und nie habe ich so geurteilt, wie es meine Meinung war, sondern nur, wie Dir es beliebte. Möchte ich doch, seit ich der römischen Kirche verbunden bin, so Gott und dem heiligen Petrus gedient haben, wie ich alle Deine Bestrebungen stets zu unterstützen bemüht war!" Er bat Gott, den armen Petrus aus den Händen Hildebrands zu befreien, wie er einst den großen Apostelfürsten Petrus aus dem Kerker des Herodes erlöst habe. Man begreift den inneren Zwang dieses Herzens und versteht, wie es sich immer von neuem aus der heißen Fieberatmosphäre Roms nach der reinen Bergluft von Fonte Avellana sehnte. Gerade im Gegensatz gegen Petrus Damiani tritt die eigentümliche Natur Hildebrands erst recht deutlich heran.

Verwandtere Geister fand Hildebrand in den weltgewandten Mönchen von Monte Cassino, namentlich in Männern von fürstlicher Abkunft, wie der Abt Desiderius und dessen Freund Alphanus waren. Von dem letzteren, der erst vor kurzem das Kloster mit dem erzbischöflichen Sitz von Salerno vertauscht hatte, ist uns ein merkwürdiges Gedicht erhalten, in dem Hildebrand den alten Staatsmännern Roms an die Seite gestellt oder vielmehr über sie erhoben wird, weil er nicht gleich jenen den bedenklichen Weg der Gewalt, sondern den sicheren Pfad des Rechts einschlage. Das Recht und der Bann, meint Alphanus, seien die geeignetsten Waffen, um die wilde Barbarei, bei der noch die Königsherrschaft stehe, dauernd zu unterwerfen. So redet er Hildebrand an:

Nimm des ersten Apostels Schwert,
Petri glühendes Schwert, zur Hand!
Brich die Macht und den Ungestüm
Der Barbaren: das alte Joch
Laß sie tragen für immerdar!

Sieh, wie groß die Gewalt des Banns:
Was mit Strömen von Kriegerblut
Einstmals Marius Heldenmut
Und des Julius Kraft erreicht,
Wirkst du jetzt durch ein leises Wort.

Rom, von neuem durch dich erhöht,
Bringt dir schuldigen Dank; es bot
Nicht den Siegen des Scipio,
Keiner Tat der Quiriten je
Wohlverdienteren Kranz als dir.

Unverkennbar ist, daß sich in Alphanus und gleichgestimmten Seelen die Vorstellungen von der einstigen Weltherrschaft des kriegerischen Roms unmittelbar mit den neuen Erfolgen des Papsttums verbanden, daß Anschauungen der antiken Welt gleichsam aus der Nacht der Vergessenheit wieder in das Weltleben eintraten und ruhmreiche Erinnerungen des alten Italiens auflebten. Wir wissen, daß diese Erinnerungen auch auf Hildebrand selbst von Jugend an ihren Zauber übten. Aber man wird die Macht dieser Reminiszenzen auf ihn und seine Freunde doch nicht überschätzen dürfen. Zunächst gingen diese Mönche von den kirchlichen Gesichtspunkten ihrer Zeit aus, von den reformatorischen Ideen Clunys und von der Forderung absoluter Freiheit der Kirche, wie sie im Pseudoisidor begründet war; von der Idee der kirchlichen Freiheit mußten sie bei den obwaltenden Weltverhältnissen dann mit Notwendigkeit zu der Vorstellung einer hierarchischen Theokratie geführt werden. Analogien mit dem heidnischen Altertum konnten in ihrem Ideal niemals breiteren Raum gewinnen, und auch die nationalen Unterschiede mußten sich in demselben eher verwischen als scharf hervortreten. Das Ideal ihres Gottesreichs bildete sich bei weitem mehr nach den Formen der jüdischen Theokratie und der karolingischen Monarchie als nach irgendwelchen staatlichen Einrichtungen der italienischen Vorzeit.

So unleugbar dies ist, hat doch nichts das Emporkommen der Hierarchie mehr begünstigt, als daß sie mit den nationalen Regungen Italiens gegen das Kaisertum im entscheidenden Augenblick sich verbinden und gleichsam an die Spitze der bewegenden Kräfte in der Halbinsel treten konnte. Diese Gunst der Verhältnisse erkannte Hildebrand mit scharfem Blick und zeigte, wie sie zu nutzen sei. Es war dies ein ungemeines Verdienst um die römische Kurie, welches ihm unmittelbar ihre Leitung und zugleich alle Fäden der italienischen Politik jener Zeit in die Hand gab, einer Politik, die sich gegen das deutsche Kaisertum richtete. Man weiß, welche Tätigkeit er da im Dienste der Kirche und im Glauben an einen von Gott gegebenen Beruf entfaltete, wie groß er seine Pläne anzulegen, wie klug er seine Widersacher zu behandeln wußte. Aber die Eigenheit des Mönchs hat er als Politiker doch nie ganz verleugnen können, und seinen Entwürfen, soweit sie die Welt umspannten, fühlte man doch stets die Klosterschranken an. Es ist nicht von ungefähr, wenn die Welt den Mönch zuletzt verließ und er an seinem eigenen Werke zugrunde ging.

3. Die Regentschaft der Kaiserin Agnes

Die inneren Zustände Deutschlands

Indem das Papsttum unter der Leitung eines so energischen Geistes, wie Hildebrand war, eine feindselige Richtung gegen das Kaisertum einschlug, schien dieses in der Hand eines schwachen Weibes kaum noch eines erfolgreichen Widerstands fähig. Die glorreiche Regierung Heinrichs III. hat dem Regiment seiner Witwe freilich einen matten Abglanz gelassen, und im Vergleich zu den späteren Wirren mochten die Zeiten der Agnes wohl als beneidenswerte gelten, zumal sie selbst in der Folge durch Devotion die Meinung des Klerus für sich gewann. So begreift sich, daß man alsbald ihr Regiment als glücklich zu preisen anfing, aber in Wahrheit war es traurig genug, und alle Zeugnisse, die unmittelbar jener Zeit entstammen, lassen daran nicht den mindesten Zweifel. Nicht von fern hat die Französin die gleiche Kraft und Tüchtigkeit gezeigt wie einst in ähnlichen Verhältnissen die griechische Theophano, die Witwe Ottos II.

Agnes von Poitiers war schön, reich, gebildet und stand noch in den Jahren der Blüte: man erwartete kaum anders, als daß sie mit ihrer Hand zum zweitenmal einen Sterblichen beglücken würde. Wenn sie dennoch im Witwenstande beharrte, geschah es unfraglich im Interesse ihres Sohnes und des Reichs. Die üblen Nachreden, welche ihre Keuschheit antasteten, hat sie am wenigsten verdient. „Ihr Geschlecht ist verdächtig", schreibt ein Bamberger Kleriker, „wie ihr Naturell; ihr Naturell wie ihre Heimat; ihre Mutter zählt so viele Buhlen wie Geburtstage." Namentlich hegte man bei Agnes' vertrauten Beziehungen zu Bischof Heinrich von Augsburg die schlimmsten Hintergedanken. Wie wenig sie begründet waren, zeigt Petrus Damiani, in dessen Augen es doch kaum schlimmere Sünden als geschlechtliche gab. Als ihm einige Jahre später Agnes beichtete und mit der ängstlichen Gewissenhaftigkeit, die ihr eigen war, ihr ganzes Leben vom fünften Jahre an darlegte, konnte er sie nur auffordern fortzufahren, wie sie begonnen hatte; nicht einen Fasttag legte er, der strengste Sündenrichter, ihr als Buße auf. Man kann nach solchem Zeugnis kaum bezweifeln, daß

Agnes, in den Unterweisungen Clunys erzogen, durch das Andenken an einen religiös tief erregten Gatten getragen, mitten in aller kaiserlichen Pracht rein wie eine Nonne lebte und von den Geboten der Religion um keinen Fußbreit wich.

Aber ihr war eine Aufgabe gestellt, die sie in tausend weltliche Sorgen versenkte, mit Notwendigkeit in die schwierigsten Konflikte versetzte, und es gebrach ihr durchaus nicht an Urteilsschärfe und Charakterstärke, an Eigenschaften, ohne welche kein Regiment bestehen kann und am wenigsten diese kaiserliche Gewalt zu bewahren war, die sie ihrem Sohne erhalten sollte und wollte. Denn der beste Wille, die Zukunft ihres Sohnes und des Reichs zu sichern, beseelte sie ohne Frage, doch ohne Festigkeit des Charakters konnte er in Verhältnissen, wie die ihren waren, wenig fruchten. Ein schwaches Regiment hat in seinem Gefolge zu allen Zeiten die Willkür, und Agnes' Weichherzigkeit verdarb mehr, als selbst einer bösgearteten Tyrannei möglich gewesen wäre.

Die deutschen Fürsten hatten bei des Kaisers Tode den übermäßigen Zwang der Herrschaft abgeschüttelt; sie fühlten sich einmal wieder als Herren ihrer Entschlüsse und beanspruchten einen Anteil am Reichsregiment, der ihnen auch schwer bestritten werden konnte. Sie waren so einig, wie sie selten gewesen, und ihre Einigkeit schien anfangs zur Stütze für den Thron des kleinen Heinrich zu dienen. Aber ihre Eintracht währte nur so lange, als es ihre Stellung gegen die Krone zu sichern galt. Bald war es keinem dieser großen Herren genug, seine Stellung gewahrt zu wissen, jeder wollte vielmehr mächtiger werden als der andere, jeder den günstigen Zeitpunkt benutzen, um an Besitz und Ehren zu wachsen. Man suchte emporzukommen durch die Gunst des Hofes; gelang dies nicht, durch eigene Kraft und Gewalt der Waffen. Parteiungen entstanden allerorten. Intrigen beherrschten den Hof, Fehden erfüllten das Reich; dort entschieden die Günstlinge und das Gold, hier die Vasallenscharen und das blanke Eisen. List galt gegen List, Gewalt gegen Gewalt. „Der König war ein Knabe," sagt der Altaicher Annalist, „die Mutter gab bald diesem bald jenem, der ihr Rat bot, willig nach, und die anderen, die am Hofe mächtig waren, trachteten nur nach Geld; ohne Geld konnte niemand dort seine Sache führen, zwischen Recht und Unrecht wußte man nicht mehr zu unterscheiden." So schlecht war der Landfriede gewahrt, daß im August 1058 mehrere ostfränkische Herren auf eigene Hand zusammentraten, um ihn zu erhalten und sich vor Räubern zu schützen. „Das Recht hatte seine Schrecken verloren", heißt es in der alten Biographie Heinrichs IV.

Bei den Verhältnissen des Kaiserreichs mußten auch die Bischöfe in diese Wirren hineingezogen werden. Gerade auf ihren Beistand war die Krone hauptsächlich verwiesen; gerade sie waren mit dem Wachstum des Reichs mächtig geworden und zum großen Teil auf Kosten der weltlichen Fürsten. Ihre Gewalt herabzudrücken, schien der günstige Augenblick ge-

kommen, den der Adel nicht unbenutzt lassen wollte. Je näher deshalb ein geistlicher Herr der Kaiserin stand, und je mehr er seine Stellung zu seinen Gunsten ausbeutete, desto verhaßter war er dem Adel, der ihn zu verfolgen nicht müde wurde.

Erzbischof Adalbert von Bremen hatte am Hofe Heinrichs III. eine so einflußreiche Rolle gespielt, daß die Kaiserin seines Rates nicht entbehren konnte; auch gab es kaum einen ergebeneren Diener des Kaiserhauses. Agnes kannte seine Treue und belohnte sie reichlich. Aber alle Gunst des Hofes konnte ihn nicht vor den Gewalttaten der Billinger schützen, unter denen seine Diözese auf das furchtbarste litt. Noch bei Lebzeiten seines Vaters, des alten Herzogs Bernhard, verheerte Ordulf die Güter der Bremer Kirche mit Feuer und Schwert, und schlimmer noch wurde es, als er nach des Vaters Tode (29. Juni 1059) selbst das Herzogtum antrat. Was half es dem Erzbischof, daß er über Ordulf und seinen Bruder Hermann den Bann aussprach, daß er sich mit den dringendsten Beschwerden an den Hof wandte? Man achtete den Bann nicht, man verspottete die Kaiserin und ihren Sohn. Adalbert blieb zuletzt kein anderes Mittel, als den Grafen Hermann durch große Lehen für den Schutz der Kirche zu gewinnen, um ihn so von seinem Bruder zu trennen.

Besser wußte sich Anno von Köln zu helfen, der wohl absichtlich allzu nahe Berührungen mit der Kaiserin mied. In den lothringischen Verhältnissen hielt er eng zu Herzog Gottfried. Wir wissen von Zusammenkünften, die er mit Gottfried, mit dem Erzbischof Eberhard von Trier und dem Pfalzgrafen Heinrich zu Andernach hatte. Auch mit dem letztgenannten Fürsten muß er damals in gutem Vernehmen gestanden haben, aber bald zerfiel er mit ihm. Denn in den Händen des Pfalzgrafen befand sich eine feste Burg auf einer Anhöhe an der Sieg, von deren Mannen die Besitzungen der Kölner Diözese öfter gebrandschatzt wurden. Anno, entschlossen wie immer, sprach über die Kirchenräuber den Bann aus und ergriff zugleich gegen den Pfalzgrafen die Waffen. Der Erfolg war für ihn; gefangen wurde Heinrich nach Köln gebracht und übergab hier Siegburg dem Erzbischof, der später daselbst ein Kloster erbaute. Der Unmut über diesen Verlust und die schimpfliche Niederlage trübten den Geist des Pfalzgrafen; die Welt ekelte ihn an; er trennte sich von seiner Gemahlin Mathilde, einer Tochter Herzog Gozelos von Lothringen und einer Nichte Gottfrieds, und ging in das Kloster Gorze, wo er die Mönchskutte anzog (1059). Aber nicht lange duldete es ihn fern von der Gattin; er verließ das Kloster und kehrte in ihre Arme zurück. Zugleich bot er seine Mannen zu einem neuen Kampf gegen den Erzbischof auf.

„Wie ein wütender Eber" verheerte Heinrich die Umgegend von Köln; ringsum sah man die brennenden Dörfer, und schon zog er gegen die

Stadt selbst. Als ihm aber die Kölner hier entgegentraten, kehrte er nach seiner Burg Kochem an der Mosel zurück, wohin ihm alsbald Annos Vasallen folgten und die Burg umstellten. Eben rüstete man sich zu einem entscheidenden Kampfe, da bereitete eine furchtbare Tat der Fehde ein unerwartetes Ende. Als der Pfalzgraf in einem Burggemach traulich neben seiner Gemahlin saß, sprang er plötzlich auf, riß in einem Anfall von Raserei eine Axt von der Wand und spaltete ihr das Haupt. Unter wahnsinnigem Lachen trat er dann unter seine Mannen und berichtete ihnen, was geschehen war. Man band ihn und brachte ihn in das Kloster Echternach (1060), wo er seine Tage beschloß; den Sohn Heinrichs ließ Anno erziehen und stattete ihn später mit einigen Lehen aus. So war der Pfalzgraf untergegangen, ein Mann, der dem mächtigsten Kaiser verwandt und einst zum Nachfolger Heinrichs III. bestimmt war. Wenig später starb auch sein Bruder Konrad (1061), nachdem er sich des Herzogtums Kärnten, von dem er den Titel trug, zu bemächtigen vergeblich versucht hatte. Dieses ruhmreiche Geschlecht eilte auf das kläglichste seinem Verfalle entgegen. Die Pfalzgrafschaft in Lothringen kam an einen Grafen Hermann, welcher dem Gleiberger Zweige der Luxemburger angehörte, verlor aber zugleich viel von ihrer bisherigen Bedeutung.

Niemand hatte durch den Fall des angesehensten Geschlechts in Unterlothringen mehr gewonnen als Anno. Mit gewaltigem Selbstbewußtsein trat er auf, der Sohn eines schwäbischen Rittermanns, der sich jetzt den ersten Fürsten des Reichs zur Seite stellte; er wollte der Welt zeigen, daß er wisse, wie große Dinge Gott an ihm getan habe. Größeres sollte Köln ihm zu danken haben als einst den Söhnen von Königen und Kaisern, und wenn irgendeiner, glaubte er der Mann zu sein, inmitten dieser schwierigen Zeiten die erste Rolle im Reiche zu spielen. Ein entschiedener, rücksichtsloser Charakter, mit allen Härten eines Emporkömmlings, konnte er unmöglich der Kaiserin gefallen. Aber seine Stimme war dennoch bei Hofe von großem Einfluß, wie sie es allerorten war und bei dem unleugbaren Gewicht des Mannes überall sein mußte. Als im Jahre 1059 der alte Bischof Burchard von Halberstadt starb, bewirkte Annos Einfluß, daß einer seiner Neffen, ein anderer Burchard, ein so ehrgeiziger und hochfahrender Priester, als jemals im Schwabenland geboren, das Bistum erhielt. Auch war es wohl hauptsächlich Annos Werk gewesen, daß schon zwei Jahre zuvor das erledigte reiche Bistum Bamberg einem seiner Vertrauten, dem Kanzler Günther, zufiel.

Günther stammte aus einer sehr vornehmen, an der Enns und Traun begüterten Familie, war in Bamberg erzogen und hatte dann Heinrich III. in dessen letzten Lebensjahren als Kanzler Italiens gedient; schon in Bamberg und dann in der Kanzlei war er Anno, dem Erzkanzler Italiens, nahegetreten und hatte sich trotz des Gegensatzes ihrer Naturen ihm befreundet. Selten hat der Himmel mehr für einen Sterblichen getan als

für diesen jungen Bischof. Mit Glücksgütern übermäßig gesegnet, von stattlichstem Körperbau und solcher Schönheit, daß auf seiner Reise nach dem Orient die Araber von weither zuströmten, um ihn zu sehen, von leichter Fassungsgabe und größter Anziehungskraft im Umgange, schien er allen, die ihm näherstanden, gleichwie ein besonderes Geschenk des Himmels. Meinhard, der damalige geistreiche Lehrer der Bamberger Domschule, tadelt wohl, daß Günther zu viel Zeit dem Schlafe gönne, daß er lieber von Etzel und Amalung und anderen Helden der Sage lese als von Gregor dem Großen und Augustin, daß ihn der Kriegslärm mehr beschäftigte, als einem Bischof zieme: aber aus jeder dieser Rügen, halb scherzhaft, halb im Ernste vorgetragen, sieht doch die zärtlichste Liebe zu dem leutseligen, klugen und schönen Herrn hervor. Günther war eine poetische Natur und erfüllte seinen Klerus mit Liebe zur Dichtkunst und Musik; die von ihm in Bamberg angeregten Bestrebungen sind nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Poesie geblieben. Den Wissenschaften und Künsten hold, überdies von bequemer Art, war der neue Bamberger Bischof doch nicht ohne Ehrgeiz. Im Anfange seiner Amtsführung besuchte er fleißig den Hof und dankte wertvolle Geschenke für seine Kirche der Gunst der kaiserlichen Frau; bald geriet er aber in schlimme Händel mit den ihm benachbarten Grafen Gozwin und Hermann, endlich mit der Kaiserin selbst, da er mehrere Güter und Privilegien, welche Heinrich III. Bamberg entzogen hatte, mit Entschiedenheit zurückforderte. Auch mit dem vielvermögenden Heinrich von Augsburg lebte Günther nicht in dem besten Vernehmen.

Wie der Augsburger Bischof seinen großen Einfluß bei der Kaiserin gewonnen hatte, wissen wir nicht. Er war ein Schwabe und hatte bereits am Hofe Heinrichs III. eine hervorragende Rolle gespielt; auf der ersten, so denkwürdigen Romfahrt des Jahres 1046 hatte er den Kaiser als Kanzler Italiens begleitet und unmittelbar darauf das wichtige Bistum Augsburg erhalten. Für den Glanz seines Stifts hatte er dann reichlich gesorgt, aber mit den benachbarten bayerischen Großen in steten Händeln gelebt. So geriet er in Fehde mit dem Grafen Dietbold wegen einer Grafschaft, die früher der Augsburger Kirche aufgetragen war. Im Jahre 1059 kam es zu einem heißen Streit zwischen den Augsburgern und Rapoto, Dietbolds Sohn, in welchem die Augsburger Sieger blieben. Aber der Kampf war damit nicht zu Ende; Rapoto steckte Schwabmünchen in Brand und äscherte andere Orte um Augsburg ein. Endlich kam die Kaiserin selbst nach Augsburg (1. November 1059) und legte den Streit bei. Bischof Heinrich scheint sich nachgiebiger gezeigt zu haben, als man erwartete; denn Günther wünschte ihm Glück, daß er, „obwohl ein Schwabe von Geburt, Erziehung und Sitten, der Vernunft Gehör geschenkt habe". In der Gunst der Kaiserin stieg er seitdem höher und höher, doch mit der Gunst wuchs der Haß, welcher dem Günstling nie fehlt. Nicht allein die

weltlichen Großen bürdeten ihm die Mißstände der Zeit auf, sondern nicht minder seine geistlichen Brüder, vor allen Anno und Günther.

Und wären die geistlichen Herren sonst nur einig gewesen! Aber wie sie meist mehr sich und ihr Bistum als das Reich bedachten, waren ihre Interessen in stetem Konflikt. Dazu kam ein erbitterter Streit, welchen der deutsche Episkopat seit geraumer Zeit gegen die großen Reichsabteien führte, und der jetzt neue Nahrung gewann. Die Selbständigkeit dieser Abteien, ihr großer Reichtum, die Befreiungen von der bischöflichen Jurisdiktion waren den Bischöfen zuwider; völlig unerträglich aber schien, daß viele Klöster, auf kaiserliche Privilegien sich stützend, von ihren Besitzungen die Zehnten zu leisten verweigerten. Längst wurde deshalb ein hartnäckiger Streit einerseits zwischen Hersfeld und Halberstadt, andererseits zwischen Mainz und den Klöstern Fulda und Hersfeld geführt. Es ließ sich erwarten, daß Abt Siegfried von Fulda, als er gegen Ende des Jahres 1059 den erzbischöflichen Stuhl von Mainz bestieg, schon um seiner Vergangenheit willen die Klöster schonend behandeln würde. Aber kaum hatte er sein neues Amt angetreten, so verlangte er von Widerad, seinem Nachfolger in der Abtei, die Zehnten von den Gütern Fuldas in Thüringen und stellte dasselbe Verlangen an das Kloster Hersfeld wie an die Thüringer überhaupt, die niemals dem Erzbischof gezehntet hatten. Der Streit wurde um so gehässiger, als Siegfried ein Mann von den übelsten Eigenschaften war, ebenso wetterwendisch und treulos wie geldgierig und ränkesüchtig. Die großen Erfolge Kölns ließen seiner eitlen Seele keine Ruhe, so wenig er einem Manne von Annos Charakterstärke das Widerspiel zu halten vermochte.

Wahrlich die Kaiserin war schlimm beraten, indem sie auf die Unterstützung dieser Bischöfe vor allem verwiesen war. Und welchen Beistand konnte sie sich von den weltlichen Großen des Reichs, zunächst von den Herzögen versprechen? Wo das Herzogtum noch einen selbständigen Charakter bewahrt hatte, wie es in Sachsen der Fall war, stand es jetzt in entschiedener Opposition gegen das kaiserliche Geschlecht. Die Elsasser Familie, erst seit kurzem durch Gerhard zum Besitz Oberlothringens gelangt, fing kaum an, sich dort zu befestigen. In Niederlothringen konnte Friedrich von Luxemburg niemals zu rechtem Ansehen gelangen; schon wartete Gottfried auf dessen Erbschaft, wie er denn überhaupt in den lothringischen Gegenden teils durch seinen eigenen, teils durch seiner Gemahlin Besitz eine viel größere Autorität genoß als die von Heinrich III. eingesetzten Herren. Das Kaisertum war in Lothringen so wenig beliebt wie in Sachsen. Mehr galt es im oberen Deutschland. Aber doch mußte die Kaiserin das Herzogtum Bayern nach wenigen Jahren aufgeben, und in Kärnten konnte Konrad, der von ihr belehnte Herzog, selbst mit einem Heer nicht Eingang gewinnen; sein Herzogtum blieb ein leerer Titel. Kein Land hatte sich dem Kaiserhause ergebener gezeigt als Schwaben, wo man

in Heinrich III. und seinem Sohne die Nachkommen Giselas verehrte. Nichts schien leichter, als dieses Land unmittelbar an die kaiserliche Familie zu bringen, wie es bereits Konrad II. versucht hatte, und es war gewiß keine richtige Politik, daß Heinrich III. zweimal nacheinander das schwäbische Herzogtum an fremde Herren verlieh, die sich niemals den Interessen des Landes aufrichtig hingaben. Dem Lothringer Otto war der fränkische Otto gefolgt, der sich von Schweinfurt nannte und seine Tage meist auf seinen Burgen am Main verlebte. Als er am 28. September 1057 ohne männliche Nachkommen starb, war es eine für die Zukunft des kaiserlichen Regiments höchst wichtige Frage, wem die Kaiserin das schwäbische Herzogtum übertragen würde.

Heinrich III. hatte bereits eine Anwartschaft auf das Herzogtum dem Grafen Berthold von Zähringen eröffnet. Einer alten schwäbischen Familie, die seit mehr als einem Jahrhundert die Grafschaft im Breisgau verwaltete, entstammte Berthold; das Vertrauen des Kaisers hatte er sich, wie es scheint, besonders durch sein Verhalten gegen die verschworenen Fürsten im Jahre 1055 erworben. Der Kaiser soll ihm seinen Siegelring als Unterpfand des Versprechens übergeben haben. Dennoch nahm Agnes Anstand, das Wort ihres Gemahls nach dessen Tode zu lösen, und die Wahl, welche sie selbst traf, erweckte ihr mehr Feinde als Freunde; denn sie fiel auf einen jungen Mann, von dem man nicht viel mehr wußte, als daß er bei Hofe glänzte und von der Kaiserin besondere Gunst genoß. Es war Rudolf von Rheinfelden. Die Burg, nach der er genannt wurde, lag am linken Rheinufer zwischen Basel und Säckingen, die Erbgüter seines Geschlechts großenteils zwischen dem Jura und Genfersee; hiernach steht außer Zweifel, daß die bisher wenig hervortretende Familie aus dem Königreiche Burgund stammte und Rücksichten auf die gefährdeten Zustände dieses Landes auf die Wahl der Kaiserin wirkten. Auch wurde die Verwaltung Burgunds Rudolf zugleich mit dem schwäbischen Herzogtum übertragen.

Alles setzte Agnes daran, diesen Mann ihres Vertrauens so eng wie möglich an das Interesse des kaiserlichen Hauses zu fesseln; sie verlobte ihm ihre älteste Tochter, die zwölfjährige Mathilde, die sie sogleich nach Schwaben bringen und der Obhut des Bischofs von Konstanz übergeben ließ. Zwei Jahre später (1059) wurde das kaum mannbare Mädchen dem Herzog von Schwaben vermählt, aber schon im ersten Jahre löste der Tod Mathildens die Ehe. Rudolf verheiratete sich bald darauf mit Adelheid, einer Tochter der Markgräfin Adelheid von Turin; sie war eine Schwester jener Bertha, die man Heinrich IV. verlobt hatte. Man sieht, es geschah alles, um ihn der kaiserlichen Familie einzuverleiben, und es war nicht zu verwundern, wenn dieser Günstling nicht geringeren Neid zu tragen hatte als Bischof Heinrich. Auch das war nicht zu verwundern, daß Rudolf in Schwaben auf vielfachen Widerstand stieß. Der Zähringer

war ihm natürlich entgegen, selbst dann noch, als er im Jahre 1061 nach Konrads Tode das erledigte Herzogtum Kärnten mit der Mark Verona erhielt. Eben damals war Schwaben der Schauplatz einer großen Fehde, in welcher die Brüder Burchard und Wezil von Zollern erschlagen wurden, die ersten Zollern, deren die Geschichte gedenkt.

In den herzoglichen Gewalten fand die Regentin, so viel ist klar, keine Stütze; sie waren ihr feindlich oder, wo dies nicht der Fall war, so schwach befestigt, daß sie selbst ihrer Unterstützung bedurften. Günstiger lagen für sie die Verhältnisse der Marken. Diese waren von Heinrich III. gegen das Herzogtum augenscheinlich begünstigt worden, und namentlich hatten die Kärntener Marken eine bestimmtere Gestalt gewonnen. In Krain waltete Markgraf Udalrich, dem auch Friaul und Istrien untergeben waren; in der Mark an der Drau und Sau erscheint 1056 der erste Ottokar aus dem Geschlecht der Steierer Grafen, welche dieser Mark dann dauernd den Namen gegeben haben.

Von den bayerischen Marken hatte vornehmlich die Ostmark gegen die Ungarn Bedeutung; schon sah Markgraf Ernst auf eine lange Reihe seiner Ahnen zurück, die in diesen Donaugegenden heimisch gewesen waren; von den Billingern abgesehen, wurzelte kein hochfürstliches Geschlecht damals fester in seinem Territorium als die Babenberger in Österreich. Inzwischen erstarb der babenbergische Mannsstamm mit Herzog Otto (1057) in jenen fränkischen Gegenden, aus welchem das Haus hervorgegangen war. Die Mark auf dem Nordgau, welche dieser Zweig der Babenberger so lange verwaltet, hatte ihre Wichtigkeit schon geraume Zeit eingebüßt und fiel nun vollends auseinander. Der markgräfliche Titel wird später (1069) von jenem Grafen Hermann geführt, der in der Gegend von Bamberg begütert war und hier mit Bischof Günther in Fehde geriet, dem Stifter des Klosters Banz. Von Ottos fünf Töchtern hatten sich drei, Judith, Bertha und Beatrix, an angesehene Herren in Franken, Schwaben und Bayern vermählt, und an diese kamen besonders die alten Erbgüter des Hauses[1]. Judith war in erster Ehe dem im Jahre 1055 verstorbenen Herzog Konrad von Bayern, dann Boto, dem Bruder des entsetzten bayerischen Pfalzgrafen Aribo, vermählt. Bertha war die Gemahlin des Grafen Friedrich von Habsburg, des Gründers des Klosters Kastel im Nordgau. Beatrix vermählte sich einem schwäbischen Grafen Heinrich, der Hildrizhausen (bei Herrenberg) und Kräheneck (unweit Pforzheim) besaß und eine Zeitlang sich den markgräflichen Titel anmaßte. Der anerkannte Nachfolger in der Markgrafschaft nach Hermanns Tode war Dietbold I., der sich nach seiner Burg Giengen an der Brenz nannte, und dessen Nachkommenschaft dann im Nordgau wieder eine bedeutende Stellung gewann.

[1] Die beiden anderen Töchter waren Eilika, die in das Kloster ging und als Äbtissin von Niedermünster in Regensburg starb, und Gisela, mit dem sächsischen Grafen Wichmann von Seeburg vermählt.

Unter den nördlichen Marken hatte Meißen noch immer die hervorragendste Stellung. Diese Markgrafschaft war in die Hände des jungen Grafen Wilhelm IV. von Weimar gekommen, der abermals jenen großen Besitz vereinigte, welcher einst Eckard I. mit stolzeren Hoffnungen erfüllt hatte. Die sächsische Ostmark verwaltete der Wettiner Dedi schon seit einem Menschenalter; er war mit Oda, der Mutter des Markgrafen Wilhelm, in zweiter Ehe vermählt. In der Nordmark gebot Udo II. aus dem Geschlechte der Stader Grafen, ein Verwandter des Königshauses.

Fast alle diese Markgrafen waren der Kaiserin und ihrem Sohne ergeben, namentlich Ernst von Österreich und Wilhelm von Meißen, die bei Hofe in hohem Ansehen standen. Aber auf die inneren Verhältnisse des Reichs hatten die Markgrafen nach ihrer damaligen Stellung keinen überwiegenden Einfluß, und die gestörten Beziehungen des Reichs zu den östlichen Völkern gaben ihnen überdies vollauf in ihren Grenzländern zu tun. Heinrich III. hatte hier vieles ungeordnet hinterlassen, und die Stellung der Deutschen zu den östlichen Reichen war nach seinem Tode eher verschlechtert als gebessert worden.

Die auswärtigen Verhältnisse

Kein geringer Erfolg schien es für die Kaiserin, als im Jahre 1058 König Andreas von Ungarn sich um ihre Gunst bewarb und ein gütliches Abkommen mit ihr suchte. Man weiß, Andreas war recht eigentlich der Mittelpunkt jedes Widerstands im Osten gegen die Macht Heinrichs III. gewesen und unbesiegt aus dem Kampf mit dem Kaiser hervorgegangen; um so auffallender mußte jetzt seine Annäherung an den deutschen Hof erscheinen. Tiefgreifende Zerwürfnisse mit seinem Bruder Bela hatten ihn dazu genötigt. Bela hatte sich nämlich für sich und seine Söhne die Nachfolge im Reiche versprochen, sah sich aber in seinen Hoffnungen betrogen, als Andreas einen spätgeborenen Sprößling, Salomo mit Namen, zu seinem Erben im Reiche bestimmte. Andreas wußte, daß Bela einen bedeutenden Anhang unter den Magyaren hatte: deshalb glaubte er, seinem Sohne eine Stütze in dem deutschen Hofe gewinnen zu müssen, und nichts schien ihm die Zukunft desselben besser zu verbürgen, als wenn er ihn mit einer Schwester des deutschen Königs verlobte. Seine Werbung fand bei der Kaiserin gute Aufnahme, und im September 1058 traf sie mit ihm an der Grenze seines Reichs auf dem Marchfeld zusammen. Ein Friede wurde geschlossen, von den Deutschen und Ungarn beschworen, und der kleine Salomo dann mit Judith, der zweiten Tochter der Kaiserin, verlobt. Judith, ebenfalls noch im Kindesalter, verließ ihre deutsche Heimat und folgte dem König nach Ungarn, wo man ihr den Namen Sophia beilegte.

Große Hoffnungen mochten sich an die neue Wendung knüpfen, welche

die Politik des Königs von Ungarn genommen hatte: aber sie zeigten sich bald als eitel. Die nationale Partei in Ungarn, welche bisher Andreas getragen hatte, wandte sich von ihm ab und begünstigte fortan auf alle Weise die Bestrebungen Belas. Dieser, der mit Richeza, einer Schwester Herzog Kasimirs von Polen, vermählt war, wußte überdies, daß er einen kräftigen Beistand an seinem Neffen Boleslaw II., der eben damals den herzoglichen Stuhl der Piasten bestiegen hatte, finden würde. Boleslaw, den man den Kühnen genannt hatte, kannte keinen anderen Ehrgeiz, als die Macht seines großen Ahnherrn und Namensvetters herzustellen und Polen wieder auf jene Höhe zu erheben, die es unter dem ersten Boleslaw gewonnen hatte; nichts mußte ihm mehr am Herzen liegen, als der deutschen Übermacht im Osten, wo er sie fand, entgegenzutreten. Andreas sah, daß alles zum Aufstande in Ungarn trieb und ihm keine andere Wahl blieb, als durch einen unvermuteten Schlag seinem Bruder zuvorzukommen; er bat deshalb dringend die Kaiserin um Unterstützung.

Agnes mußte eilen, diese Bitte zu erfüllen, da augenscheinlich der ganze Einfluß der Deutschen auf den Osten in Frage stand. So sandte sie im Jahre 1060 den Bischof Ebbo von Naumburg, die Markgrafen Wilhelm und Ernst mit einem Kriegsgefolge nach Ungarn. Ein böhmisches Heer sollte ihnen folgen, erschien aber nicht zur rechten Stunde; Herzog Spitihnew scheint eine zuwartende Stellung eingenommen zu haben, obwohl die glücklichen Erfolge Belas und des Polen auch ihn bedrohten. Als die Deutschen in Ungarn einrückten, war bereits alles verloren; der Aufstand war bereits im Ausbruch, und Andreas wollte die deutschen Krieger nur noch benutzen, um sich und die Seinigen durch die Flucht zu retten. Es gelang ihm, seine Gemahlin, seinen Sohn und dessen Braut nach Melk, damals noch dem Sitze der Markgrafen von Österreich, in Sicherheit zu bringen; der Graf Dietbold geleitete sie und barg dort auch den königlichen Schatz. Aber der König selbst entrann nicht dem Verderben.

Als Andreas, nicht nur von den Deutschen, sondern auch einem bedeutenden ungarischen Gefolge geleitet, schon den Grenzen der Mark nahe war, überfielen ihn die Aufständigen in der Nähe von Wieselburg. Gleich im Beginn des Kampfs verließen die Ungarn den König; um so hartnäckigere Gegenwehr leisteten die Deutschen, aber sie waren der Übermacht nicht gewachsen. Nach starkem Verlust mußten sie weichen, wurden auf der Flucht verfolgt und größtenteils nach heißem Streit hier zu Gefangenen gemacht. Der König selbst, schon hochbetagt, verteidigte sich tapfer, bis er endlich vom Pferde sank und im Getümmel der Schlacht ein jammervolles Ende fand. Bischof Ebbo geriet in Gefangenschaft. Auch Markgraf Wilhelm mußte sich den Ungarn ergeben, aber erst nach einem Heldenkampf, der ihm selbst die Bewunderung der Feinde gewann. Auf einem Hügel kämpften er und der bayerische Graf Boto aus dem Stamm der Aribonen die ganze Nacht hindurch gegen Scharen von Feinden: erst

am Morgen, vom Hunger ganz erschöpft, streckten sie ihre Waffen. Boto wurde von dieser Heldentat „der Tapfere" genannt, und nicht minderen Ruhm gewann Markgraf Wilhelm. Der junge Geisa, Belas Sohn, erwirkte vom Vater nicht allein, daß diesem mutigen deutschen Fürsten kein Leid geschah, sondern daß er auch ihrem Hause verbunden wurde. Sophia, Geisas Schwester, verlobte sich mit Wilhelm, und nur der frühe Tod des Markgrafen hemmte die Schließung der Ehe[1].

Man erzählt, daß Bela, der nun sogleich den königlichen Namen annahm, die deutschen Gefangenen ohne Lösegeld freigab, und will darin eine Huldigung der deutschen Tapferkeit sehen; mehr beweist es, daß ihm seine Stellung, die er im Gegensatz gegen die Deutschen und im Anschluß an die polnische Macht gewonnen hatte, bereits eine völlig gesicherte schien. So viel war klar, der deutsche Einfluß auf Ungarn war vorläufig durchaus vernichtet. Augenfällige Beweise der erlittenen Niederlage boten der junge Salomo und seine Braut, die jetzt überall den Hof der Kaiserin begleiteten wie die Witwe des Andreas in ihrem deutschen Exil. Vielfache Pläne wurden zwar sogleich zur Herstellung Salomos gemacht, aber sie sind nicht zur Ausführung gediehen; selbst dann nicht, als auf Spitihnew in Böhmen im Jahre 1061 sein Bruder Wratislaw II. folgte, ein tüchtiger und ehrliebender Fürst, der als Gemahl einer ungarischen Fürstin, einer Schwester des jungen Salomo, das lebhafteste Interesse hatte, seines Schwagers Rückkehr zu unterstützen und die polnischen Einwirkungen auf Ungarn zu beseitigen.

Alle Verhältnisse des Ostens verknüpften sich, wie man sieht, in diesen ungarischen Thronhändeln, und die Niederlage der Deutschen wurde deshalb nur um so tiefer gefühlt.

Inzwischen hatten auch die italienischen Angelegenheiten sich bedenklich gestaltet. Wir kennen den Umschwung der Dinge, der sich im Jahre 1059 in Italien vollzog, und die eigentümliche Stellung, welche Rom hier inmitten der nationalen Bewegung einnahm. Wunderbar genug, wie wenig Anteil an dieser Bewegung das deutsche Volk nahm, obschon sie eine so bestimmte Richtung gegen die Herrschaft desselben einschlug. Die deutschen Annalisten jener Zeit sind über die Vorgänge in Italien und Rom sehr schlecht unterrichtet und melden kein Wort von dem Widerstande, den Roms Auftreten am deutschen Hofe erweckte. Und doch wissen wir, daß man hier die Gefahr hinreichend erkannte und Hildebrand und seinem Papst mit Entschiedenheit begegnete. Namentlich werden die deutschen Bischöfe den Beschlüssen der römischen Synode von 1059, bei denen sie in keiner Weise mitgewirkt hatten, rückhaltlosen Widerspruch entgegen-

[1] Als Wilhelm 1062 die Braut aus Ungarn heimführen wollte, starb er; die ungarische Fürstin vermählte sich dann mit Markgraf Udalrich von Krain und nach dessen frühem Tode (1070) mit Magnus von Sachsen.

gesetzt haben, wie sie denn auch unfraglich am meisten zu verlieren hatten, wenn es dem Papste gelang, sich der kaiserlichen Gewalt zu entziehen.

Man scheint in Rom kaum anderes erwartet zu haben; denn man beeilte sich, Verhandlungen mit der Kaiserin zu eröffnen. Der Kardinal Stephan, ein Vertrauter Hildebrands, wurde mit apostolischen Schreiben nach Deutschland gesandt, um die Beschlüsse der Synode dort mitzuteilen. Aber er fand am deutschen Hofe den übelsten Empfang. Fünf Tage harrte er vergebens auf Zutritt bei der Kaiserin und ihrem Sohne und mußte endlich unverrichteter sache die Rückreise antreten. Wir wissen, daß auf Weihnachten 1059 eine Synode nach Worms berufen wurde, aber eine weitverbreitete Seuche den Zusammentritt derselben verhinderte; die Vermutung liegt nahe, daß die Bischöfe dort über ihre Stellung zu den römischen Synodalbeschlüssen beraten wollten.

Indessen kam es doch noch zu Verhandlungen zwischen der römischen Kurie und dem deutschen Hofe. Im Anfange des Jahres 1060 war der Bischof Anselm von Lucca als Legat des Papstes am Hofe der Kaiserin, im April 1060 wohnte Wibert, ihr Kanzler, einer römischen Synode bei. Über diese Verhandlungen selbst ist nichts Näheres bekannt; nur soviel ist gewiß, daß sie schließlich nicht zu einer Ausgleichung führten. Vielmehr erklärte sich eine Versammlung von geistlichen und weltlichen Großen, der man die Bedeutung einer Synode gab — es ist nicht überliefert, wann und wo sie stattfand — gegen die Autorität des Papstes und alle von ihm erlassenen Verordnungen. Der Bruch mit der römischen Kurie war erfolgt und lag der Welt vor Augen.

Bei der Stellung, welche Agnes zu Cluny einnahm, ist es an sich wenig wahrscheinlich, daß gerade sie zu so extremen Schritten getrieben habe, wie tief auch Roms Ansprüche in ihre kaiserlichen Rechte eingreifen mochten. Wir haben überdies Zeugnisse, daß nicht sie, sondern Erzbischof Anno als die Seele jener feindlichen Beschlüsse galt. In der Tat war er als Erzkanzler Italiens, dem man bereits die Stellung als Bibliothekar des apostolischen Stuhls entzogen hatte, auf das unmittelbarste von der Entwicklung der italienischen Angelegenheiten berührt; niemand übersah zugleich besser, welcher Verlust an den reichen Pfründen Italiens dem deutschen Klerus drohte. Der Papst hatte ihn zu gewinnen gesucht; ein am 1. Mai 1059 für die von ihm gebaute Kirche S. Maria ad Gradus zu Köln ausgestellter Schutzbrief ist erhalten, worin ihn der Papst mit den größten Lobsprüchen beehrt. Mit so wohlfeilen Gnadenbeweisen war jedoch ein Mann wie Anno nicht zu bestechen, vielmehr trat er als der Vorfechter der deutschen Kirche auf und stachelte die Kaiserin und seine Mitbischöfe wohl mehr gegen Rom auf, als daß er selbst eines Sporns bedurft hätte.

Die Beschlüsse am deutschen Hofe konnten nicht ohne Wirkung auf Italien bleiben. Die lombardischen Bischöfe erhoben sich, sobald sie jene Beschlüsse vernahmen; der römische Adel ergriff, nachdem er sich kaum

von den normannischen Streifzügen erholt hatte, von neuem gegen den Papst die Waffen. Als Gesandte König Edwards von England gegen Ostern 1061 von Rom heimkehrten, wurden sie bei Sutri vom Grafen Girard überfallen und tausend Pfund Paveser Münze ihnen abgenommen. Sie kehrten nach Rom zurück, und der Papst mußte schlimme Worte von diesen Engländern hören; sie machten ihm bemerklich, daß er erst in seinem Gebiet Ordnung schaffen solle, wenn er über die Welt zu herrschen gedenke.

Aber so groß die Schwierigkeiten waren, welche sich dem Papste und Hildebrand entgegenstellten, sie beharrten fest auf dem eingeschlagenen Wege. Auf der Ostersynode 1061 wurde über Graf Girard der Bann ausgesprochen und etwa um dieselbe Zeit die Verordnung über die Papstwahl aufs neue verkündigt. Es war ein eigentümlicher Zufall, daß die Frage, ob unter den veränderten Verhältnissen, bei dem offenkundigen Bruch zwischen der Reformpartei in Rom und dem kaiserlichen Hofe in Deutschland, diese Verordnung ausführbar sei, schon unmittelbar darauf praktische Bedeutung erhielt. Am 27. Juli 1061 starb Papst Nicolaus II. in Florenz: wie sollte sein Nachfolger bestellt werden?

Sobald der Tod des Papstes in Rom bekannt wurde, beschloß der römische Adel, sich eiligst an die Kaiserin zu wenden, damit der junge König als Patricius Roms über den Stuhl Petri verfüge. Der Graf Girard selbst ging mit einer Gesandtschaft, in der sich auch der Abt von S. Gregorio am Cölius befand, über die Alpen; sie führten die päpstlichen Abzeichen und die Insignien des Patriziats mit sich. Freilich war es auffallend genug, daß der römische Adel jetzt die Bedeutung jenes Patriziats so scharf betonte, welchen einst des jungen Königs Vater gerade im Kampf gegen denselben Adel zur Geltung gebracht hatte; nicht minder auffallend, daß diese Capitane jetzt an dem deutschen Hofe ihre Bundesgenossen suchten. Aber das Hervortreten der hierarchischen Idee hatte einmal alle Verhältnisse Roms und Italiens in wenigen Jahren von Grund aus geändert.

Hildebrand schwankte geraume Zeit, welchen Weg er in diesem gefährlichen Moment einschlagen solle. Schwerlich hat er noch an eine Verständigung mit den deutschen Bischöfen und der Kaiserin geglaubt; auch hat er unseres Wissens keine Schritte getan, um sie herbeizuführen. Aber bedenklich machte ihn, daß ein innerer Krieg in Rom selbst auszubrechen drohte und er des Ausgangs desselben ohne die Unterstützung der Normannen und Herzog Gottfrieds nicht sicher war, und der Beistand schien von dieser oder jener Seite nicht ohne Opfer zu gewinnen. So vergingen drei Monate, ohne daß die Neuwahl anberaumt wurde. Endlich entschloß er sich, unbeirrt den betretenen Weg zu verfolgen. Zum Nachfolger des Nicolaus ersah er den Bischof Anselm von Lucca, und diese Persönlichkeit allein bezeichnete deutlich die Richtung, die er zu verfolgen gedachte.

Anselm war Mailänder von Geburt, der geistige Urheber der Pataria; seit Jahren stand er als Bischof von Lucca mit Gottfried und Beatrix in

den vertrautesten Beziehungen. Einst hatte er unter Lanfrank in Bec den Studien obgelegen: dadurch war er in Frankreich bekannt geworden, und es ließ sich erwarten, daß die französischen Bischöfe wie die Mönche von Cluny mit Freuden seine Erhebung begrüßen würden. Hildebrand kannte Anselm überdies genug, um zu wissen, daß er sich ganz seinen Absichten hingeben würde. Daß er am deutschen Hofe verkehrt hatte und so zu einer Vermittelung geeignet schien, wird kaum ernstlich in Betracht gezogen sein, obwohl man später auf diesen Umstand Gewicht gelegt hat. Vielmehr war klar, daß sich die Wahl nur, ohne auf das Recht des Königs zu achten, mit Unterstützung der Normannen durchführen ließ. Und so geschah es. Anselm wurde nach Rom beschieden und zugleich Desiderius von Monte Cassino beauftragt, Richard von Kapua mit normannischen Scharen nach Rom zu führen. Unter dem Schutz der Normannen wählten dann am 1. Oktober 1061 die Kardinalbischöfe Anselm von Lucca, und ihr Anhang unter dem römischen Klerus und Volk stimmte der Wahl zu; an demselben Tage wurde der Erwählte in S. Pietro in Vincoli inthronisiert. Am folgenden Tage ließ sich der neue Papst, der den Namen Alexander II. erhalten hatte, im Hofe des Laterans den Lehnseid von Richard leisten. Es war dann eines seiner ersten Geschäfte, daß er die Mailänder als seine Landsleute begrüßte und in der Treue gegen den heiligen Petrus zu zu verharren ermahnte.

Es ist später behauptet worden, Hildebrand habe mit Gold den Beistand Richards gewonnen, und so sei gleichsam durch Simonie Alexander auf den Stuhl Petri erhoben worden: eine Behauptung, die weder durch glaubwürdige Zeugen bestätigt wird noch an sich Wahrscheinlichkeit hat. Richard war durch seinen Lehnseid die Wahl zu unterstützen verpflichtet, und schon sein eigenes Interesse riet ihm, die Lehnspflicht zu erfüllen. Gleich nach der Wahl verließ er Rom, obwohl dieselbe die Stadt mehr aufgeregt als beruhigt hatte. Denn aufs neue wandten sich sofort alle Unzufriedenen in derselben mit den dringendsten Vorstellungen an die Kaiserin, welche ohnehin, der Natur der Dinge nach, die ohne ihr Wissen geschehene Wahl und den Anteil der Normannen an derselben als offene Feindseligkeiten gegen das Reich ansehen mußte. Am tiefsten aber wurden durch Anselms Erhebung die lombardischen Bischöfe verletzt. Kaum war der Urheber der Pataria auf den Stuhl Petri erhoben, so traten sie unter dem Vorsitz des Kanzlers Wibert von Parma zusammen und beschlossen, keinen andern als Papst anzuerkennen als einen aus ihrer Mitte; schon damals scheinen sie ihre Blicke auf den alten Cadalus von Parma gelenkt zu haben. Auch sie bestürmten jetzt die Kaiserin und rieten ihr zu entschiedenen Schritten; auch konnte sie kaum noch länger zögern, wenn Rom und Italien nicht dem deutschen Einfluß völlig entzogen werden sollte. Sie berief auf die letzten Tage des Oktober eine Synode nach Basel, um über die Besetzung des apostolischen Stuhls Beschluß zu fassen.

Die äußeren Verhältnisse des Reichs nahmen, wie man sieht, den übelsten Gang. Auf der Besiegung Ungarns, auf der Verfügung über den Stuhl Petri hatte zum großen Teil die glanzvolle Stellung Heinrichs III. beruht, auf seinen reformatorischen Bestrebungen die geistige Bedeutung seines Regiments. Nun aber sah die Regentin den deutschen Einfluß in Ungarn gebrochen, das reformierte Papsttum gegen sich in der entschiedensten Opposition und war fast wider ihren Willen in Italien die Verbündete derselben Mächte geworden, welche ihr Gemahl dort bekämpft und besiegt hatte. Wie hätte dies alles nicht auch auf ihr Verhältnis zu den deutschen Fürsten, ohnehin bedenklich genug, in der übelsten Weise einwirken sollen? Sie fühlte vollauf die Gefahr ihrer Lage und tat verzweifelte Schritte, um die Gemüter der Fürsten und des Volkes zu gewinnen.

Das erste war, daß sie das Herzogtum Bayern aufgab und dem Grafen Otto von Nordheim übertrug. Otto stammte aus einer alten Familie Sachsens, deren Stammburg bei Göttingen lag; sein Oheim war jener Siegfried von Nordheim gewesen, der Eckard von Meißen im Jahre 1002 erschlagen hatte. Noch war keiner seiner Vorfahren zu den höchsten Reichsämtern gelangt, und auch er konnte wie Rudolf als Emporkömmling gelten: aber er war mindestens nicht durch Hofgunst gestiegen und hatte die Meinung der Großen und des Volkes für sich. Man rühmte einstimmig seine Tapferkeit, seine Tätigkeit, seinen Verstand. Überdies war er reich begütert; zu seinen eigenen Besitzungen, die sich durch ganz Sachsen erstreckten, kam das Heiratsgut seiner Gemahlin Richinza, der Witwe des Grafen Hermann von Werla.

Die Erhebung eines sächsischen Großen auf den bayerischen Herzogsstuhl war ein überaus auffallender Schritt der Kaiserin, der allen Traditionen des Hauses widersprach. Aber noch viel befremdender mußte sein, daß sie um dieselbe Zeit das kaiserliche Gewand ablegte und den Schleier der Klosterfrauen nahm. Im Herzen war sie längst der Weltlust abgestorben, doch auch äußerlich erschien sie fortan als Nonne und zeigte ihre Keuschheit geflissentlich der Welt. Viel mochte ihr daran liegen, durch diesen Schritt den übeln Nachreden, denen die Tugend ausgesetzt war, zu begegnen, so wenig es ihr auch gelang; auch konnte ihr Interesse erfordern, in einem Moment, wo das Staatswohl sie von der strengeren kirchlichen Partei trennte, ihre persönliche Devotion unzweideutig an den Tag zu legen. Der wichtigste Beweggrund ihres Verfahrens lag jedoch gewiß in dem Wunsch, sich die Gemüter zu versöhnen, indem sie durch die freiwillige Aufgabe aller irdischen Größe dartat, daß ihr Regiment nicht durch Antriebe persönlichen Ehrgeizes, sondern lediglich durch die Pflichten der Mutter und das Wohl des Reichs bestimmt sei. Aus diesem Motiv erklärt sich in gleicher Weise die Aufgabe des bayerischen Herzogtums und der kaiserlichen Auszeichnungen; es waren die letzten Mittel, um ihre von innen und außen gefährdete Stellung zu behaupten.

Das Schisma des Cadalus.

Im Oktober des Jahres 1061 begab sich die Kaiserin mit ihrem Sohne nach Basel, um die angekündigte Synode zu halten. Viele der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe erschienen, die lombardischen Bischöfe kamen größtenteils über die Alpen, römische Gesandte stellten sich ein. Als die Synode eröffnet war, erklärten die Versammelten zuerst, daß der junge König als Erbe des Reichs auch Erbe des Patriziats sei, und bekleideten ihn sogleich mit den Insignien dieser Würde. Alsdann verwarf die Synode die Wahl des Anselm von Lucca als eines Eindringlings, indem sie sich nicht allein auf das Einsetzungsrecht Heinrichs III., sondern auch auf das Wahldekret Nicolaus' II. stützte. Endlich wurde auf den Wunsch der lombardischen Bischöfe Cadalus von Parma als Nachfolger des heiligen Petrus vom König designiert und ihm das goldene Kreuz mit den anderen Insignien des Papsttums übergeben. Besonders waren es die Bischöfe von Piacenza und Vercelli, welche die Sache ihres Amtsbruders betrieben.

Cadalus [1] gehörte einer reichen, im Veronesischen angesessenen Familie an. Im Jahre 1041 wird er als Diakon und Vizedominus der Kirche von Verona genannt; wenige Jahre später erhielt er das Bistum Parma und stiftete dann (1046) auf seinem Grund und Boden das Kloster des heiligen Georg in Braida bei Verona. Als Heinrich III. zuerst in Italien erschien, schloß sich Cadalus ihm an, gewann des Kaisers Gunst und erhielt sie sich, obwohl er den Eifer der von demselben eingesetzten Päpste für die Kirchenreformation nicht teilte. Auf den Synoden zu Pavia (1049), Mantua (1052) und Florenz (1055) wurden sogar über Cadalus' Verhalten starke Rügen ausgesprochen, so daß er nur durch die Nachsicht der Päpste der Absetzung entgangen sein soll; vielleicht geschah es mehr wegen seines nahen Verhältnisses zum Kaiser, der sich der Dienste des geschäftskundigen Mannes vielfach bediente. Als sich dann die Pataria in der Lombardei erhob, muß Cadalus von Anfang an zu den entschiedensten Gegnern derselben gehört haben. Denn die Widersacher jener fanatischen Volksprediger verehrten in dem alten Bischof von Parma ihr Haupt, zumal er zu Wibert von Parma, dem Kanzler der Kaiserin, in vertrauten Beziehungen stand.

Da die Zeitumstände die Wahl eines Italieners zu fordern schienen, mochte manches gerade diesen Mann empfehlen. Cadalus' Treue gegen das Kaiserhaus konnte für bewährt gelten, überdies war er geschäftskundig, und auch das fiel nicht leicht in die Wage, daß er ein großes Vermögen für seine Sache aufzuwenden vermochte. Aber dessenungeachtet war es die übelste Wahl. Die deutschen Erzbischöfe und die Mehrzahl der deutschen Bischöfe hatten sie, wie wir wissen, von vornherein und mit gutem Fug widerraten; auch der römische Adel hegte, wie die Folge

[1] So oder Cadelous ist die zu jener Zeit übliche Schreibweise.

zeigte, nur geringes Interesse für den Lombarden. Seine Erhebung war lediglich eine Parteisache des lombardischen Klerus und setzte überdies die Kaiserin in den schneidendsten Widerspruch mit der von ihrem Gemahl begünstigten Kirchenreform, wie mit ihren eigenen religiösen Überzeugungen. Es wird berichtet, daß ihre Umgebung durch Bestechungen gewonnen war, und nur hieraus wird das Verfahren der schwachen Fürstin erklärlich.

Nachdem die königliche Ernennung erfolgt war, schritt man sogleich zur förmlichen Wahlhandlung, die ungewöhnlich genug war. Eine Anzahl lombardischer Bischöfe, denen sich einige deutsche anschlossen, gaben zu Basel am 28. Oktober — es war der Geburtstag Heinrichs III. — einmütig Cadalus ihre Stimme; kein römischer Kardinal war bei der Handlung zugegen. Schon vor der Inthronisation, die überhaupt nie erfolgt ist, legte man dann dem neuen Papst den Beinamen Honorius II. bei, dessen er sich aber selten bedient zu haben scheint. Übrigens dachte die Kaiserin nicht daran, ihn mit der Macht des Reichs nach Rom zu geleiten. Sie überließ ihm selbst, sich dorthin den Weg zu bahnen; ein schwieriges Unternehmen, da nicht anders zu erwarten stand, als daß Gottfried sich nicht allein des Geleits entziehen, sondern alles aufbieten würde, um Anselm sicherzustellen, so wenig Neigung er auch sonst zu einem offenen Bruch mit der Kaiserin haben mochte.

Während des folgenden Winters rüstete sich Cadalus mit großem Fleiße. Zugleich sandte er heimlich den Bischof Benzo von Alba nach Rom, um den römischen Adel zu gewinnen und das Volk gegen Hildebrand und seinen Papst aufzuwiegeln. Benzo, ein Mann von nicht geringen Kenntnissen, ungewöhnlicher Beredsamkeit, voll des giftigsten Hasses gegen die Pataria und Hildebrand und kein Mittel scheuend, um diesen Haß zu befriedigen, war ganz für diese Sendung geeignet. Die Stadt war längst in Parteien gespalten, und Benzo unterließ nichts, um die Kaiserlichen zusammenzuhalten und zu verstärken. So sehr er selbst in seinen durchaus unzuverlässigen Darstellungen die Erfolge seiner Tätigkeit übertreiben mag, scheinen sie doch in der Tat nicht unerheblich gewesen zu sein. Und indessen hatte Cadalus ein namhaftes Heer in der Lombardei zusammengebracht. Die Patarener erschraken und ergriffen allerorten die Flucht. Beatrix öffnete ihnen ihre Städte und trat, soweit sie es vermochte, Cadalus entgegen; sie konnte aber nicht hindern, daß er sich Bolognas bemächtigte und hier sein Heer noch verstärkte. Bald ging dasselbe über den Apennin, von einem Grafen Pepo geführt, und kam ungehindert bis Sutri, wo es am 25. März 1062 ein Standlager bezog. Bemerkenswert ist die Beschreibung, die Petrus Damiani von diesem Heere gibt. Mehr mit Gold, sagt er, als mit Eisen sei es gerüstet; wenn sonst die Schwerter zum Streit aus der Scheide führen, so hier das Gold aus dem Kasten; hier riefen nicht die Tuba und die Drommete zur Schlacht, sondern das Klappern der Münzen; mit Händen voll Gold

breche Cadalus eherne Mauern, und dieses Gold habe er zum Teil durch Verschleuderung der Kirchengüter von Parma gewonnen, zum Teil bereits das Eigentum der römischen Kirche dafür verschrieben.

Aber wie unkriegerisch Petrus auch die Scharen des Cadalus schildert, er fürchtete sie trotzdem gewaltig. Ein Brief, den er in diesen Tagen an den Gegenpapst schrieb, legt seine Besorgnisse deutlich an den Tag. Nichts läßt er ungesagt, was irgend Eindruck auf ein solches Gemüt zu machen versprach. Er stellt ihm vor, in welche Unruhe er sich gestürzt habe, wieviel Geld er vergeude, wie alle seine Vergehen, bisher der Welt verborgen, jetzt an das Licht treten würden; er droht ihm endlich mit dem Tode, der ihn noch in dem begonnenen Jahre ereilen werde. Über den König und die Kaiserin drückt er sich milde aus; jenen entschuldigt er mit der Unmündigkeit, diese mit der Schwäche ihres Geschlechts. Alle anderen aber, die an der Wahl des Gegenpapstes beteiligt, verflucht er unter den stärksten Verwünschungen; die Wahl scheint ihm unerhört in allen Jahrhunderten. Aber auffällig ist doch, daß er, indem er bei dieser Gelegenheit auf die Bedingungen einer ordnungsmäßigen Besetzung des apostolischen Stuhls zu sprechen kommt, die königliche Zustimmung vor der Weihe des Papstes als durchaus erforderlich ansieht und es nur mit dem Drang der Umstände entschuldigt, wenn man diese einzuholen bei der letzten Wahl in Rom unterlassen habe. Noch deutlicher spricht seine Befürchtungen Petrus in einem gleichzeitigen Brief an den Bischof Olderich von Fermo aus. Er sieht das Ende der Welt nahe; zum völligen Ruin der Kirche, sagt er, trennten sich Papsttum und Kaisertum voneinander; es sei eine Verhöhnung des allmächtigen Gottes, daß, während ein Papst auf dem apostolischen Stuhl sitze, ein anderer vom Norden heranzöge. Sehr bedeutsam ist, wie gerade in dieser Lage der Dinge Petrus den Bischöfen den leidenden Gehorsam gegen die staatlichen Gewalten predigt, wie er zu beweisen sucht, daß es ihnen unter keiner Bedingung erlaubt sei, ihre Sache mit dem Schwert zu verteidigen; die kirchlichen Streitigkeiten seien niemals, meint er, durch Waffengewalt, sondern allein durch die weltlichen Gesetze und die Beschlüsse der Kirchenversammlungen zu entscheiden.

Anders dachten der Papst und Hildebrand. So verlassen von Hilfe sie waren — Gottfried konnte nicht gegen den Erwählten der Kaiserin die Waffen ergreifen; Richard begann gerade damals die Belagerung Kapuas, wo die Einwohner ihm die Mauern und Tore noch immer nicht übergeben wollten —, so groß der Abfall in der Stadt selbst, wo die Engelsburg bereits in die Hände des aufständischen Adels geraten war: sie rüsteten sich dennoch zum Widerstande und vereitelten die Hoffnungen des Cadalus, welcher ohne Kampf in Rom einzuziehen erwartete. Es war Leo, des getauften Juden Benedict Sohn, der auch diesmal Hildebrand die besten Dienste leistete; hauptsächlich durch seine Hilfe brachte

der Archidiakon ein Soldheer zusammen. Indessen rückt Cadalus bereits von Sutri heran; mehrere Grafen der Campagne stoßen zu ihm, Girard von Galeria an der Spitze; das Heer lagert sich auf den Neronischen Wiesen am Fuße des Vatikan. Hier wagt Hildebrands Heer am 14. April einen Überfall, der aber vollständig mißglückt. Das schwache, kriegsunkundige Volk — so nennt es Petrus Damiani — wurde in die Flucht gejagt und massenweise niedergemacht; bis zum Tiber sahen sich die Flüchtigen verfolgt, und viele fanden in seinen Wellen ihr Grab. Unmittelbar nach der Schlacht drang Cadalus in die Leostadt ein und besetzte die Umgebung der Peterskirche. Seine Anhänger haben ihm später oft zum Vorwurf gemacht, daß er hier seine Inthronisation nicht sogleich bewirkt habe. Aber er konnte nicht ahnen, wieviel sich am folgenden Tage geändert haben würde.

Während Cadalus bei einbrechender Nacht in sein Lager zurückkehrte, sparten Hildebrand und Leo kein Geld, um neue Streitkräfte aufzubringen und die Leostadt zu verteidigen. Es gelang ihnen; in der Frühe konnte Cadalus nicht mehr zur Peterskirche gelangen. Fünf Tage — wenn man Benzos Bericht trauen darf — blieb der Gegenpapst noch bei Rom in seinem Standlager, dann verließ er die Stadt, ging bei Fiano über den Tiber und zog in die Gegend von Tuskulum, wo er abermals ein Lager aufschlug. Die Grafen der Umgegend unterwarfen sich ihm, unterstützten ihn, und da er einen großen Anhang in der Stadt hatte, konnte er noch die Bezwingung derselben mit Sicherheit erwarten. In dieser Zeit schrieb Petrus Damiani einen zweiten Brief an Cadalus, in dem er ihn mit den schwersten Vorwürfen überhäuft, mit den rohesten Flüchen belastet. Der Schluß des Schreibens zeigt, daß ihm die Sache Alexanders bereits für verloren galt. „Wenn Gott", redet er Cadalus an, „nicht der Welt mehr achtet und du den apostolischen Stuhl besteigst, dann werden alle Gottlosen sich erheben und frohlocken, alle Feinde der christlichen Kirche werden triumphieren, die Gerechten und Frommen aber an den Untergang der Kirche glauben." Und kaum läßt sich leugnen, nicht allein Hildebrands Sache, sondern alle jene Reformbestrebungen, welche von Rom seit fünfzehn Jahren ausgegangen waren, standen in diesem Moment auf dem Spiele.

Aber Cadalus erreichte sein Ziel nicht, so nahe er ihm war. Unerwartet erschien Herzog Gottfried mit einem starken Heere vor Rom, nicht um den Erwählten der Kaiserin zu unterstützen, sondern ihn mitten in seinem Erfolge aufzuhalten. Der Herzog trat zwischen die streitenden Parteien und gebot ihnen, ihre Sache dem Könige zur Entscheidung vorzulegen; bis diese erfolgt sei, solle sich Cadalus wieder nach Parma, Alexander nach Lucca begeben. Beide Teile mußten sich fügen, so widerwillig beide es tun mochten. Denn Hildebrand, so gewiß allein Gottfrieds Einschreiten ihn rettete, mußte es doch als eine Niederlage ansehen, daß die Sache der

Kirche erst abermals von einem Richterspruch des Königs abhängig gemacht werden sollte. Und Cadalus gab nicht allein den sicheren Sieg aus den Händen, sondern wurde auch an ein Forum gewiesen, das ihm wenig geneigt war. Denn als er etwa um die Mitte des Mai nach Parma zurückkehrte, herrschten am deutschen Hofe nicht mehr die Günstlinge der schwachen Kaiserin, sondern jene Erzbischöfe, welche sich seiner Wahl von Anfang an widersetzt hatten. Während er vor Rom Alexander das Papsttum bestritt, war am Rhein eine für das Kaisertum folgenreiche Entscheidung eingetreten, die auch sein Schicksal in sich schloß. Wenn Herzog Gottfried, der Statthalter des Königs, dem zu Basel von der Kaiserin ernannten Nachfolger Petri hemmend in den Weg trat, so wußte er ohne Zweifel bereits, was inzwischen zu Kaiserswerth geschehen war, und wovon der Ruf bald durch alle Länder erscholl.

Der Sturz der Kaiserin

Was die Kaiserin auch versucht hatte, um die Gemüter zu gewinnen, alles war vergeblich gewesen. Den Fürsten schien es unerträglich, daß Heinrich von Augsburg, der Günstling der Kaiserin, die Geschäfte des Reichs fast allein in Händen hatte; sie wollten nicht von ihm und den Launen einer Betschwester abhängen, und um so gerechter schien ihr Unmut, als die Macht des Kaisertums sichtlich unter diesem Regiment verfiel. Halb absichtlich, halb unbewußt arbeiteten sie auf den Sturz desselben hin. Häufig hielten sie geheime Zusammenkünfte und berieten die Lage des Reichs; im Dienste des Hofes zeigten sie sich säumig und verbitterten die Stimmung des Volkes gegen die Kaiserin und den Augsburger Bischof. Zu den Unzufriedenen gehörte vor allen Erzbischof Anno, der nicht galt, was er wert zu sein meinte, und doch sich zumeist die erforderliche Kraft zutraute, um das sinkende Reich aufzurichten; zu ihnen gehörte Otto von Nordheim, eben erst durch die Kaiserin zum Herzog von Bayern erhoben, ein tüchtiger Mann, zu dessen Tugenden aber Dankbarkeit am wenigsten zu rechnen war, und jener Ekbert von Braunschweig, der im Jahre 1057 für die Kaiserin in Sachsen so mutig eingetreten war, der nächste Verwandte des jungen Königs. Es scheint fast, als habe er, ein leidenschaftlicher und ehrgeiziger Mensch, für seine Dienste nicht den beanspruchten Lohn erhalten; nach dem Tode Ottos von Schweinfurt hatte er sich mit dessen Witwe Irmingard vermählt und mochte sich auch auf dessen Herzogtum Schwaben Aussicht gemacht haben, welches aber Rudolf von Rheinfelden, wie wir wissen, davontrug.

Es waren die ersten Männer des Reichs, welche der Kaiserin überall im stillen entgegenarbeiteten, und schon kam es im Anfange des Jahres 1062 zum offenen Bruch zwischen ihr und dem Bischof Günther von

Bamberg, einem Manne, welcher das größte Ansehen genoß und durch seine zahlreichen Verbindungen weithin die Stimmung beherrschte. In einem Brief Günthers an Anno, der etwa im Jahre 1061 geschrieben ist, vernehmen wir bereits die bittersten Klagen über die Kaiserin: sie sei nicht allein ungebührlich hart gegen ihn, sondern ihr Verfahren fast unerträglich; in seiner Abwesenheit taste sie seinen guten Namen vor den Reichsfürsten auf alle Weise an und beschwere sich über von ihm erlittene Kränkungen; vergebens habe er sich bei seiner letzten Anwesenheit bei Hofe erboten, seine Unschuld darzutun oder, wenn er gefehlt habe, seine Schuld nach dem Willen der Kaiserin zu sühnen: man habe ihn nicht einmal gehört. Günther wünscht deshalb eine Zusammenkunft mit Anno, um sich mindestens in seinen Augen zu rechtfertigen, und bittet ihn, sich seiner vor den Fürsten anzunehmen, wenn die Rede auf seine Person fallen sollte. Günther mied seitdem den Hof; er verließ auch Bamberg, vielleicht wegen der gewünschten Zusammenkunft mit Anno. Ein Bamberger Domherr, der damals den Hof besuchte, meldete ihm das Befremden daselbst über sein Ausbleiben. „Als alle Hoffnung", schreibt er, „auf Euer Erscheinen verschwunden war, riefen alle mit einem Munde, Ihr schnaubtet schon voll Waffenlust und dächtet nur an Krieg, nichts anderes sännet und betriebet Ihr als die Vertreibung der wütenden Furie oder vielmehr nach der Ausdrucksweise dieser Leute die unverdiente Erniedrigung der besten Kaiserin. Sie äußerten noch anderes, was ich Euch besser in das Ohr raune, als dem Blatte vertraue." Günthers Zorn, auf das höchste gereizt, brach los. „Ein großer Hader entstand zwischen der Kaiserin und Bischof Günther", berichten alte Annalen; spätere fügen hinzu, daß sie gegeneinander mit Raub und Brand gewütet hätten.

Anno kann diesem Zwist nicht gleichgültig zugesehen haben. Täuscht nicht alles, so hat derselbe ihn empfindlicher berührt als der Streit zwischen den beiden Päpsten vor Rom. Denn schwerlich nahm er ein näheres Interesse an Caladus, und mit Hildebrands Partei war er geradezu in Zerwürfnisse geraten. Überdies hatte jener Kampf um den Stuhl Petri, so sehr er Italien in Bewegung setzte, die Gemüter in Deutschland damals weniger aufgeregt, als man gemeinhin annimmt. Wie dem auch sei, es war um Ostern 1062, daß Anno den Entschluß faßte, durch einen Gewaltstreich die Regentin und ihren Günstling zu stürzen. Die erforderlichen Maßregeln verabredete er mit Otto von Nordheim und Ekbert; niemand anders läßt sich mit Sicherheit als unmittelbarer Teilnehmer der Verschwörung nachweisen, deren ganzer Plan ohnehin auf die Mitwissenschaft weniger, durchaus zuverlässiger Männer berechnet war. Wenn eine spätere, an sich wenig glaubwürdige Quelle Erzbischof Siegfried von Mainz als Mitverschworenen nennt, so entbehrt diese Angabe nicht nur jeder anderweitigen Stütze, sondern hat auch an sich geringe Wahrscheinlichkeit. Dagegen ist kaum anders anzunehmen, als daß Herzog Gott-

fried um Annos Vorhaben gewußt hat; seine Stellung war auf beiden Seiten der Alpen so gewaltig, daß Anno, der überdies ihm nahestand, ohne seine Mitwissenschaft in ein so bedenkliches Unternehmen sich kaum einlassen konnte. Benzo sagt, daß Gottfried mit Anno vereint auch gehandelt habe, ja sieht ihn recht eigentlich als den Urheber der Verschwörung an: aber dieser Italiener ist der parteiischste Zeuge gegen Gottfried, und so viel ist mindestens klar, daß der Herzog, der damals in Italien verweilte, keinen unmittelbaren Anteil an der Ausführung des Anschlags nehmen konnte. Alle zuverlässigen Quellen bezeichnen Anno als die Seele der Verschwörung und messen ihm den Hauptanteil bei dem Gewaltstreich bei.

Die Kaiserin hatte mit ihrem Sohne den Anfang des Jahres 1062 in Goslar verlebt; erst gegen Ostern brach sie von dort auf, von Bischof Heinrich begleitet. Am 19. März war sie in Paderborn, wo der Bischof noch einmal reiche Gunstbeweise erhielt; dann wurde die Reise nach Utrecht fortgesetzt, wo der Hof am 31. März das Osterfest feierte. Nach dem Fest begab sich Agnes mit ihrem zwölfjährigen Sohn nach der Pfalz auf St. Swibertswerth, welche erst Heinrich III. von den lothringischen Pfalzgrafen gewonnen hatte, und in der die kaiserliche Familie wegen der angenehmen Lage auf einer Rheininsel gern verweilte. St. Swibertswerth ist das heutige Kaiserswerth zwischen Duisburg und Düsseldorf am rechten Ufer des Rheins, der sein früheres Bett hier bedeutend geändert hat, so daß jene Insel dem Uferland jetzt verbunden ist. Es war der Kaiserin um einen Lustaufenthalt zu tun, und nur ein geringes Gefolge hatte sie begleitet.

Die Umstände waren den Verschworenen überaus günstig, um den lange vorbedachten Anschlag gegen die Kaiserin auszuführen. Sie glaubten, ohne Gefahr ihr den jungen König rauben und mit dessen Person sich der Regierung des Reichs bemächtigen zu können. Unerwartet erschienen eines Tages in Kaiserswerth Anno, Otto und Ekbert; sie kamen mit zahlreichem Gefolge, ohne jedoch dadurch, wie es scheint, der Kaiserin besondere Besorgnisse einzuflößen. Denn man ging fröhlich zur Tafel und sprach reichlich dem Weine zu. Als nun der königliche Knabe in heiterer Laune war, lud ihn Anno freundlich ein, eines seiner Schiffe zu besehen, welches er mit besonderer Pracht ausgestattet hatte. Leicht überredete er den arglosen Knaben. Aber kaum besteigt dieser das Schiff, so umdrängen ihn die Verschworenen mit ihrem Gefolge; die Ruderknechte stoßen vom Lande und treiben mit Macht das Schiff in die Mitte des Stroms. Der Knabe erschreckt, schon den Tod vor Augen sehend, wie von Sinnen, stürzt sich in die Fluten: sie würden ihn begraben haben, wenn ihm nicht Graf Ekbert nachgesprungen wäre und unter eigener Lebensgefahr ihn mit starken Armen dem Untergange entrissen hätte. Nur mit großer Mühe brachte man den widerstrebenden Knaben in das Schiff zu-

rück, wo man ihn mit Schmeichelreden allmählich beruhigte. So führte man ihn nach Köln, während das Volk in großer Aufregung am Lande dem Schiffe folgte, welches die Königsräuber und den gefangenen König trug. Man hörte in der Menge laute Verwünschungen, daß man die Majestät in so schmählicher Weise anzutasten wage.

So erzählt Lambert von Hersfeld den Königsraub, und wir haben allen Grund, seinem Bericht zu trauen. Er konnte die Wahrheit erfahren, denn wenige Wochen nach der Tat sah er den jungen König und Anno in seinem Kloster, und jedes Blatt seiner Annalen bezeugt, daß er nichts weniger als dem Ruf des Kölner Erzbischofs zu schaden beabsichtigte. Aber gerade dieses Blatt seines Buchs beweist zugleich, daß ihm die Wahrheit mehr galt als Anno, und daß er, obschon vom Parteigeiste seiner Zeit erfüllt, sich doch eine absichtliche Verdunkelung ihm bekannter Tatsachen schwerlich erlaubt hat. Was die anderen Annalisten seiner Erzählung hinzufügen, ist unbedeutend bis auf den e i n e n Umstand, daß die Verschworenen auch die heilige Lanze und die anderen königlichen Insignien in Kaiserswerth raubten und mit sich nahmen. Aber das ist nicht unbedeutend, daß keiner von ihnen ein Wort der Billigung oder Rechtfertigung für den Priester hat, welcher der Mutter den Sohn entführte, der anerkannten Regentin des Reichs das Zepter entwandte. Als ein Menschenalter nach Annos Tode ein Abt von Siegburg den Gründer seines Klosters als Heiligen darzustellen bemüht war, schwieg er mit guter Absicht von dem Tage von Kaiserswerth; er begriff nur zu gut, daß die Erinnerungen an denselben die Glorie um das Haupt seines Helden verdunkeln würden. Erst dem Parteigeist unserer Zeit war es vorbehalten, auch in dieser Tat einen Beweis für Annos Heiligkeit zu finden.

Niemand traf dieser unerhörte Frevel schwerer als die Kaiserin. Aber auch in dieser Lage zeigte sie, wie wenig Tatkraft ihr eigen war. Jede Gegenwehr gegen die Räuber wäre ihr nach göttlichem und menschlichem Recht erlaubt, ja geboten gewesen, aber nicht einmal den Gedanken daran scheint sie gefaßt zu haben. Unter Tränen sah sie den Sohn ihren Armen entrissen, in tiefer Bekümmernis verließ sie die Swibertsinsel, doch über Tränen und Klagen erhob sie sich nicht. „Sie machte aus der Not eine Tugend“, sagt ein Zeitgenosse, „und verlangte nur nach dem heiligen Schleier.“ Die Last des Regiments sah sie wohl nicht ungern ihren Schultern entnommen, schwerer bedrückte sie das Schicksal des Sohnes in den Händen ihrer Feinde, am schwersten peinigten ihre Seele Gewissensskrupel. Eine Frau ihrer Art mußte in dem furchtbaren Schlage, der ihr ganzes Leben verwirrte, eine unmittelbare Strafe des rächenden Gottes sehen, aber sehr ist zu bezweifeln, ob sie die Schuld in ihrer unglücklichen Schwäche fand.

Ein Brief, den Agnes wenig später an die Mönche von Fruttuaria

schrieb, läßt einen tiefen Blick in ihr Inneres werfen. Sie, „die Kaiserin und Sünderin," entbietet den Mönchen „die Dienstwilligkeit einer Magd, deren Augen auf den Händen ihrer Herrin ruhen." „Mein Gewissen", schreibt sie, „schreckt mich mehr, als Nachtgespenster und Phantome vermöchten. Deshalb irre ich an den heiligen Stätten umher und suche eine Zuflucht vor meiner Angst. Nicht mein geringster Wunsch wäre, zu Euch zu kommen, da ich vernehme, daß Euer Gebet sichere Bürgschaft des Seelenheils gibt. Aber meine Wege stehen in der Hand des Herrn, nicht in meinem Willen. Indessen werfe ich mich im Geist Euch zu Füßen und bitte Euch, mir Barmherzigkeit vom Herrn zu erwirken, wie Gregor dem Trajan. Wenn er allein einen Heiden von den Pforten der Hölle durch sein Gebet befreite, so werdet Ihr Eurer so viele leicht die Seele einer Christin erretten können. Was Ihr beschlossen habt, bitte ich Eure brüderliche Gemeinschaft als Beweis der Liebe mich möglichst bald wissen zu lassen." Dieser Brief genügt, um zu begreifen, daß Agnes ebenso geeignet war, in der Folge Hildebrand zum Werkzeug zu dienen, wie sie sich unfähig zur Regierung des Deutschen Reichs gezeigt hatte.

Agnes begab sich, nachdem ihr das Regiment entzogen war, zunächst auf ihre Witwengüter, die weit zerstreut in Deutschland lagen, und die sie sich allein vorbehalten hatte. Sie irrte dann, wie sie selbst sagt, an den heiligen Stätten umher und sprach wohl die Absicht aus, ganz in ein Kloster zu gehen; nur mit Mühe hielten sie besonnene Freunde von einem übereilten Entschluß zurück. Schon nach einigen Monaten gewann sie es ihrem weichen Herzen ab, selbst Anno und seinen Genossen wieder näherzutreten. Auf das Gemüt ihres Sohnes behielt sie immer einen nicht geringen Einfluß, aber eine tiefer in die Staatsgeschäfte eingreifende Rolle hat sie nie wieder gespielt. Fromme Seelen erbauten sich an der Inbrunst ihrer Gebete, ihrer Willigkeit im Almosenspenden, ihrer Mäßigkeit im Essen und Trinken, an der Schlichtheit ihrer Tracht und ihren zahlreichen guten Werken; sie meinten, eine Tat des Höchsten darin zu erkennen, daß aus der glänzenden Kaiserin eine schlichte Dienerin Christi geworden war.

Daß die fünfjährige Regentschaft dieser Frau an ihr Ende gelangt war, war an sich nicht sonderlich zu beklagen. Aber ein unheilbarer Schaden blieb, daß sich deutsche Fürsten und ein Erzbischof an ihrer Spitze die Majestät in so ruchloser Weise zu beschimpfen erdreistet hatten. Es war so endlich gelungen, das vielgefürchtete, vielgeschmähte Kaisertum ganz in die Macht der Fürsten zu bringen. Sie hatten jetzt über die gewaltigen Kräfte des Reichs zu verfügen, und man mußte erwarten, ob sie Reich und Kirche mehr fördern würden, als es die Kaiserin getan, ob das deutsche Volk und die Welt ihnen größeren Dank schulden würde.

Das Gesamtregiment der Bischöfe

Männer vom Schlage Annos pflegen der eigenen Kraft Gewaltiges zuzutrauen, und nichts ist gewisser, als daß Anno nach Agnes' Sturz allein das Regiment zu übernehmen gewillt war. Aber nicht minder gewiß ist, daß seine Absicht auf Schwierigkeiten stieß, die er nicht zu bewältigen vermochte. So schlecht wir über den Gang, welchen die Dinge nach dem Tage von Kaiserswerth nahmen, unterrichtet sind, mindestens hierüber bleibt kein Zweifel. Und konnte es anders sein? Siegfried von Mainz hätte schlecht in der Geschichte seines Erzbistums bewandert sein müssen, wenn er nicht gewußt hätte, daß einst nach Theophanos Tode sein Vorgänger Willigis die Regierung des Reichs überkommen hatte. Und er wäre der sorgloseste aller Menschen gewesen, wenn er nach so vielen Triumphen Kölns über Mainz auch noch die Reichsverweserschaft Anno willig eingeräumt hätte.

Siegbert von Gembloux berichtet, und seine Angabe verdient wohl Glauben, daß Anno vor den versammelten Fürsten des Reichs über sein Verfahren Rechenschaft abgelegt habe. Vieles macht wahrscheinlich, daß diese Versammlung der Fürsten zu Köln um die Pfingstzeit des Jahres 1062 stattfand. Wenn dann Siegbert aber weiter angibt, daß der Erzbischof wieder vom König zu Gnaden angenommen sei, so will dies nichts anderes sagen, als daß Agnes' Entsetzung und die Art, wie sie herbeigeführt war, die Zustimmung der Fürsten fand. War unter ihnen niemand, der das Reich und den Knaben in die Hand der Kaiserin zurückgeben wollte, so blieb dem Knaben keine Wahl, als sich zu fügen, aber niemals hat er deshalb des Tages vergessen, an dem ihn Anno den Armen der Mutter entriß. Wie allgemeine Beistimmung indessen des Kölners Tat bei den Fürsten finden mochte, sie waren deshalb doch nicht gewillt, ihm allein die Leitung des Reichs zu überlassen. Man beschloß vielmehr, daß die Vormundschaft über den König und die Reichsregierung auf die Gesamtheit der Bischöfe übergehen und zeitig immer von dem Bischofe geführt werden sollte, in dessen Sprengel der König hofhielt.

Eine geistliche Vielherrschaft war bestimmt, an die Stelle des einheitlichen Kaiserregiments zu treten. Man sieht, die Richtung, welche die Dinge diesseits und jenseits der Alpen einschlagen, ist nicht so durchaus verschieden; überall drängt ein geheimnisvoller Zug der Zeit den Klerus zur weltlichen Herrschaft und spielt sie ihm in die Hände.

Anno hatte sich in das fügen müssen, was er nicht ändern konnte; daran fehlte freilich viel, daß dieses vielköpfige Regiment wirklich Bestand gewann. Wesentlich blieb die Regierung ihm, dem Manne der entscheidenden Tat, und neben ihm Siegfried, dessen Ansprüche sich nun einmal nicht leichthin beseitigen ließen. Im Juli 1062 begab sich der König nach dem Mainzer Sprengel, aber er war von Anno begleitet und kehrte dann doch bald wieder in die Kölner Diözese zurück. Aus den Urkunden dieser Zeit sieht man, daß es meist nur Annos Freunde waren, die den König umgaben. Häufig fand man am Hofe Bischof Günther von Bamberg, und willig wurde ihm jetzt zugestanden, was ihm Agnes verweigert hatte. Nicht ohne Befremden sehen wir auch Adalbert von Bremen bald nach dem Tage von Kaiserswerth neben Anno und seinen Genossen am Hofe erscheinen. Mit ganzer Seele hing er an den glänzenden Erinnerungen des Kaisertums; stolz sah er, ein Mann höchsten Adels, auf den Emporkömmling Anno herab; oft genug lieh er seinem Unmut über den frechen Königsraub Worte: aber seine Eitelkeit bedurfte einmal der Hofluft, und er konnte gegen die Billinger den Rückhalt des Reichsregiments nicht entbehren. Nichts zeigt besser die Gefahren seiner damaligen Lage, als daß er selbst Schritte tat, um die Feste Ratzeburg durch königliche Schenkung Herzog Ordulf zuzuwenden.

Der Kölner teilte mit dem Mainzer dem Anschein nach das Regiment, aber der letztere fühlte doch bald, wie ungleich die Teilung. Als daher im Sommer 1062 neue Umtriebe das Reich in Unruhe versetzten und Annos Stellung bedrohten, sah man allgemein Erzbischof Siegfried als den letzten Urheber dieser Bewegungen an, und man wird sich darin kaum geirrt haben. Täuschen wir uns nicht, so gaben die Verhältnisse der Mark Meißen den nächsten Anlaß, daß sich eine Parteiung im Reiche gegen Anno bildete. Markgraf Wilhelm von Meißen war gestorben, als er eben die Braut aus Ungarn heimführen wollte, und seine Mark an seinen Bruder Otto von Orlamünde gekommen. Ohne Zweifel hatte dieser die Belehnung mit der Mark seines Bruders Anno zu danken; so wenig aber war sie nach Siegfrieds Sinn, daß er ihm die großen Mainzer Lehen in Thüringen verweigerte, welche Wilhelm gehabt hatte. Aber nicht minder als Siegfried mochte Ottos Erhebung den Markgrafen Dedi von der Ostmark verletzen, den Stiefvater Wilhelms, der sich selbst wohl auf die Mark desselben Rechnung gemacht hatte. Auch Otto von Nordheim war unzufrieden und ließ sich mit Siegfried und Dedi in verdächtige Verbindungen ein. Diese weltlichen Herren wollten sich, wie man sieht, dem

starren Anno nicht beugen und sich lieber Siegfried, dem gefügigeren Manne, anschließen.

Wie weit die Anschläge der Mißvergnügten gediehen, wissen wir nicht; nur soviel wird berichtet, daß Anno sie rechtzeitig zuschanden machte. Waren sie, wie doch wahrscheinlich ist, auf eine Herstellung früherer Zustände gerichtet, so mußte ihre Kraft gebrochen werden, sobald es Anno gelang, eine Verständigung mit der Kaiserin herbeizuführen. Und in der Tat hören wir, daß Anno damals durch den jungen König Agnes' Gunst wiedergewann. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in dieser Aussöhnung den Sieg Annos über seine Widersacher sehen, die sich nun wohl oder übel fügen mußten. Otto von Nordheim suchte sich zu rechtfertigen; Dedi verbiß seinen Ingrimm; Siegfried gab dem Markgrafen Otto die Mainzer Lehen, und es war ihm genug, daß Otto nicht allein von seinen eigenen Besitzungen in Thüringen die Zehnten zu zahlen, sondern auch die anderen dort Begüterten mit Gewalt zur Zahlung zu treiben versprach. Mindestens hatte Siegfried so einen Zugang zu den thüringischen Zehnten gewonnen und konnte es ruhig ansehen, daß der neue Markgraf den Haß der Thüringer auf sich lud.

Anno hatte die Anschläge Siegfrieds und seiner Genossen glücklich vereitelt; wie bedenklich aber die Lage der Dinge noch immer seinen Freunden erschien, zeigt ein Brief, den damals Günther von Bamberg an ihn richtete, und dem wir allein die Nachrichten über diese Wirren verdanken. Er riet Anno, den trügerischen Versicherungen seiner Gegner nicht zu trauen. „Nichts", schreibt er, „lege ich Euch dringlicher an das Herz, als nach allen Seiten wachsam zu sein und in Eurem bisherigen Eifer nicht nachzulassen. Ihr kennt die Menschen und unsere Zeiten; niemand weiß, was und wem er glauben soll. In solchen Verhältnissen ist Sorglosigkeit gefährlich, Leichtsinn schädlich, Leichtgläubigkeit verderblich." Er bittet ihn schließlich, in einem Streite mit der Kaiserin sich seiner Kirche anzunehmen. Es wird hieraus klar, daß Anno der Kaiserin bereits nähergetreten war, und daß ein alter Widersacher derselben Besorgnis vor der Herstellung ihres Einflusses auf die Reichsgeschäfte hegen konnte, so wenig auch in Wahrheit zu fürchten war.

In dieser Lage der Dinge versammelten sich im Oktober 1062 die deutschen Bischöfe zu überaus wichtigen Verhandlungen in Augsburg. Schon seit mehreren Monaten war dorthin eine Synode berufen, auf welcher über die Kirchenspaltung beraten und jene königliche Entschließung herbeigeführt werden sollte, auf welche Herzog Gottfried die beiden Päpste verwiesen hatte. Wie man die Verhältnisse unter den römischen Kardinälen ansah, zeigt eine damals verfaßte, höchst merkwürdige Schrift des Petrus Damiani, in welcher er ahnenden Geistes ein Bild der zu erwartenden Verhandlungen zu entwerfen sucht. In einem fingierten Gespräch zwischen dem Anwalt des Königs und dem Anwalt der römischen

Kirche legt er die obwaltenden Streitpunkte dar und entwickelt vor allem die Gründe, welche er und seine Gesinnungsgenossen für ihr Verfahren geltend machen konnten. Man erstaunt über die sophistische Advokatenkunst, die er aufbietet; es verrät sich in derselben, wie unsicher sich die Anhänger der Kirchenreform in ihrer Stellung fühlten.

Die erste Streitfrage, welche Petrus aufwirft, ist die: Darf der Papst ohne den König gewählt werden? Nachdem sie im allgemeinen bejaht ist, kommen die Verhandelnden doch überein, daß vermöge eines besonderen Privilegiums die königliche Gewalt ein bestimmtes Recht der Einwirkung auf die Papstwahl besitzen könne. Dies führt unmittelbar auf das Heinrich III. zugestandene Recht, den päpstlichen Stuhl zu besetzen, und auf die bekannte Bestimmung, welche das Wahldekret Nicolaus' II. zugunsten Heinrichs IV. enthielt. Letzteres läßt Petrus von dem Anwalt des Königs in keiner Weise beanstanden, sondern vielmehr als Waffe gegen den Widersacher gebrauchen, und da auch der Anwalt der Kirche das durch jenes Dekret begründete Recht des Königs nicht bestreiten kann und will, so ist er zu Scheingründen seine Zuflucht zu nehmen genötigt, um die Rechtsgültigkeit der Wahl Alexanders zu erweisen. Nichts ist zum Beispiel sonderbarer als die Behauptung, bei dieser Wahl habe die römische Kirche als die Mutter des Königs, die sie in viel höherem Sinne als die leibliche sei, vormundschaftliche Pflichten gehabt und das ihm zustehende Recht für ihn geübt. Und wer möchte sich von der weiteren Beweisführung überzeugen lassen, die von dem Satze ausgeht, daß die Gültigkeit jeder rechtlichen Bestimmung durch Umstände und Verhältnisse bedingt sei? Unbedingt, meint der Anwalt der Kirche, sei keine Satzung bindend, selbst nicht die eines Papstes; jede menschliche Verordnung werde durch die Verhältnisse modifiziert, ändere doch wohl Gott selbst seine Beschlüsse.

Nachdem so die Rechtsbeständigkeit der Wahl Alexanders II. erwiesen sein soll, wird die zweite Streitfrage behandelt: Ist durch jene Wahl dem Könige eine Beleidigung zugefügt? Der Anwalt der Kirche stellt dies in Abrede, indem man nicht aus feindlicher Gesinnung gegen den König, sondern nur um den Gefahren eines Bürgerkriegs zu entgehen, die königliche Zustimmung einzuholen versäumt habe. Auch hier wird die Macht der Verhältnisse mit allem Nachdruck betont und hervorgehoben, wie selbst die Apostel Petrus und Paulus ihr nachgegeben hätten. Der Gegner wirft ein, diese Nachgiebigkeit dürfe doch nie so weit getrieben werden, daß sie zur ewigen Verdammnis führe, wie dies hier der Fall, da jede Verletzung des Wahldekrets von Papst Nicolaus selbst mit dem fürchterlichsten Anathem belegt sei. Die eigentümliche Antwort darauf ist, daß die römische Kirche aus Liebe zu den Brüdern so und nicht anders verfahren wäre, die Liebe aber, welche Gott selbst sei, sie von der Verdammung löse, mit welcher sie der Spruch eines Menschen bedroht habe. Endlich macht der Anwalt des Königs den gewichtigen Einwand, daß man es bei einer Sedis-

vakanz von drei Monaten mit der Dringlichkeit der Umstände wohl unmöglich entschuldigen könne, wenn die Entscheidung des Königs nicht eingeholt sei. Und hier tritt der Gegner nun wirklich einmal mit wesentlichen Argumenten hervor, die er aus Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Hof, wie er sagt, ursprünglich nicht habe benutzen wollen. Er erwähnt die Verdammung des Nicolaus durch eine deutsche Synode, die Vernichtung seiner Beschlüsse und die Gesandtschaft des Kardinals Stephanus; hierdurch sei offenbar das dem Könige eingeräumte Privilegium erloschen gewesen, und es könne der römischen Kirche nicht zum Vorwurf gereichen, wenn sie sich nicht an dasselbe gebunden erachtet habe. Aber zugleich erfolgt die Erklärung, man wolle die erlittenen Beleidigungen nicht dem Könige, sondern seinen Räten zuschreiben und wünsche, daß es bei jenem dem Könige von der römischen Kirche erteilten Privilegium verbleibe.

Es ist klar, daß man von seiten Roms in dem Drange der Zeit sich noch dazu verstehen wollte, einen Schritt zurückzutun, wofern man nur andererseits auch einen Schritt entgegenkam und jetzt das Wahldekret des Nicolaus anerkannte. So wird denn auch sogleich als der größte Mangel bei der Wahl des Cadalus hervorgehoben, daß sie ohne die Mitwirkung der römischen Geistlichkeit und des römischen Volkes erfolgt sei. Der Anwalt des Königs gesteht diesen Mangel ein und meint, nichts stände mehr der Bestätigung der Wahl Alexanders entgegen als das einmal gegebene Wort seines Herrn. Als der Gegner aber das Bedenken dadurch hebt, daß er auseinandersetzt, wie Gott selbst nach der Schrift öfters Reue empfinde und sein Tun ändere, also auch der König ohne Bedenken von seiner früheren Entschließung abgehen könne, wird der Friede geschlossen, die Wahl des Cadalus verworfen und Alexander II. als Papst anerkannt. Die Schrift schließt mit dem lebhaftesten Ausdruck der Freude über die hergestellte Eintracht zwischen Kirche und Reich. Fortan soll, hoffte Petrus, der Bund zwischen beiden unauflöslich bleiben, die innigste Liebe Papst und König verbinden; der Papst soll das Vorrecht des Vaters haben, der König aber als sein einziger und teuerster Sohn sicher in den Armen der väterlichen Liebe ruhen. Befremdlich genug ist es, wenn Petrus dabei an die Könige Attalus und Nicodemus erinnert, „welche der römischen Republik so zugetan waren, daß sie sterbend durch Testament das römische Volk zum Erben ihrer Reiche einsetzten". Sollte etwa auch Heinrich aus Kindesliebe die Macht des Reichs dem römischen Papste vermachen?

Wir kennen im einzelnen die Verhandlungen nicht, wie sie in Gegenwart des Königs zu Augsburg wirklich geführt sind. Schwerlich geschah es in der Weise, die Petrus in seiner Schrift vorgezeichnet hatte; auch war der Erfolg für Alexander nicht ganz so günstig, wie jener ihn erwartet haben mochte. Nicht nur die mangelnde Zustimmung des Königs wurde in Alexanders Wahl angefochten, sondern auch der Beistand der Normannen ihm zur Last gelegt und der Vorwurf der Simonie gegen ihn

erhoben. Man hielt es für nötig, einen königlichen Gesandten nach Italien zu schicken, um diese Anschuldigungen zu prüfen. Schon deshalb konnte keine definitive Entscheidung in Augsburg getroffen werden; aber der vorläufige Beschluß war doch für Alexander von ebenso guter Vorbedeutung wie für Cadalus verderblich. Denn der königliche Gesandte wurde angewiesen, wenn seine Untersuchungen ergäben, daß Alexanders Wahl ohne auffällige Unregelmäßigkeiten erfolgt sei, ihn nach Rom zurückzuführen, wo er ungehindert sein apostolisches Amt bis zu dem Zusammentritt eines Konzils in Italien verwalten solle. So wurde am 28. Oktober 1062, gerade ein Jahr nach Cadalus' Wahl, beschlossen; der Beschluß der deutschen Bischöfe, welche für den König das Reichsregiment führten, kam der Entsetzung des Cadalus gleich, obgleich diese noch nicht in aller Form ausgesprochen werden konnte.

Auf der Synode waren Anno und Siegfried zugegen. Der letztere war es sicherlich nicht, der diese Beschlüsse befürwortet hatte. Er hatte sehr erhebliche persönliche Beschwerden gegen die Kardinalbischöfe: sie hatten ihm einst auf sein und der Kaiserin Ansuchen das Pallium unter dem Vorwande verweigert, daß es dazu einer persönlichen Bewerbung in Rom selbst bedürfe, aber trotzdem war Erzbischof Gebhard von Salzburg vor kurzem das Pallium übersandt und er zum apostolischen Legaten für Deutschland ernannt worden. Dagegen hat Anno später behauptet, daß die Augsburger Beschlüsse lediglich sein Werk seien, und gewiß mit vollem Recht. Schon das deutet darauf hin, daß es sein Neffe Burchard von Halberstadt war, dem die wichtige Gesandtschaft nach Italien übertragen wurde. Allerdings war auch Annos Stellung zu den Kardinälen bisher eine feindliche gewesen, und man kann kaum glauben, daß ihn vorwiegend kirchliche Beweggründe zu einem Verfahren bestimmt haben werden, welches seinem bisherigen Auftreten geradezu widersprach. Wahrscheinlicher ist, daß ihn Rücksichten auf Herzog Gottfried leiteten. Daß dieser den bestehenden Zustand in Deutschland anerkannte und durch sein großes Ansehen stützte, schloß gleichsam die Notwendigkeit für Anno in sich, den Bischof von Lucca, für den der Herzog deutlich genug Partei ergriffen hatte, auch seinerseits als Papst anzuerkennen und mit der Reformpartei in Rom ein Abkommen zu treffen.

Indem Anno es dahin brachte, daß das Wahldekret des Nicolaus von dem deutschen Hofe jetzt faktisch anerkannt wurde, bahnte er eine Verständigung zwischen dem Reich und der römischen Kirche an, wie sie von den Vorfechtern der kirchlichen Reform damals gewünscht wurde und wohl allein auf diesem Wege zu ermöglichen war. Auch dem Reiche bot sie Vorteile, indem sie dem Abfall Italiens vorzubeugen schien. Aber dennoch liegt auf der Hand, daß der königliche Einfluß auf die Besetzung des päpstlichen Stuhls so gut wie beseitigt wurde, daß Anno dem Kaisertum eine seiner stärksten Stützen entzog. Man muß sagen, nicht 1059

auf dem römischen Konzil, sondern 1062 zu Augsburg ist die freie Papstwahl durchgesetzt worden.

Die Augsburger Beschlüsse, eine wie entschiedene Niederlage für die kaiserliche Sache sie in sich schließen, waren für Anno nichtsdestoweniger ein großer Triumph. Von diesem Tage an wurde Siegfried mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt, während alle Mächte des Reichs sich um seinen glücklicheren Nebenbuhler sammelten. Adalbert von Bremen trat zu dem Kölner in vertraute Beziehungen; Otto von Nordheim schloß sich ihm abermals enger an. Als sich der Hof zu Regensburg aufhielt, stand nicht allein Agnes bereits wieder mit Anno in Verbindung, sondern auch ihr alter Günstling Heinrich von Augsburg, der seinen Bischofssitz, solange der Hof dort hauste, ängstlich gemieden hatte, stellte sich wieder ein. Heinrich verglich sich mit seinen alten Widersachern; auch Günther von Bamberg söhnte sich mit der Kaiserin aus, und sein Verhältnis zu ihr wurde so vertraulich, daß einer seiner Freunde schon ein Zuviel besorgte. Die schlimmsten Gegensätze schienen sich mehr und mehr auszugleichen, und Anno schien der Glückliche zu sein, der ihre Lösung in Händen hatte.

Bis nach der Mitte des Dezember blieb Anno mit dem König in Regensburg, dem Herzogssitz Ottos. Dann verlebten sie das Weihnachtsfest in Freising und kehrten im Anfange des Jahres 1063 an den Rhein zurück. Hier nahm der König einen längeren Aufenthalt und ging erst gegen das Frühjahr nach Goslar, wo er Ostern und Pfingsten feierte. Unablässig war Anno, wie die Urkunden jener Zeit beweisen, in der Begleitung des Königs. Siegfried hat sich, soweit unsere Zeugnisse ein Urteil erlauben, in dieser Zeit selten oder nie am Hofe blicken lassen; erst Pfingsten 1063 begegnen wir ihm wieder in der Nähe des Königs. Schon war niemandem mehr ein Geheimnis, daß die Regierung des Reichs wesentlich in Annos Händen ruhte und das vormundschaftliche Regiment der Bischöfe, welches die Fürsten eingesetzt hatten, nur dem Namen nach bestand. Die ärgerlichen Szenen, welche man an jenem Pfingstfest zu Goslar erlebte, konnten nur dazu beitragen, dieses Regiment ganz in Mißachtung zu bringen.

Ein Rangstreit zwischen dem Bischof Hezilo von Hildesheim und dem Abt Widerad von Fulda gab zu diesen schmählichen Auftritten den Anlaß. Schon am letzten Weihnachtsfest, als eine Provinzialsynode in Goslar gehalten wurde, war es zu Tätlichkeiten zwischen den Hildesheimern und Fuldaischen gekommen. Als die Diener des Abts den Stuhl desselben zunächst dem erzbischöflichen Sitz aufschlagen wollten, hatten sich die Kämmerer des Bischofs von Hildesheim, in dessen Diözese Goslar lag, zuerst mit Worten, dann mit der Faust solchem Unterfangen widersetzt, und nur durch das Einschreiten Ottos von Nordheim war ein blutiger Kampf verhindert worden. Als nun die Gegner zu Pfingsten wieder in Goslar zu-

sammentrafen und Hezilo, in dessen Sprengel jetzt der König verweilte, als nomineller Reichsverweser noch ein besonderes Ansehen beanspruchen mochte, gewann der Streit den bedenklichsten Charakter, zumal die angesehensten Männer des Hofs an demselben Anteil nahmen. Herzog Otto stand auf seiten des Abts, während Graf Ekbert ein hitziger Parteigänger für den Bischof wurde.

Ekbert war es, welcher die Sache zum blutigen Austrag brachte. Als zur Pfingstvesper die Stühle für die geistlichen Herren im Dome aufgestellt wurden und sich dabei zwischen den Dienern des Abts und des Bischofs die alten Händel erneuten, brach er unerwartet mit einigen Vasallen aus einem Versteck hinter dem Altar hervor und jagte mit Faustschlägen und Knütteln die Fuldaischen aus der Kirche. Dessenungeachtet begann der Gottesdienst, wurde aber bald durch ein wildes Kampfgetümmel unterbrochen. Ohne auf die Gegenwart des Königs und so vieler Erzbischöfe und Bischöfe Rücksicht zu nehmen, ohne den heiligen Ort und die heilige Stunde zu achten, dringen die fuldaischen Dienstleute im dichten Haufen in die Kirche und den Chor ein; mit bewaffneter Hand fallen sie über die Hildesheimer und den Grafen Ekbert her. Kriegsruf erfüllt das Heiligtum des Herrn, am Altare würgt das Schwert, und Blut strömt über den geweihten Boden der Kirche. Bischof Hezilo besteigt selbst einen erhöhten Ort und feuert mit lauter Stimme zum Kampfe an; niemand solle sich durch die Heiligkeit der Stätte beirren lassen, ruft er den Seinen zu, mit seiner ganzen Autorität stände er selbst für alles ein. Der königliche Knabe beschwört dagegen die Wütenden, die Waffen niederzulegen, aber er redet zu tauben Ohren und muß endlich, da ihn seine Umgebung sich nicht eigener Gefahr auszusetzen ermahnt, den Kampfplatz verlassen. Nur mit Mühe gelingt es ihm, sich durch die Streitenden im Dom Bahn zu machen und nach der Pfalz zurückzukehren. Der Kampf in der Kirche wütet fort, bis die Hildesheimer endlich den Platz behaupten, die Leute des Abts aus dem Dome drängen und dann die Pforten desselben zuschließen. Indessen hatten sich schon die Fuldaischen wieder von allen Seiten gesammelt und besetzten den Domplatz; nur der Einbruch der Nacht beugte einem neuen und schlimmeren Kampfe vor.

Ein roher Friedensbruch, welcher die strengste Bestrafung gefordert hätte, dessen Urheber aber leichten Kaufs davonkamen. Wir hören zwar, daß am folgenden Tage eine Untersuchung eingeleitet sei, aber nichts verlautet von einer Strafe. Den Bischof scheint seine Stellung als Reichsverweser ganz der rächenden Gerechtigkeit entzogen zu haben. Graf Ekberts Entschuldigungen fanden leichten Glauben; denn er war der nächste Verwandte des Königs und hatte sich um Anno früher große Verdienste erworben. Auch Abt Widerad, den unfraglich die schwerste Schuld traf, hatte gute Fürsprecher; überdies bestach er durch große Geschenke den König, die Hofleute und seinen Widersacher, den Bischof selbst. So ging

auch er straflos aus, und Fulda, aus dessen Schätzen jene Geschenke bestritten wurden, mußte allein den Frevel büßen. Widerads Regiment war in Fulda ohnehin nicht beliebt; es war deshalb nicht zu verwundern, wenn er jetzt bei seiner Rückkehr dort eine so schlechte Aufnahme fand, daß sogleich ein Aufstand gegen ihn auszubrechen drohte. Besonders waren die jüngeren Mönche auf ihn erbittert, und nur mit Mühe hielten die älteren sie einige Zeit noch im Zaum. Als aber bald darauf der Abt von neuem an den Hof beschieden wurde, brach der Sturm los: die jungen Mönche zogen feierlich aus, um den König aufzusuchen und die Absetzung ihres Abts als seine gerechte Strafe zu verlangen. Zu seinem Glück fand Widerad gegen diese rebellischen Mönche bei Anno und Herzog Otto Beistand. Sie gaben die Aufrührer in seine Hand, wo sie dann nach dem Urteil von Laien die strengste Bestrafung fanden.

In der ausführlichen, für Widerad sehr parteiischen Darstellung, welche Lambert, der Hersfelder Mönch, von diesen Ereignissen gibt, befremdet nichts mehr, als daß Siegfrieds von Mainz nirgends Erwähnung geschieht, obwohl er das nächste Interesse an diesen Dingen hatte. Wir ziehen daraus die Folgerung, daß das Ansehen des Mainzers am Hofe schon völlig erschüttert war, seine Stimme in den Reichsangelegenheiten kaum noch gehört wurde. Vieles mußte ihn damals auf das empfindlichste berühren. Bischof Burchard von Halberstadt war nach Italien gegangen und hatte dort seinen Auftrag ganz in der Weise ausgerichtet, wie es Anno, Gottfried und die streng kirchliche Partei wünschten. Im Januar 1063 zog Alexander II. wieder in Rom ein, und Burchard kehrte über die Alpen zurück. Er brachte eine Bulle voll der wärmsten Lobsprüche Roms und die Auszeichnung des Palliums heim. Um dieselbe Zeit erhielt auch Günther von Bamberg das Pallium von Rom übersandt. Siegfried mußte nun seine Suffragane sich mit dem Ehrenschmuck brüsten sehen, den ihm noch immer der Papst verweigerte. Wir wissen, daß er darüber gewaltig erzürnt war, aber sich endlich durch Anno beruhigen ließ. Wie es geschah, ist nicht zweifelhaft. Durch eine Urkunde, am 14. Juni 1063 zu Goslar ausgestellt, wurde die Abtei Seligenstadt, welche sein Vorgänger besessen hatte, auf seine Bitte ihm zurückgegeben.

Niemand konnte darüber im Zweifel sein, daß das Gesamtregiment der Bischöfe, wie es nun seit einem Jahre dem Namen nach bestand, nicht mehr haltbar war. Wir wissen nicht, wie der Sturz desselben erfolgte, da Lambert, ganz mit seinen Klostergeschichten beschäftigt, eine der wichtigsten Reichshandlungen aufzuzeichnen versäumt hat und die anderen Annalen über diese Zeit sehr wortkarg sind. Aber die Urkunden erweisen, daß Ende Juni 1063 zu Allstädt eine Reichsversammlung gehalten wurde, und es ist höchstwahrscheinlich, daß damals die versammelten Fürsten den Beschluß faßten, das bisherige Regiment aufzuheben und Anno die Erziehung des Königs anzuvertrauen, das Reichsregiment aber

ihm und Adalbert in Gemeinschaft zu übergeben. Wie es scheint, waren Anno als Erzkanzler Italiens, dem auch jetzt der apostolische Stuhl wieder die gleiche Stellung in Rom eingeräumt hatte, die Geschäfte jenseits der Alpen besonders vorbehalten worden. Fortan wird Anno urkundlich der Magister, Adalbert der Patron des Königs genannt. Auf diese Reichsveränderung deutet Adam von Bremen hin, wenn er sagt: „sie wurden zu Konsuln erklärt, und von ihnen hingen fortan alle wichtigen Geschäfte ab." Unter dem Konsulat versteht er hier und an anderen Stellen die Stellung eines Beamten, der an Königs Statt mit höchster Gewalt das Reich regiert, den Vizedominat, wie er sich auch wohl ausdrückt.

Das Gesamtregiment der Bischöfe, welches der Regierung der Kaiserin gefolgt war, hatte sich nicht minder unfähig erwiesen, das Reich zu regieren, weder im Innern noch nach außen hatte dasselbe erheblich an Achtung gewonnen. Wenn die Besorgnisse vor einer gefährlichen Wendung der Kirchenspaltung auch in die Ferne gerückt schienen, so konnte man sie doch noch keineswegs als völlig beseitigt ansehen, und was erreicht war, hatte das Opfer eines der wesentlichsten Rechte des Kaisertums gekostet.

Anno und Adalbert als Reichsregenten

Die neuen Reichsregenten traten unter nicht ungünstigen Umständen ein. Die Kaiserin hielt sich vom Hofe fern, der ihren andächtigen Stimmungen keine Befriedigung gewährte. Sie war jetzt ganz Nonne geworden und hatte zunächst, um den alten Wunsch ihres Herzens zu stillen, die Mönche in Fruttuaria aufgesucht, war dann aber nach Rom gegangen. Allen weltlichen Dingen hatte sie von Herzen abgesagt; ihren Einfluß hatten die neuen Regenten kaum noch zu fürchten. Die alte Zeit schien wie vergessen, als am 3. September dieses Jahres auch Heinrich von Augsburg, einst Agnes' Vertrauter, vom Schauplatz abtrat; er starb, den erneuten Verfolgungen seiner Feinde erliegend.

Adalbert und Anno waren in gleicher Weise hervorragende Naturen, welterfahrene Männer, mit glänzenden Eigenschaften ausgerüstet: aber sie standen, ob sie ein gemeinsames Interesse jetzt eng aneinander fesselte, in dem schroffsten Gegensatz gegeneinander und waren sich dessen durchaus bewußt. Wenn sie auch die Maske der Freundschaft annahmen, jedermann durchschaute die Maske, und sie selbst verbargen sich am wenigsten, wie wenig einer dem anderen zu trauen vermochte. „Ihre Zunge", sagt Adam von Bremen, „sprach Frieden, aber ihre Herzen kämpften gegeneinander in tödlichem Haß." Man hat sich nur diese innerlichst widerstrebenden, durch die Verhältnisse zusammengeketteten Geister zu vergegenwärtigen, um die zwiespältige Natur des neuen Regiments zu erkennen und um zu

begreifen, daß es auch unter äußerlich fördernden Verhältnissen dauernde Erfolge unmöglich gewinnen konnte.

Anno, ein Mann von dem stattlichsten Äußeren, von der Natur mit einem Körper ausgerüstet, der jeder Anstrengung trotzte, hatte sein Glück sich selbst und seiner unermüdlichen Tätigkeit zu danken. Großen Leidenschaften unterworfen, wußte er sie zu beherrschen und ungewöhnliche Unternehmungen mit Umsicht zum Ziele zu führen. Er brauchte Freunde und verstand es, sie sich zu erhalten; mit größter Rücksichtslosigkeit brachte er seine Verwandten und Genossen in die ersten Bistümer diesseits und jenseits der Alpen. Klug im Umgang mit seinesgleichen, konnte er herablassend, ja demütig gegen Niedere, überaus hochmütig gegen Höhere sein; denn eine Überlegenheit der Stellung anzuerkennen, fiel ihm, dem stolzen Emporkömmling seiner Taten, überaus schwer. Er gehörte zu den Menschen, die, von ihrer Unfehlbarkeit bis in das innerste Mark durchdrungen, jede Opposition gegen ihre Ansicht als ein Verbrechen betrachten, aber gegen die Meinungen anderer stets zum hartnäckigsten Widerspruch, der ihnen und der Menge als Freimut erscheint, geneigt sind. In diesem Freimut war Anno Meister und hatte ihn schon zu Heinrichs III. Zeiten und in den Tagen der Agnes betätigt. Daß er nicht ein höfischer Schmeichler war wie die meisten anderen Bischöfe, hatte ihm den Ruf eines freisinnigen Mannes überall gewonnen, und die Tat von Kaiserswerth konnte mindestens diesen Ruf nicht erschüttern, wie angreifbar sie nach anderen Seiten war. Anno sprach stets als Vertreter des Rechts und der Gerechtigkeit, und unleugbar hatte, seitdem er im Regiment saß, das Recht wieder an Achtung gewonnen. Aber er wollte der Willkür noch mehr nach oben als nach unten steuern. Ein übermächtiges Kaisertum war am wenigsten nach seinem Sinn; sein Streben ging dahin, die königliche Gewalt durch die Fürsten, namentlich durch die Bischöfe, im Zaum zu halten. Wie er rücksichtslos bisher der Willkür der Günstlinge begegnet war, so trat er jetzt mit voller Entschiedenheit den herrischen Launen des königlichen Knaben entgegen, der seiner Erziehung anvertraut war und in ihm einen harten, starrsinnigen Lehrmeister fand.

Wie anders hatte Adalbert das Leben geführt! Von vornehmster Geburt, durch Hofgunst erhoben, hatte er früh eine Stellung gewonnen, die ihn zum vertrauten Rat des mächtigsten Kaisers machte und den Königen des Nordens zur Seite stellte, aber dabei mit angesehenen Fürsten des Reichs, seinen nächsten Nachbarn, in widerwärtige, unversöhnliche Feindseligkeiten verwickelte. Ein durch seine Persönlichkeit, seinen lebhaften Geist und den Schwung seiner Entwürfe im höchsten Grade anziehender Herr, war er doch nicht fähig, eine zahlreiche Partei an sich zu fesseln. Er hielt es für seiner unwürdig, seine Stellung im Reiche zu benutzen, um Verwandte und Freunde zu bereichern; das, meinte er, könne er aus eigenen Mitteln so gut wie der König. Aber auch durch Vertrauen und Wohl-

wollen wußte er nicht zu gewinnen. Grenzenlose Eitelkeit, die Frucht des Hoflebens, und die Gereiztheit seines Wesens, die aus den steten Händeln mit den Billingern entsprungen war, verscheuchte jeden tüchtigen Menschen aus seiner Nähe. Er war hochfahrend gegen seinesgleichen, leidenschaftlich und hart gegen Niedere. Seine Kleriker mißhandelte er wohl mit Schlägen; nie konnte er es vergessen, daß einst ein Bremer Priester seinen Bruder ermordet hatte, und es schien, als ob er diese Schuld an der gesamten Geistlichkeit seines Stifts rächen wolle. Noch übler verfuhr er mit den Eingesessenen des Bistums. Ihre Trunksucht, ihr Festhalten an heidnischen Bräuchen, ihr Widerstreben gegen die Fastengesetze der Kirche, die unter ihnen noch weitverbreitete Vielweiberei waren ihm in innerster Seele verhaßt; überdies brachte ihn auf, daß sie so fest an den Billingern, ihren Herzögen, hielten; er gefiel sich darin, ihnen grausame Strafen aufzuerlegen, die er wohl mit den Worten des Psalmisten begleitete: „Mit Zaum und Gebiß zwänge ihre Mäuler!"

So war nicht zu verwundern, wenn jeder Adalberts Nähe mied. Und doch bedurfte er eines zahlreichen Gefolges, einer ihn umdrängenden und bewundernden Menge; sie störe ihn nicht, pflegte er zu sagen, sondern gäbe ihm erst die rechte Befriedigung des Daseins. Er sammelte um sich einen Schwarm von Gauklern, Schmarotzern und Tagedieben, den er zu beherrschen glaubte, der aber in Wahrheit ihn mehr und mehr von sich abhängig machte. Nie ist ein Herz für leere Schmeicheleien empfänglicher gewesen als das seine. Eben noch ein Löwe im Zorn, wurde er von dem fadesten Schmeichler im Nu umgestimmt und war wie ein Lamm zu leiten. Niedrige Schmeichelei herrschte in seiner ganzen Umgebung; wer nicht schmeicheln konnte oder wollte, galt da für einen Narren oder Tropf. Im Kreise seiner Schmarotzer, an die er unglaubliche Summen verschwendete, fuhr er schonungslos über die ersten Männer des Reichs her: den einen warf er Beschränktheit, den anderen Habgier, vielen ihre niedere Abkunft, allen Untreue vor. Sie hätten alle, sagte er, ihrem Herrn, der sie aus dem Staube erhoben, mit Undank gelohnt; er allein liebe, er allein verteidige den jungen König, nicht um des eigenen Vorteils willen, sondern um dem Kaisertum sein gutes Recht zu wahren.

Und in der Tat eine unbegrenzte Verehrung für die Majestät des Kaisertums erfüllte sein Herz. Wie kein anderer Fürst, hatte er sich in die weltbeherrschenden Entwürfe Heinrichs III. mit allen seinen Gedanken versenkt; auch seine eigenen kolossalen Pläne für Bremen wurzelten wesentlich in jenen kaiserlichen Entwürfen und sind nur aus ihnen verständlich. Er äußerte öfters, nur zwei Herren erkenne er über sich an, den Papst und den König; in Wahrheit aber gab es nur e i n e Autorität auf Erden, der er sich unbedingt hingab, die kaiserliche. Sein höchster Stolz war, daß er von Otto II. und der Theophano, von den Kaisern von Rom und Byzanz abzustammen vermeinte; er rühmte sich gern dessen, vielleicht nicht

mit dem besten Rechte. Selbst in der Erniedrigung behielt das Kaisertum noch für ihn den alten Zauber, und es ist wahr, daß er nie dem Sohne Heinrichs die Treue gebrochen hat. Hätte es an ihm gelegen, er hätte den König aus der Knechtschaft der Fürsten befreit, in welche ihn Anno gestürzt hatte; da ihm dies unmöglich war, suchte er dem Knaben mindestens seine Lage erträglich zu machen. Er sagte wohl, nur deshalb habe er die Stellung als Reichsregent angenommen, weil er seinen Herrn nicht wie einen Knecht in den Händen der Räuber sehen könne. Das persönlichste Mitleiden, mit allen seinen politischen und kirchlichen Anschauungen innig verwachsen, machte ihn zum willigsten Diener des jungen Heinrich, und er konnte nicht anders als sich ebenso nachgiebig gegen die Neigungen desselben zeigen, wie sie Anno hart und schonungslos bekämpfte. Es lag in der Natur der Dinge, wenn der junge König Adalbert ebenso liebte, wie er Anno haßte.

So standen die beiden Erzbischöfe in allem weit auseinander, und doch gab es eine Seite ihres Wesens, in der sie sich nahe berührten. Sie vergaßen nämlich über ihrer politischen Tätigkeit nie ihre bischöfliche Stellung, vor allem nie, daß sie Erzbischöfe von Köln und Hamburg seien. Darüber waren sie beide außer allem Zweifel, daß sie die Gunst der Umstände benutzen müßten, um ihre Erzstifte auf alle Weise zu erhöhen und sich so einen unvergänglichen Namen in ihnen zu machen. Wollte Anno Köln zum deutschen Rom erheben, so Adalbert Bremen zum Rom des skandinavischen Nordens. Es lag tief in der Natur beider Männer begründet, wenn es Anno gelang, Köln auf eine früher nie erreichte Höhe zu bringen, während Adalbert Bremen zugrunde richtete: aber das Streben beider für den Glanz ihrer Kirchen war durchaus dasselbe. Man hat mit Unrecht sie auch in ihren kirchlichen Grundsätzen in einen schroffen Gegensatz stellen wollen, wenigstens war in der Zeit ihres Reichsregiments ein solcher kaum vorhanden. In gleicher Weise standen sie auf dem Boden der von Heinrich III. und Leo IX. begonnenen Kirchenreform, ohne die politische Richtung, welche Hildebrand jüngst dem Papsttum gegen das Deutsche Reich gegeben hatte, zu billigen; der Zwang der Verhältnisse, nicht innerste Überzeugung hatte sie auf Alexanders Seite getrieben, wie wenig Teilnahme sie auch für Cadalus hegten. Erst mehrere Jahre später warf sich Anno Rom in die Arme und gab mehr und mehr seine freie Stellung auf; dann gefiel er sich darin, die Selbstentäußerung des Mönchs zu zeigen, während Adalbert immer der selbstbewußte Kirchenfürst blieb. Die Pflichten ihres bischöflichen Amtes haben beide nie versäumt: sie predigten in erbaulicher Weise, sie lasen die Messe mit der tiefsten Devotion und liebten, sie mit ungewohnter Pracht zu halten, sie beeiferten sich in guten Werken, indem sie Klöster und Propsteien gründeten, Arme und Pilger aufnahmen und ihnen dienten. Die Sorge für die Mission hat Adalbert bis in seine letzten Tage beschäftigt; auch unter den drängendsten

Geschäften des Hofes gedachte er stets der Missionsbischöfe, welche er nach Island hin aussandte und mit Rat und Tat zu unterstützen nicht ermüdete. Sein äußerer Lebenswandel war ebenso unsträflich, wie der des Kölner Erzbischofs. Beide hielten sich keusch und nüchtern, selbst mitten unter den Genüssen des Hoflebens. Im Kreise seiner Schmeichler ließ Adalbert den Wein reichlich umgehen, aber er selbst stand oft ohne einen Trunk vom Mahle auf.

Gleich die ersten Handlungen der neuen Reichsregenten zeigten, wie sehr sie für ihre Kirchen und sich zu sorgen bedacht waren. Am 27. Juni 1063 ließ der König auf Verwendung „seines geliebten Erziehers", des Erzbischofs Anno von Köln, wie des Erzbischofs Siegfried von Mainz, des Bischofs Burchard von Halberstadt und des Markgrafen Otto von Meißen Urkunde ausstellen, daß er „seinem Getreuen und Patron", dem Erzbischof Adalbert, und dessen Nachfolgern den königlichen Hof Lesum (an der unteren Weser) geschenkt habe. Wenige Wochen später, am 14. Juli, schenkte der König auf die Fürsprache Adalberts, Burchards und des Erzbischofs Engelhard von Magdeburg den neunten Teil des gesamten königlichen Schatzes dem Erzbischof von Köln und seinen Nachfolgern; von der Verwendung sollten sie vor Gott Rechenschaft legen und das Geld so unter die kölnischen Klöster verteilen, daß in allen auf ewige Zeiten ein Gedenkfest für den König gehalten werden könne. In der nächsten Zeit folgten eine Reihe von Schenkungen an Annos Neffen Burchard von Halberstadt, an Egilbert von Minden, den vertrautesten Freund und steten Begleiter Annos, wie an Wilhelm von Utrecht, der zu Anno ebenfalls in nahen Beziehungen stand. Der Nepotismus des Kölners trat in das klarste Licht, als er nach Engelhards Tode (31. August 1063) seinem Bruder Wezel das Erzbistum Magdeburg gegen den Willen der dortigen Geistlichkeit vom Könige verleihen ließ[1]. Kurze Zeit darauf erhielt Adalbert neue Schenkungen und näherte sich einem längst in das Auge gefaßten Ziele. Wie der Würzburger Bischof die Grafschaften innerhalb seines Sprengels im wesentlichen an sich gebracht hatte, so daß es in demselben fast nur noch ihm zur Treue verpflichtete Lehnsgrafen gab, so wußte auch Adalbert jetzt die meisten Grafschaften in der Bremer Diözese durch königliche Schenkung zu gewinnen. Die bisherigen Grafen wurden teils durch Geld, teils durch große Kirchenlehen entschädigt und behielten zudem fast alle als Vasallen Bremens die Grafschaft. Unerschwingliche Summen wandte Adalbert für diesen Zweck auf, ohne damit für die Dauer etwas zu gewinnen. „Wir wurden arm", sagt Adam von Bremen, „um der eitlen Ehre willen, reiche

[1] Die Domherren hatten einstimmig den Dompropst Friedrich gewählt, aber sie vermochten dessen Investitur bei Annos Absichten nicht durchzusetzen. Wie wenig achtete er doch kanonische Wahlen, wenn sein Interesse in Frage kam! Die Sache wurde gerade damals entschieden, als die deutschen Angelegenheiten ganz in seinen Händen waren, während Adalbert an dem ungarischen Krieg teilnahm.

Leute unsere Vasallen nennen zu können." Darin waren sich, wie man sieht, Adalbert und Anno völlig gleich, daß sie ihre Stellung im Reiche zuerst und zunächst für ihre Kirchen und für sich ausbeuteten.

So tadelnswert dieses Verhalten der Reichsverweser war, läßt sich doch nicht verkennen, daß sich mit ihrem Regiment kraftvollere Bestrebungen entwickelten. Die Lage der Dinge in Ungarn war ein offener Hohn gegen das kaiserliche Haus und die Machtstellung des deutschen Volkes; hier vor allem mußte ein entscheidender Schritt geschehen, wenn nicht der Osten ganz dem deutschen Einfluß entzogen werden sollte. Allgemein wurde dies gefühlt und einstimmig auf einem Reichstag zu Mainz (August 1063) ein Kriegszug des Königs gegen Bela zur Herstellung Salomos beschlossen. Alles drängte sich zu den Waffen, um den jungen König auf seiner ersten Heerfahrt zu begleiten.

Bela, durch den Ruf von diesen Rüstungen erschreckt, beeilte sich, Unterhandlungen anzuknüpfen. Er erklärte sich bereit, die Krone Ungarns niederzulegen und sich mit der herzoglichen Stellung, die er einst in den Tagen seines Bruders gehabt, zu begnügen; seinen Sohn Geisa wollte er als Geisel für die Erfüllung dieses Versprechens stellen. Aber seine Vorschläge wurden abgewiesen, und im September 1063 rückte ein deutsches Heer abermals an die Grenzen Ungarns. Inmitten desselben befanden sich König Heinrich, seine Schwester Judith und deren Bräutigam, dem die deutschen Waffen sein Königreich gewinnen sollten, wie die Witwe des Königs Andreas. Erzbischof Adalbert begleitete König Heinrich, während Anno zur Verwaltung der Reichsgeschäfte zurückgeblieben war. Mit dem Heere zog auch der Bayernherzog Otto von Nordheim aus, der für einen der erfahrensten Kriegsführer galt.

Am 27. September standen die Deutschen an der Fischa, hart an der ungarischen Grenze. Bela suchte sie am Eingange seines Reichs durch aufgeworfene Schanzen zu hemmen, aber vergeblich. Die Deutschen überschritten die Grenzscheide, drangen in zwei Tagen bis Mysburg, dem jetzigen Wieselburg, vor und nahmen es ein. Nicht weit davon lagerte Bela, und ein entscheidender Kampf stand bevor. Aber unmittelbar vor demselben ereilte Bela ein jäher Tod, der den Mut der Seinen brach. Geisa verzweifelte und ergriff mit seinen Brüdern die Flucht nach Polen; sein ganzes Heer ergab sich den Deutschen. Diesen blieb nichts übrig, als Salomo nach Stuhlweißenburg zu geleiten, wo er in Gegenwart König Heinrichs die Krönung und Huldigung empfing, auch seine Vermählung mit der deutschen Kaisertochter wird damals gefeiert sein. Salomo ehrte durch glänzende Feste die deutschen Herren, die ihn in sein Reich wieder eingesetzt, und belohnte sie mit kostbaren Geschenken. Ein enges Freundschaftsbündnis wurde zwischen dem ungarischen und deutschen Reiche abgeschlossen, und jubelnd kehrte Heinrichs Heer dann in die Heimat zurück. Am 24. Oktober hielt der König bereits wieder in Regensburg Hof.

Die Herstellung Salomos war ein Ereignis von größter Tragweite und gab allen Verhältnissen des Ostens eine andere Gestalt. Die besondere Rolle, welche Wratislaw von Böhmen bei diesen Vorgängen spielte, kennen wir nicht. Aber sie betrafen ihn so unmittelbar, daß er kaum bei ihnen untätig geblieben sein kann. Wahrscheinlich hatte er Boleslaw und die Polen zu beschäftigen, und wohl nicht ohne Zusammenhang mit dem Umschwung der Dinge in Ungarn ist, daß noch im Jahre 1063 Boleslaw seine Schwester Swatislawa dem Böhmenherzog, dessen ungarische Gemahlin vor kurzem gestorben war, zur Ehe gab. Bald darauf kehrte Geisa mit seinen Brüdern aus Polen nach Ungarn zurück, unterwarf sich Salomo und erhielt das Herzogtum seines Vaters. Eine allgemeine Pazifikation des Ostens trat für den Augenblick ein, die freilich bei dem Ehrgeiz des Polen keine Dauer versprach.

Ein so schnell beendeter und in seinen Folgen so bedeutender Kriegszug mußte den zunächst Beteiligten eine glanzvolle Stellung geben. Die Mutter Salomos verehrte Otto von Nordheim, dem sie wohl das größte Verdienst beimaß, zum Danke ein Schwert, dem man zauberische Kräfte beimaß; jenes Schwert des Mars sollte es sein, mit dem sich einst Attila die Welt unterworfen hatte. Mit nicht geringem Stolz sahen die Sachsen auf ihren Landsmann, der die Siegesbahn Heinrichs III. an der Donau aufs neue beschritt. Auch Adalbert gewann reichen Lohn aus diesem Kriege, in dem er in der unmittelbaren Nähe des Königs verweilt hatte. Neue und sehr erhebliche Schenkungen erhielt seine Kirche, und noch wertvoller mußte ihm die wachsende Gunst des jungen Königs erscheinen. Das neue Regiment hatte mit unleugbarem Glück seine Tätigkeit begonnen, und schon zeigte sich ihm auch nach einer anderen Seite Gelegenheit, das Ansehen des Reichs geltend zu machen. Der Kampf zwischen dem Anhang Alexanders II. und den lombardischen Bischöfen war aufs neue ausgebrochen und machte ein Einschreiten der königlichen Gewalt erforderlich.

Das Konzil von Mantua und Annos Sturz

Nach Ostern 1063 hatte Papst Alexander in Rom eine Synode gehalten, die von mehr als hundert Bischöfen besucht war. Diese stattliche Versammlung zeigte, wie sehr das Ansehen Alexanders und seiner Anhänger seit der Augsburger Synode und Burchards Gesandtschaft gestiegen war. Den Reformideen suchte man auf dieser Synode wieder den bestimmtesten Ausdruck zu geben; die früheren Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe wurden auf das nachdrücklichste eingeschärft wie auch das kanonische Leben der Weltgeistlichkeit aufs neue geboten. Vor allem aber wurde über Cadalus der Bann ausgesprochen, weil er durch Simonie und Waffengewalt sich des apostolischen Stuhls zu bemächtigen versucht habe. Man mochte sich schon des Sieges für sicher halten; obwohl am deutschen

Hofe Cadalus noch nicht förmlich aufgegeben war, glaubte man doch, daß er völlig verloren sei.

Aber Cadalus war keineswegs vernichtet; bald genug betrat er wieder den Schauplatz. Der römischen Synode antwortete er auf einer Synode zu Parma, wo er seinerseits den Gegner der frevelhaften Anmaßung des Pontifikats beschuldigte und dessen Bann mit dem Bann erwiderte. Er bestand auf dem ihm vom König als römischen Patricius erteilten Recht und rüstete sofort aufs neue, um dieses Recht mit den Waffen geltend zu machen. Noch immer standen die meisten lombardischen Bischöfe auf seiner Seite; auch der Erzbischof von Ravenna hatte sich für ihn erklärt und der römische Adel seine feindliche Stellung gegen Alexander noch keinen Augenblick aufgegeben. Selbst Wibert, der kaiserliche Kanzler in Italien, scheint sich trotz der Augsburger Beschlüsse offen auf Cadalus' Seite gehalten zu haben. Wenn aber der Lombardenpapst bei seinem neuen Unternehmen auf irgendeinen Beistand vom deutschen Hof rechnete, so betrog er sich arg; das neue Regiment war ihm noch weniger geneigt als das alte. Wibert wurde sogar im Sommer 1063 seines Amtes enthoben und ein gewisser Gregor zum Kanzler Italiens bestellt, den der König einige Jahre später auch zum Bischof von Vercelli ernannte.

Die Streitkräfte, welche Cadalus um sich versammelt hatte, waren nicht gering; Gottfried und Beatrix versuchten umsonst, ihm den Weg zu versperren. Cadalus kam nach der Romagna, verstärkte hier sein Heer, ging über den Apennin und stand bald vor Rom, wo seine Anhänger ihm bereits vorgearbeitet hatten. Ohne Schwierigkeiten nahm er die Leostadt ein und bezog die Engelsburg. Diese befand sich in den Händen des Cencius, eines Sohns des kürzlich verstorbenen Präfekten Stephanus[1], der zu den erbittertsten Widersachern Alexanders und Hildebrands gehörte und willig die Burg dem Cadalus einräumte. Schon hielt Alexander für nötig, seine Person auf dem Kapitolium in Sicherheit zu bringen. Tag für Tag wurde in der Stadt zwischen dem Anhang der beiden Päpste blutig gestritten, und während des ganzen Sommers und Herbstes scheint das Glück des Kampfs unablässig geschwankt zu haben. Als Petrus Damiani gegen Ende des Oktober von einer Gesandtschaftsreise aus Frankreich zurückkehrte, konnte er sich nur mit Mühe durch die Waffen der Feinde hindurchschleichen. Das römische Volk war Cadalus günstig, weil er Geld mitbrachte und reichlich aufwandte; die Grafen der Umgegend stellten sich ihm, weil sie gleiches Interesse mit ihm gegen Hildebrand hatten, willig zu Diensten, obwohl auch sie diese Dienste möglichst teuer verkauften. So war er stark genug, den Kampf fortzusetzen, solange seine Säckel voll

[1] Stephanus war als Präfekt dem Trasteveriner Johannes gefolgt, aber nicht sein Sohn Cencius erhielt nach ihm die Präfektur, sondern ein Sohn des Trasteveriners, der gleichfalls Cencius hieß. Daher stammte der Haß jenes Cencius gegen den Papst und Hildebrand.

waren. Alexander soll nach den Erzählungen Benzos von Gottfried und den Normannen damals in Rom unterstützt sein. Man kann Benzos Angaben auch hier mit gutem Grund in Zweifel ziehen, und nachhaltig kann die Unterstützung, welche Alexander von außerhalb fand, keineswegs gewesen sein; denn Cadalus blieb entschieden im Übergewicht, solange seine Schätze sich nicht erschöpften.

Wie hätten die Reichsregenten diesen Kämpfen ferner gleichgültig zusehen können, selbst wenn ihr Beistand nicht ausdrücklich in Anspruch genommen wäre! Aber dies geschah in gleicher Weise von beiden Parteien. So lügenhaft Benzo seine damaligen Bemühungen für die Sache des Cadalus darstellt, so wird doch kaum fraglich sein, daß er auf alle Weise bemüht war, den deutschen Hof zu dessen Gunsten umzustimmen, und daß er dabei vorzüglich auf Adalbert seine Hoffnungen setzte. Aber auch Petrus Damiani suchte während seines Aufenthalts in Frankreich für seine Partei die Unterstützung der deutschen Gewalthaber nach. Er wandte sich deshalb in einem noch erhaltenen Schreiben an Anno und stellte ihm vor, wie das von ihm begonnene Werk unvollendet bleibe, wenn nicht das verheißene Konzil sobald wie möglich berufen werde. Dieser Schritt hatte den gewünschten Erfolg. Als sich der Hof Weihnachten 1063 zu Köln befand und eine neue Gesandtschaft von Rom das Eingreifen des Königs verlangte, setzte Anno durch, daß das Konzil nach Mantua ausgeschrieben wurde, um das ausgebrochene Schisma durch eine endgültige Entscheidung über den Stuhl Petri zu beseitigen. Der Ort war gut gewählt, da sich die lombardischen Bischöfe, auf die vor allem einzuwirken war, hier dem Einfluß des Konzils am wenigsten entziehen konnten, derselbe überdies den deutschen und italienischen Kirchenfürsten gleich vorteilhaft lag. Allerdings war eine erhebliche Vorentscheidung für Alexander gegeben, indem das Konzil nach einer Stadt Gottfrieds und Mathildens berufen wurde: aber konnte denn nach den Augsburger Beschlüssen überhaupt noch ein Zweifel obwalten, wie die endliche Entscheidung ausfallen würde?

Das Konzil beschäftigte die allgemeine Aufmerksamkeit und gab zu den mannigfachsten Beratungen bei Hofe Veranlassung. Schon im Januar 1064 kam die Kaiserin an den Hof zurück und scheint hier die beste Aufnahme gefunden zu haben. Auch Erzbischof Siegfried sah man wieder häufiger neben Anno und Adalbert. Endlich kam um Ostern selbst Herzog Gottfried mit Beatrix über die Alpen. Das Osterfest feierte der junge König zu Lüttich, und die einflußreichsten Personen waren um ihn versammelt. Bald darauf schickten sich die meisten deutschen Bischöfe zu der Reise über die Alpen an; denn die Eröffnung des Konzils war inzwischen auf Pfingsten angesetzt worden. Um den ersten Mai war der Hof an einem Ort, der Werde genannt wird[1]; die Erzbischöfe von Köln, Trier,

[1] Es steht dahin, ob Kaiserswerth, Donauwörth oder Wörth bei Regensburg gemeint ist; nach den anwesenden Fürsten wird zunächst an Kaiserswerth zu denken sein.

Mainz und Hamburg, Herzog Gottfried und die Herzöge von Ober- und Niederlothringen, die Bischöfe von Halberstadt und Münster waren um den König mit anderen Getreuen. Anno verließ darauf Deutschland und ging mit Herzog Gottfried zum Konzil; viele geistliche und weltliche Fürsten des Deutschen Reichs schlossen sich an, unter ihnen auch Otto von Nordheim. Adalbert blieb bei dem König, um die Geschäfte zu führen.

Wunderbar genug, daß gerade in Rom an manchen Orten die Einladung zum Konzil die übelste Aufnahme gefunden hatte. Die Verhältnisse Alexanders hatten sich um den Anfang des Jahres wesentlich zu bessern angefangen; man hegte begründete Hoffnung, mit Cadalus ohne fremden Beistand fertig zu werden und dem Gegenpapst eine derbe Lehre zu geben. Als Cadalus das Geld ausging, verließen ihn die Grafen der Campagna; der städtische Adel wandte sich sogar gegen ihn und verlangte Ersatz für die Kosten, die er sich seinetwegen gemacht hatte; Cencius nahm den Gegenpapst endlich in der Engelsburg förmlich gefangen und wollte ihn nicht eher entlassen, als bis er ihn völlig entschädigt habe. Große Freude herrschte in der Kurie; der Papst beeilte sich, das Ereignis dem Erzbischof von Reims zu melden. „Wir hoffen," schreibt er, „daß es Cadalus unmöglich sein wird, zu entwischen, ehe er nicht nach Verdienst für alles gebüßt hat, was er in seiner Bosheit gegen den heiligen Petrus gesündigt." Er ermutigte den Erzbischof nur um so eifriger, jetzt in dem Kampf gegen die Simonie zu beharren. Diese Siegesfreude wurde gestört und herabgestimmt, als die Einladung zum Konzil eintraf. Weshalb sollte auch Alexander sich aufs neue der Entscheidung des deutschen Hofs unterwerfen, nachdem dieser ihn in seiner Not so gut wie verlassen hatte, er sich selbst hatte durchkämpfen müssen? Vor allem war Hildebrand zornig und schmähte auf Petrus Damiani, der in seiner Einfalt auf das Konzil gedrungen hätte.

Aber wie sehr man sich auch sträubte, man mußte der Aufforderung des Königs Folge leisten; um so weniger konnte man sich ihr entziehen, als Cadalus doch seinen Drängern zu entkommen gelang. Cencius gab ihm, als er mit dreihundert Pfunden Silber befriedigt war, die Freiheit, und in kläglichstem Aufzug unter einer Pilgerschar gelangte der Gegenpapst glücklich nach Berceto an die Grenzen seines Sprengels. Als sich Alexander und Hildebrand endlich nach Mantua zu gehen entschlossen, verlangten sie von Petrus Damiani, der sich wieder in seine Apenninen-Einsamkeit zurückgezogen hatte, daß er, nachdem er das Konzil angeregt, sie nun auch auf dem schweren Wege begleiten solle. Der Papst forderte ihn freundlich auf, zuvor nach Rom zu kommen; Hildebrand verlangte dasselbe in der stürmischen ihm eigenen Weise und überhäufte ihn zugleich mit Vorwürfen über das Schreiben an Anno. Bezeichnend genug ist die Antwort des alten Eremiten auf diese Anforderungen. Es fehlt wenig daran, daß er offen mit Hildebrand bricht, den er damals „seinen

heiligen Satan" nannte. Nach Rom zu kommen, lehnt er entschieden ab, doch zeigt er sich zur Reise nach Mantua bereit, obschon mehr um des Papstes als Hildebrands willen. Aber auch in Mantua ist er nachher ebensowenig wie Hildebrand selbst erschienen.

Als Pfingsten herannahte, füllte sich Mantua mit einer großen Zahl geistlicher und weltlicher Fürsten. Außer den deutschen Herren hatten sich die lombardischen Bischöfe in der Mehrzahl eingestellt, an ihrer Spitze der Erzbischof von Mailand. Aufsehen erregte, daß Erzbischof Heinrich von Ravenna sich nicht eingefunden hatte. Papst Alexander war zur Stelle, Cadalus fehlte, obwohl er vorher sich der Entscheidung des Konzils zu stellen versprochen hatte; nur unter der Bedingung wollte er jetzt nach Mantua kommen, daß ihm der Vorsitz in der Versammlung übertragen würde, ein Verlangen, dem Anno nicht von fern zu entsprechen geneigt war. So blieb Cadalus zu Aqua nigra an der Adda, im Gebiet von Cremona; hier in der Nähe wartete er den Ausgang der Dinge ab und ließ sich durch Kundschafter von allen Vorgängen in Mantua unterrichten.

Am Tage nach Pfingsten (31. Mai) wurde das Konzil im Dom eröffnet. Nachdem ein feierliches Hochamt gehalten war, sprach zuerst Alexander, dem der Vorsitz eingeräumt wurde, und der durchaus als der rechtmäßige Nachfolger Petri bereits auftrat, über den gestörten Frieden der Christenheit. Alsdann hielt ihm Anno die gegen die Rechtmäßigkeit seines Pontifikats erhobenen Anklagen vor. Gegen den Vorwurf der Simonie rechtfertigte er sich durch einen Eid; er beschwor, er sei wider seinen Willen durch die von alter Zeit her dazu berechtigten Personen gewählt und geweiht worden; diese feierliche Erklärung, zu der niemand ihn habe zwingen können, gebe er freiwillig um des Friedens willen ab. Gegen einen anderen Vorwurf, den Anno hatte verlauten lassen, daß er sich zum Nachteil des Reichs mit den Normannen verbündet habe, verweigerte er vor dem Konzil jede Auslassung; der König werde selbst, wenn er zu seiner Kaiserkrönung nach Rom komme, dort sehen, wie sich die Dinge verhielten. Diese Rechtfertigung genügte Anno und somit auch dem Konzil, welches unter seinem Einfluß stand. Alexander wurde als Nachfolger Petri nochmals anerkannt, und der Klerus stimmte unter allgemeinem Jubel das Tedeum an, um die hergestellte Eintracht der Kirche zu feiern. Sofort erhob dann Alexander aufs neue die Klage gegen den Ketzer Cadalus und sprach aufs neue den Bann über ihn aus, den die ganze Versammlung mit ihrem Zuruf bestätigte. Das Schisma glaubte man damit beendigt.

Aber schon am folgenden Tage zeigte sich, wie wenig die Eintracht, die man hergestellt wähnte, in Wahrheit bestand. Auffällig genug war, daß Anno selbst nicht in der Sitzung erschien; vielleicht ahnte er, was die Gegner im Schilde führten. Kaum nämlich waren die Bischöfe zusammengetreten, so brach ein Aufstand in der Stadt aus, der ohne Frage von

den Anhängern des Cadalus angestiftet war. Tobend durchzog eine bewaffnete Menge die Stadt und brach mit gezückten Schwertern in die Versammlung ein; die furchtbarsten Drohungen verlauteten gegen den Papst und seinen Anhang. Die Bischöfe ergriffen die Flucht, und schon wollte auch der Papst selbst das Weite suchen. Der Abt Wenzel von Nieder-Altaich hielt ihn zurück, und unerwartet schnell legte sich der wüste Tumult, als die Markgräfin Beatrix mit bewaffnetem Gefolge im Dome erschien. Ihr Auftreten schreckte die Unruhestifter; sie stoben auseinander, und alsbald sammelten sich die Bischöfe wieder. Die Geschäfte des Konzils wurden aufgenommen und ohne weitere Störung an diesem und dem folgenden Tage fortgeführt. Alexander, nachdem er die Sitzungen geschlossen, begab sich nach Rom, die Bischöfe und die anderen Fürsten kehrten in ihre Heimat zurück. Anno hatte schon am 11. Juli den königlichen Hof wieder erreicht, der sich damals zu Allstädt in Thüringen aufhielt.

Der Kölner stand im Mittagsglanz seines Ruhms. Er hatte es sicherlich geglaubt, wenn ihn Petrus Damiani einst in stark geschminkter Rede als den Erretter des Reichs gepriesen hatte; nicht minder hielt er sich jetzt für den einzigen Mann, der die Kirchenreform im Augenblick der Gefahr vor dem Untergange bewahrt habe. Und obwohl weder das eine noch das andere der Fall war, hatte er sich doch um Kirche und Reich unbestreitbare Verdienste erworben. Das Schisma war zwar nicht beendet, aber mindestens ausgesprochen, daß Cadalus fortan nichts weiter als ein Parteiführer sei. Andererseits hatte das Papsttum dem Reiche doch einmal wieder Rede stehen müssen, und Roms Verhältnis zu den Normannen war ernstlich in Frage gekommen. So mochte Anno glauben, dem Reich und der Kirche in gleicher Weise gedient zu haben, den Ansprüchen beider gerecht geworden zu sein. Aber den Gefahren, welchen jede vermittelnde Stellung unterliegt, entging er deshalb mitnichten. Weder Hildebrand hatte er zufriedengestellt noch den deutschen Hof; nach Jahren noch gedachte er mit Schrecken aller jener Widerwärtigkeiten, in welche ihn gerade jene Reise nach dem Konzil verwickelt hatte. Bald genug mußte er sehen, wie sein Einfluß auf die Reichsgeschäfte mehr und mehr dahinschwand, und zugleich die bittersten Vorwürfe von der römischen Kurie vernehmen, um welche er sich doch unvergleichliche Verdienste erworben zu haben glaubte. Noch im Juli 1064 wird Anno in einer Urkunde vom König als sein teurer Lehrer genannt; in den späteren Urkunden, die unter der vormundschaftlichen Regierung ausgestellt sind, wird seiner nicht mehr gedacht.

Seit Annos Reise nach Italien war Adalbert in den Besitz aller Geschäfte gekommen. Eine Stütze seines persönlichen Einflusses auf den König fand er, wie es scheint, in der Kaiserin, die während des Jahres 1064 und bis in den Sommer des folgenden Jahres unausgesetzt am

Hofe war und, wenn sie auch den Staatsgeschäften wohl fernblieb, doch das Herz des Sohnes beherrschte. Ihre mütterliche Zärtlichkeit und Adalberts Gefügigkeit mußten dem König die rauhen Lehren Annos immer unbequemer erscheinen lassen, zumal die Zeit seiner Mündigkeit heranrückte. So wurde der Erzbischof von Bremen der allmächtige Mann, obwohl er ohne einen bedeutenden Anhang dastand und selbst unter den Bischöfen wenige Freunde zählte. Siegfried, der sich dem Kölner nicht hatte beugen wollen, stand noch immer hinter dem Bremer zurück; er verließ sogar im Spätjahr 1064 Deutschland auf längere Zeit und schloß sich einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande an.

Seit dem Anfange des Jahrhunderts hatten sich die Wallfahrten nach Jerusalem im Abendlande gemehrt, besonders in Frankreich. Auch in größeren Scharen waren dort die Pilger öfters ausgezogen, während in Deutschland bisher nur einzelne sich auf die beschwerliche Reise gemacht hatten. So war auch der Geschichtsschreiber Lambert im Jahre 1058 bald nach seinem Eintritt in das Kloster Hersfeld nach dem Heiligen Grabe gepilgert. Es war fünf Jahre nach seiner Rückkehr, daß zum erstenmal von Deutschland aus eine Pilgerfahrt unternommen wurde, welche die Gestalt eines förmlichen Kriegszuges annahm und im ganzen Abendlande gewaltiges Aufsehen erregte. Der vornehmste Herr im Zuge war Erzbischof Siegfried, den sein Vizedominus, der Bamberger Dompropst Hermann, begleitete. Die Bischöfe Günther von Bamberg, Otto von Regensburg, Wilhelm von Utrecht zogen mit stattlicher Begleitung aus, und große Schwärme von reich und arm, von Klerikern und Laien nicht allein aus Deutschland, sondern auch aus England und Frankreich folgten. Auch den Aachener Dompropst Altmann, den Kaplan der Kaiserin, sah man unter den Pilgern. Es sollen etwa 12000 Pilger gewesen sein, die im November 1064 aufbrachen. Sie erreichten das Ziel ihrer Sehnsucht, aber nur nach vielen und gefährlichen Kämpfen. Noch einige Meilen von Jerusalem, bei den Ruinen des alten Antipatris (Chabarzaba), wurden sie am Karfreitag 1065 von Beduinenschwärmen überfallen und förmlich belagert, bis sie der Emir von Ramleh befreite. Die meisten fanden auf der Pilgerfahrt ihr Grab; auch Bischof Günther, der sich auf dem Zuge den Ruhm eines Helden erworben hatte, ereilte noch nahe der Heimat der Tod. Am 23. Juli 1065 starb er zu Oedenburg. Der Propst Hermann hörte noch nicht seinen letzten Seufzer, als er schon Boten an seine Freunde in Deutschland schickte und sie aufforderte, kein Geld zu sparen, um ihm das Bistum Bamberg zu gewinnen. In der Tat trug er durch Bestechung der Hofleute die reiche Pfründe davon. Besser noch glückte es Altmann. Während seiner Abwesenheit war das Bistum Passau erledigt worden, und die Kaiserin erwirkte, daß es ihm, während er noch in der Ferne weilte, übertragen wurde.

Wer wird in Abrede stellen, daß es vor allem ein geheimnisvoller reli-

giöser Zug jener Zeit war, der so buntgemischte Scharen aus Deutschland nach Kanaan führte? Wir wissen überdies, daß der Glaube verbreitet war, Ostern 1065 werde das Jüngste Gericht einbrechen, und solcher Aberglaube hat öfters ähnliche Pilgerfahrten hervorgerufen. „Um meiner Missetaten willen und aus Sehnsucht nach droben", schrieb Siegfried dem Papst, „gehe ich, das Heilige Grab des Herrn zu küssen." Aber Siegfried pflegte doch meist nur dann so andächtige Anwandlungen des alten Mönchs zu haben, wenn er sich in seinem Stolze als Erzbischof gekränkt fühlte, und gerade in demselben Briefe unterläßt er nicht, Roms Beistand gegen den Bischof Burchard, Annos Neffen, anzurufen, der sich mit dem Pallium brüste und einen neuen Papst spielen wolle. Noch weniger war Günther eine devote Natur; ihn mochte die Lust an Abenteuern locken, oder auch er gehörte zu den Mißvergnügten. Alles in allem, man wird sich schwer überzeugen, daß die Bischöfe diese Wallfahrt unternommen hätten, wofern sie die Achtung im Reiche gefunden, welche sie beanspruchten; die Wallfahrt erscheint vielmehr als eine Frucht der Unzufriedenheit, welche Anno und wohl noch mehr Adalbert durch ihr Regiment unter den Bischöfen erweckt hatten. Die Kaiserin suchte nach ihrer Entsetzung das Kloster; die vom Regiment entfernten Bischöfe zogen als Pilger zum Heiligen Grabe. Und sie waren wundersame Pilger! Nicht mit dem Reisestab, Muschelhut und Kürbisflasche zogen sie aus, sondern hoch zu Roß, mit einer Unlast goldener und silberner Geräte, mit einem unermeßlichen Gefolge und allem fürstlichen Prunk.

Ehe noch jene Bischöfe in die Heimat zurückkehrten, hatte die vormundschaftliche Regierung bereits ihr Ende erreicht. Am Dienstag nach Ostern (29. März 1065) wurde der König zu Worms feierlich mit dem Schwerte umgürtet. Zu seinem Schildträger wurde Herzog Gottfried, der mächtigste deutsche Fürst, bestimmt; die religiöse Weihe bei der Schwertleite vollzog Erzbischof Eberhard von Trier. Durch die Schwertnahme wurde der König, der jetzt in seinem fünfzehnten Jahre stand, mündig gesprochen. Es war eine Handlung von den wichtigsten Folgen, welche ohne die Einwilligung der Fürsten nicht geschehen konnte. Aber wir wissen, daß es besonders Adalbert war, der auf diese Maßregel drang, welche Annos Stellung als Magister des Königs ein Ziel setzte. Und wer mochte froher als Heinrich sein, als er endlich des lästigen Lehrmeisters enthoben wurde!

Lambert berichtet, wenn den jungen König nicht die Mutter zurückgehalten hätte, so würde er seine erste Waffenprobe an dem Erzbischof von Köln abgelegt haben und mit Feuer und Schwert sogleich über ihn gekommen sein. Der Geschichtsschreiber erwähnt hierbei ausdrücklich, daß es die Erinnerung an den Tag von Kaiserswerth war, welche dem Jüngling, sobald er sich seiner Freiheit bewußt wurde, die Hand an das Schwert führte. Agnes hatte jenen Tag längst verschmerzt; anders fühlte der Sohn

Heinrichs III., und niemals ist seinem Gedächtnis entschwunden, wie ihn Anno einst gleich einem Gefangenen von der Rheininsel fortschleppte und er nahe daran war, den Tod in den Fluten zu finden.

Und wie hinterließen die Vormünder dem König das Reich, welches sie im Auftrage der Fürsten geleitet hatten? Man wird nicht verkennen, daß manche Schäden gebessert waren, die Agnes' Schwäche verschuldet hatte. Aber Deutschland war im Innern von Parteiungen gespalten, die Kraft des Fürstentums zum Schaden der Krone mächtig gewachsen, in Italien galt Gottfrieds Name mehr als das Ansehen des Königs; die Eintracht zwischen Kaisertum und Papsttum war kaum äußerlich hergestellt, und auch das war nicht ohne Schwächung der Krone erreicht. Welche Gedanken mußten in Heinrichs Seele aufsteigen, wenn er von den glanzvollen Tagen seines Vaters erzählen hörte!

5. Erzbischof Adalberts Macht und sein Fall

So wenig es möglich war, daß Heinrich, kaum zum Jüngling erwachsen, sofort selbst die Zügel der Herrschaft ergriff, nahmen die Dinge doch sofort eine neue Gestalt an. Mindestens war der König in der Wahl seiner Umgebung jetzt unbeschränkt, und das Reich, das unter der Vormundschaft in den Händen der hohen Aristokratie gelegen hatte, gewann wieder die alten monarchischen Formen. Dies war um so mehr der Fall, als ein so durch und durch königlich gesinnter Mann wie Erzbischof Adalbert unter den Ratgebern des Königs die erste Stelle behauptete und bald jeden anderen Einfluß verdrängte.

Die ersten Regierungshandlungen des mündig gesprochenen Königs waren Schenkungen an Klöster, mehr noch dem frommen Sinn der Mutter entsprechend als seiner eigenen Gemütsart. Zuerst wurde Fruttuaria bedacht, dann Lorsch, Hersfeld und andere Klöster. Agnes erscheint in den über diese Schenkungen ausgestellten Urkunden überall als Fürsprecherin; auch sie selbst erhielt im Mai 1065 vom Sohne nicht unerhebliche Schenkungen, um in ihren frommen Werken nicht beschränkt zu sein. Zugleich aber beschäftigten wichtigere Angelegenheiten den König und seine Ratgeber. Wie Otto III. gleich nach der Schwertnahme über die Alpen gezogen war, um die Kaiserkrone zu gewinnen, tauchte auch jetzt sogleich der Gedanke der Romfahrt auf. Unmittelbar nach der Mündigkeitserklärung des Königs, vielleicht schon zu Worms, wurde sie beschlossen und, wie wir glauben müssen, ziemlich einstimmig von den deutschen Fürsten gebilligt. Wenigstens wissen wir, daß Erzbischof Anno und Herzog Gottfried in keiner Weise dem Unternehmen entgegen waren.

Aus mehr als einem Grunde schien in der Tat ein schnelles Einschreiten des Königs jenseits der Alpen und die Herstellung der kaiserlichen Autorität gefordert. Die Macht der Normannen war bereits zu einer gefahrdrohenden Höhe gewachsen; ihr Verhältnis zum Papste war höchst bedenklich und riet, mit der Kaiserkrönung nicht länger zu säumen. Nicht minder beunruhigend war die Kirchenspaltung, welche in der Lombardei fortdauerte. Denn Cadalus, der Papst der Lombarden, hatte auch nach

dem Konzil von Mantua seine Stellung nicht aufgegeben; noch immer unterzeichnete er sich in seinen Urkunden als erwählten Papst, erließ als solcher Dekrete und Privilegien, ordinierte und hielt die Messe mit allem allein dem römischen Bischof zustehenden Prunk. Auch zählte er noch zahlreiche Anhänger. Der Erzbischof Heinrich von Ravenna war ihm zu allen Zeiten treu geblieben, und viele lombardische Bischöfe, namentlich der Erzbischof von Mailand, wandten sich nach dem Konzil ihm abermals zu; selbst einer der römischen Kardinäle, der Lothringer Hugo der Weiße, hatte Hildebrand verlassen und sich auf Cadalus' Seite geschlagen. Daß Anno, die Seele der Beschlüsse von Augsburg und Mantua, so bald seine Bedeutung verlor, konnte die Hoffnungen des Gegenpapstes und seiner Anhänger neu beleben, und Gottfried, der im Winter 1064 Italien auf längere Zeit verließ, stand ihnen nicht mehr im Wege. So gewann das Schisma in der Lombardei neue Nahrung, und nur das persönliche Einschreiten des Königs schien den Streit endlich beseitigen zu können.

Auch fehlte es nicht an Stimmen aus Italien selbst, die den König riefen. Der Partei des Cadalus hatten sich, seit Anno vom Hofe verdrängt war, neue Aussichten eröffnet, beim Könige Unterstützung zu finden. Bischof Benzo berichtet, daß er mit einem Hilfegesuch seines Papstes über die Alpen gegangen sei, den König und Adalbert zu Quedlinburg angetroffen habe und mit dem Versprechen, daß der König bald selbst über die Alpen kommen werde, von ihnen entlassen sei. Soviel scheint verläßlich, so unglaublich auch alles andere ist, was der lügnerische Bischof in demselben Atemzuge meldet. Die Gesandtschaft Benzos wird in den November des Jahres 1064 fallen, wo der König zu Quedlinburg verweilte. Aber auch von anderer Seite sehnte man sich, daß ein deutsches Heer einmal wieder über die Alpen steige. Selbst in der streng kirchlichen Partei gab es Männer, die ein Ende dieser Wirren nur von der Einsetzung des Königs in seine kaiserlichen Rechte erwarteten und keine andere Möglichkeit sahen, „dem alten Drachen" Cadalus den Garaus zu machen. Zu ihnen gehörte vor allen Petrus Damiani. Wie er einst Heinrichs III. Romfahrt als das segensreichste Ereignis für die Kirche gepriesen hatte, so setzte er jetzt alle Hoffnungen derselben auf den Sohn des großen Kaisers und predigte mit feuriger Zunge dessen Krönung zu Rom. Auch seine und seiner Freunde Stimme muß in Deutschland Widerhall gefunden haben, wo man indessen eifrig die Rüstungen zur Romfahrt betrieb.

Schon im Mai wollte man aufbrechen. Herzog Gottfried und Anno waren marschfertig; sie hatten ihren Weg durch Burgund zu nehmen beschlossen, weil sie auf dem Wege über den Brenner, den die Hauptmasse des Heeres einschlagen sollte, Mangel an Lebensmitteln fürchteten. Da kam ihnen von Augsburg unerwartet die königliche Botschaft, der Zug sei auf den Herbst verschoben. Wir kennen die Tatsache nur aus einem Briefe Annos an den Papst, und obwohl Anno hier sagt, daß er die Gründe

des Aufschubs nicht genau wisse, gibt er doch deutlich genug zu verstehen, daß die Ratgeber des Königs ihn erwirkt hätten, und deutet deren Beweggründe an. Diese hatten alles vorher angewendet, um Anno und Gottfried zu Hause zu halten, um selbst freie Hand in Italien zu haben; als dies nicht gelang und sich der Kölner mit dem Herzog nur um so eifriger im Dienst des Königs zeigte, setzten sie den Zug lieber aus, als daß sie ihn in Gemeinschaft mit jenen Männern ausführten, die bisher einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Angelegenheiten Roms und Italiens ausgeübt hatten. Unter den Räten des Königs war aber niemand, dessen Stimme gewichtiger gewesen wäre als Adalberts, und keine Frage kann sein, daß er zumeist ein Unternehmen vereitelte, von dem er nur neue Triumphe für Anno und Gottfried erwarten mochte.

Die Hoffnungen, welche Cadalus an die Romfahrt Heinrichs geknüpft hatte, waren zerstört. So schwer er dies empfinden mochte, weit schwerer trug Petrus Damiani, daß der König nicht zur Beendigung des Schisma ausgezogen war. Es war damals, daß er an ihn einen offenen Brief erließ, in dem er seiner Sehnsucht nach einem starken Kaisertum den lebhaftesten Ausdruck lieh und mit aller Energie die Romfahrt forderte. Die Hitze seiner Worte steigerte sich in diesem Aufrufe bis zur Vermessenheit, und er selbst wußte recht wohl, daß er sich der äußersten Gefahr aussetzte. Aber auch darauf ließ er es ankommen, wenn er nur das eine erreichte, worin ihm die Rettung von Kirche und Reich beschlossen schien.

„Sollen die Annalen melden," schreibt er, „daß Nerva der Kirche den Frieden gegeben, Constantin sie befestigt und Theodosius sie erhöht habe, wenn sie aber zu Deinen Zeiten kommen, berichten: Heinrich hat sie zersplittert? Das sei ferne." Er stellt dem Könige alle Gefahren vor, mit welchen die Kirchenspaltung seine Krone bedrohe: die Zersplitterung des Reichs werde die weitere unausbleibliche Folge des Schisma sein; schon sehe man täglich, wie Städte und ganze Provinzen Italiens von Fremden — er meint offenbar die Normannen — an sich gerissen würden; so werde auch das Kaisertum selbst schließlich an ein anderes Volk kommen, denn schon öfters habe die Weltherrschaft gewechselt. „Verschließe Dein Ohr", ruft er ihm zu, „den schlechten Räten, erhebe Dich feurig im Geist zu männlicher Stärke, strecke der sinkenden Mutter die Hand entgegen und vertreibe von ihr den bösen Geist, wie der Erzengel Raphael einst von Sara, Raguels Tochter, tat (Tobias 8, 3). Dann wirst Du, wie einst Augustus sagte: ‚Ich habe Rom von Ziegelsteinen gefunden und hinterlasse es von Marmor', so von Dir mit viel höherem Ruhme sagen können: ‚Ich fand die römische Kirche, als ich ein Knabe war, am Boden darniederliegend, aber ehe ich ein Mann ward, richtete ich sie empor.'"

Ausführlich erörtert Petrus das Verhältnis des Königtums und Priestertums im christlichen Staate. Er zeigt, wie sie in der engsten Verbin-

dung stehen und sich gegenseitig unterstützen sollen: mit dem Schwerte werde der König umgürtet, um die Feinde der Kirche zu treffen. Mit deutlicher Hinweisung auf die vor kurzem erfolgte Schwertleite des Königs redet er ihn an: „Weshalb wirst Du gewappnet, wenn Du nicht kämpfst? Weshalb mit dem Schwert umgürtet, wenn Du den Feinden nicht entgegentrittst? Wer sorglos im sommerlichen Schatten ruht, kann der von Siegen reden? Fürwahr umsonst trägst Du das Schwert, wenn Du die Feinde Gottes nicht triffst. Lege also die Hand an den Griff und stürme einher wie David gegen die Amalekiter; mit der Kraft des Blitzes, wie er jene Räuber überwand, durchbohre die Feinde der Kirche. Cadalus fühle das Regen der königlichen Majestät und fürchte den Fürsten der Erde, da er den König des Himmels zum Kampf herauszufordern sich vermessen hat. Das ganze Reich ergreife die Waffen, daß das Priestertum Bestand gewinne, und die ganze Priesterschaft erhebe sich zum Gebet, daß das Reich erhöht werde. Deshalb betet für Dich die gesamte Kirche, daß sie durch Deine Taten für sich Ruhe gewinne und durch ihre Fürbitten Dein Ruhm wachse." Zuletzt erinnert Petrus den jungen König an das Beispiel seines Vaters, an „den herrlichen Kaiser glänzenden Andenkens, der die Kirche so hoch erhob"; der Zweig solle nicht von dem Stamme entarten, an dem er entsprossen sei. Er entschuldigt die Kühnheit seiner Rede, aber der König habe in ihm nicht einen Widersacher, sondern einen treuen Ratgeber. Wenn er seinem Rate folge, Cadalus vernichte und die Einheit der Kirche herstelle, so hoffe er ihn bald in der Kaiserkrone zu sehen; anderenfalls — er wagt nicht auszusprechen, was er dann fürchtet.

Der alte Mönch durchschaute, wie man sieht, mit großem Scharfblick die Weltlage. Sein Schreiben berührt die wichtigsten Zeitfragen und bezeichnet den einfachsten Weg zu ihrer Lösung; der Ausdruck, so kühn er ist, trägt den Stempel der Würde. Man hätte wünschen mögen, sein Rat wäre am deutschen Hofe mehr beherzigt worden, als er es wurde. Offenbar wollte Petrus nichts anderes, als daß die Herrlichkeit des Kaisertums sich von neuem entfalte, um Cadalus zugrunde zu richten und die Einheit der Kirche unter Papst Alexander herzustellen. Man könnte danach wohl meinen, Petrus sei auch hier nur der Anwalt des Papstes und Hildebrands gewesen und der Brief lediglich in ihrem Auftrag geschrieben wie einst die Schrift über den Augsburger Synodalstreit. Aber diese Meinung wäre durchaus irrig; wir wissen vielmehr, daß der Papst und Hildebrand der Romfahrt des jungen Königs mit aller Entschiedenheit widerstrebten, und sie werden dieses Schreiben des Petrus an den König noch entschiedener mißbilligt haben als einst vor dem Mantuaner Konzil seinen Brief an Anno.

In der römischen Kurie hatte man nicht vergessen, in welche abhängige Lage die Romfahrten Ottos III. und Heinrichs III. das Papsttum gebracht, wie sie deutsche Päpste auf den Stuhl Petri geführt hatten. Noch war mit

dem königlichen Hofe keineswegs alles auf das reine gebracht; namentlich hatte man das Einverständnis mit den Normannen zu rechtfertigen, fürwahr keine leichte Aufgabe. Hildebrand konnte nicht entgehen, wie bedenklich sich für ihn und seine Freunde die Dinge gestalten könnten, wenn jetzt wieder einmal das Kaisertum in seiner ganzen Hoheit mitten in diese Wirren Italiens hineintrat, und selbst im günstigsten Falle ließ sich der kaiserlichen Majestät eine Obedienz nicht verweigern, deren man schon ledig zu sein glaubte. Alles in allem, die Anhänger Hildebrands fürchteten die Kaiserkrönung ebensosehr, wie sie Petrus wünschte, und das eigentümliche Verhältnis des Bischofs von Ostia, der von seinem einsamen Fonte Avellana aus die großen Dinge mit seinen eigenen Augen anzusehen liebte, zu den Mächtigen in Rom spannte sich mehr und mehr. Petrus beschwerte sich, daß er auf das unwürdigste vom Papst behandelt werde; er verwünschte das Anathem über Heinrich von Ravenna, unter welchem eine der ersten Kirchen Italiens, die seiner eigenen Vaterstadt, leide. Im Zorn droht er einmal dem Papst, ein Geheimnis zu veröffentlichen, welches er kaum noch verschweigen könne. „Noch hat es Rom nicht vernommen, noch niemand diese Sache von mir gehört, welche den Ruf Eurer Heiligkeit vernichten kann." Er macht kein Hehl daraus, daß seine persönliche Zuneigung zum Papst nicht sowohl ermattet als vielmehr völlig erstorben sei und nur durch bestimmte Beweise seiner Gnade wieder erweckt werden könne.

Sonderbar, daß zu derselben Zeit auch Anno Veranlassung zu den größten Beschwerden wider Rom fand und gegen den Papst eine kaum minder deutliche Sprache als Petrus führte. Daß er zur Romfahrt geraten, daß er mit Eifer die Rüstungen gefördert hatte, war zu Rom sehr übel vermerkt worden; man besorgte das Ärgste von dem Ehrgeiz des Mannes und legte ihm — unglaublich wäre es, wüßten wir es nicht aus seinem eigenen Munde — sogar die Absicht unter, den Zug nur zu betreiben, um Alexander zu stürzen und selbst den Stuhl Petri zu besteigen. Der Papst selbst hatte gegen solche Verdächtigungen sein Ohr nicht verschlossen und gab dadurch Anno Veranlassung zu dem bereits oben (S. 96) erwähnten Schreiben, welches reicher an Beschwerden als an Entschuldigungen ist. „Wenn solche Gerüchte", schreibt Anno dem Papst, „bei Euch Eingang gefunden haben, so bedauere ich mehr Euch als mich. Denn wie war es möglich, daß ein so heiliger und kluger Mann sich durch die unglaublichste Lüge der sinnlosen Masse verblenden ließ! Habe ich nicht mehr als alle anderen und in Wahrheit allein bis auf diesen Tag für Eure Ehre mit allem Fleiße gearbeitet? Und jetzt sollte ich, was ich vor der gesamten Kirche in Italien und Deutschland öffentlich voll Eifer zu vertreten begonnen habe, selbst bekämpfen? Wenn ich dies auch nicht in Person täte, wenn ich es nur durch einen anderen geschehen ließe, würde ich dann nicht verdammlicher als ein Judas erscheinen? Übrigens fehlt so viel daran, daß ich dauernd, selbst wenn ich es könnte, in Rom sein

möchte, daß ich auch nur auf eine Stunde zum Gebet dorthin nicht gern käme. Daher laßt Euch, ich bitte Euch, von niemand solche Dinge über mich einreden. Denn so wahr mir Gott helfe, ich wünsche Roms Macht ungeschmälert, besonders so lange Ihr lebt."

Seine Tätigkeit für die Romfahrt rechtfertigt Anno vor dem Papst durch den Hinweis auf Herzog Gottfried, dessen Treue doch über allen Zweifel erhaben sei, und mit dem er sich auf das engste in dieser Sache habe verbinden wollen. Sehr bezeichnend sind dann die Ermahnungen, die er an den Papst richtet, und die am besten zeigen, welche Befürchtungen dieser vor allem hegte. „In dieser gewaltigen Verwirrung und Verwickelung aller Dinge", schreibt er, „müßt Ihr den königlichen, den geraden Weg verfolgen, und nichts, hoffe ich, wird Euch eine demütige Rolle zu spielen zwingen. Denn Ihr habt die gewichtige Tatsache für Euch, daß Ihr zuerst auf den apostolischen Stuhl erhoben seid. Und dann, als man Eure Erhebung mehr aus Leichtfertigkeit als um der Gerechtigkeit willen in Frage stellte, seid Ihr zweimal und dreimal zu Eurem Bischofssitz auf den Befehl des Königs in gebührender Weise zurückgeführt worden; Fürsten, Bischöfe, Herzöge und Markgrafen haben Euch dabei das Geleit gegeben. Deshalb laßt alle Besorgnis fahren; so lange Herzog Gottfried und ich leben, werden wir Euch niemals verlassen. Hätten wir auch keinen anderen Grund, nach Italien zu gehen, der allein würde uns genügen: daß wir unter Gottes Beistand für Kirche und Reich Fürsorge treffen könnten, damit beide nicht ganz von denen zugrunde gerichtet werden, die sie jetzt in ihrer Gewalt zu haben meinen und doch am wenigsten haben sollten, oder von anderen Leuten ihrer Art."

So schrieb Anno an den Papst, in seinen Anschauungen sich jetzt wie früher mit Petrus Damiani vielfach begegnend. Doch die Stimmung der römischen Kurie traf er nicht besser als jener. Der Papst und Hildebrand wollten sich einem neuen Kaiser nicht beugen, noch weniger aber dem Stolz Annos und der Gunst Gottfrieds ihre Stellung verdanken. An die Möglichkeit einer dauernden Ausgleichung zwischen dem Kaisertum und dem Papsttum glaubten sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht. Alle ihre Wünsche waren gegen die Romfahrt, und diese Wünsche wurden erfüllt; wie im Frühjahr kam auch im Herbst der Römerzug nicht zustande.

Wir wissen, daß es vor allem Adalbert mit seinen Genossen war, der einem Unternehmen entgegentrat, von dem sich Anno und Gottfried großen Gewinn versprachen. Es liegt auf der Hand, daß sich seine Interessen hier mit denen Hildebrands aufs das eigentümlichste begegneten, so entgegengesetzt sie auch sonst sein mochten. Für den Augenblick waren der Vorfechter des alten Kaisertums und der Begründer der geistlichen Hierarchie offenbar gleichsam Bundesgenossen. Aber waren sie sich dessen auch bewußt? Standen und handelten sie hier im Einverständnis miteinander? Das sind Fragen, die sich unwillkürlich aufdrängen.

Täuscht nicht alles, so war in der Tat ein solches Einverständnis vorhanden, und eine seltsame Verkettung der Interessen führte Adalbert und Hildebrand zueinander.

Fest steht, daß gerade zu der Zeit, wo der Römerzug die Gemüter beschäftigte, eine Gesandtschaft vom Könige und Adalbert nach Rom abging; als ihren Zweck erfahren wir allerdings nichts anderes, als daß sie einen großen Anschlag gegen die Reichsabteien, von dem bald weiter die Rede sein wird, vorbereiten und die päpstliche Einwilligung dazu gewinnen sollte. Zu diesem Schritt ließen sich der Papst und seine Ratgeber freilich nicht verleiten. Gewiß ist aber, daß sich in anderen Dingen um dieselbe Zeit Rom dem Bremer Erzbischof willfährig genug erwies, und so werden jene Gesandten wohl auch andere Aufträge gehabt haben. Adalbert hatte sich über Harald Hardrade, den König von Norwegen, zu beschweren, der die Bischöfe seines Reichs in England und Frankreich weihen ließ; der Papst gebot nun Harald, die Bischöfe nach Bremen zu senden. Die dänischen Suffragane verweigerten ihrem Metropoliten den Gehorsam; der Papst wies sie zu demselben an und gab seine Einwilligung zu einer großen Synode, welche zu Schleswig alle Bischöfe des Nordens vereinigen sollte und mit jenem ungeheuerlichen Plan eines nordischen Patriarchats in Verbindung stand, den Adalbert jetzt wieder aufgenommen hatte, da auch Svend Estrithson auf das dänische Erzbistum zurückgekommen war. Offenbar stand der Bremer mit dem Papst und Hildebrand damals in gutem Vernehmen: und wie anders hätte dies herbeigeführt werden sollen, als indem sie sich über die wichtigsten Angelegenheiten, die sie im Augenblick beschäftigten, zu verständigen wußten?

Man hat oft Adalbert als einen entschiedenen Anhänger des Cadalus und ebenso entschiedenen Widersacher Alexanders dargestellt, beides mit Unrecht und ohne einen stichhaltigen Beweis. Adalberts Verhältnis zu den streitenden kirchlichen Parteien in Italien richtete sich, soviel wir sehen, lediglich nach der Politik, die er in Deutschland zur Erhaltung seiner Macht einzuschlagen für nötig hielt. Deshalb ist auch nicht zu verwundern, wenn er sich doch bald darauf mit Cadalus und den Lombarden in neue Verbindungen einließ. Es sind nicht leere Worte, wenn Petrus Damiani den König vor seinen allgewaltigen Räten warnt, die bald sich mit schmeichlerischer Gunstbuhlerei für Gönner Alexanders ausgäben, bald Cadalus die besten Aussichten eröffneten, sich im stillen aber an der Fortdauer der Kirchentrennung erfreuten und sie zu erhalten suchten. Petrus setzt diese Räte andern rechtschaffenen Männern im Rate des Königs entgegen, und so gewiß er bei diesen an Anno und dessen Freunde denkt, so gewiß bei jenen an Adalbert mit seinen Genossen.

Obschon die Anhänglichkeit des Erzbischofs von Bremen an den König nicht zu bezweifeln steht, so hat er doch der kaiserlichen Macht einen unberechenbaren Schaden zugefügt, als er die Romfahrt im Jahre 1065 ver-

eitelte. Damals hätte Heinrich als Kaiser ein schwerwiegendes Wort der Entscheidung in den kirchlichen Wirren zu sprechen vermocht; niemand hätte damals seine kaiserliche Macht ernstlich anfechten können. Es verstrichen nun noch zwölf Jahre, ehe der König die Alpen überstieg, und dann kam er nach Italien, um in Kanossa als reuiger Sünder zu büßen; andere sieben Jahre vergingen, ehe er den kaiserlichen Namen gewann, und von allen Seiten wurde ihm da dieser Name bestritten.

Im Sommer 1065 verließ die Kaiserin-Mutter nach mehr als jährigem Aufenthalt am Hofe abermals Deutschland und ging nach Rom, wo sie in der Kirche der heiligen Petronilla neben dem Vatikan nun für gewöhnlich ihren Wohnsitz nahm. Seitdem hatte Adalbert nicht nur auf die Staatsgeschäfte, sondern auch auf die Person des Königs einen unbegrenzten Einfluß. Neben ihm stand als Günstling des Königs ein junger Graf Werner, dessen Charakter als hitzig und gewalttätig geschildert wird; doch auch Werner war, wie es scheint, ganz von dem Bremer abhängig.

Niemand konnte von Adalbert erwarten, daß er den Neigungen und Launen des königlichen Jünglings entgegentreten würde; er gefiel sich eben darin, ihm und gerade ihm allein zu dienen. Aber von einem Manne seiner Denkart und seiner Erfahrungen stand zu hoffen, er werde das Interesse der Krone nach Kräften wahren, und seine vorgerückten Jahre schienen eine Bürgschaft mindestens dafür zu geben, daß er die Gewalt der Leidenschaften zu bezähmen gelernt habe. Aber in beidem täuschte man sich; denn gerade jetzt erst traten die ganze Eitelkeit, die ganze Herrschsucht und Habgier wie die ganze Härte seiner Natur an den Tag. Es war, als ob das Glück alle besseren Eigenschaften des Mannes zugrunde gerichtet habe. Der Mißgunst der Fürsten konnte Adalbert nimmer entgehen, aber traurig genug, daß er es in wenigen Monaten dahin brachte, daß der allgemeine Haß ihn mit Recht traf, die Hand aller sich gegen ihn erhob und die Krone einer neuen schmählichen Demütigung unterworfen wurde.

Die Unzufriedenheit über Adalberts Verwaltung war bald über das ganze Reich verbreitet, äußerte sich aber am freiesten in seiner unmittelbaren Nähe. Für nichts war er besorgter als für den Glanz seiner Kirche; mehr wandte er ihr an Schenkungen und Privilegien zu als irgendeiner seiner Vorgänger; der Besitzstand Bremens ließ sich schon mit dem von Köln und Würzburg vergleichen. Auch hatte man dort für den Augenblick vor den Billingern Ruhe. Graf Hermann, der für seine im Ungarnkriege geleisteten Dienste nicht nach Gebühr belohnt zu sein glaubte, hatte zwar im Jahre 1064 eine neue Fehde erhoben, aber seinen Friedensbruch nach dem Urteil des Pfalzgerichts mit dem Exil büßen müssen; seitdem verkrochen sich die Billinger scheu vor ihrem mächtigen Widersacher, und Adal-

bert selbst hatte unbesorgt die Rückkehr Hermanns aus der Verbannung geschehen lassen. Beneidenswert schien Bremens Lage, während sein Erzbischof das große Kaiserreich regierte — und doch hörte man gerade dort die lautesten Klagen. So viele Schenkungen auch Bremen erhielt, es begann mehr und mehr zu verarmen. Das glänzende Hofleben Adalberts und seine kolossalen Unternehmungen verschlangen alle Einkünfte des Stifts, so daß die Domherren zu darben anfingen. Nicht allein die kostbaren Kirchenbauten wurden fortgesetzt, sondern auch Burgen rings um die Stadt errichtet, und zum Überfluß ließ der Erzbischof Weingärten sogar in dem kalten Lande anlegen. „Alles wollte er haben," sagt Adam von Bremen, „was es irgendwo in der Welt Prächtiges gab." Selten war Adalbert daheim; kam er einmal nach Bremen, so war sein Besuch ein Schrecken für alle, da ein solcher stets neue und drückende Steuern herbeizuführen pflegte.

Und nicht minder murrte man in den Harzgegenden, wo Adalbert mit dem König während des ganzen Herbstes und Winters 1065 hofhielt. Schon weigerten sich die Harzbewohner, die gewohnte Verpflegung dem Hofe zu geben; die Bedürfnisse desselben mußten gekauft oder erpreßt werden. Alles Unheil des Landes maß man dem Erzbischof bei, der es aussauge, um seine „Alleinherrschaft voll offenbarer Tyrannei", die er sich als Vertrauter des Königs erschlichen, nicht einzubüßen. Wohin man hörte, vernahm man hier Klagen über die Not der Zeit und Verwünschungen des Erzbischofs.

Während so der Unmut des Volks von Tag zu Tag stieg, lebte Adalbert im Kreise seiner Schmarotzer und Schmeichler selige Tage. Sie sprachen ihm davon, daß er keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten habe und ihm die Regierung des Reichs auf lange Zeit hin gesichert sei; sie begrüßten ihn als den Patriarchen des Nordens, wie er es gern sah; sie prophezeiten ihm, daß er noch einst den Stuhl Petri besteigen und dann die goldene Zeit aufs neue hienieden anbrechen würde. Engel, sagten sie, hätten ihnen das alles verkündet, und der eitle Mann war schwach genug, solchen Reden sein Ohr zu leihen. Er schien sich der Glücklichste aller Sterblichen in dem Glanz, der ihn von allen Seiten umgab, und den er mit ungeheuren Kosten aufrechterhielt. Mit allen seinen Gegnern hoffte er bald fertig zu werden, und die Billinger hörten es nicht ohne Bangen, wie er wohl verlauten ließ, daß er die frechen Verwüster der Kirchengüter bald ganz aus der Welt schaffen werde. Er ahnte nicht, wie nahe sein eigener Sturz war, den ein an sich kaum gefährlich scheinendes Unternehmen herbeiführte.

Um seinen wachsenden Verhältnissen genügen zu können, war Adalbert schon im Frühjahr 1065 auf den Gedanken gekommen, sich die Einkünfte der reichen Abteien Lorsch und Korvei, die unmittelbar vom Reiche abhängig waren, schenken zu lassen. Der König fügte sich hierin wie in allem

seinen Wünschen, und sogleich wurden Boten nach Rom geschickt, um auch den Papst für die Sache geneigt zu stimmen. Die Klöster waren des Schutzes durch Rom damals sicher, und die Antwort, die Adalbert erhielt, entsprach nicht seinen Erwartungen, doch war ein ernstes Auftreten des Papstes gegen ihn bei der Lage der Dinge kaum zu erwarten. Der Plan wurde weiter verfolgt, und Adalbert hoffte auch die Geneigtheit der Fürsten für seine Absicht zu gewinnen, indem er ihnen teils die Schenkung anderer Abteien in Aussicht stellte, teils sie durch andere Wohltaten sich zu verpflichten bemüht war.

Vom Sommer 1065 an zeigte Adalbert die größte Regsamkeit für die Durchführung seiner Absichten. Zuerst suchte er Anno zu bestechen, den er noch immer am meisten zu fürchten hatte. Im Juni erhielt der Kölner die reiche Abtei Malmedy, welche bis dahin mit Stablo in enger Verbindung und unter demselben Abt gestanden hatte, dazu kamen Korneliusmünster bei Aachen und Vilich bei Bonn; im August gewann Anno dann noch eine Schenkung für das von ihm begründete und bevorzugte Kloster Siegburg. So sehr sich der Abt von Stablo auch sträubte, Malmedy herauszugeben, Anno wußte sich mit Gewalt in den Besitz der Abtei zu setzen und darin zu behaupten; die Verwaltung derselben übertrug er dem Abt von Brauweiler, die fetten Einkünfte flossen in seine eigene Tasche. Wie Adalbert Anno in seinen Plan hineingezogen hatte, geschah es dann auch mit anderen Bischöfen. Der Bischof Einhard von Speier empfing die Abteien Limburg und St. Lambert an der Hardt, Rumold von Konstanz Reichenau, Altwin von Brixen Polling, Ellenhard von Freising Benediktbeuern.

Inzwischen hatte Adalbert auch die einflußreichsten weltlichen Fürsten in sein Interesse zu ziehen gewußt. An Otto von Nordheim kam die Abtei Altaich, das reichste und angesehenste Kloster damals in Bayern, an Herzog Rudolf von Schwaben die Abtei Kempten an der Iller. Der letztere war seit dem Sturz der Agnes vom Hofe ferngehalten worden und hatte den Haß eines Günstlings früherer Tage zu tragen gehabt; erst seit der Schwertnahme des Königs kehrte er wieder in die Stellung zurück, welche ihm als dessen Schwager gebührte. Er hatte einen Bruder, Adalbero mit Namen, der wegen eines lahmen Beines unfähig für das Waffenleben schien und in das Kloster St. Gallen getreten war. Die Ruhe und fette Kost des Klosters hatten gut bei ihm angeschlagen; Adalbero gedieh in riesiger Körperkraft und zugleich zu einem Leibesumfang, der jeden mit Entsetzen erfüllte. Man hätte diesen sonderbaren Mönch hinter den Mauern von St. Gallen belassen sollen, aber im Sommer 1065 wurde er zum allgemeinen Ärgernis auf den erledigten Bischofsstuhl von Worms erhoben. Es war offenbar ein Liebesdienst, den Adalbert Herzog Rudolf erwies, um ihn desto fester an sich zu ketten. Auch auf die Dienstwilligkeit Herzog Gottfrieds glaubte Adalbert zählen zu können. Am 28. August

dieses Jahres starb der alte Herzog Friedrich von Niederlothringen, einer der wenigen Treuen in einer treulosen Zeit, und wenn Gottfried nun das alte Herzogtum seines Hauses, um welches er zwanzig Jahre geworben und gekämpft hatte, endlich erhielt, geschah es sicherlich nicht ohne Zutun des allmächtigen Erzbischofs.

Adalbert glaubte jetzt, seiner Sache sicher zu sein, und ließ sich am 6. September 1065 die Schenkungsurkunden über Lorsch und Korvei ausstellen. Aber sofort begegnete er in diesen Klöstern selbst einem so ernsten Widerstande, wie er ihn nicht erwarten konnte. Der Abt von Lorsch gebot über eine Schar von 1200 Vasallen und Ministerialen, und diese zeigten nicht die geringste Neigung, die Selbständigkeit ihres Klosters preiszugeben und sich dem Bremer zu unterwerfen. Sie rüsteten sich gegen ihn, befestigten eine Anhöhe in der Nähe des Klosters und ermunterten den Abt, seine Freiheit mit aller Hartnäckigkeit zu behaupten. In der Tat spottete der Abt aller Drohungen des Königs und des Erzbischofs. Als er nach Goslar beschieden wurde, weigerte er sich zu kommen; als man ihm seinen Stab abforderte, behielt er ihn trotz des königlichen Befehls. Nur mit Gewalt konnte Adalbert, wie er sah, sich der Abtei bemächtigen, und auch gegen Gewalt hatten sich die Ritter des Klosters gerüstet. Ebenso weigerte sich in Korvei der Abt hartnäckig, das Kloster dem Erzbischof zu übergeben. Deshalb dachte dieser darauf, wie er den Abt entfernen könnte, und scheute selbst eine plumpe Lüge nicht, um seinen Zweck zu erreichen. Er gab vor, in dem fernen Istrien sei der Bischof von Pola gestorben, und ließ den Abt zu dessen Nachfolger ernennen. Aber man erfuhr bald, daß der dortige Bischof sich der besten Gesundheit erfreue, und der Abt blieb in dem Kloster. Noch andere Listen versuchte Adalbert, um sich in den Besitz von Korvei zu setzen, aber sie hatten um so weniger Erfolg, als sich Otto von Nordheim[1] unerwarteterweise eifrigst des Klosters annahm. Allerdings hatte dieser die Verleihung von Altaich Adalbert zu danken, aber er war immer der Mann, der sich dem Zwange der Dankbarkeit am liebsten durch Undank entzog.

Ottos Benehmen zeigte, daß Adalbert bei den Fürsten trotz der großen Opfer an Reichseinkünften seinen Zweck nicht erreicht hatte, und mit der Unbesonnenheit, die ihm eigen war, reizte er ihre Mißstimmung und Eifersucht bald nur noch stärker. Im Oktober und November 1065 ließ er sich neue Schenkungsurkunden vom Könige ausstellen und dadurch mehrere alte Königspfalzen, wie Duisburg und Sinzig am Rhein, übertragen. Seine Habgier schien kaum noch Grenzen zu kennen; es lag im Interesse des Reichs selbst, ihr entschlossen entgegenzutreten. Alles Danks gegen ihn hielten sich die Fürsten entbunden und sannen nur darauf, wie sie ihn möglichst schnell vom König entfernten. Inzwischen war auch Siegfried von Mainz, der alte Ränkeschmied, aus dem gelobten Lande zurückgekehrt; er

[1] Otto von Nordheim war Vogt von Korvei.

kam zur rechten Stunde, um sich wieder zur Geltung zu bringen, und ließ sich den günstigen Moment nicht entgehen.

Adalbert hatte sich nicht allein verhaßt, sondern auch verächtlich gemacht. Die Romfahrt hatte er aufgegeben und führte mit den Mönchen von Lorsch und Korvei kleinliche und ruhmlose Kriege. Obschon er sich für den mächtigsten Mann der Welt hielt und vom König noch immer dessen „Patron“ nennen ließ, hatte sich in diesen Streitigkeiten doch seine Ohnmacht deutlich genug verraten. Man konnte beklagen, daß er seine Gewalt nur benutzt hatte, um seinem Namen den guten Klang zu rauben, den er vordem gehabt, aber viel bedauernswerter war doch der Mißbrauch, den er zugleich mit dem Namen des Königs getrieben hatte. Wie viele Sünden der vormundschaftlichen Regierung hatte das Regiment des jungen Königs gutzumachen und hätte es gutmachen können, wenn er recht beraten wurde! Es war Adalberts Schuld, wenn das neue Regiment nicht allein einen unbedeutenden, sondern geradezu verderblichen Gang nahm, wenn der zauberisch wirkende Glanz einer neuen Herrschaft sogleich getrübt und die Majestät in die kleinlichsten Händel verwickelt wurde. Kein Jahr war seit der Schwertnahme Heinrichs verflossen, so stand man vor einer neuen Umwälzung aller Verhältnisse des Hofs und des Reichs. Adalberts Sturz war unvermeidlich und gewiß nicht zu bedauern, aber verhängnisvoll wurde es, daß sich mit ihm eine neue Beschimpfung des jungen Königs verband, die sich noch weniger als die Schmach von Kaiserswerth vergessen ließ.

Das alte Spiel begann von neuem. Die Fürsten tagten miteinander und berieten das Wohl des Staats. Daß der Sturz Adalberts vor allem notwendig sei, ehe an bessere Zustände zu denken: darin waren Anno von Köln und Siegfried von Mainz, Otto von Bayern, Berthold von Kärnten und Rudolf von Schwaben und ihre Gesinnungsgenossen einig; wohl auch Gottfried von Lothringen, obwohl er auch diesmal sich einer unmittelbaren Teilnahme an dem Unternehmen enthalten zu haben scheint. Diese geistlichen und weltlichen Herren verstanden sich überhaupt jetzt besser, als man nach ihren früheren Begegnungen hätte erwarten sollen; alle Feindseligkeiten waren vergessen, so lange der Bremer noch in der Macht stand. Man beschloß endlich auf einem Reichstage, welchen der König auf die ersten Tage des Januar nach Tribur berufen hatte, ihn zur Entlassung Adalberts mit Gewalt zu zwingen.

Der Hof hatte sich über Korvei und Ingelheim nach Mainz begeben, wo er das Weihnachtsfest beging. Es war eine traurige Reise gewesen, die dem Könige seinen vertrautesten Freund gekostet hatte. Graf Werner war einigen seiner Vasallen, als sie zu Ingelheim mit den Einwohnern in Streit gerieten, zur Hilfe geeilt, aber in dem Handgemenge, welches sich entspann, selbst um das Leben gekommen. Den vornehmen jungen Mann, welcher dem Könige so nahestand, hatte ein gemeiner Knecht, nach

anderen sogar eine herumziehende Tänzerin, mit einer Keule niedergehauen: fürwahr ein wenig rühmliches Ende! Und bald gestalteten sich die Verhältnisse um den König und Adalbert noch trübseliger. Als der Erzbischof den König nach Tribur geleitet hatte, eilte er selbst nach Lorsch; sein Erscheinen, hoffte er, werde hier sofort jeden Widerstand niederschlagen. Aber wie sehr hatte er sich getäuscht! Er fand in Lorsch die Vasallen und Ministerialen zum Kampf gegen sich gerüstet und mußte alsbald den Rückweg antreten. Wie ein Flüchtling erschien er wieder in Tribur, wo sich inzwischen die Fürsten zum Reichstag sammelten. Und kaum war dieser eröffnet, so verlangten sie vom Könige, daß er alle auf den Rat Adalberts getroffenen Verfügungen aufhebe und ihn aus seiner Nähe entferne.

Ein unerhörtes Beginnen, welches jede Faser im Herzen des Königs erbeben machte. Heinrich machte Ausflüchte; er hoffte noch im ersten Augenblick, den Fürsten zu entkommen. Adalbert entwarf einen Fluchtplan, der in der nächsten Nacht ausgeführt werden sollte, aber von den eigenen Dienstleuten des Königs wurde er verraten und vereitelt. Kaum konnte Heinrich am andern Tage den Erzbischof noch vor den ärgsten Gewalttaten in der Versammlung schützen. Schimpflich mußte Adalbert in der nächsten Nacht die Hofburg mit seinen ergebensten Anhängern räumen; der König gab ihm eine bewaffnete Mannschaft mit, um ihn mindestens vor Mißhandlung auf der Reise zu sichern. Der Erzbischof nahm seinen Weg nach Bremen, der König blieb in Tribur zurück.

Heinrich war nun abermals gleich einem Gefangenen in den Händen der Fürsten wie einst am Tage von Kaiserswerth. Aber damals war er ein Knabe, jetzt war er zum Jüngling gereift und mit den Waffen bekleidet; damals hatte man dem Regiment seiner Mutter ein Ende gemacht, jetzt beraubte man gleichsam ihn selbst der Regierung und unterwarf ihn aufs neue einer Bevormundung. Denn das war auch diesmal das nächste Resultat des geglückten Anschlags, daß eine Reichsregierung eingerichtet wurde, welche von den Fürsten abhängig und ihnen verantwortlich sein sollte. Anno mochte glauben, daß die Zustände sich seit dem Jahre 1062 nicht verändert hätten; in vier Jahren konnte er, der alternde Mann, wesentlich derselbe geblieben sein. Aber Heinrich war in dieser Zeit ein anderer geworden, und ein Zwang, den er früher schon widerwillig genug trug, wurde ihm jetzt unerträglich. Sein Herz erfüllte sich immer mehr mit Haß gegen Anno und seine Genossen.

6. Heinrich IV. unter dem Zwange der Fürsten

Während des Januar 1066 blieben die Bischöfe und Fürsten in Tribur zusammen, um die Lage des Reichs zu beraten. Es lag in der Natur der Dinge, daß sie dem Könige ihren Willen aufzwangen und die Reichsregierung, die sie einrichteten, wieder völlig den aristokratischen Charakter gewann, den Adalbert zu beseitigen gesucht hatte. Fürstentage folgten in der nächsten Zeit auf Fürstentage, und alle wichtigen Angelegenheiten wurden auf ihnen beraten. Die Verwaltung der laufenden Geschäfte wurde einzelnen Bischöfen in einem gewissen Wechsel übergeben. Der geschäftsführende Bischof wurde von den Fürsten erwählt; wie oft der Wechsel eintrat, ist nicht deutlich. Absichtlich scheint man von der Wahl die Erzbischöfe ausgeschlossen zu haben, um die Rückkehr zu den früheren Zuständen unmöglich zu machen. Im Jahre 1067 führte, wie die Urkunden zeigen, meist Ebbo von Naumburg die Geschäfte, im Oktober 1069 Hermann von Bamberg, zu anderen Zeiten wohl andere Bischöfe des Reichs. Wie lange diese Einrichtung sich erhielt, läßt sich nicht ermitteln. Wenn sie jemals eine größere Bedeutung gewann, ging diese doch bereits nach wenigen Jahren verloren, als Adalbert an den Hof zurückkehrte. Wie aber das Regiment auch geordnet wurde, die Macht lag wesentlich jetzt in den Händen der Erzbischöfe und Herzöge, welche den Umschwung der Dinge herbeigeführt hatten, und alles kam darauf an, wie weit und wie lange es ihnen gelingen würde, den König in ihrer Gewalt zu erhalten.

Eine der ersten Fragen, welche nach Anordnung der inneren Verhältnisse in Tribur zur Sprache kam, war die Stellung zu Rom. Anno erklärte dem König im Rate der Fürsten: von den Unbilden, die er bis dahin dem apostolischen Stuhl zugefügt, müsse er ablassen und dem rechtmäßigen Papst Genugtuung und die ihm gebührende Ehre geben. Ohne Frage hatte Adalbert in der letzten Zeit mit den lombardischen Bischöfen neue Verhandlungen gepflogen, aber Anno meinte wohl nicht allein, daß diese rückgängig gemacht werden sollten, sondern verlangte eine rückhaltlose Anerkennung der Stellung Alexanders, eine förmliche Verwerfung alles dessen, was jemals vom deutschen Hofe zugunsten des Cadalus geschehen sein mochte. Er wollte dem apostolischen Stuhl seine volle Selbständigkeit in den kirchlichen Angelegenheiten gewahrt wissen: darin sah

er dessen Recht und zugleich eine heilsame Schranke der kaiserlichen Gewalt.

Annos Meinung fand bei den Fürsten Beifall; auch der König billigte sie und, wie es allen schien, von Herzen. Man meinte, als Erzkanzler Italiens sei der Kölner selbst der geeignetste Mann, nach Rom zu gehen und in der von ihm angegebenen Weise eine vollständige Verständigung mit dem apostolischen Stuhle herbeizuführen. Der König willigte auch hierein und forderte Anno zu der Reise auf. Eingedenk der Fährlichkeiten, welche er auf der Reise nach Mantua ausgestanden hatte, sträubte sich jetzt Anno, bis ihn seine Freunde Herzog Rudolf und Herzog Berthold beiseite nahmen und darauf aufmerksam machten, daß er durch seine Weigerung nur dem Könige eine Gelegenheit böte, ihm die Schuld zuzuschreiben, wenn die Angelegenheiten Italiens ferner ungeordnet blieben. Da erbot sich Anno, die Reise anzutreten, aber es war zu spät; die Fürsten hatten mit dem Könige bereits anderes beschlossen. Herzog Otto wurde nach Rom gesandt, um die Verhältnisse des Reichs mit dem apostolischen Stuhle zu ordnen. So erzählt Anno selbst in einem uns erhaltenen Bericht an den Papst den Hergang der Sache.

In der Tat entwickelte sich jetzt dem Anschein nach das beste Vernehmen zwischen der römischen Kurie und den Leitern des deutschen Hofs. Im Mai 1066 wurde durch eine päpstliche Bulle Annos Stiftung des Klosters Siegburg bestätigt und dabei den außerordentlichen Verdiensten Annos um Rom das gebührende Lob gespendet. „Liebreich", sagt der Papst zu Anno, „hast du inmitten eigener Bedrängnisse der leidenden Mutter gedacht und sie mit deinen Schultern gestützt, daß sie der Anstrengung nicht erläge und ungeachtet vieler Hindernisse nicht vom geraden Wege weiche: deshalb muß ich dir willfahren, selbst wenn du vom apostolischen Stuhl das Schwerste fordern solltest." Inzwischen hatte sich auch Siegfried in der demütigsten Weise an den Papst und Hildebrand gewendet. Nie hatte bisher ein Erzbischof von Mainz den Primat Petri so verstanden, wie er es jetzt tat, nie sich ein Nachfolger des Bonifaz devoter gezeigt; nur in der Unterwürfigkeit Roms schien Siegfried zu atmen. Aber nach kurzem vernehmen wir auch den Dank an Hildebrand und den Papst für erwiesene Wohltaten. Wenn nicht schon früher, hat Siegfried damals auch das so lange entbehrte Pallium erhalten. Nicht ohne Absicht erniedrigte er sich so tief, und seine Demut ist nicht ohne Lohn geblieben.

Man weiß, wie bestimmt Konrad II. und Heinrich III. an der Idee des Erbkönigtums und Erbkaisertums festgehalten hatten. Mochten die deutschen Fürsten ein solches Erbrecht öfters bestritten haben, so hatten sie doch nie ein Verfügungsrecht über die kaiserliche und königliche Krone dem apostolischen Stuhle zuerkannt. Da ist es nun doch auffallend genug, wenn dieser Erzbischof von Mainz an den Papst im Frühjahr 1066 fol-

gende Worte richtet: „Wir flehen Euch inständigst an, da die Krone unseres Königreichs und das Diadem des gesamten römischen Kaisertums durch den heiligen Petrus in Eure Hand gegeben ist, Euren Sohn, unseren Herrn König Heinrich, immer in gutem Andenken zu behalten und, wie Ihr ihn bisher mit Rat und Tat getreulich unterstützt habt, so auch ihm ferner bis zu seiner kaiserlichen Krönung mit apostolischer Standhaftigkeit Beistand zu leisten." Buchstäblich hat diese Worte Siegfried noch einmal im Herbst in einem zweiten Schreiben an den Papst wiederholt. Und wie will man sie anders deuten, denn als die förmlichste Anerkennung des Grundsatzes, den Hildebrand bei der Krönung Nicolaus' II. ausgesprochen zu haben schien, daß dem Papst die Verfügung über die Königs- und Kaiserkrone zustehe? Aber das ist zugleich klar, die Fürsten faßten, sobald sie wieder an das Regiment kamen, auch die Kaiserkrönung abermals in das Auge. Nachdem sie die Freiheit Roms anerkannt hatten, wollten sie andererseits die Ansprüche Deutschlands an Italien und das Kaisertum selbst vom Papste anerkannt sehen, obschon sie behutsamer als ein Jahr zuvor mit ihrer Forderung auftraten.

Und wie gingen die Fürsten mit dem Reichsgut um, welches Adalbert in so unverantwortlicher Weise verschleudert hatte? Es ist anzuerkennen, daß sie der Vergeudung möglichst Einhalt taten. Im Jahre 1066 ist keine namhafte Schenkung gemacht, und in den nächstfolgenden Jahren haben mindestens die Erzbischöfe sich nicht sonderlich am Reichsgut bereichert. Auch war es nicht anders zu erwarten, als daß Adalbert das Übelgewonnene jetzt übel verlieren würde. Noch in Tribur wurde die Schenkung von Lorsch in aller Form aufgehoben, und triumphierend kehrte der Abt am 2. Februar in sein Kloster zurück. Ebenso gingen Korvei, Duisburg, Sinzig Adalbert verloren. Hätten nur auch die Herren dieselbe Strenge gegen sich gezeigt, die sie gegen Adalbert übten! Abgesehen von Rumold von Konstanz, welcher Reichenau zurückgab, behielten sie jedoch sämtlich die Abteien, welche sie dem Bremer verdankten. Der Abt von Stablo setzte Himmel und Erde in Bewegung, um wieder zu Malmedy zu gelangen: aber obwohl ihm der König geneigt war, obwohl die Volksstimme die Gerechtigkeit seiner Sache erkannte, war Anno nicht zu bewegen, von seinem Besitz zu weichen. Er suchte und fand tausend Schleichwege, um sich in demselben zu behaupten, und wo die List nicht reichte, half die Gewalt. Dem König und dem Papst zum Trotz hielt er fast sechs Jahre Malmedy fest. Wenn irgendwo, zeigte sich in diesen Händeln mit Stablo die ganze Hartnäckigkeit und Klugheit des Mannes.

Leicht stellt man sich vor, in welcher Lage sich der junge König befand. War er nicht abermals gleichwie unter Vormundschaft gestellt? Und mußte er nicht gerade den Männern sich beugen, die er am tiefsten haßte? Wäre selbst seiner Ahnen heißes Blut nicht sein Erbteil gewesen, sein junges Herz hätte sich gegen die schmähliche Sklaverei auflehnen müssen, in

welcher er schmachtete. Nur verachten konnte er jene Bischöfe und Fürsten, die kein Versprechen erfüllten, immer aufs neue die Treue brachen, längst alle Achtung vor der Majestät aus dem Auge gesetzt hatten und nur den eigenen Vorteil zu kennen schienen. Aber klug wie der königliche Jüngling war, erkannte er die Gefahren, die ihn umlauerten, und heuchelte Unterwürfigkeit, wo sein stolzes Gemüt nur Abscheu fühlte. So bildeten sich Mißtrauen und Verschlagenheit tief seinem Charakter ein, schlimme Eigenschaften, welche für ihn und andere die Quellen unsäglicher Leiden wurden. Wunder genug, daß die großen Tugenden, welche ihm als Erbteil des Vaters zugefallen waren, nicht ganz erstickt wurden!

Ein Mönch von Stablo, der damals öfters den Hof besuchte, schildert uns den König im Kreise der Fürsten und in Annos Gegenwart. Stumm und wie versteinert saß er auf dem Thron, während der Erzbischof für ihn das Wort führte. Wie ein gemeiner Knecht schien er vom Willen Annos abhängig. Was der Erzbischof auch fordern mochte, nichts wagte der König ihm abzuschlagen, so tief er ihn haßte. Der Mönch scheint sich diese sklavische Abhängigkeit Heinrichs nicht haben erklären zu können. Er wußte nicht, daß Anno der Äolus war, dessen Hand die Stürme im Schlauch hielt oder entfesselte; Heinrich wußte es nur zu gut und war klug genug einzusehen, daß diese Stürme leicht seine Krone verwehen konnten. Wir hören, daß der König wenige Monate nach den Vorgängen von Tribur zu Fritzlar in eine lange und lebensgefährliche Krankheit verfiel — wir kennen die Ursachen derselben nicht, aber sie lassen sich von jedem, dessen Blut unter der Zuchtrute aufwallt, erraten. Schon rechnete man auf den Tod des Königs, und mehr als einer machte sich Aussicht auf den erledigten Thron. „Als der Jüngling genas," sagen die Altaicher Annalen, „wurden die argen Hoffnungen der gierigen Raben getäuscht."

Frei fühlte sich der König nur bei seinen jugendlichen Genossen. Er hatte Leidenschaft für das Waffenleben, Verständnis für die Kunst des Krieges, war zum Heeresfürsten geboren. Jede kühne Tat reizte ihn, und am liebsten zog er unternehmende und verwegene Jünglinge in seine Nähe, meist Schwaben, deren lebhafte Natur sich der seinen leicht anpaßte. An reichem Lebensgenuß fehlte es in diesem Kreise nicht, und am wenigsten war man in der Liebe enthaltsam. Man kann weder den vornehmen Herren noch den Frauen jener Zeit nachrühmen, daß sie ihre Tugend sehr hochgehalten, und mehr als gewiß ist, daß auch Heinrich früh der Verführung erlag. So übertrieben die Erzählungen sind, die von seinen geschlechtlichen Ausschweifungen umliefen und bis auf den heutigen Tag mit Wohlgefallen nacherzählt werden, entbehren sie doch nicht allen Grundes. Auch hierin war der junge König seinem Vater ähnlich, dessen Neigung zu schönen Frauen manche Rüge erfahren hatte. Es traf ihn daher wie ein Donnerschlag, als die Fürsten seinen verliebten Abenteuern eine Schranke zu setzen, auch über sein Herz zu verfügen beschlossen und bald nach seiner

Genesung die Vorbereitungen zu seiner Vermählung mit jener Bertha trafen, mit der ihn der Vater vor mehr als zehn Jahren verlobt hatte.

Bertha war die Tochter der Markgräfin Adelheid von Turin; die Verlobung hatte Heinrich III. mit großem Bedacht geschlossen, um in der Macht und Tatkraft dieser Adelheid der aufstrebenden Gewalt der Beatrix und Gottfrieds ein Gegengewicht zu geben, und wohl auch die Rücksicht auf Italien bewog jetzt die Fürsten, auf den Abschluß der Ehe zu dringen. Schwerlich geschah dies in Gottfrieds Sinn, der im Anfange des Jahres 1067 nach langem Aufenthalt in seinen deutschen Besitzungen über die Alpen zurückkehrte, vielmehr war die Verbindung Heinrichs mit einer Tochter Adelheids gegen alle seine Interessen. Dagegen gewann niemand mehr durch dieselbe als Herzog Rudolf von Schwaben, der Gemahl von Berthas Schwester Adelheid, da sie ihn abermals zum Schwager des Königs machte. Vielleicht mochten die deutschen Fürsten und vor allem Anno die Macht Herzog Gottfrieds, seit er auch Niederlothringen erhalten hatte, zu fürchten anfangen und absichtlich gegen ihn den Schwabenherzog in die Höhe bringen, den Anno jetzt seinen Freund nannte.

Welche Rücksichten aber auch die Fürsten leiten mochten, die Ehe war einzig und allein ihr Werk; sie wurde dem Könige aufgezwungen. Nachdem Berthas Krönung zu Würzburg am 29. Juni 1066 erfolgt war, wurde am 13. Juli die Hochzeit zu Tribur gefeiert. Seitdem hat Heinrich der Italienerin alle Ehren einer Königin erwiesen, aber seine Gemahlin wurde sie deshalb mitnichten. Er sah in ihr nichts als ein Geschöpf und Werkzeug der Fürsten; es gehörte mit zu dem Zwange, den er tragen mußte, daß er ihr die Seite am Throne gönnte, aber die ehelichen Pflichten konnten sie nicht erzwingen. Bertha, die in Deutschland am Hofe erzogen war, war jung, wohlgebildet, von unsträflichem Wandel und liebte den König. Heinrich hat das alles nicht verkannt, aber eine unüberwindliche Abneigung hielt ihn von ihr fern, solange er sie als die Genossin seiner Feinde ansah. Zum zweitenmal hatten die Fürsten zu Tribur ihren Willen ihm aufgedrungen: im Januar hatten sie ihm sein Reich, im Juli sein Haus wider seinen Willen bestellt.

Aber auch Anno war in jenen Tagen nicht der Glückliche. Sein Selbstgefühl war auf das empfindlichste verletzt worden, und schon trat Adalberts Sturz mahnend vor seine Seele. Am Ostersonnabend 1066 (15. April) war der alte Erzbischof Eberhard von Trier gestorben. Kaum erreichte Anno die Nachricht, so suchte er die Gunst des Augenblicks zu benutzen, um seiner alten Gewohnheit gemäß einen Verwandten in das erledigte Erzbistum zu bringen. Es gelang ohne Mühe, da der König seinem Willen nicht widerstreben konnte. Konrad von Pfullingen, ein Neffe Annos, damals Propst zu Köln, wurde ohne Wahl der Trierer zum Erzbischof ernannt und empfing Ring und Stab. Alsbald zog Konrad mit einem stattlichen Gefolge gen Trier, vom Speierer Bischof Einhard

geleitet, der ihn im Namen des Königs in sein Erzstift einführen sollte. Aber unerwarteterweise traf man zu Bittburg, vier Meilen von Trier, wo man das letzte Nachtlager genommen hatte, auf bewaffneten Widerstand. Als die Trierer erfahren hatten, daß man ihnen, ohne ihr Wahlrecht zu achten, einen Neffen des Kölners zum Bischof geben wollte, erhob sich in der Stadt ein Aufstand; der Graf Dietrich, Stifts- und Burgvogt in Trier, stellte sich selbst an die Spitze der Empörung und rückte mit seinen Mannen dem ernannten Erzbischof entgegen. In der Frühe des 18. Mai überfiel diese Schar zu Bittburg das Gefolge des Erzbischofs, welches sofort die Flucht ergriff; darauf drangen die Trierer in das Schlafgemach der Bischöfe. Der Speierer wurde ausgeplündert, mißhandelt, dann aber entlassen; Konrad dagegen banden die Trierer und schleppten ihn nach der Burg Urzich. Hier hielt man ihn zwei Wochen gefangen, darauf übergab ihn Dietrich an vier seiner Dienstleute, um ihn zu töten. Es geschah auf die grausamste Weise. Sie stürzten ihn einen Abhang herab und gaben ihm, als er auch dann noch atmete, mit ihren Schwertern den Todesstoß (1. Juni). Unbeerdigt ließ man den Leichnam modern; erst nach mehr als Monatsfrist gruben ihm einige Bauern aus Lonset an der Mosel vor ihrer Kirche ein Grab. Später brachte der Bischof Dietrich von Verdun die Leiche nach dem Kloster Tholey, wo man sogleich Wunder an dem Grabe bemerken wollte und Konrad nun als Märtyrer der Kirche zu verherrlichen anfing. Rom sträubte sich, diesen Märtyrer anzuerkennen, der wahrlich nicht für die Wahlfreiheit der Kirche geblutet hatte.

Mit Entsetzen vernahm Anno den Tod des Neffen und sah sein Ansehen mitten im Schiffbruch, als er es besser denn je geborgen glaubte. Er beschwor den König um Rache, und wie die Tat denn zugleich ein unerhörter Angriff gegen die königliche Autorität war, brauste Heinrich in heftigem Zorn auf und drohte, die Stadt vom Erdboden zu vertilgen. Aber die Trierer fanden Mittel, ihn zu besänftigen. Sie lenkten ihre Wahl auf den Domherrn Udo, einen Bruder des Grafen Eberhard von Nellenburg, der am Hofe des Königs lebte und dessen besonderes Vertrauen genoß. Die Wahl war an sich untadelig und der Beifall des Königs ihr sicher. Der König scheint die Trierer dann selbst nach Rom gewiesen zu haben, wohin sie alsbald mit ihrem Erwählten zogen; sie kannten Rom zu gut, um nicht zur Reise ihre Säckel mit Gold zu füllen. Wiederholt richtete Anno in dieser Sache einen Notschrei an den Papst, auch Erzbischof Siegfried rief den Stuhl Petri zur Strafe über die Übeltäter auf: aber Rom zeigte wenig Neigung, hier einzuschreiten, und Anno fürchtete dort die Wirkungen des deutschen Goldes. In einem Brief an den Papst dringt er in ihn, wie ein zweiter Petrus zu den Verführern zu sprechen: „Daß ihr verdammet seiet mit euerem Gelde." Bei allen seinen Verdiensten um Rom und bei allem, was man noch von ihm hoffe, beschwört er den

Papst, Udo das Pallium zu versagen und die Sache zu keiner schließlichen Entscheidung kommen zu lassen. Eine solche ist auch nicht vor dem Jahre 1068 erfolgt, aber dennoch hinderte Rom nicht, daß Udo das Erzbistum antrat. Die Trierer gingen straflos aus, und Graf Dietrich scheint sogar in seinem Amt geblieben zu sein. Zur Sühne seiner Schuld beschloß derselbe sieben Jahre nach seiner Greueltat, eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande zu machen. Das Schiff, das er bestiegen hatte, ging unter; nach der Meinung der Zeit, weil es den Mörder trug. Seine Henkersknechte taten in Ketten Kirchenbuße.

Wie schwer Annos Ruf durch die Trierer Vorgänge gelitten hatte, zeigte sich allerorten. Weihnachten 1066 wagte sogar der König, dem Abt von Stablo förmlich Malmedy wieder zuzusprechen. Der Abt ging gleich darauf nach Rom und brachte ein Schreiben des Papstes zurück, welches die gerechte Sache Stablos anerkannte und Anno sehr deutliche Rügen erteilte. So weit war der starre Mann freilich auch jetzt noch nicht gebracht, dem Abt zu weichen, aber bezeichnend genug ist, daß er in dieser Verlassenheit sich brieflich an Erzbischof Adalbert wandte und ihn an den Hof zurückzukehren bat. Er machte ihm in einem von Freundschaftsversicherungen überfließenden Schreiben Vorwürfe, daß er ihn bei dem Tode des Neffen ohne Trost gelassen habe, und ersuchte ihn um seinen Beistand in der Trierer Sache. Wir besitzen Adalberts Antwort. Absichtlich, sagte er, habe er über Konrads Tod nicht geschrieben, denn die Schuld sei auf beiden Seiten gewesen, und die unbedachte Erhebung des Neffen könne Anno nicht rechtfertigen; seinen Beistand in dieser Sache lehnt er ab, erteilt Anno aber den wohlgemeinten Rat, Malmedy dem Abt von Stablo zurückzugeben; an den Hof zu kommen, sei ihm unmöglich, da die Schwäche des Alters ihm jede Reise verbiete. Und doch dachte Adalbert Tag und Nacht nur an den Hof, sann einzig und allein auf Mittel, um die verlorene Macht wiederzugewinnen. Wäre er selbst der Hofluft satt gewesen — wie er es nie war —, alle Regungen seiner Seele hätten sich in dem Wunsche zusammendrängen müssen, an die Seite seines Königs zurückzukehren: doch Annos sinkender Macht wollte er nun und nimmer seine Herstellung verdanken.

Adalberts Lage war furchtbar, und nur ein gewaltiger Umschwung des Glücks konnte ihn vom völligen Untergange retten. Kaum war er nach Bremen zurückgekehrt, so hatten sich frohlockend die Billinger gegen ihn erhoben. Endlich schien die Stunde gekommen, um die rebellische Kirche zu demütigen und an dem gehaßten Bischof Rache zu nehmen. Sie griffen unverzüglich zu den Waffen und verheerten ringsum die Güter der Kirche. Vor allem war Magnus, der Sohn Herzog Ordulfs, auf dem Platz. Der rüstige Kriegsmut des Ahnherrn loderte noch einmal in diesem Jüngling auf, dessen Tatenlust eines besseren Schauplatzes wert gewesen wäre. Er fing an, mit seinen Mannen Adalbert in Bremen zu belagern.

wäre der Erzbischof in seine Hände gefallen, es hätte dessen letzte Stunde geschlagen. Aber Adalbert entkam. Heimlich bei Nacht ergriff er abermals die Flucht und suchte eine Zuflucht auf seinem Gut Lochten im Hildesheimschen. Hier hielt er sich ein halbes Jahr verborgen, gleichwie ein von allen Seiten gescheuchtes Wild im dunklen Versteck. Indessen wurde aber seine Diözese verwüstet, und seine Lieblingsschöpfung, die wendische Mission, ging zugrunde.

Man kennt die eigentümliche Stellung Godschalks, des Abodritenfürsten: sie beruhte auf seinem Waffenglück, mehr noch auf seinem christlichen Eifer, vor allem auf seinen Verbindungen mit den christlichen Fürsten des skandinavischen Nordens, mit den Billingern und dem lange allgewaltigen Erzbischof von Bremen. Als seine Herrschaft in der Blüte stand, ließ sich die Hoffnung hegen, daß durch ihn die Bekehrung aller Wenden zum Christentum gelingen würde. Aber ein Schlag vereitelte diese Hoffnung. Als die Macht des Erzbischofs dahinschwand und gleichzeitig der Tod Edwards des Bekenners die Könige des Nordens zum Kampfe gegeneinander führte, brach Godschalks Herrschaft bei dem ersten Ansturm zusammen, und die neuen Kirchen im Wendenlande fielen sämtlich der Verwüstung anheim. Die Wenden haßten die christlichen Priester, sie haßten noch mehr die sächsischen Steuereinnehmer, die in ihrem Gefolge kamen: als sich daher Plusso, Godschalks Schwager, den Abodriten als Befreier darbot, schlug sich hier alles zu ihm, und an Unterstützung von den liutizischen Stämmen, die ihre Freiheit und ihren Glauben behauptet hatten, konnte es den aufständigen Abodriten nicht fehlen. Am 7. Juni 1066 wurde Godschalk zu Lenzen erschlagen, und mit ihm bluteten christliche Priester dort als Märtyrer an den Altären. Der Greuel der Zerstörung ging nun von Ort zu Ort. Am 15. Juli kamen die Wenden über das Kloster zu Ratzeburg. Der dortige Abt Ansverus, ein Sachse von Geburt, und mit ihm 28 Mönche wurden gesteinigt. Zu Mecklenburg wurde der Bischof Johannes, ein Ire, mit Godschalks Gemahlin Sigrid und anderen Christen gefangengenommen. Sigrid entließ man nackt und bloß, ingleichen ihre Frauen. Johannes wurde nach Rethra geschleppt und hier unter grausamen Martern hingerichtet; seinen Kopf steckten die Wenden auf eine Stange und brachten ihn dem Radigast als Opfer dar. Der Bischof von Oldenburg hatte sich — wir wissen nicht, wie — zu retten gewußt. Übrigens erfreute sich Plusso nicht lange seines Sieges; er wurde von den Wenden selbst erschlagen, welche den Cruco, den Sohn des Grin, zu ihrem Fürsten erhoben. Die Söhne Godschalks, Buthue und Heinrich, fanden in diesen Tagen der Verfolgung zu Bardewik bei den Billingern eine Zufluchtsstätte; auch griff Herzog Ordulf für sie zu den Waffen. Doch war er nie ein glücklicher Krieger gewesen und erntete auch diesmal mehr Spott als Ruhm.

So ging die Mission im Wendenlande unter, und zugleich wurde sie

in Schweden durch einen inneren Krieg in dem Grade gefährdet, daß die Bischöfe nicht mehr in ihren Sprengeln zu bleiben wagten. Auch in den anderen Reichen des Nordens geriet die Kirche in Bedrängnis. Harald Hardrade war in England im Kampf gefallen; ein schwaches Doppelregiment seiner Söhne trat ein, welches der Kirche Norwegens wenig Schutz gewährte. Svend Estrithson lag mit Herzog Wilhelm von der Normandie im Streite und hatte drängendere Sorgen als die Mission des Erzbistums Hamburg. Adalbert aber war fern und brach unter der harten Wucht seines Schicksals zusammen. Endlich faßte der stolze Mann den Entschluß, sich vor den Billingern, seinen bittersten Feinden, zu beugen, um nur nach Bremen zurückkehren zu können. Er machte den schmählichsten Vertrag mit Magnus und überließ ihm tausend der Bremer Kirche gehörige Güter zu Lehen. Es war der dritte Teil der Besitzungen der Kirche, ein anderes Dritteil besaß bereits Markgraf Udo, das letzte mußte bald darauf an einige einflußreiche Hofleute ausgetan werden. Nie hat die Bremer Kirche diese Verluste verwinden können, und nur zu bald machten sie sich auf das empfindlichste fühlbar. So groß wurde der Mangel, daß man die Einkünfte des Hospitals angreifen mußte, um nur den Klerus und den Erzbischof selbst zu unterhalten.

Als Adalbert nach Bremen zurückkehrte, war er ein anderer geworden; die Härten seines Charakters hatten sich in den Tagen des Unglücks noch gesteigert. Seine Leidenschaftlichkeit kannte keine Grenze mehr. Er tobte in einer ihn und sein Amt entehrenden Weise, schlug im Jähzorn die Leute blutig; sein Tun war oft das eines Sinnlosen und der Zweck desselben kaum zu begreifen. Pfalzgraf Friedrich, sein verständiger Bruder, kam nach Bremen und suchte auf ihn zu wirken, aber er sah, daß alle seine Anstrengungen vergeblich waren, und kehrte betrübt in die Heimat zurück. Schon litt Adalberts Körper unter diesen furchtbaren Aufregungen, und man ahnte, daß sein Ende nicht fern sei. Dennoch hielt er unerschütterlich an dem Gedanken fest, es würden wieder bessere Tage für ihn kommen, er würde an den Hof zurückkehren, seine Feinde vernichten, den alten Glanz Bremens herstellen und jenen Patriarchat des Nordens aufrichten, an dessen erträumter Herrlichkeit sich vor allem seine Phantasie weidete. Seine Schmeichler und Schmarotzer, von denen er auch jetzt nicht ließ, hatten ihm jene goldenen Zeiten vorlängst prophezeit, und er glaubte ihnen und Träumen, die ihm die Bilder besserer Tage vorführten und ihn dieser trostlosen Wirklichkeit entrückten. Er hat sich in seinen Hoffnungen nicht betrogen, obwohl Jahre vergingen, ehe sie sich erfüllten.

Niemand war in Annos und Adalberts Leidenstagen glücklicher als Siegfried von Mainz. Keines geistlichen Herrn Ansehen schien jetzt am Hofe besser befestigt, und zugleich war er auch mit Rom in ein gutes Vernehmen gekommen. Schon hielt er sich des Sieges über die rebellischen Thüringer sicher, die sich noch immer den Zehnten zu zahlen weigerten,

und hatte auf Ostern 1067 eine große Synode zu halten beschlossen, um die Sache zu Ende zu bringen. Wir besitzen die Briefe, die er an den Papst und Hildebrand in dieser Angelegenheit sandte; er verlangt, daß Rom Gesandte schicke, um den Vorsitz in der Synode zu führen und den Bann des apostolischen Stuhls über die Thüringer zu verhängen; sollte dies nicht genehm sein, so möchte der Papst doch durch eine Bulle den Widerspenstigen den Bann androhen und die Beschlüsse der Synode vorweg genehmigen. Eigentümlich ist, daß Siegfried die Mainzer Synode geradezu als eine päpstliche angesehen wissen will, und noch befremdlicher die Art, wie er sich in dieser Sache an Hildebrand wendet. Er sucht ihn durch Bestechung zu gewinnen. „Obgleich Ihr", schreibt er, „in den mannigfachen Geschäften, die Ihr täglich zu führen habt, lediglich Gottes Gnade sucht und die irdischen Dinge nur berühret, um über sie zu verfügen, nicht um sie zu besitzen, so muß doch ein fröhlicher Geber, um in Gottes Sache viel geben zu können, notwendigerweise viel mit Gerechtigkeit besitzen. Deshalb bitten wir Eure Liebe, daß, wenn wir etwas unser nennen, das Euch gefällig ist, Ihr es uns wissen lasset, damit es dann sogleich in Euren Besitz aus dem unsrigen übergehe. Denn wer möchte einen so großen Mann nicht lieben, wer ihm etwas abzuschlagen wagen!" Man lernt Siegfried hinreichend aus solchen Äußerungen kennen, aber sehr zu bezweifeln ist, ob sie auf Hildebrand die beabsichtigte Wirkung machten. Wie er und der Papst antworteten, wissen wir nicht.

Die von Siegfried angekündigte Synode trat nicht zusammen. Noch vor Ostern 1067 starb Markgraf Otto, zur großen Freude der Thüringer, die es ihm nie vergaßen, daß er wegen der Zehnten Verpflichtungen gegen den Erzbischof eingegangen war. Ottos Abscheiden veränderte die ganze Lage der Dinge. Die Mark Meißen erhielt Graf Ekbert von Braunschweig, der nächste Verwandte des Königs, der auch bald für seinen jungen Sohn die Mitbelehnung erwirkte. Otto war ohne männliche Erben gestorben; seine thüringischen Lehen wurden daher, wie die Hand seiner Witwe, Adela von Löwen, vielfach umworben. Ekbert wollte sich sogar von seiner Gemahlin Irmingard, einer Tante der Königin Bertha, scheiden, um diese Witwe zu heiraten; ihre Schönheit reizte ihn, ihr herrischer und trotziger Charakter stimmte zu seiner Gemütsart, vor allem aber lockte ihn gewiß ihr Reichtum und der Umstand, daß an ihrer Hand die thüringischen Lehen zu hängen schienen. Ehe aber Ekbert die Scheidung bewerkstelligen konnte, ereilte ihn der Tod (Januar 1068), und Adela reichte dann ihre Hand dem alten Markgrafen Dedi von der Ostmark, der nun von dem Mainzer Erzbischof die thüringischen Lehen beanspruchte, jedoch eine Zurückweisung erhielt. Er grollte deshalb dem Erzbischof, noch schwerer aber zürnte er dem König, den er als die Hauptursache seiner Zurücksetzung ansah. Diese Verhältnisse waren es ohne Frage, welche die Synode vereitelten und die Zehntenfrage in der Schwebe erhielten, doch

verlor der Erzbischof deshalb mitnichten den Mut, seine Ansprüche weiter zu verfolgen.

Den König beschäftigten damals größere Dinge als diese thüringischen Händel. Die Romfahrt und die Kaiserkrönung waren aufs neue zur Sprache gekommen, und diesmal hatten Hildebrand und der Papst selbst den Anstoß gegeben. Nur die größte Gefahr konnte sie zu Beförderern eines Unternehmens machen, welches sie wenige Jahre zuvor auf alle Weise zu verhindern gesucht hatten, und in der Tat war die Bedrängnis Roms im Jahre 1066 auf das höchste gestiegen. Noch war der Kampf mit dem Gegenpapst in der Lombardei nicht ganz ausgefochten, als sich der Bund des Papstes mit den Normannen löste und Richard von Kapua Rom selbst mit Krieg überzog.

Man muß bekennen, daß Richard gerechte Beschwerden gegen den Papst zu erheben hatte. Der Fürst von Kapua hatte nämlich in seinem Gefolge einen jungen Normannen, dessen kleine Gestalt nicht ahnen ließ, daß er einer der kräftigsten und unternehmendsten Gesellen war; die Tüchtigkeit des jungen Mannes hatte der Fürst aber erkannt und ihn zu seinem Schwiegersohn ersehen. Wilhelm Monstarola (von Montreuil) war sein Name, der schnell bekannt genug wurde. Denn als Richard der Selbständigkeit des Herzogtums Gaeta, welches zuletzt unter einer langobardischen Fürstenfamilie gestanden hatte, ein Ende machte, übertrug er es diesem seinen Schwiegersohn und unterwarf ihm zugleich die Grafschaften zwischen dem unteren Garigliano und der Meeresküste bis Terracina. Aber kaum stand Wilhelm Monstarola hier in der Macht, so empörte er sich gegen seinen Lehnsherrn und Wohltäter, trennte sich von dessen Tochter und bewarb sich um die Hand der Witwe des letzten Herzogs von Gaeta, dessen Verwandte noch mehrere feste Burgen in diesen Gegenden behaupteten und ihm gern gegen Richard Hilfe leisteten. Überall suchte Wilhelm Beistand, namentlich auch bei dem Papst, dem er sich zum Lehnsmann erbot und die Besitzungen des heiligen Petrus nicht nur zu verteidigen, sondern auch zu erweitern versprach. Seit Richard Kapua ganz in seine Gewalt gebracht hatte (21. Mai 1062), sah ihn die römische Kurie nicht ohne Mißtrauen sein Gebiet immer weiter ausdehnen, zumal er das Eigentum des heiligen Petrus nicht immer gewissenhaft achtete. Wilhelms Anerbieten kam deshalb in Rom sehr erwünscht; der Papst ließ ihn den Lehnseid schwören und gab ihm Geld. Dennoch konnte sich Wilhelm auf die Dauer nicht behaupten, da es Richard gelang, die Herzogin-Witwe von Gaeta nebst ihren Verwandten von ihm abzuziehen, indem er jener eine Vermählung mit seinem eigenen Sohn Jordan in Aussicht stellte. Wilhelm mußte sich seinem alten Lehnsherrn von neuem unterwerfen, der ihm die Tochter zurückgab und ihn, seines Fehls vergessend, mit neuen Ehren überhäufte. Gemeinsam richteten sie darauf ihre Angriffe gegen das Herzogtum Spoleto und die Campagna. Im Jahre 1066

nahm Richard Ceperano, seine Normannen schwärmten bis vor die Tore Roms, wo man nun die Feindschaft und Freundschaft Richards auf gleiche Weise zu fürchten hatte. Denn seine Freundschaft war nur mit dem Patriziat zu gewinnen, welches er gebieterisch forderte; das Patriziat aber bedeutete nach den Begriffen der Zeit kaum etwas anderes als die Kaiserkrone selbst. Und was wurde aus allen Plänen Hildebrands und seiner Anhänger für die Freiheit und Herrschaft des apostolischen Stuhls, wenn das Kaisertum in die Hände eines Fürsten von Kapua fiel?

Unter solchen Verhältnissen entschlossen sich der Papst und die Kardinäle, König Heinrich zur Romfahrt einzuladen. Briefe und Botschaften ergingen an den deutschen Hof, die Kaiserin Agnes selbst eilte im Winter 1066 auf 1067 über die Alpen, mit jedem Tage wurden die Mahnungen dringender. Und schon forderten auch die Normannen unmittelbar den König und das Reich heraus. Botschaften, welche an sie ergingen, beantworteten sie in stolzer, den König und die Fürsten verletzender Weise. Die Romfahrt war zu einer Notwendigkeit geworden, und die Umstände schienen ihr ungemein günstig; die Furcht vor den Normannen hatte wieder einmal die unmittelbarsten Interessen des Stuhls Petri und des Deutschen Reichs verbunden.

Noch im Winter wurde überall in den deutschen Ländern gerüstet. Der König traf im Anfang des Februar 1067 in Augsburg ein, um den Zug über die Alpen anzutreten, die Kaiserkrone in Rom zu gewinnen und durch einen Krieg gegen die Normannen das Ansehen des Reichs in Italien herzustellen. Ein großes Unternehmen war im Gange, welches dem deutschen Kaisertum neuen Glanz verhieß. Wer möchte zweifeln, daß alle Wünsche Heinrichs an diesem Zuge hingen? Und wer kann in Abrede stellen, daß die Ehre des Reichs ihn gebieterisch forderte?

Und doch unterblieb die Romfahrt auch diesmal. Aber nicht die römische Kurie legte ihr Hindernisse in den Weg, sondern ein deutscher Fürst, dem alles daran lag, daß die kaiserliche Macht in Italien nicht aufs neue erstarkte. Es war Herzog Gottfried, der Waffenträger des Königs, der dessen Waffen hemmte. Vergebens wurde Gottfried, auf den bei dem Zuge vornehmlich gerechnet war, zu Augsburg erwartet; man erfuhr alsbald, daß er auf seine eigene Hand über die Alpen gegangen war und seine Sache von der des Königs getrennt hatte. Dieses auffällige Benehmen verwirrte den König und die Fürsten auf gleiche Weise. Offen sprach Heinrich im höchsten Zorn aus, er sei von Gottfried verhöhnt und verraten worden. Aber wie heiß er den Zug erwünscht haben mochte, er sah sich genötigt, ihn aufzugeben, und kehrte nach Sachsen zurück. Das Osterfest, welches er am Fuße der Alpen zu feiern gehofft hatte, beging er wiederum am Rammelsberge zu Goslar. Er hielt im nächsten Sommer einen Umzug in den rheinischen Pfalzen und wandte sich im Herbst nach Goslar zurück. Abermals befiel ihn hier eine schwere Krankheit, und es

liegt nahe, die Veranlassung derselben in dem Zwange der Verhältnisse zu suchen, welcher mit jedem Tage drückender auf ihm lasten mußte.

Gottfried hatte verhindert, daß der Kaiser der Zukunft mit der Macht des Reichs die Alpen übersteige, aber es geschah auf Kosten seines guten Namens. Von allen Seiten trafen ihn die schwersten Vorwürfe. „Die Freunde tadelten, die Feinde verhöhnten ihn," sagt ein Zeitgenosse, „man nannte ihn einen Verräter." Er fühlte, daß er den Schaden wieder gutmachen müsse, den er angerichtet, und daß nur ein augenfälliges Auftreten gegen die Normannen die Wunden heilen könne, an denen seine Ehre kranke. In großer Hast sammelte er ein Heer von Deutschen und Italienern und brach mit demselben gegen die Normannen auf; es war zahlreich genug, aber schlecht gerüstet und mit Lebensmitteln nur kümmerlich versorgt. Im Mai 1067 zog Gottfried, von seiner Gemahlin Beatrix und seiner Tochter Mathilde begleitet, durch Rom; der Papst und die Kardinäle schlossen sich dem Heere an, und in der Mitte des Monats stand es am Garigliano den Normannen gegenüber. Man erwartete große Dinge. Richard hatte schon den Entschluß gefaßt, wenn Gottfried den Fluß überschreite, sich nach Apulien zurückzuziehen; er begab sich nach Kapua, um dort seine Maßregeln zu treffen. Nur Aquino war noch von Normannen unter Jordan, Wilhelm Monstarola und Adenulf verteidigt, und dieser Platz wurde sogleich von Gottfried belagert. Dennoch hatte das Unternehmen den kläglichsten Ausgang. Es kam bei Aquino zu einem Kampf, in dem fünfzehn Deutsche blieben; dieser geringe Verlust und die Klagen über schlechte Verpflegung, die schon nach wenigen Tagen unter Gottfrieds Leuten laut wurden, erschütterten seinen Mut, und er fing an, mit Richard zu unterhandeln. Achtzehn Tage nach dem Beginn der Belagerung von Aquino kamen Gottfried und Richard am Garigliano bei der abgebrochenen Brücke von Todici zusammen und schlossen den Frieden.

Die Bedingungen des Friedens sind nicht näher bekannt, doch wissen wir, daß der Papst seine Besitzungen in der Campagna zurückerhielt und sich ein besseres Vernehmen zwischen ihm und den Normannen für den Augenblick herstellte. Noch im Sommer dieses Jahres machte er eine Reise nach dem südlichen Italien, die ihn nach Melfi, Salerno und Kapua führte. Aber befriedigt durch den Frieden war Rom keineswegs, und die alten Zerwürfnisse mit Richard erneuerten sich binnen kurzem. Von neuem erhob sich Wilhelm Monstarola gegen seinen Schwiegervater und machte sich dann wiederum zum Dienstmann des heiligen Petrus. Zu Rom fand dieser unruhige Mann seinen Tod, nachdem er gegen Richard einen Vasallenaufstand erregt hatte, der dessen ganze Macht bedrohte und ihn bei Robert Guiscard Hilfe zu suchen zwang. Aber auch für seinen eigenen Ruhm hatte Gottfried schlecht durch den Frieden gesorgt. Die öffentliche Meinung war, daß es ihm mit dem ganzen Kriegszuge nicht ernst gewesen und der Friede erkauft sei. Und allerdings war

es nicht unverdächtig, daß schon während der Rüstungen sich Desiderius von Monte Cassino, Richards Vertrauter, bei Gottfried in Pisa eingestellt und ihn dann auf dem weiteren Zuge begleitet hatte, noch verdächtiger war die Hast, mit der dann der Friede geschlossen wurde. Die lautesten Ankläger fand Gottfried natürlich am deutschen Hofe; denn wie man sein Verhalten auch beurteilen mochte, jedenfalls hatte er die Kaiserkrönung abermals auf unbestimmte Zeit vereitelt. Seitdem der Papst und die Kardinäle wieder freier atmeten, hatten sie kein Interesse, neue Einladungen zur Romfahrt an den König ergehen zu lassen und um die Gunst seines Hofs sich zu bemühen.

Die deutschen Großen begriffen, daß es Italien aufgeben hieß, wenn man nicht mindestens den königlichen Namen dort in Erinnerung brachte. Eine Gesandtschaft wurde deshalb im Frühjahr 1068 über die Alpen geschickt, um die fast vergessenen königlichen Rechte wahrzunehmen. Die Gesandten waren Erzbischof Anno, Herzog Otto von Bayern und der Bischof Heinrich von Trient. Sie hielten in der Lombardei Landtage, sprachen Recht und trieben die rückständigen Gefälle ein. Wir wissen, daß sie sich auch mit Cadalus und dem Erzbischof von Ravenna in persönliche Verhandlungen einließen, deren Zweck kaum ein anderer sein konnte, als Cadalus zur Nachgiebigkeit zu bewegen und so dem Schisma ein Ziel zu setzen. Dennoch wurde die Zusammenkunft mit dem Lombardenpapst den Gesandten in Rom sehr übel gedeutet, und Alexander weigerte sich sogar, sie zu empfangen, ehe sie gebührende Buße geleistet. Sie mußten sich zu solcher bequemen, und kaum mochte es eine empfindlichere Strafe für einen Mann wie Anno geben, als daß er, der Alexanders Sache in Augsburg und Mantua verfochten, der vor kurzem noch das erste Reich des Abendlandes regiert hatte, öffentlich barfuß an der Seite der Markgräfin Beatrix, der gehorsamsten Tochter des Papstes, erscheinen mußte. Und auch andere Kränkungen wurden ihm nicht erspart. Er mußte ansehen, wie Erzbischof Udo von Trier, sein Widersacher, von dem Vorwurf der Simonie freigesprochen wurde und das Pallium erhielt, wie sich ferner der Papst des Abts von Stablo annahm, der die schwersten Anklagen gegen ihn in Rom erhob. Man zwang Anno, wegen Malmedy Versprechungen abzugeben, die er nicht von fern zu halten gewillt war. Fast scheint es, als ob Anno damals auch der Stellung eines Erzkanzlers des apostolischen Stuhls habe entsagen müssen; es findet sich keine päpstliche Urkunde mehr aus späterer Zeit, welche noch in seinem Namen ausgestellt wäre. Laut schmähte er auf die Römer, welche in den Gesandten des Königs dessen Majestät beleidigten. Man wußte in Rom recht wohl, was Anno im Rat der deutschen Fürsten zu bedeuten hatte, und nichts zeigt deutlicher als diese Behandlung des mächtigen Mannes, wie wenig Rücksichten man dem deutschen Hofe noch schuldig zu sein glaubte, nachdem man im Augenblick der Gefahr von ihm verlassen war.

Während dem Könige Italien verschlossen blieb, wurde seinem Kriegsmut ein anderer, aber minder glänzender Schauplatz eröffnet. Es ist berichtet, wie die gesamten wendischen Nationen damals in unruhiger Bewegung waren. Sie hatten das Christentum und die Herrschaft der Sachsen abgeworfen und bedrohten nun ihre bisherigen Bedränger mit tausendfachen Schrecken. Schon im Winter 1067 auf 1068, als der König auf dem Siechbett lag, mußte deshalb ein Feldzug gegen die Liutizen unternommen werden. Bischof Burchard von Halberstadt, Annos Neffe, befehligte das ausrückende sächsische Heer und drang glücklich bis Rethra vor, wo er das Heilige Pferd aus dem Tempel entführte; auf demselben reitend hielt er bei seiner Rückkehr den Einzug. Der folgende Winter wurde zu einem neuen Feldzug gegen die Liutizen bestimmt, und diesmal führte der junge König selbst das Heer. Das Eis erleichterte das Vordringen desselben; die Burgen, Tempel und Götzenbilder, auf die man stieß, wurden zerstört; die Liutizen unterwarfen sich; mit vielen Gefangenen und reicher Beute kehrte das Heer heim. Vielleicht war es eine Folge des glücklichen Zugs, daß Buthue, Godschalks Sohn, einen Teil der väterlichen Herrschaft zurückerhielt; doch blieb Cruco neben ihm bestehen und verjagte ihn bald wieder aus dem Lande. So fehlte es freilich an bleibenden Resultaten; das Heidentum erhielt sich unter den Abodriten und Liutizen, und sie standen weder den Sachsen zu Recht, noch zahlten sie ihnen Tribut. Dennoch schienen diese ersten Waffentaten das Selbstgefühl des jungen Königs nicht wenig erhöht zu haben; denn unmittelbar nach denselben machte er die ersten Versuche, die unwürdigen Fesseln, in welchen ihn so lange die Fürsten gehalten hatten, zu sprengen.

7. Die Anfänge selbständigen Regiments

Wie vieles auch den jungen König beengte, nichts scheint ihn schwerer bedrückt zu haben als die ihm von den Fürsten aufgezwungene Ehe. Als der Mut der Selbständigkeit in ihm erwachte, war sein erster Gedanke, sich von dieser Gemahlin zu befreien, die als eine lästige Genossin alle seine Schritte begleitete und ihm lediglich als ein Werkzeug seiner Dränger erschien. Schon Pfingsten 1069, als er zu Worms einen Hoftag hielt, eröffnete er im geheimen dem Erzbischof von Mainz die Absicht, sich von Bertha zu trennen, und bat ihn um seinen Beistand. So auffällig dieses Anliegen des Königs war, lieh ihm der Erzbischof Gehör, da sich ihm dabei neue Aussichten auf die thüringischen Zehnten eröffneten. Denn wie einst Markgraf Otto versprach jetzt der König, nötigenfalls die Thüringer mit Waffengewalt zur Entrichtung der Zehnten zu zwingen, vorausgesetzt, daß der Erzbischof ihn von seiner Gemahlin befreie. Die Scheidung des Königs wurde so mit der Sache der Thüringer in einen eigentümlichen Zusammenhang gebracht, welchen der Erzbischof allen Grund zu verheimlichen hatte.

Als der König den Erzbischof gewonnen hatte, trug er sofort öffentlich in der Versammlung der Fürsten sein Verlangen vor. Er gab keine bestimmten Gründe für die Scheidung an, wie er denn in der Tat nichts seiner Gemahlin zur Last legen konnte. Mit Recht waren die Fürsten aufs höchste erstaunt; selbst Siegfried von Mainz stellte sich befremdet, machte dem jungen Fürsten die dringlichsten Vorstellungen und bedrohte ihn mit dem Banne, wenn er bei seinem unerhörten Verlangen beharre. Da eröffnete der König, daß er seine Gemahlin niemals berührt habe, weil er eine unüberwindliche Abneigung gegen sie fühle. Weitere Ermittelungen und die eigene Aussage der Königin bestätigten, daß in der Tat nie eine eheliche Gemeinschaft zwischen ihr und ihrem Gemahle bestanden hatte. Bei dieser Lage der Dinge hielt man die Sache weiterer Beachtung für wert, und namentlich sprach sich der Erzbischof jetzt dafür aus, daß der Wunsch des Königs nicht schlechthin abzuweisen sei. Man beschloß, im

Herbst auf einer Synode und Reichsversammlung zu Mainz eine schließliche Entscheidung zu treffen und inzwischen die Meinung des Papstes einzuholen. Vorläufig wurden die Ehegatten getrennt und der Königin Lorsch als Wohnort angewiesen.

Nicht lange nach diesen Verhandlungen in Worms rüstete der König sich zum Kampfe gegen einen aufständigen Großen. Der alte Markgraf Dedi, unaufhörlich von seinem übermütigen Weibe angestachelt, hatte zu den Waffen gegriffen, um die thüringischen Lehen dem Erzbischof und zugleich dem König abzutrotzen. Er rechnete dabei auf den Beistand der Thüringer; auch mehrere fränkische und sächsische Herren waren mit ihm im Einverständnis, vielleicht selbst Herzog Otto von Bayern. Die Unzufriedenheit mit den Zuständen im Reiche war allgemein und mußte es sein, da niemand wußte, wer eigentlich das Regiment führe. So konnte der Aufstand Dedis leicht zu den schlimmsten Verwickelungen führen. Heinrich übersah die Größe der Gefahr und brachte alsbald ein zahlreiches Heer zusammen. Ihn unterstützte mit allen seinen Kräften der Mainzer, welcher das unmittelbarste Interesse an diesem Kriege hatte und bei einem glücklichen Ausgange desselben sich Rechnung machen konnte, daß Heinrich die gegen ihn eingegangenen Verpflichtungen wegen der thüringischen Zehnten erfüllen würde. Aber auch Anno und andere Bischöfe waren im Heere des Königs.

Die Thüringer erschraken, als sie die Rüstungen des Königs sahen, und schickten Gesandte an ihn. Sie lehnten jede Mitschuld an Dedis Aufstand ab und erboten sich sogar freiwillig zur Hilfeleistung gegen ihn, wenn man sie bei ihrer Zehntenfreiheit beließe; dagegen erklärten sie sehr bestimmt, daß sie, wofern der Erzbischof diese Gelegenheit benutzen sollte, um sie wie ein Räuber zu überfallen, sich gegen ihn zur Wehr setzen würden; denn längst hätten sie in einem Landfrieden beschworen, Räuber und Wegelagerer nicht ungestraft im Lande ihr Wesen treiben zu lassen, und besser sei, im Kampfe zu fallen als meineidig zu leben und die Rechte der Vorfahren preiszugeben. Der König verhieß ihnen alles Gute, wenn sie in der Treue verharrten, und in der Tat verhielten sie sich bei seinem Anrücken ruhig. Auch jene fränkischen und sächsischen Großen, auf deren Beistand Dedi gezählt hatte, waren über die Rüstungen des Königs erschrocken und wagten sich nicht hervor; Herzog Otto begab sich sogar zum königlichen Heere, welches er freilich als ein teilnahmloser Zuschauer begleitete. Auffällig war, daß selbst Dedis eigener Sohn, der den Namen des Vaters führte, mit Eifer die Sache des Königs ergriff; ein mutiger und ritterlicher Jüngling, den wohl vor allem der Haß gegen die Stiefmutter und ihre gefährlichen Ratschläge zu dem unnatürlichen Kampf gegen den Vater verleitete. Nur allein der Graf Adalbert von Ballenstedt erhob die Waffen für Dedi; er tat es zu seinem Verderben.

Dedi hatte die dem bei Hofe hochangesehenen Bischof von Bamberg

gehörige Burg Scheidungen besetzt, Adalbert die königliche Abtei Nienburg an der Saale. Ohne auf Widerstand zu stoßen, drang der König durch Thüringen bis in die Gegenden an der Unstrut und dem Kyffhäuser vor. Beichlingen, eine Burg Dedis, fiel beim ersten Sturm und wurde durch Feuer zerstört. Vor Burg-Scheidungen, welches eine starke Besatzung hatte, erlitt der König beim ersten Sturm zwar harte Verluste, aber ein erneuter Angriff hatte besseren Erfolg, und auch diese Burg mußte sich alsbald ergeben. Dedi und Adalbert verzweifelten nun an ihrem Unternehmen und gaben sich in die Hände des Königs. Sie wurden einige Zeit in Haft gehalten, dann aber entlassen; einen Teil ihrer Besitzungen und Einkünfte mußten sie zur Strafe aufgeben, ihre Reichsämter verblieben ihnen. Überhaupt zeigte sich der König im Siege sehr schonend. Dedi und Adalbert hatten ihre Mitverschworenen, von denen sie verlassen waren, aus Rachelust verraten: aber der König machte von ihren Angaben keinen Gebrauch, da er durch die Verfolgung so vieler angesehener Männer eine zu große Aufregung hervorzurufen fürchtete. Der junge Dedi hatte die Erfolge des Königs wesentlich erleichtert und sich dadurch in nicht geringem Maße die Gunst desselben erworben; eine glänzende Laufbahn eröffnete sich ihm, doch bald riß ihn der Tod aus derselben; er endete durch einen Meuchelmörder, den Adela gegen ihren Stiefsohn bewaffnet haben soll.

Erst vor kurzem aus einem glücklichen Krieg gegen die Wenden heimgekehrt, hatte der König einen gefährlichen Aufstand im Innern durch sein rasches und entschiedenes Auftreten niedergeworfen. Es konnte nicht anders sein, als daß sein Name an Ansehen gewann und die Fürsten, die bisher mit voller Willkür geschaltet, für ihre Macht zu fürchten begannen. Die nächste Frage war, ob Heinrich die Ansprüche des Erzbischofs von Mainz auf die thüringischen Zehnten befriedigen würde, mit welcher die andere zusammenhing, ob er die Scheidung von seiner Gemahlin erwirken könne. Trotz jener den Thüringern kürzlich gemachten Verheißungen glaubte er, den Forderungen des Erzbischofs entsprechen zu dürfen; denn sie hatten zwar gegen den König selbst sich nichts zuschulden kommen lassen, aber das Heer des Erzbischofs, als es durch ihr Land zog, auf alle Weise belästigt und angesehene Dienstleute desselben ergriffen und aufgeknüpft. Mit Recht erhob der Erzbischof gegen sie die schwersten Anklagen, und der König hielt sich jeder früher eingegangenen Verpflichtung entledigt. Er vermittelte zu Mühlhausen einen Vergleich zwischen dem Erzbischof und dem Abt von Fulda und gebot dann den Thüringern, fortan die Zehnten an Mainz zu entrichten. Aber diese beriefen sich auf die früheren Zusagen des Königs und meinten, es sei ihm mit diesem Gebot kaum ernst, mindestens werde er sie nicht mit Gewalt zu den Zehnten zwingen. Sie zeigten sich säumig in der Abtragung derselben, und unerwartet nahmen die Dinge eine Wendung, bei welcher dem König wenig mehr daran lag, ob sich die Thüringer seinem Gebote fügten.

Als der König den Erzbischof befriedigt hatte, machte er sich auf den Weg nach Mainz, wo sich die berufene Synode versammelte; er glaubte, daß ihm nichts mehr im Wege stehe, um sich Berthas zu entledigen. Da traf ihn die Nachricht wie ein Donnerschlag, daß inmitten der deutschen Bischöfe Petrus Damiani als apostolischer Legat erschienen sei und nicht allein die Scheidung hindern werde, sondern auch den Erzbischof von Mainz mit dem Banne bedrohe, weil er zu einem so abscheulichen Vorhaben die Hand geboten habe. Heinrich wußte, wessen er sich von dem strengen Alten von Fonte Avellana, dem Beichtvater seiner Mutter, zu versehen hatte; er wollte deshalb sogleich nach Sachsen zurückkehren und entschloß sich nur auf die dringendsten Vorstellungen seiner Freunde, die Reise fortzusetzen. Er ging nach Frankfurt und beschied auch die Fürsten dorthin, obwohl er darüber bereits völlig im klaren war, daß er seine Absicht nicht erreichen werde.

Wunderbarerweise war es Siegfried selbst gewesen, welcher diese ihm so nachteilige Wendung der Dinge herbeigeführt hatte. Wie zu Worms beschlossen war, hatte er sich an den Papst gewendet und ihm die Sache des Königs vorgetragen, zugleich aber, seinen Auftrag überschreitend, die Sendung eines apostolischen Legaten zu der Synode beantragt. Wir wissen, daß er schon längst das Erscheinen eines solchen in Mainz gefordert, um dem Zehntenstreit in seinem Sinne für ewige Zeiten ein Ende zu machen, ohne bisher mit seinen Bitten in Rom Gehör zu finden; jetzt mochte er hoffen, seinen Wunsch leichter zu erreichen und zugleich die Verantwortlichkeit für ein so bedenkliches Verfahren, wie der König von ihm forderte, abwälzen zu können. Übrigens wird er nichts unterlassen haben, um in Rom das Verlangen des Königs als ein kaum abzuweisendes darzustellen. Wir kennen seinen Brief an den Papst, nicht die mündlichen Aufträge seines Gesandten, die in diesem Betracht klarer gewesen sein werden: doch schon aus jenem erhellt seine Absicht, und gewiß ist, daß Rom ihn als einen Beförderer der ärgerlichen Scheidung ansah. Daß der Papst eine übermäßige Strenge an den Tag legen würde, mochte Siegfried um so weniger glauben, als sich Rom noch vor kurzem in der Ehesache Wilhelms von der Normandie nachsichtig genug gezeigt hatte. Aber der Erzbischof hatte sich in den Absichten der römischen Kurie völlig getäuscht. Man war hier nicht von fern gewillt, irgendwelche Rücksichten auf den deutschen Hof zu nehmen. Man beschloß allerdings, einen Legaten nach Mainz zu schicken, jedoch nicht um dem Könige und dem Erzbischof zu willfahren, sondern um in der entschiedensten Weise dem unberechtigten Verlangen des jungen Fürsten und seines geistlichen Mitschuldigen entgegenzutreten. Der alte Petrus Damiani übernahm diesen Auftrag, der seiner innersten Überzeugung entsprach; noch einmal trat er für den Papst und Hildebrand in die Schranken, und gewiß nie hat er ihnen williger seine Kraft geliehen.

Petrus machte, als er in Frankfurt die Aufträge des Papstes eröffnete, auf Heinrich und die Fürsten den tiefsten Eindruck. Wie hätte es auch den König nicht bewegen sollen, daß der Papst ihn nicht allein mit den schärfsten Kirchenstrafen bedrohte, wenn er seine unschuldige Gattin verstieße, sondern auch ihm jede Aussicht auf die Kaiserkrone entzog! Dem Mainzer drohte der Legat mit Verlust des priesterlichen Amts, wenn er in die Scheidung willige. Der Erzbischof und die Fürsten bestürmten Heinrich nachzugeben, indem sie zugleich darauf hinwiesen, wie die mächtige Verwandtschaft der Königin in Italien und Burgund dem Reiche schlimme Verwickelungen zu bereiten drohe. Sie erreichten, daß der König nachgab. „Ist es euer Wille," sagte er, „so will ich mir Gewalt antun und nach Kräften die Last zu tragen suchen, die ich nicht abschütteln kann." Bald darauf kehrte er nach Goslar zurück, die Königin folgte ihm später und fand dann eine unerwartet freundliche Aufnahme. Zwar fiel es Heinrich auch jetzt noch schwer, die Abneigung gegen sie zu überwinden, aber je mehr er ihren wahren Wert erkannte und sich von der Meinung losriß, daß sie den Absichten der Fürsten diene, desto mehr öffnete sich ihr sein Herz. Sie haben nachher in ehelicher Gemeinschaft gelebt — im August 1071 gebar Bertha ihren ersten Sohn — und in den Tagen der Leiden hat die Königin mit musterhafter, aufopfernder Treue ihrem Gemahl zur Seite gestanden.

Noch einmal hatte sich der König dem Willen der Fürsten gebeugt: doch war er, die Wahrheit zu gestehen, mehr durch das energische Einschreiten Roms und die überwältigende Persönlichkeit des alten Petrus Damiani als durch den Widerspruch der Fürsten zur Nachgiebigkeit bewogen worden. Wer die Absichten und die ganze Gefühlsrichtung des Petrus kennt, kann darüber kaum in Zweifel sein, daß er die vorteilhafteste Meinung von diesem jungen König heimnahm, der sich selbst zu bezwingen wußte. Aber ebensowenig ist zweifelhaft, daß er die Zustände des Deutschen Reichs und der deutschen Kirche im schwärzesten Lichte sah. Die weltlichen Fürsten ließen ohne Furcht vor einer gebietenden Persönlichkeit ihren Lüsten den freiesten Lauf. Von Rudolf von Schwaben sagt man, daß er mit drei Weibern im Ehebruch lebte, während er sich von seiner rechtmäßigen Gemahlin, der Schwester der Königin Bertha, unter dem erfundenen Vorwande der Untreue scheiden ließ. Es geschah dies zu derselben Zeit, als die Fürsten sich über Heinrichs beabsichtigte Scheidung so entrüstet zeigten, und es wirft ein eigentümliches Licht auf die damaligen Verhältnisse, daß sich Rudolf ohne Mühe der einen Schwester entledigte, während der König sich die Ehe mit der anderen zu bewahren entschließen mußte. Erst zwei Jahre später nahm sich der Papst der verstoßenen Gemahlin Rudolfs an und erzwang die Herstellung der Ehe.

Noch weniger als die losen Sitten der weltlichen Fürsten konnte Petrus das Leben der Geistlichkeit in Deutschland behagen. War zur Durchfüh-

rung des Zölibats in Italien, Burgund und Frankreich in der letzten Zeit manches geschehen, so war in Deutschland das eheliche Leben unter dem Klerus sogar verbreiteter als in den Tagen Leos IX. Am gefährlichsten aber mußte dem römischen Legaten erscheinen, daß die Simonie wieder am Hofe ganz offen getrieben wurde. Heinrichs III. Maßregeln gegen den Handel mit den Kirchenämtern schienen völlig vergessen; man war zu Zuständen zurückgekehrt, wie sie zu Zeiten Konrads II. geherrscht hatten. Weniger konnte man dies dem jungen König zur Last legen als seinen geistlichen Räten, welche bisher die Geschäfte des Reichs geführt hatten. Daß auch Petrus Damiani die Sache so ansah, zeigte die nächste Folge.

Zur Ostersynode des Jahres 1070 wurden die Erzbischöfe von Mainz und Köln mit dem Bischof Hermann von Bamberg nach Rom beschieden, um sich wegen der Anklage der Simonie, die gegen sie erhoben war, persönlich zu verteidigen. Es waren gerade die Männer, die seit Adalberts Sturz auf Kirche und Reich den größten Einfluß geübt hatten, denen man die offenkundigen Schäden am meisten zurechnen mußte. Sie erschienen in Rom und erhielten hier öffentlich die stärksten Verweise, daß sie die kirchlichen Grade verkauft und sich die Weihen hätten bezahlen lassen. Auch das blieb Anno nicht erspart, der so viel für den Papst getan zu haben vermeinte und sich so gern besonderer Unbescholtenheit rühmte; nie hat Rom Adalbert ähnliche Zensuren erteilt. Am schlimmsten stand die Sache Hermanns von Bamberg, der offenkundig sein Bistum gekauft hatte und sich von der deshalb gegen ihn erhobenen Anklage nicht anders als durch einen Meineid zu rechtfertigen wußte. Das entschiedene Verfahren Roms machte auf diese mächtigen Kirchenfürsten des Deutschen Reiches einen gewaltigen Eindruck; Siegfried von Mainz wollte sogar seiner Würde entsagen und sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückziehen. Aber das gerade bezweckten der Papst und die Kardinäle am wenigsten. Diese Bischöfe sollten vielmehr die Zuchtrute Roms nur fühlen, um desto gefügigere Werkzeuge für dessen Absichten zu werden; man kannte den Hochmut der deutschen Bischöfe nur zu gut und wollte ihn beugen. Nachdem Anno und Siegfried versprochen hatten, sich in Zukunft der Simonie zu enthalten, wurden sie in Ehren entlassen. Hermann erhielt damals das Pallium und andere stattliche Beweise päpstlicher Gunst; wohl nicht durch Bestechung des Papstes, wie man meinte, sondern weil er als ein besonders brauchbares Werkzeug erscheinen mochte.

Wie verändert waren diese Bischöfe, als sie im Mai in ihre Heimat zurückkehrten! Als Fürsten waren sie ausgegangen, als Betbrüder kehrten sie heim. Schon früher hatte Anno Mönche aus dem Kloster Fruttuaria nach Siegburg verpflanzt; die Ordnungen dieser italienischen Mönche übertrug er jetzt auch auf Saalfeld, wo bis dahin eine Propstei bestanden hatte. Zugleich wurde Siegburg mit kostbaren Reliquien ausgestattet, welche Anno selbst aus Rom und St. Maurice mitgebracht hatte. Auf alle Weise

wurde fortan dies Kloster von ihm begünstigt. Unter den fremden Mönchen hier verweilte der alternde Bischof am liebsten. „Er verehrte sie", sagt Lambert, der als Augenzeuge das Treiben in Siegburg kannte, „wie seine Gebieter. Wenn sie befahlen, stand er auf und diente ihnen wie ein Knecht; die Speisen, die er mit besonderer Sorgfalt für sie bereiten ließ, trug er selbst auf und legte sie selbst ihnen vor; selbst mischte er ihnen den Trank; das Stillschweigen und alle ihre Observanzen hielt er mit der peinlichsten Genauigkeit." An den Papst schrieb er als „Anno der Sünder"; er ahmte darin den Brauch des Petrus Damiani und anderer frommer Seelen nach. Gewiß kostete es seinem Herzen einen furchtbaren Kampf, Malmedy aufzugeben; als sich aber im Mai 1071 die Reliquien des heiligen Remaclus noch einmal für Stablo als wundertätig erwiesen, gewann er selbst dieses Opfer sich ab. Auch Siegfried von Mainz bekam alsbald von neuem klösterliche Anwandlungen: er verließ sogar 1072 sein Bistum und begab sich nach dem Kloster Cluny. Nur die beweglichen Vorstellungen seines Klerus und der Bürger von Mainz sollen ihn in die Welt zurückzukehren vermocht haben. Am befremdlichsten war die plötzliche Umwandlung Hermanns von Bamberg. Hauptsächlich unter seinem Einfluß wurde im Jahre 1071 das berühmte Kloster Banz auf einer Anhöhe am Main durch den Markgrafen Hermann und seine Gemahlin Alberada gestiftet. Hermann selbst hatte vor kurzem ein Chorherrenstift zu Bamberg dem heiligen Jakob geweiht; jetzt vertrieb er die Weltgeistlichen dort und setzte statt ihrer Mönche ein. Bald wollte er in seinem Sprengel überhaupt nur Klostergeistliche haben und geriet darüber mit seinen Domherren hart aneinander. Und das waren dieselben Bischöfe, die so lange mit den Mönchen in ununterbrochenen Streitigkeiten gelebt hatten — man sieht, sie hatten viel in Rom gelernt.

Wer möchte glauben, daß der Papst diese geistlichen Herren dem König zuliebe gezüchtigt habe. Aber daß es geschah, veränderte doch auch wesentlich ihre Stellung am Hofe. Unmöglich konnten sie jetzt noch als die strengen Zuchtmeister des Königs auftreten; sie waren, wenn ihre Dienste beansprucht wurden, nicht mehr in der Lage, ihre Meinungen ihm als die allein richtigen, als die unumgänglichen aufzudrängen. Sein Verhältnis zu Anno mußte sich notwendig ändern, seitdem dieser strenge Sittenrichter in Rom seinen Meister gefunden hatte. Und schon war auch Adalbert, der alte Widersacher Annos, an den Hof zurückgekehrt. So hatten sich denn doch die Träume des Bremers erfüllt, und abermals sonnte er sich im Glanz der Majestät. War auch seine Macht nicht die frühere, da ihn der König jetzt nur als einen vertrauten Freund und Diener ansah, selig schwelgte er doch wieder in dem lange erhofften Glück.

Innerlich war Adalbert kaum ein anderer geworden. Es beherrschte ihn die alte Eitelkeit, die alte Ruhmsucht; mit noch leidenschaftlicherem Ingrimm hatte er sich gegen die Billinger erfüllt, und auch sein Trachten

nach Erwerb für sich und seine Kirche war nur gestiegen, da der schmähliche, durch ihn verschuldete Verfall Bremens sein Herz zerfraß. Aber er trat, der Tage von Tribur gedenkend, jetzt mindestens vorsichtiger auf; namentlich suchte er mit Anno ein leidliches Vernehmen zu erhalten. Nicht selten begegneten sich die beiden alten Widersacher am Hofe, und Annos Neffe Burchard von Halberstadt erfreute sich sogar in dieser Zeit der besonderen Gunst des Königs. Auch Ebbo von Naumburg, dann Benno von Osnabrück, der berühmte Baumeister, und ein anderer Benno, Bischof von Meißen, sowie Hezilo von Hildesheim und Hermann von Bamberg, der als ein geschickter Verwalter die Obhut des königlichen Schatzes hatte, waren stets im Gefolge des Königs und genossen am Hofe große Auszeichnungen. Aber Adalbert stand doch dem Herzen des Königs am nächsten, und nach und nach kamen die wichtigsten Geschäfte in seine Hände. War er auch nicht der Allgewaltige, so konnte er doch der erste Mann im Reiche nach dem Könige scheinen und galt dafür bei dem Volke.

Unter den weltlichen Fürsten des Reichs hatten vor allen zwei bisher die freie Entfaltung des Königtums gehindert und Heinrichs Jugend mit Schrecken erfüllt. Beide waren zu einer Macht gediehen, bei der das Königtum kaum auf die Dauer bestehen konnte; beide hatten überdies mehr als einmal bewiesen, daß ihre Treue wesentlich nur durch das eigene Interesse bestimmt wurde. Es waren, wie man weiß, Herzog Gottfried von Lothringen und Herzog Otto von Bayern. Der Tod befreite jetzt den König von dem einen, des anderen wußte er sich selbst zu entledigen.

So nahe Gottfried dem Papste stand und so viel ihm die Kardinäle zu danken hatten, war er schließlich doch mit Rom in bedenkliche Zerwürfnisse geraten. Schon sein Verhalten gegen die Normannen hatte ihm die Kurie, wie es scheint, übel gedeutet, und ihr Mißtrauen stieg auf das höchste, als Gottfried nicht viel später eine Zusammenkunft mit Cadalus hielt. Den Zweck derselben kennen wir nicht, aber ein Brief, den Petrus Damiani darüber an Gottfried erließ, zeigt die Besorgnisse der kirchlichen Partei deutlich genug. Petrus überhäuft den Herzog mit den stärksten Vorwürfen und rät ihm, Buße zu tun, um die Gunst des apostolischen Stuhles wiederzugewinnen. Und in der Tat hat sich Gottfried Bußübungen, welche der Papst ihm auferlegte, in der nächsten Zeit unterworfen. Es gehörte zu ihnen eine zeitweilige Trennung von seiner Gemahlin, eine Strafe, die der Papst dann gegen das Gelübde, ein Kloster in Lothringen zu gründen, aufhob. Bald darauf (1069) verließ Gottfried Italien und begab sich nach Deutschland, wohin ihm Beatrix und Mathilde sogleich oder wenig später folgten.

Krank und innerlich gebrochen war er in das Land seiner Väter gekommen. Bald fühlte er, daß sein Ende nicht fern sei, und beschied nach seiner Burg Bouillon in den Ardennen, wo er am liebsten hauste, den Abt Theoderich, einen Mönch der strengsten Richtung, der dem nahen Kloster St. Hubert vorstand. Als der Abt erschien, beichtete er ihm in der beweglichsten Weise seine Sünden und übergab ihm dann unter lautem Schluchzen sein Schwert; es geschah zum Zeichen, daß er für immer dem weltlichen Leben entsage. Darauf ließ er sich nach der bei der Burg befindlichen, dem heiligen Petrus geweihten Kirche bringen und eröffnete in Gegenwart seines Sohnes Gottfried dem Abt, wie er hier mit seiner Gemahlin nach einem dem Papste geleisteten Gelübde ein Kloster zu errichten beschlossen habe, übergab ihm einen kostbaren für die Stiftung bestimmten Reliquienschatz, den einst Markgraf Bonifatius gesammelt hatte, und übertrug ihm sogleich die Ausführung seines Gelübdes. Nur zögernd gab der Abt das Versprechen, da ihm die Abneigung des andersgearteten Sohnes gegen das fromme Werk des Vaters nicht entging, doch wurde auch dessen Einwilligung endlich gewonnen. Beruhigt verließ der alte Herzog Bouillon und ließ sich nach Verdun tragen; hier wollte er begraben sein, gleichsam zur Sühne für die Verwüstung, die er einst über die Stadt seiner Väter gebracht hatte. Noch einen Monat schleppte er hier sein sieches Dasein hin; kurz vor Weihnachten 1069 hauchte er den letzten Atem aus. Sein Testament wurde nicht im ganzen Umfange ausgeführt, da der Sohn durch die übergroße Freigebigkeit seines Vaters gegen die Mönche nicht die Stellung seines Hauses gefährden wollte.

In Gottfried trat ein Mann von dem Schauplatz, der mehr als dreißig Jahre auf ihm eine hervorragende Rolle gespielt hatte, den Deutschland, Italien und Frankreich als einen der tüchtigsten Degen kannten. Zuerst hatte er seine Waffen für das Kaisertum geschwungen, dann aber dem mächtigsten Kaiser mit hartnäckiger Erbitterung das Widerspiel gehalten und die Sache des gedemütigten Fürstentums zu der seinen gemacht. Er unterlag in dem ungleichen Kampfe und sah Tage der tiefsten Erniedrigung. Aber bald kam eine Zeit, wo ihm ein wunderbares Zusammentreffen glücklicher Umstände die Kaiserkrone fast in die Hand zu spielen schien. Er wagte nicht, um diesen höchsten Preis zu werben, und zog es vor, der mächtigste Vasall eines gekrönten Knaben zu bleiben. Die glänzende Stellung, die ihm die Hand einer lothringischen Frau jenseits der Alpen bereitet hatte, benutzte er, um im entscheidenden Augenblick die Tendenzen Clunys, denen sich sein Haus früh hingegeben hatte, auf dem Stuhl Petri zu schützen. Wie vordem für das Kaisertum und das Fürstentum, hat er dann auch für das Papsttum sein Schwert gezogen, und der so folgenreiche Bund zwischen der römischen Hierarchie und den deutschen Fürsten ist, man kann sagen, zuerst von ihm geknüpft worden. Aber auch Rom hat ihn zuletzt nicht ohne Mißtrauen betrachtet. Sein Tod hat auf

beiden Seiten der Alpen manche Brust erleichtert; von wenigen war er geliebt, von vielen gefürchtet, von allen beargwöhnt. Ein Mönch, der ihn gekannt, versucht uns ein Bild seines Charakters zu entwerfen: er verhehlt nicht die großen und glänzenden Tugenden des Mannes, aber Treue und Aufrichtigkeit weiß er ihm nicht nachzurühmen und bezeichnet als den Grundton seines Wesens schließlich die Habgier. Eine Persönlichkeit wie diese kann zum großen Teil nur aus den schwankenden Zuständen der Zeit begriffen werden und ist ihr deutliches, nichts weniger als wohltuendes Abbild. Es waren sehr verwelkliche Lorbeeren, die Gottfried erfochten hatte, und auch die Religiosität, die er zur Schau trug, erkältet mehr als sie erwärmt.

Gottfried hinterließ aus seiner ersten Ehe einen Sohn und eine Tochter. Sein Sohn, mit dem Vater gleichen Namens und nach seiner Mißgestalt der Höckerige zubenannt, folgte dem Vater in seinen großen Reichslehen, dem Herzogtum Niederlothringen und der Grafschaft Verdun. Schon seit längerer Zeit war er der Tochter der Beatrix aus ihrer ersten Ehe mit Markgraf Bonifatius, der berühmten Gräfin Mathilde, verlobt und wurde derselben bald nach seines Vaters Tode vermählt; seitdem führte er auch den Titel eines Markgrafen von Tuscien und Herzogs von Spoleto und war unfraglich auch vom König mit beiden Ländern belehnt. So schien er diesseits und jenseits der Alpen ganz in die Stellung seines Vaters zu treten. Aber der Sohn wandelte nicht in den Wegen desselben, sondern ergriff mit Lebhaftigkeit die Sache des Königs und seiner deutschen Heimat. Weder die Gemahlin, welche ihm nur politische Interessen zugeführt, noch die fremden Verhältnisse Italiens zogen ihn an, und nie hat er längere Zeit jenseits der Alpen verweilt: Beatrix und Mathilde, die bald Lothringen verließen, traten dort in die Macht, die bisher der ältere Gottfried geübt hatte. Ida, die Schwester des jüngeren Gottfried, war dem französischen Grafen Eustach von Boulogne vermählt; ihr zweiter Sohn führte den Namen ihres Vaters und Bruders und brachte ihn zu großen Ehren. Es war jener Gottfried, dem in der Folge die Eroberung des Heiligen Grabes und die Königskrone von Jerusalem bestimmt waren.

Nach dem Abscheiden des alten Herzogs gerieten Mathilde und Beatrix ganz in die Gewalt des Papstes und Hildebrands; namentlich der letztere wußte sie wie mit Zauberbann an sich zu fesseln. Obschon deutsches Blut in den Adern dieser Frauen rann und sie dem jungen König durch Verwandtschaft nahe genug standen, trennte sich ihre Politik doch nun immer bestimmter von dem deutschen Interesse, und kein Zweifel waltet darüber ob, daß durch Gottfrieds Tod das Ansehen des deutschen Namens in Italien nicht unerheblich geschmälert wurde. Aber dessenungeachtet mußte Heinrich sein Abscheiden als ein Glück betrachten; es sprang mit ihm eine der Fesseln, die ihn am stärksten gehemmt, und wohl nur so gewann er

den Muth, den Sturz des anderen Fürsten zu betreiben, der noch die freie Entfaltung seiner Macht darnieder hielt. Es war bald nach Pfingsten 1070, daß er gegen Herzog Otto von Bayern die Klage des Hochverrats erhob.

Über Ottos Schuld ist es schwer ein Urteil zu fällen, da wir nur parteiische Berichte über ihn und sein Treiben besitzen. Lambert ist ebenso geneigt, jede Schuld von ihm abzuwälzen, wie der Altaicher Annalist, jeden Verdacht zur Tatsache zu stempeln. Nur so viel ist klar, daß der Herzog nicht minder ehrgeizig, gewalttätig und rücksichtslos auftrat als tapfer, entschlossen und klug, daß auf seine Treue wenig Verlaß war, und daß er allen Grund hatte, die mannbaren Jahre eines Königs zu fürchten, den er als Knaben der Mutter gewaltsam entrissen, und der jenes Schreckenstages nimmer vergessen hatte. Andererseits ist nicht minder gewiß, daß Otto unter den nächsten Freunden des Königs persönliche Widersacher hatte und diese die Abneigung desselben gegen den gehaßten Mann geflissentlich nährten. Als solche werden ausdrücklich erwähnt Liutpold von Mörsburg (am Bodensee), der hessische Graf Giso und ein gewisser Adalbert, der mit seinen vier Söhnen großer Auszeichnung am Hofe genoß. Sie waren es, welche in dem König den Argwohn erregten und befestigten, daß Herzog Otto auf einen neuen Gewaltstreich sinne, durch welchen er den König beseitigen und sich selbst die Krone gewinnen wolle.

Vieles konnte diesen Argwohn unterstützen. Schon im Jahre 1067 war sehr aufgefallen, wie Otto bei einer inneren Fehde, in welche fast der ganze Adel Bayerns verwickelt war, den gleichgültigen Zuschauer machte; man meinte, seine Untätigkeit nur durch Bestechung erklären zu können. Im folgenden Jahre kam es so weit, daß in der Ostmark die bayerischen Herren förmlich in zwei feindlichen Heeren, wie zu einer offenen Feldschlacht bereit, Stellung nahmen. Da aber unterblieb noch im letzten Augenblick wie durch ein Wunder der Kampf: die Liebe zum gemeinsamen Vaterland ergriff plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt die Herzen, alle warfen auf beiden Seiten die Waffen weg, mit Tränen in den Augen bot der Feind dem Feinde die Rechte. Otto war gerade damals als königlicher Gesandter nach Italien gegangen, aber sein Auftreten war dort nicht minder befremdlich gewesen. Auf dem Rückwege von Rom hatte er eine Zusammenkunft mit Gottfried und mehreren italienischen Fürsten zu Piacenza gehabt. Bei derselben war es zu keinen ordentlichen Verhandlungen gekommen, da solche die Italiener durch wilden Tumult in der Besorgnis verhinderten, die beiden deutschen Herren möchten nichts Gutes gegen sie im Schilde führen. Was Otto beabsichtigt hatte, wußte man nicht, doch seine Widersacher verbreiteten, es habe sich um einen Anschlag gegen den König gehandelt.

Noch verdächtiger schien Ottos Benehmen, als er im Anfange des Jahres 1069 den König auf dem Zuge gegen die Liutizen begleitete. Otto

lud ihn damals auf eine seiner Besitzungen in Sachsen ein, und hier wurde während der Anwesenheit des Königs auf einen Ritter Konrad, der diesem von den Kindesjahren an mit besonderer Treue gedient hatte und die Wache vor seinem Schlafgemach zu halten pflegte, ein Mordanschlag bei Nacht gemacht. Der Anschlag mißglückte, beschäftigte aber lange die Aufmerksamkeit des Hofs; man wollte wissen, daß er nicht sowohl Konrads Leben als dem des Königs gegolten habe. Auch in den Aufstand Dedis glaubte man Otto verwickelt und legte es ihm übel aus, daß er nur wie ein teilnahmloser Zuschauer das gegen Dedi ausziehende Heer begleitet hatte. Wir wissen nicht, ob die Geständnisse Dedis auch Otto belasteten, doch ist unverkennbar, daß sich der Argwohn des Königs schon auf das höchste gesteigert hatte, als ein gewisser Egino mit der Anzeige hervortrat, daß allerdings bei jenem Anschlag auf Konrad der Mord des Königs beabsichtigt gewesen sei und Herzog Otto ihn selbst zum Mörder gedungen habe. Er zeigte den Dolch vor, mit dem ihn Otto bewaffnet, um mit demselben in der Verwirrung jener Nacht den König niederzustechen; er erbot sich, seine Aussage auf jede Weise, auch durch Gottesurteil, zu erhärten.

Egino war ein Mann von freier Geburt, aber dem übelsten Leumund. Es lag auf der Hand, daß einem Zeugen wie er, der sich zum Mörder nach seiner eigenen Aussage hatte dingen lassen, wenig Glauben beizumessen war, zumal die Meinung bestand, daß er von den persönlichen Feinden des Herzogs am Hofe bestochen sei. Aber so angreifbar sein Zeugnis war, der König glaubte ihm und lud Herzog Otto zu seiner Rechtfertigung nach Mainz vor, wohin er im Juni 1070 einen Fürstentag berief. Otto erschien und leugnete nicht allein das ihm beigemessene Vergehen, sondern behauptete auch, Egino nie mit Augen gesehen zu haben. Aussage stand gegen Aussage, und nur ein Gottesurteil schien in der Sache entscheiden zu können, auf welches sich ja auch Egino von Anfang an berufen hatte. Der König forderte ein solches: er gab Otto sechs Wochen Frist, nach Ablauf dieser Zeit solle er sich, wenn er sich unschuldig fühle, zum Zweikampf dem Ankläger in Goslar stellen. Das Verfahren war dem Herkommen gemäß, aber verletzte die öffentliche Meinung. Man fand es unbillig, daß der erste Fürst des Reichs gegen einen verworfenen Menschen das Leben wagen solle, und maß dem König die Absicht bei, sich eines gefürchteten Nebenbuhlers in der Macht um jeden Preis zu entledigen.

Auch Otto hielt sich überzeugt, daß es lediglich auf sein Verderben abgesehen sei. Als er zur bestimmten Zeit in der Nähe von Goslar sich einfand, brachte er ein großes bewaffnetes Gefolge mit sich und erklärte, daß er nur unter der Zusicherung sicheren Geleits sich vor dem König stellen würde; verbürge man ihm dies, so sei er bereit, die Anklage in jeder von den Fürsten beliebten Weise zu widerlegen. Er schien dem Zweikampf ausweichen zu wollen. Aber der König drang auf denselben und

weigerte sich, Otto ein Geleit zu verbürgen, wie er es beanspruchte. Wie zu erwarten stand, entzog sich Otto dem Gericht und eilte aus der Nähe des Königs. Aber dieser ließ sich dadurch nicht beirren, gegen den Herzog als Hochverräter zu verfahren. Als die gesetzliche Frist verstrichen war, verlangte er von den sächsischen Fürsten bei dem Eide, durch den sie dem Reiche und dem Könige verpflichtet seien, über Otto das Urteil zu sprechen. Ihr Spruch erklärte Otto des Hochverrats schuldig; der König entzog ihm darauf sein Herzogtum, nahm ihm seine Reichslehen und Allodien und erklärte ihn selbst für friedlos. Die Feinde des Nordheimers fielen sogleich über seine Güter her, verwüsteten die Äcker, verjagten die Bauern, steckten die Häuser in Brand, brachen die Burgen und schonten selbst die Kirchen nicht. Es war sehr von Übel, daß sich auch der König selbst an diesem Verwüstungswerk beteiligte. Er zerstörte Ottos Burg Hanstein an der Werra bis auf den Grund, besetzte die Desenburg bei Paderborn, verheerte die Güter der Richenza, Ottos Gemahlin, und zwang die Verwandten und Freunde desselben, ihm Geiseln zu stellen. Man sah, daß er ein persönliches Rachegefühl zu befriedigen suchte.

Otto dachte inzwischen auf Vergeltung. Er hatte sich in die Tiefen des Thüringer Waldes verborgen und hier eine große Schar um sich gesammelt; auf dreitausend Mann wird sie geschätzt und soll aus kriegskundigen, tüchtigen Gesellen bestanden haben. Mit dieser Schar brach er in die thüringische Niederung ein und verheerte die königlichen Kammergüter wie die Besitzungen der geistlichen Herren, welche zum Könige hielten. Unermeßliche Beute schleppte er fort und verteilte sie unter seine Krieger, welche er hauptsächlich durch die Aussicht auf diese Schätze gewonnen hatte. Bei Eschwege an der Werra traten ihm endlich die Thüringer entgegen; nach den Ordnungen ihres Landfriedens hatten sie ein Heer zusammengebracht und unter den Befehl des Grafen Ruotger gestellt. Aber am 2. September jagte Otto dies Heer auseinander; wie die Spreu zerstob es nach allen Seiten. Als dann die strengere Jahreszeit nahte, mußte Otto einen Teil der Seinen entlassen; mit dem Reste begab er sich nach Sachsen, wo er bei den ihm verwandten Billingern und namentlich bei dem jungen Magnus, der sich, wie es scheint, von der Unschuld Ottos überzeugt hielt, Unterstützung fand.

Wiederholentlich hatte Otto gedroht, er werde Goslar in einen Schutthaufen verwandeln, und der König hatte allen Grund zur Befürchtung, daß diesem Ort, den sein Vater mit den großartigsten Bauten geschmückt und gleichsam zur kaiserlichen Residenz erhoben hatte, ein ähnliches Schicksal bereitet werden könnte, wie einst Gottfried über Nymwegen gebracht hatte. Er eilte deshalb nach Goslar und setzte es in Verteidigungszustand. Bis zur Weihnachtszeit verweilte er hier, wo sich nach gewohnter Weise viele Fürsten am Hofe einstellten. Unter ihnen war auch jener Sohn des Markgrafen Azzo von Este, auf den sich der Name und die Macht des

alten Welfengeschlechtes vererbt hatten. Der junge Welf hatte sich vor kurzem mit einer Tochter Ottos von Nordheim vermählt und war seinem Schwiegervater, solange er in der Macht stand, ergeben gewesen. Aber schmählicherweise war er der erste, der dem Geächteten den Rücken wandte, ihm die Tochter zurückschickte und dessen eröffnetes Herzogtum umwarb. Und in der Tat empfing er die herzogliche Fahne von Bayern, besonders auf die Fürsprache Herzog Rudolfs von Schwaben und unter Aufwendung unermeßlicher Geldsummen; er hatte zugleich einen Schwur geleistet, daß er nie wieder der Tochter Ottos die Hand reichen würde, und schloß bald darauf eine zweite Ehe. Der König wußte recht wohl, daß der Fremdling den bayerischen Großen nicht genehm sein werde, zumal er ohne ihre Zustimmung belehnt worden war; er wollte ihn deshalb selbst sogleich in Bayern einführen, aber die Besorgnis vor Otto machte ihm unmöglich, Norddeutschland für den Augenblick zu verlassen.

Otto war inzwischen nach Hessen gegangen und befestigte hier den Hasungerberg am Habichtswalde zwischen Diemel und Eder; hier wollte er sich für alle Fälle eine sichere Zufluchtsstätte bereiten. Der König eilte, ihm zu begegnen, ehe er einen solchen Rückhalt gewonnen habe. Er raffte aus Sachsen, Thüringen und Hessen alle vorhandenen Streitkräfte zusammen und stand bald Otto gegenüber. Ein blutiger Kampf schien unvermeidlich, als Graf Eberhard von Nellenburg vermittelnd eintrat. Indem er Otto nicht nur Sicherheit für seine Person, sondern auch Rückgabe seiner Allodien in Aussicht stellte, vermochte er ihn, sich auf Verhandlungen einzulassen; diese führten zu einem Waffenstillstand bis Ostern 1071, wo Otto sich zu Köln einzufinden und unter den von den Fürsten gestellten Bedingungen mit dem Könige seine Sache auszutragen versprach. Die Waffen ruhten nun, und Heinrich begab sich nach Bayern, um Herzog Welf dort einzusetzen und die verwirrten Verhältnisse des Landes in seinem Sinne zu ordnen. Nach kurzem Aufenthalt besuchte er Schwaben und die rheinischen Gegenden, wo er damals die von Heinrich II. zerstörte Feste Hammerstein mit großer Betriebsamkeit herstellen ließ. Dem Frieden mit Otto scheint er immer noch wenig getraut zu haben.

Aber Otto hielt Wort. Er stellte sich zur Osterzeit in Köln, freilich nur, um eine neue Frist bis Pfingsten zu erbitten, die ihm auch gewährt wurde. Das Pfingstfest feierte der König zu Halberstadt, wo er die Einweihung des neuen, von Bischof Burchard erbauten Doms durch seine Gegenwart verherrlichte. Hier unterwarfen sich Otto, sein Freund Magnus und andere vornehme Männer, welche den Aufstand unterstützt hatten, auf die von den Fürsten gestellten Bedingungen. Sie wurden in leichte Haft gegeben und unter die Obhut zuverlässiger Männer gestellt. Die über Otto verhängte Friedlosigkeit wurde aufgehoben; auch erhielt er auf ausdrückliche Verwendung des Erzbischofs Adalbert seine Allodien zurück. Seine

Reichslehen waren zum Teil bereits vergeben, teils kamen sie jetzt in andere Hand.

Welcher Triumph war es für den König, als er den mächtigsten Fürsten des Reichs, seinen gefährlichsten Nebenbuhler, so gedemütigt sah! Von diesem Pfingstfest an konnte man meinen, daß er wieder in Wahrheit ein König sei. Der Tag von Kaiserswerth schien gesühnt. Otto war in ähnlichen Banden, wie er einst dem gekrönten Knaben bereitet hatte. Anno suchte jetzt wie einst die Kaiserin Agnes nach ihrem Sturze den Frieden seiner Seele hinter Klostermauern.

8. Heinrich IV. und seine Widersacher in Deutschland

Heinrich IV. wäre nicht seinem Stamme entsprossen gewesen, wenn er nicht, sobald er die Zügel der Herrschaft fest in Händen hielt, sie so straff wie möglich angezogen hätte. Wer konnte anderes von ihm erwarten, als daß er Herr gleich seinem Vater und Großvater sein wollte und jede Auflehnung gegen seine Macht mit rücksichtsloser Strenge züchtigen würde? Und wie mochte man sich der törichten Hoffnung hingeben, der zwanzigjährige Jüngling werde alles, was seine Kindheit von dem Übermut der Fürsten geduldet, in das Meer der Vergessenheit senken? Schon hatte man hinreichende Proben seiner Willenskraft und seiner Entschlossenheit, und es war wahrlich nicht ohne Grund, wenn man den königlichen Namen, nachdem man ihn so lange verspottet, nun um so mehr zu fürchten begann.

Wollte der junge König das volle Ansehen seiner Vorfahren herstellen, so bot sich ihm zunächst in Deutschland eine doppelte Aufgabe dar. Er mußte einerseits die großen weltlichen Fürsten in die Abhängigkeit vom Königtum zurückdrängen, in der sie früher gestanden, und der sie sich unter den Wirren der letzten Jahrzehnte fast ganz entzogen hatten. Andererseits aber mußte er das unruhige Volk der Sachsen zum Gehorsam zwingen, nachdem es seit dem Tode seines Vaters jeden Aufstand bereitwillig unterstützt hatte. Noch lebte in diesem Volk ein starkes Stammesbewußtsein, und nimmermehr hatte es vergessen, daß aus seiner Mitte die Fürsten hervorgegangen waren, welche das Kaiserreich Karls des Großen mit ewigem Ruhm herstellten. Nur auf Bedingungen hin hatte es sich Heinrich von Bayern und dem ersten Franken unterworfen, und wenn Konrad willigen Gehorsam fand, so verdankte er ihn vor allem der Ergebenheit des herzoglichen Hauses, in welchem seit dem Aussterben der Ottonen dies Volk sein mächtigstes Geschlecht und eine Schutzwehr seiner Freiheiten sah. Doch schon Heinrich III. war mit den Billingern in schlimme Zerwürfnisse geraten, da sie nicht ohne Besorgnis sahen, wie der Kaiser den Sitz seiner Macht mehr und mehr nach Sachsen verlegte und ihrem erbittert-

sten Gegner, dem Erzbischof von Bremen, ein unbeschränktes Vertrauen zuwandte [1]. Seitdem betrachtete das Volk die Regierung der Franken als eine Zwingherrschaft und weigerte den Gehorsam, wo es sich ihm entziehen konnte. Andere Gegenden priesen das Erscheinen des Königs als ein Glück; in Sachsen seufzte man, daß Heinrich III. und dann sein Sohn gewöhnlich in Goslar Hof hielten, und verweigerte dem Gefolge mehr als einmal selbst den erforderlichen Unterhalt. Der Gegensatz zwischen den Sachsen einerseits und den Franken und den vom Hofe begünstigten Schwaben andererseits steigerte sich mit jedem Jahre und gewann die höchste Spannung durch den Sturz Ottos von Nordheim, in welchen auch der Billinger Magnus hineingezogen wurde, ein junger tatkräftiger Fürst, auf welchen die Sachsen nicht geringe Hoffnungen setzten. In der Unterdrückung der Billinger, welche nun seit mehr als einem Jahrhundert das Herzogtum in Sachsen bekleideten, schienen sich zuletzt alle Bestrebungen des jungen Königs zusammenzudrängen; in ihr lag eine Zurückweisung der fürstlichen Übermacht, in ihr zugleich die Bändigung des trotzigen Sachsenvolks beschlossen.

Leicht war einzusehen, daß jeder Angriff auf die Billinger einen gewaltigen Widerstand hervorrufen und dem Könige Feinde aller Orten erwecken würde. Aber es pflegt nicht in der Weise eines heißblütigen jungen Fürsten zu sein, sich vielen Bedenklichkeiten hinzugeben; am wenigsten war es Heinrichs Art. Mit einer Rücksichtslosigkeit ohnegleichen trat er seinen Widersachern entgegen und verfolgte seine Absichten gegen sie, bis er vor dem unausweichlichen Verderben stand, welches er sich selbst bereitet hatte. Unerfahren wie er war, griff er mit leidenschaftlicher Hitze Aufgaben an, welche die Umsicht und die Ruhe des erfahrensten Staatsmannes erfordert hätten. Wohl hätte man diese Umsicht von Erzbischof Adalbert erwarten können, aber leider war er gegen die Billinger und das sächsische Volk von einem Ingrimm erfüllt, der ihn die Hitze des Königs eher steigern als mäßigen ließ.

Wie groß auch die Abhängigkeit der weltlichen Großen früher von den Königen gewesen war, so waren sie doch immer bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rate gezogen, die bedeutendsten Reichsgeschäfte durch sie erledigt worden: namentlich hatten die Herzöge stets als die ersten Mitglieder des königlichen Rats, als die geeignetsten Vollstrecker eingreifender Maßregeln gegolten. Um so auffälliger war es, daß der König hierin von dem durch Jahrhunderte geheiligten Brauch abging und sich einen eigenen Staatsrat aus Männern bildete, die weder durch vornehme Geburt noch durch große Reichslehen eine hervorragende Stellung einnahmen. Diese „Räte des Königs" — diesen Titel, der schon früher wohl Vertrauten Konrads II. und Heinrichs III. beigelegt war, gab man ihnen — bestanden außer einigen trefflichen Männern von großer Erfahrung und er-

[1] Vgl. Bd. II, S. 371, 372.

probter Treue, wie Eberhard von Nellenburg, aus Heinrichs Jugendgenossen, aus jenen munteren und verwegenen Gesellen, die mit ihrer guten Laune ihm über schlimme Tage hinweggeholfen hatten, die ihn auf seinen Jagden und bei seinen Waffenübungen zu geleiten pflegten, mit denen er sich der Schwelgerei und ungebundener Lust nur zu sehr überließ. Ihre Verdienste um das Reich waren sehr zweifelhafter Art, aber der König glaubte ihrer persönlichen Anhänglichkeit sicher zu sein, während er die mächtigen Fürsten des Reichs sämtlich mit jenem tiefen Mißtrauen ansah, zu welchem sie selbst ihn erzogen hatten. Mit einigen Bischöfen, welche das besondere Vertrauen des Königs genossen, bildeten die Räte ein Hofregiment, wie man es in früheren Zeiten nicht gekannt hatte.

Es wäre gegen die Natur der menschlichen Dinge gewesen, wenn die Günstlinge des Königs nicht ihre ungewöhnliche Macht vielfach mißbraucht haben sollten. Das Volk klagte über Gewalttaten, die Fürsten über Stolz und Hoffart der Emporkömmlinge; ihnen vornehmlich wurde der Sturz Ottos von Nordheim beigemessen, und niemand schien vor ihnen sicher, wenn sie einen solchen Mann zugrunde richten konnten. Bald vermieden die ersten Fürsten des Reichs ganz, an den Hof zu kommen, oder erschienen nur auf den ausdrücklichen Befehl des Königs; sie wollten mit diesen übermütigen Hofschranzen keine Gemeinschaft haben. Vor allem fiel dies Verhalten bei Rudolf von Schwaben auf, dem nächsten Verwandten des Königs, und das schnellfertige Gerücht zögerte nicht, abermals einen hochverräterischen Anschlag zu wittern. Der König war nur zu geneigt, solchen Einflüsterungen zu glauben, und behandelte seinen Schwager mit Mißtrauen. Mit nicht minderem Mißtrauen begegnete Rudolf dem ungnädigen Könige. Ottos Schicksal schwebte ihm vor Augen; er zitterte vor der Leidenschaftlichkeit des Jünglings und wollte nicht rettungslos in dessen Hände fallen. Die anderen Herzöge des oberen Deutschlands sahen in Rudolfs Sache ihr eigenes Schicksal. Berthold von Kärnten eilte, sich mit Rudolf zu verständigen; war es doch, als ob auch die Männer von Tribur beseitigt werden sollten, nachdem der Tag von Kaiserswerth gerächt war. Selbst Welf von Bayern, obschon er erst vor kurzem sein Fahnenlehen vom König erhalten hatte, wandte sich auf Rudolfs Seite. Diese Herzöge bildeten eine geschlossene Opposition gegen den König, obschon sie offen noch nichts gegen ihn zu unternehmen wagten.

Die Fürsten schwebten in steter Besorgnis vor dem Könige und seinen Räten, und nicht minder bebte das Volk der Sachsen. Mit ängstlicher Scheu sahen sie auf jene gewaltigen Burgen, welche der König in den Harzgegenden und in Thüringen ringsum anlegen ließ. Schon längst hatte sich Adalbert durch solche Burgen bei seinen Fehden mit den Billingern zu verteidigen gesucht und die Gegend um Bremen mit ihnen erfüllt. Man erzählt, und es ist wahrscheinlich, daß er dem König zuerst den Gedanken eingegeben habe, auf ähnliche Weise auch Goslar und das um-

liegende Land gegen die rebellischen Sachsen zu schützen. In der Tat legte sich Heinrich, der schon früher einige Festen in Sachsen angelegt hatte, seitdem Adalbert wieder in seiner Nähe war, mit besonderem Eifer auf Burgbauten in den Harzgegenden, bei denen ihn Benno von Osnabrück als ein erfahrener Architekt unterstützte. Schnell nacheinander erhoben sich auf vielen günstig gelegenen Anhöhen Thüringens und im östlichen Sachsen umfängliche Festen mit Brustwehren, Mauern und Türmen, welche in weitem Bogen eine Anzahl kleinerer Warten umzogen.

Die mächtigste Befestigung war die Harzburg bei Goslar, welche der König mit besonderem Glanz schmückte. Sie enthielt eine stattliche Pfalz und einen Münster, der an Pracht mit mancher Kathedrale wetteifern konnte. War Goslar der Lieblingssitz Heinrichs III., so wurde die Harzburg die bevorzugte Schöpfung seines kriegslustigen Nachfolgers. Hier begrub er seinen ersten Sohn, den im August 1071 Berta geboren hatte, der aber wenige Tage nach der Taufe gestorben war[1]; hierhin ließ er bald auch einen kostbaren Reliquienschatz von Aachen schaffen. An die Harzburg reihten sich dann andere Festen: die Moseburg bei Schmalkalden, der Sachsenstein bei Sachsa, der Spatenberg bei Sondershausen, die Haimburg bei Blankenburg und die Hasenburg bei Nordhausen. Auch Giebichenstein bei Halle wurde stärker befestigt, ebenso die Burg Volkerode im Eichsfeld, welche der König vom Pfalzgrafen Friedrich, der sie von Hersfeld zu Lehen trug, nicht ohne Gewalt, wie man sagt, gewonnen hatte.

Eine Zeitlang hatte man den Glauben zu erhalten gewußt, daß diese Burgen zum Schutz des Landes gegen die Einfälle der Liutizen bestimmt seien, so wenig ihre Lage auch einem solchen Zweck entsprach. Aber bald brach sich eine andere Meinung Bahn, die besser gegründet war, und versetzte das Volk in die größte Aufregung. Die Veranlassung bot, daß Heinrich, allein von Erzbischof Adalbert und einem andern seiner Räte begleitet, im Jahre 1071 eine Zusammenkunft mit dem Dänenkönig Svend Estrithson zu Lüneburg hielt. Gewichtige Angelegenheiten werden dort verhandelt sein, doch sind wir leider über dieselben nicht näher unterrichtet. Adalbert betrieb damals aufs neue den nordischen Patriarchat mit allem Eifer; die Abodriten waren in Nordelbingen eingefallen und bedrohten das Deutsche Reich wie das Dänische; der Polenherzog hatte vor kurzem Svend gegen Wilhelm von der Normandie unterstützt, und viel mußte Heinrich daran liegen, den Bund des Polen und Dänen zu trennen. Was in betreff aller dieser Angelegenheiten verabredet wurde, verlautete nicht; dagegen hörte man bald, Heinrich habe mit dem Dänen einen Bund zur Unterdrückung der Sachsen geschlossen und zur Befestigung desselben ihm einige Länder des Markgrafen Udo — man meinte wohl Dithmarsen — abzutreten versprochen. Um so leichter wurde das Gerücht geglaubt, als es jener

[1] Auch die Gebeine des jüngeren Bruders des Königs, der als Knabe gestorben war, wurden nach der Harzburg gebracht.

Rat des Königs, der allein mit Adalbert in das Vertrauen gezogen war, verbreitet haben sollte. Schwerlich war alles so, wie man erzählte. Ganz unbegründet war aber gewiß nicht, daß Heinrich gegen die Billinger und die Sachsen den Beistand des Dänen in Anspruch genommen hatte; denn daß er einen Schlag gegen die Billinger damals im Schilde führte, trat sogleich an den Tag. Als er von Lüneburg ging, ließ er dort eine Besatzung zurück. Es waren nur etwa 70 Mann unter dem jungen Eberhard von Nellenburg[1], doch reichten sie hin, wie er meinte, um die feste Burg zu verteidigen. Bei dem Schrecken, der bereits die Sachsen erfüllte, mußte ihre Besorgnis auf das Höchste steigen, als so der König die Hauptfeste der Billinger in seiner Hand behielt.

Mit größter Schroffheit, wie man sieht, setzte sich der König allen im Reiche entgegen, die seine Macht zu beeinträchtigen schienen; mit nicht minderer Entschlossenheit trat er nach außen auf, um das Reich zu der Machtstellung zurückzuführen, die es zu den Zeiten seines Vaters gehabt hatte.

Die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten damals die flandrischen Wirren, in denen sich die mannigfachen Interessen verbanden. Die letzten Jahre Balduins V. waren im hohen Maße vom Glück begünstigt gewesen. Nachdem er nicht allein die vormundschaftliche Regierung in Frankreich geführt, sondern auch seine Tochter Mathilde, die Gemahlin Wilhelms von der Normandie, den englischen Thron hatte besteigen sehen, war im Jahre 1067 der alte Markgraf gestorben und hatte seine gesamten Länder im blühenden Zustand nach dem Herkommen des Hauses seinem älteren Sohn Balduin hinterlassen, der bereits den Hennegau als Mitgift seiner Gemahlin Richilde besaß[2]. Ein zweiter Sohn, Robert mit Namen, hatte nach manchen wunderbaren, aber nicht sonderlich gewinnreichen Abenteuern, teils in Spanien, um sich im Kampfe gegen die Sarazenen eine Herrschaft zu gründen, teils am Hofe zu Konstantinopel, um an der Spitze der Wikinger sich in die Höhe zu schwingen, nach der Sitte der Zeit endlich durch die Vermählung mit einer reichen Witwe sein Glück gemacht. Auf Graf Dietrich IV. von Holland, der im Jahre 1049 im Kampf umkam[3], war sein Bruder Florentius gefolgt, der im Sommer 1061 bei einem Überfall der Friesen den Tod fand und seine Gemahlin Gertrud, eine Schwester des Herzogs Ordulf, mit mehreren unmündigen Kindern in schutzbedürftiger Lage zurückließ; mit ihr vermählte sich Robert (1063) und warf sich dann in den Kampf gegen die Friesen, deren Länder an den Rhein- und Waalmündungen er, ohne die Ansprüche der Bischöfe von Köln und Utrecht zu achten, nach Waffenrecht in Besitz nahm.

[1] Dieser jüngere Eberhard von Nellenburg war ein Sohn des vorhin erwähnten königlichen Rats.

[2] Vgl. Bd. II, S. 404 f. und 448.

[3] Vgl. Bd. II, S. 373.

Die friesischen Eroberungen machten Robert zum unmittelbaren Nachbar seines Bruders, mit dem er stets ein gutes Vernehmen erhielt. Als aber Balduin VI. schon nach wenigen Jahren (17. Juli 1070) starb und seine Witwe Richilde für ihren ältesten Sohn Arnulf die Herrschaft übernahm, geriet Robert der „Friese" — so wurde er jetzt genannt — mit seiner Schwägerin binnen kürzester Frist in Streitigkeiten, indem er, wie es scheint, die Vormundschaft für seinen Neffen beanspruchte. Bald nutzten andere ihren Zwiespalt. Die deutschen Vläminger empörten sich gegen Richilde, deren Herrschsucht gefürchtet wurde, und riefen Robert in das Land, dem Gent, Brügge, Ypern und andere Städte sofort die Tore öffneten. Ungehindert rückte der Friese bis gegen Cassel, eine feste auf einer Anhöhe belegene Burg, westlich von Ypern, wo sich Richilde und der von ihr zu Hilfe gerufene König Philipp von Frankreich ihm entgegenstellten (Februar 1071). Es kam zu einer blutigen Schlacht, in welcher Robert selbst in die Gefangenschaft des Grafen Eustach von Boulogne fiel, seine Ritter aber den Sieg erfochten. König Philipp suchte das Weite, das französische Heer zerstreute sich; Richilde wurde zur Gefangenen gemacht und ihr Sohn Arnulf in der Schlacht oder unmittelbar nach derselben von einem seiner Leute, Gerbod mit Namen, erschlagen. Robert selbst erhielt bald die Freiheit wieder, wie es scheint durch Auswechselung gegen Richilde, und war für den Augenblick Herr in Flandern, obschon seine Schwägerin nun für ihren zweiten Sohn Balduin, dem bereits der Hennegau bestimmt war, Ansprüche auf die ganze Erbschaft des Vaters erhob und an den deutschen Hof eilte, um den Beistand desselben gegen Robert zu gewinnen.

Als König Heinrich im Mai 1071 zu Lüttich Hof hielt, erschienen Richilde und Balduin vor ihm. Sie sparten nicht Gut und Geld, nicht Versprechungen und Bitten, um den König und seine Großen zu gewinnen; sie übergaben selbst dem Bischof von Lüttich mit Genehmigung des Königs einen großen Teil des Hennegaus, mit dem Balduin dann als Vasall des Bischofs belehnt wurde. So erreichte Richilde ihren Zweck. Der König, der ohnehin an diesen Dingen kein geringes Interesse hatte, gebot Herzog Gottfried, dem Bischof von Lüttich und anderen lothringischen Großen, gegen Robert zu ziehen. Aber als das Heer aufbrach, fand es die Lage der Dinge in Flandern geändert. König Philipp hatte sich mit Robert versöhnt, sich mit dessen Stieftochter Berta vermählt und ihn mit Flandern belehnt. Ohne Mühe behauptete Robert sich hier und griff selbst den Hennegau an. Den Krieg in Flandern gab Herzog Gottfried unter diesen Umständen auf, griff aber mit Bischof Wilhelm von Utrecht und dem königlichen Heere die friesischen Eroberungen Roberts an und brachte ihm hier eine Niederlage bei. Wie es scheint, wurde bereits 1072[1] ein Abkommen getroffen, nach welchem Robert Flandern, seinem inzwischen zu

[1] Vielleicht Ostern, wo der König in Utrecht war; Herzog Gottfried ging gegen Ende des Jahres nach Italien.

männlichen Jahren erwachsenen Stiefsohn Dietrich V. Holland verblieb, Gottfried aber die eroberten friesischen Gegenden und der junge Balduin den Hennegau behaupteten. In diesem Abkommen schienen mindestens die Rechte des deutschen Reichs gewahrt, und bei längerer Fortsetzung drohte der Kampf einen unberechenbaren, höchst gefährlichen Umfang zu gewinnen. Roberts Schwager war Wilhelm von der Normandie, der Eroberer Englands, dessen Ehrgeiz man schon in Deutschland zu fürchten begann; ein anderer Schwager des Friesen war Herzog Welf von Bayern, der sich vor kurzem mit dessen Schwester Judith, der Witwe des im Kampf um die englische Krone gefallenen Grafen Tostig, vermählt hatte, und Roberts Gemahlin gehörte den Billingern an, die auf dem Punkt standen, gegen den König die Waffen zu erheben.

Nicht minder drohend als Roberts Auftreten war das Verhalten des Polenherzogs; ihm trat König Heinrich noch weit entschiedener entgegen. Boleslaw hatte neue Streitigkeiten mit seinem Schwager in Böhmen begonnen und bereitete einen Angriff auf ihn vor. Im Herbst 1071 beschied der König die beiden Herzöge nach Meißen und ließ sie, als sie vor seinem Thron erschienen, hart wegen ihres unruhigen Sinnes an; er gebot ihnen, sich innerhalb ihrer Grenzen zu halten, sonst würde ihn der als einen Feind und strengen Rächer kennenlernen, der zuerst das Schwert gegen den anderen zöge. Es stand wohl im engsten Zusammenhang mit Boleslaws Absichten gegen Böhmen, daß Geisa mit seinen Brüdern um dieselbe Zeit gegen König Salomo wieder eine feindliche Stellung nahm. Eine neue Revolution drohte in Ungarn; nur die Furcht vor Heinrich, sagt ein Zeitgenosse, hinderte den Ausbruch des Sturms. Wie es scheint, waren diese Verhältnisse die Ursache, daß sich der König von Worms, wo er Weihnachten gefeiert hatte, im Anfang des Jahres 1072 nach Regensburg begab; seine Nähe mochte die Revolution niederhalten. Die Energie Heinrichs durchkreuzte die Pläne des Polen in Böhmen und Ungarn, aber Boleslaw hielt deshalb nicht Ruhe und stand schon im nächsten Jahre aufs neue in den Waffen gegen Böhmen.

Der junge König ist, wie man sieht, in rastloser Tätigkeit; nahe und fern sucht er den königlichen Namen zu Ehren, sein Ansehen zur Geltung zu bringen. Auch macht dieses kecke Vorgehen unverkennbar aller Orten einen ungewöhnlichen Eindruck und erfüllt die Gemüter mit Schrecken. Die Größe der Gefahren, die man dadurch heraufbeschwört, ahnt man am Hofe nicht; man beachtet nur die nächsten Erfolge, und diese scheinen zu ermutigen. Da stirbt Erzbischof Adalbert, der zwar nicht, wie wohl geglaubt ist, die einzige Triebfeder aller jener Maßregeln gewesen war, aber doch in allen die Hand gehabt, überall dem König mit Rat und Tat unterstützt hatte. Sein Leben hatte oft tief in die Geschicke des Reichs eingegriffen, und auch sein Tod gab dem Gange der Dinge noch einmal eine neue Wendung. Es ist der Mühe wert, der letzten Schicksale des trotz vieler

und großer Fehler anziehenden Mannes zu gedenken, wie sie Adam von Bremen, sein trefflicher Biograph, uns aus bester Kenntnis darstellt.

Adalberts Gesundheit war längst erschüttert, teils durch die gewaltigen Geistesaufregungen während seiner Verbannung; teils infolge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde. Schon vor drei Jahren — damals, als er an den Hof zurückkehrte — war er einmal in solche Schwäche verfallen, daß man seine letzte Stunde gekommen meinte. Deutlicher und deutlicher traten die Anzeichen seines nahen Endes hervor, aber er hörte gern auf die Schmeichler, die ihm noch ein langes Leben und unerhörtes Glück verhießen. Unaufhörlich war er trotz der Beschwerden des Leibes auch jetzt noch in den Staatsgeschäften tätig. In einer Sänfte folgte er dem Könige im Anfange des Jahres 1072 vom Rhein zur Donau und dann nach Sachsen. Der neue Aufschwung, den die königliche Macht gewann, konnte ihn nur befriedigen, aber die Nachrichten, die ihm aus Bremen zugingen, bedrängten um so schwerer sein Herz. Er vernahm, wie die Abodriten Hamburg überfallen und eingeäschert hatten, wie ganz Nordelbingen in ihrer Gewalt und in eine Einöde verwandelt war, wie sie die Vasallen der Bremer Kirche niedergemetzelt oder in die Gefangenschaft geschleppt hatten. Es waren furchtbare Schläge für Bremen, welches ohnehin erschöpft danieder lag. Aber Adalbert hoffte doch noch alle Verluste seiner Kirche zu vergüten. Schon hatte der König mehrere der königlichen Höfe, die man einst ihm zu Tribur genommen, wieder in seine Hand gegeben; er machte sich Aussicht, das Bistum Verden in seine Kirchenprovinz ziehen zu können, den nordischen Patriarchat hielt er endlich für gesichert, der Sturz der Billinger schien nahe, und ihr Untergang versprach niemandem mehr Vorteil als ihm, ihrem erbittertsten Gegner. Auch die Abteien Lorsch und Korvei hoffte er wiederzuerlangen; der König mußte ihm bindende Versprechungen geben, die Rückgabe am nächsten Osterfest bei den Fürsten durchzusetzen. So klammerte er sich mit tausend Hoffnungen an das Leben an, und mitten aus ihnen riß ihn der Tod.

In den ersten Tagen des März 1072 befiel ihn die Ruhr. Er wollte kein Heilmittel gebrauchen, sich in keiner Weise schonen, und die Krankheit steigerte sich mit jedem Tage. Schon hing er nur in den Knochen und konnte sich nicht mehr aufrechterhalten, aber die Angelegenheiten des Staats beschäftigten ihn noch immer unausgesetzt. Den Erzbischof Wezel ließ er zwar nicht mehr vor, doch mit dem Könige beriet er noch bis zum letzten Tage die Geschäfte des Reichs: da erinnerte er ihn an seine Treue, seine langjährigen Dienste und befahl ihm unter Tränen die Zukunft seiner Kirche. An das Ende dachte er ernstlich auch jetzt noch nicht und verabsäumte, die Sterbesakramente zu empfangen. So endete er am 16. März in der Mittagsstunde, gerade als seine Leute bei der Mahlzeit waren. Ihn, der sich im Leben nicht ohne einen großen Troß dienstbarer Geister befriedigt fühlte, hörte niemand den letzten Atem verhauchen.

In seinen letzten Stunden, erzählt man, habe Adalbert öfters wehklagend ausgerufen, er habe sein Leben verloren. Und es ist wahr, wenn er das Erzbistum Hamburg-Bremen auf eine nie erreichte Höhe zu heben und zugleich das alte Kaisertum in seinem Glanz zu erhalten als seine Lebensaufgaben ansah, so hatte er sein Dasein verfehlt. Hamburg lag in Asche, das reiche Bremen war an den Bettelstab gekommen, die kaiserliche Gewalt hatte ihre alte Bedeutung verloren, und das alles war zum großen Teil durch seine eigene Schuld geschehen; wenn sich das Königtum in der letzten Zeit von neuem geregt hatte, so stand es doch noch in den Anfängen einer Entwicklung, deren Ausgang kaum zu berechnen war. Niemand kann Adalbert gerechter beurteilen, als es Adam von Bremen getan hat. Er sagt selbst, der Erzbischof habe ihn geliebt, und man fühlt seinen Worten an, daß er Liebe mit Liebe zu vergelten wußte. „Doch es war mir Gewissenssache", äußerte er, „einen so großen Mann, dem bei seinen Lebzeiten die Schmeichelei geschadet hat, nicht noch im Tode mit eitlen Lobsprüchen zu erheben." Er verschweigt nicht die großen Fehler des Erzbischofs mit ihren verhängnisschweren Folgen, und noch schlimmerer Tadel ist von anderen Seiten in späterer Zeit gegen ihn erhoben. Aber ein Ruhm bleibt Adalbert doch und wird ihm immer unter deutschen Männern bleiben. Er erhielt dem Könige in einer Zeit, wo man in der Treulosigkeit zu wetteifern schien, seine Treue und hing mit unerschütterlicher Festigkeit an den Erinnerungen jener alten glanzvollen Kaiserzeit, deren lebendiges Gedächtnis, man kann es wohl sagen, mit ihm unterging.

„Niemals", sagt Lambert von Hersfeld, „war es Adalbert im Leben gelungen, den Haß der Menschen zu versöhnen, aber im Tode erreichte er es." Und wohl scheint man bald ihn vermißt und besorgt zu haben, die Leidenschaftlichkeit des Königs und der Übermut seiner Genossen möchte nun auch des letzten Zügels entbehren. Als sich Heinrich Ostern 1072 zu Utrecht aufhielt, nötigten ihn Fürsten und Volk unter vielfachen Klagen über Bedrückungen und Gewalttaten, in die durch Adalberts Tod erledigte Stelle Erzbischof Anno zu setzen. Nur ungern, meint Lambert, sei Anno der Einladung des Königs an den Hof gefolgt; teils hätten ihn frühere Erfahrungen geschreckt, teils hätte er dem gottseligen Leben inmitten seiner Klosterbrüder sich schweren Herzens entzogen. Aber wenn sich Anno sträubte, geschah es wohl nur zum Schein. Sobald er die Reichsgeschäfte ergriff, zeigte er die alte Energie, die ganze Strenge, die er von jeher gegen andere geübt, das stolze Selbstbewußtsein früherer Tage und jenen felsenfesten Glauben, daß er allein der Mann sei, die Gegensätze der Zeit zu beherrschen. Es schien, als ob er die Demütigungen Roms und die schmerzlichen Jahre der Zurücksetzung vergessen hätte. Vor seinem Richterstuhl galt kein Ansehen der Person; er ließ die Burgen des Adels, die zu Erpressungen dienten, niederreißen und vornehme Herren, die den Landfrieden brachen, in Banden werfen; dem Könige selbst trat er ohne Rück-

halt in seinen Lüsten und seiner Willkür entgegen. Mit solcher Autorität trat er auf, daß man ungewiß war, ob er mehr zum König oder zum Bischof geboren sei. Lambert meint, von Anno hätte Heinrich lernen müssen, was ein Herrscher bedeuten solle. Nur wollte das Unglück, daß der junge König zu diesem Lehrmeister wenig Vertrauen hegte und andere Ziele verfolgte, als sich der Erzbischof gesteckt hatte.

Annos Stellung brachte es mit sich, daß er die lautesten Beschwerden der Fürsten gegen den König gütlich zu beseitigen suchen mußte. Wohl nicht ohne seine Einwirkung geschah es, daß Pfingsten 1072 zu Magdeburg Otto von Nordheim seiner Haft entlassen wurde. Verschiedenes mochte zu diesem Entschluß beitragen; wohl weniger, obgleich es Lambert allein geltend macht, daß Otto einen großen Teil seiner Güter dem König und den Hofleuten überließ, als daß die öffentliche Stimme sich immer lauter für seine Unschuld erklärte. Die göttliche Rache schien dem Volke schwer auf allen zu lasten, die zunächst Ottos Verderben herbeigeführt haben sollten. Bei einem Sturze vom Pferde verwundete sich tödlich Liutpold von Mörsburg mit seinem eigenen Schwerte (1071); es war jenes verhängnisvolle Schwert des Mars, welches einst Otto selbst von der Ungarnkönigin zum Geschenk erhalten und vor Jahren dem jungen Dedi als Unterpfand der Freundschaft überlassen hatte; nach dessen Ermordung war es dem Könige zugefallen, der es Liutpold verehrt hatte. Eines der ersten Strafgerichte Annos hatte dann Egino, den verrufenen Ankläger Ottos, getroffen; wegen Bruchs des Landfriedens wurde er ergriffen, in Fesseln gelegt und dem Volke zu einem angenehmen Schauspiel umhergeschleppt[1]. Bei der Stimmung der Zeit mußte Ottos Befreiung, namentlich in Sachsen, mit lautem Jubel begrüßt werden, doch war die Freude nur halb, da Magnus in Haft blieb.

Noch wichtiger war, daß eine Versöhnung zwischen dem König und seinem Schwager Herzog Rudolf zustande kam. Die Spannung zwischen beiden war auf das höchste gestiegen. Wiederholt war Rudolf an den Hof beschieden, um sich wegen hochverräterischer Absichten zu rechtfertigen, hatte sich aber nicht gestellt und dadurch den König gewaltig erbittert. Wir wissen mit Bestimmtheit, daß Anno für eine Verständigung wirkte, obschon die Kaiserin Agnes die entscheidenden Schritte tat. An sie hatte sich Rudolf in großer Besorgnis gewandt und ihre Vermittlung erbeten. Noch sprach in ihrem Herzen eine Stimme für ihren alten Günstling und einstigen Schwiegersohn. Sie entschloß sich, über die Alpen zu gehen, und traf am 25. Juli 1072 in Worms ein, wo damals der König verweilte; eine endlose Schar von Äbten und Mönchen umgab sie, unter ihnen der Abt Hugo von Cluny. Auch Rudolf wagte, in Worms vor seinem Schwager zu er-

[1] Egino wurde 1073 abermals als Räuber ergriffen, geblendet und suchte dann bettelnd sein Brot. Auch der Graf Giso und des Königs Günstling Adalbert mit seinen vier Söhnen kamen damals in einer Fehde um. Vgl. oben S. 133.

scheinen, nachdem ihm Anno und der Erzbischof von Mainz Sicherheit für seine Person verbürgt hatten. Heinrich hatte nie die Gefühle des Sohnes verleugnet; er gab gern den Bitten der Mutter Gehör, nahm Rudolf freundlich auf und entließ ihn in Frieden. Es war zu derselben Zeit, daß Rudolf seine verstoßene Gemahlin, die Schwester der Königin Berta, wieder zu sich nahm; es geschah auf Befehl des Papstes und wohl auf den besonderen Betrieb der Kaiserin, die von der schwesterlichen Liebe der Frauen eine Ausgleichung der feindlichen Männer erwarten mochte. Aber kaum hatte die Kaiserin ihr Versöhnungswerk vollendet, so verließ sie den Hof; sie wollte nicht, daß das mütterliche Herz sie tiefer in die Wirren des Reiches hineinzog.

Herzog Rudolf hatte seinen nächsten Zweck erreicht. Aber er war, als er den Hof verließ, dennoch sich klar bewußt, daß das Mißtrauen des Königs gegen ihn nicht überwunden werden konnte, und daß die Dinge dort trotz Anno kaum eine andere Wendung genommen hatten. Er täuschte sich darin nicht. Der König verfolgte unbeirrt die Richtung, die er eingeschlagen hatte. Die Burgbauten in Sachsen und Thüringen wurden nur mit noch größerem Eifer betrieben, und alles wies darauf hin, daß er bald einen Hauptschlag gegen die Sachsen auszuführen gedachte.

Am 28. März 1072 war der alte Herzog Ordulf gestorben. Durch seinen Tod wurde das Herzogtum Sachsen erledigt, und wie es von jeher von Vater auf Sohn vererbt war, betrachtete man Magnus als den geborenen Nachfolger des Vaters. Aber der König war keineswegs gewillt, die herzogliche Fahne Sachsens in dessen Hand zu legen. Er hatte allen Grund, Magnus zu mißtrauen; nicht allein, daß derselbe Otto von Nordheim in seiner Empörung unterstützt hatte, er stand auch mit Robert dem Friesen in naher Verwandtschaft und hatte sich seit Jahresfrist mit der Witwe Markgraf Udalrichs, der Schwester Geisas und Ladislaws von Ungarn, einer Base des Polenherzogs, vermählt. Das Wichtigste aber war, daß Heinrich nie einen günstigeren Augenblick finden konnte, um die Macht des Herzogtums in Sachsen zu brechen, als eben jetzt, wo Magnus wegen Untreue verurteilt und in Haft war; selbst wenn das Herzogtum als ein erbliches Reichslehen galt, war unter diesen Umständen doch der König zur Einziehung desselben unfraglich berechtigt. Deshalb weigerte sich Heinrich hartnäckig, den Billinger zu begnadigen und der Haft zu entlassen; deshalb hielt er Lüneburg noch immer besetzt. Umsonst baten Hermann, der Oheim des Magnus, und Otto von Nordheim um die Befreiung ihres Verwandten und Freundes. Der König erklärte, nur dann werde er Magnus in Freiheit setzen, wenn er dem Herzogtum und seinem väterlichen Erbe in aller Form entsage; Zumutungen, auf die auch ein weniger ehrliebender Fürst als Magnus nimmer eingegangen sein würde. Eher alle Todesqualen ausstehen und im Kerker sterben, meinte Magnus, als Sachsen aufgeben. Es half nichts, daß Hermann und Otto dem Könige

Geld und einen großen Teil ihrer Besitzungen boten; Heinrich blieb unbeweglich. Da stellte endlich Otto sich selbst und alle seine Habe dem Könige zu Gebote, um den Freund zu befreien, der um seinetwillen litt; er erklärte, daß er für ihn gern in den Kerker zurückkehren werde. Der König wies das Anerbieten ab. Barsch soll er Otto zur Antwort gegeben haben: er habe sich selbst von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen noch nicht so gereinigt, daß er frei über sich und seine Güter verfügen könne. Sicherlich war dies nicht die Art, um den Nordheimer in der Treue zu erhalten.

Und schon waren die Absichten des Königs in ganz Sachsen kaum noch Geheimnis. Mit immer finstereren Blicken sah man deshalb auf die neuen Festen, ebenso viele Zwingburgen; immer schwerer ertrugen sich die Belästigungen der Besatzungen, die Launen der königlichen Günstlinge, die verächtliche Miene und die Schmähungen des Königs, wenn man über Bedrückungen klagte. Man verbreitete bald, der König wolle nicht allein Magnus sein Herzogtum nehmen, sondern die Sachsen sämtlich zu zinspflichtigen Knechten machen oder aus dem Lande vertreiben, um ihre Sitze seinen Lieblingen, den Schwaben, zu geben; unsinnige Gerüchte, wie sie die leidenschaftliche Erregung solcher Zeiten nur allzuleicht der blinden Masse einschmeichelt, die, weil sie die Schranken des Möglichen nicht kennt, in ihren Befürchtungen nur an den äußersten Grenzen der Einbildungskraft stehenbleibt.

Ganz Sachsen war in aufrührerischer Stimmung, und zugleich liefen Nachrichten ein, daß auch die Herzoge des oberen Deutschlands abermals mit dem Könige zerfallen seien. Wir wissen nicht, war es Magnus' Schicksal, welches auch sie mit Besorgnis erfüllte, oder hatte sie sonst aufs neue der König gereizt: aber gewiß ist, daß man schon gegen Ende des Jahres 1072 eine Schilderhebung im südlichen Deutschland besorgte. Nur mit Mühe hielt man Herzog Rudolf von den Waffen zurück, nur mit Mühe den König von einer neuen Hochverratsklage. Mehr als gegen Rudolf wagte Heinrich gegen Berthold, den Zähringer. Weihnachten 1072 entsetzte er ihn zu Bamberg des Herzogtums Kärnten; es geschah, wie es heißt, ohne gesetzliches Verfahren und in Abwesenheit des Angeschuldigten. Nicht zu verwundern war, wenn sich Markward von Eppenstein jetzt auch ohne Auftrag des Königs anschickte, das erledigte Herzogtum in seine Gewalt zu bringen, welches einst seinem Vater Adalbero entzogen war[1].

Mit Schrecken sah Anno, welchen Gang die Dinge nahmen, und fühlte sich nur um so ohnmächtiger ihnen gegenüber, als er hinreichend erkannt hatte, wie wenig Gewalt er über den König besaß. Unter dem Vorwande, daß sein Alter ihm nicht mehr den Geschäften zu genügen ermögliche, erbat er damals zu Bamberg seine Entlassung, welche ihm der König gern gewährte. Mit Groll verließ der alte Erzbischof den Hof, jetzt zum drittenmal

[1] Vgl. Bd. II, S. 248.

von dem Gipfel der Macht gestürzt; die Zustände des Reichs schienen ihm fortan die schmählichsten, bei denen nur der Schmerz den Unmut überwältigte, und die selbst die Feinde des Reichs beklagen müßten. Annos freiwillige Entfernung mußte gewaltiges Aufsehen erregen. Sie konnte allen Unzufriedenen, allen vom königlichen Zorne Bedrohten als ein Zeichen gelten, daß nichts mehr den Grimm und die Leidenschaft des jungen Königs zurückzuhalten vermöge. Vorzüglich war für Sachsen zu fürchten, wo Erzbischof Wezel und Bischof Burchard bisher zu dem Könige gehalten hatten, aber jetzt nur zu geneigt schienen, eine Sache aufzugeben, die Anno verließ. Der König, dessen besonderes Vertrauen bisher Burchard besessen hatte, wußte sehr wohl, wie sehr der Eifer und der Ehrgeiz dieses Priesters zu fürchten war. Daß er jetzt selbst die Zustände ernster anzusehen begann, zeigte die nächste Folge.

In der Schule des Zwangs und des Mißtrauens, in der Heinrich gebildet war, hatte er eine Kunst bis zur Meisterschaft erlernt: die Widersacher im Moment der Gefahr auseinanderzuhalten und, womöglich, gegeneinander zu gebrauchen. Diese Kunst übte er jetzt mit dem günstigsten Erfolge. Sobald Anno ihm den Rücken gewandt hatte, suchte er sich mit Siegfried von Mainz zu verständigen. Mißvergnügt hatte der ränkesüchtige Bischof ein Jahr zuvor ganz das Feld geräumt und sich nach Cluny begeben, war aber bald zurückgekehrt und hatte dann mit Anno, der noch in der Macht stand, ein vertrautes Verhältnis einzuleiten versucht. Vereint, meinte der eitle Mann, seien sie stark genug, um das ganze Reich nach ihrem Willen zu lenken. Aber Anno wußte recht gut, daß für die Dauer zwischen Köln und Mainz kein Bund sei, und Siegfrieds Anerbietungen blieben ohne Folgen. Jetzt bot der König selbst dem Mainzer die Hand, obwohl derselbe über die Burgen in Thüringen und ihre Besatzungen viele und gewiß nicht ungerechte Beschwerden erhoben hatte. Aber Siegfrieds Grimm war nie unversöhnlich, und der König kannte das beste Mittel, ihn zu besänftigen; er versprach ihm die thüringischen Zehnten. Auf einer Synode zu Erfurt am 10. März 1073 wurde die unglückliche Zehntenfrage, nachdem sie seit drei Jahren geruht hatte, aufs neue verhandelt; der König selbst war zugegen und mit ihm diejenigen Bischöfe, deren Ansicht er bestimmen konnte. So wurden die Äbte von Fulda und Hersfeld genötigt, einen Vergleich mit Mainz zu treffen, wie er dem Erzbischof genügte, und die ganze Sache schien damit zuungunsten der Thüringer entschieden. Ob sich der König selbst einen Anteil an den Zehnten ausbedungen hat, sei dahingestellt; unglaublich ist es nicht, doch ist Lambert hierfür der einzige und gerade hier sehr parteiische Zeuge. Bei dem Wert, welchen die Thüringer auf ihre Zehntenfreiheit legten, mußte die Erfurter Synode ihre Erbitterung nicht nur gegen den Erzbischof, sondern auch gegen den König steigern; gleich den Sachsen sahen auch sie die Burgen des Königs jetzt als Zwingfesten an, und die Stimmung im

Lande wurde mit jedem Tage schwieriger. Diese Aufregung schien Heinrich nicht große Bedenken zu erregen; ihm lag vor allem daran, Siegfried an sich zu fesseln, und diesen Zweck sah er erreicht.

Der König eilte von Erfurt nach dem Süden, um einer Schilderhebung der Herzöge um jeden Preis vorzubeugen. Am Palmsonntag (24. März) kam er mit Rudolf und Berthold in Eichstädt zusammen und söhnte sich vollständig mit ihnen aus; sie gewannen seine Gunst wieder, und ohne Frage erhielt hier Berthold Kärnten zurück. Noch andere vornehme Männer, die ihm verdächtig waren, nahm der König zu Gnaden an und begab sich darauf nach Regensburg, wo er das Osterfest feierte. Auch mit Herzog Welf wird damals oder schon früher alles ausgeglichen sein. Eine große Versammlung der Fürsten des oberen Deutschlands umgab dann den König, als er das Pfingstfest in Augsburg feierte. Sein Auftreten hatte hier alle Gefahr beseitigt, seine Autorität schien von neuem gesichert, und ein großes Unternehmen sollte die hergestellte Eintracht bezeichnen.

Es war damals, daß der König das ganze Reich zu einer großen Heerfahrt gegen den Polenherzog aufrief, der mit Böhmen neue Händel begonnen hatte, und dessen Ränke man noch immer in Ungarn spürte. Dieser Krieg war durch das Interesse des Reichs und des königlichen Hauses dringend geboten, und kaum konnte es ein besseres Mittel geben, um aus diesem Gewirr von Rivalitäten, Reibungen und Befürchtungen herauszukommen, als eine große Waffentat, welche dem Ehrgeiz der Fürsten freies Feld eröffnete. Im ganzen Reich sollte gerüstet werden, die Bayern, Schwaben und Lothringer sollten sich in Mainz, die Franken bei Hersfeld sammeln und die große Heeresmasse dann durch Sachsen der Elbe zuziehen, um am 22. August den Krieg zu eröffnen.

Der König eilte im Juni nach Sachsen, um auch hier die Rüstungen zu betreiben. Aber er fand die Stimmung noch um vieles schlimmer, als er sich vorgestellt. Schon hatten sich Graf Hermann, der Billinger, und Bischof Burchard die Hand gereicht; eine Verschwörung hatte sich gebildet, in die selbst Bischof Hezilo von Hildesheim, bisher einer der vertrautesten Räte Heinrichs, gezogen war; schon hatte auch Otto von Nordheim seinen Beistand versprochen. Die Verschworenen hatten die ohnehin so aufgeregte Volksmasse bearbeitet, die Besorgnisse geschärft, die Empfindlichkeit auf das höchste gereizt. Als man vernahm, daß sich unermeßliche Kriegsscharen in Sachsen sammeln würden, fragte man bestürzt: wozu ein solches Heer gegen den Herzog von Polen? Bald galt es eine ausgemachte Sache, daß das Heer zu ganz anderen Zwecken bestimmt sei, als der König vorgebe, daß er jetzt den lange gefürchteten Streich gegen die sächsische Freiheit zu führen gedenke. Sachsen stand am Vorabend einer allgemeinen Empörung. Der König kannte die Verschwörung der Fürsten nicht, aber die Mißstimmung des Volks konnte ihm nicht entgehen, und fast scheint es, als ob er

einen Ausbruch derselben weniger gefürchtet als gewünscht habe. War es ihm mit dem Polenkriege auch ernst, so konnte das versammelte Heer doch auch in anderer Weise von ihm benutzt werden, wie er es denn auch wirklich in der Folge versuchte. Wieweit die Dinge bereits gediehen waren, inmitten welcher Gefahren er stand, davon hatte er freilich noch keine Ahnung.

Lambert von Hersfeld, der die Geschichte der Wirren mit ergreifender Energie darstellt, schildert Heinrich zu jener Zeit lediglich als einen in nichtige Tändeleien und niedrige Lüste versunkenen Wüstling, aber die Tatsachen, die er selbst anführt, geben doch ein anderes Bild, wie mich dünkt, von dem jungen König. Mit größerem Recht wird man Heinrich eine leidenschaftliche Betriebsamkeit als Trägheit und Nachlässigkeit vorwerfen können. Und kaum läßt sich verkennen, daß er eine sehr bestimmte Politik verfolgt, für die er seine Mittel und Werkzeuge mit großer Absichtlichkeit wählt. Was er will, ist im Grunde nichts anderes, als was seine Ahnen wollten, und worauf ihn die Natur seiner Stellung hinwies: er will die Selbständigkeit des Fürstentums brechen, den Trotz der Stämme beugen, um sie dem Königtum und den allgemeinen Interessen des Reichs dienstbar zu machen; er will die Macht des Reichs und vor allem die eigene. Er ist eifersüchtig auf diese Macht, voll untilgbaren Mißtrauens gegen jeden, der sie bedroht. Seine Krone, weiß er, wurde ihm bestritten, ehe er noch ihren Wert zu schätzen vermochte; seit er Mann geworden ist, kennt er ihren Preis und wird sie mit seinem letzten Blutstropfen verteidigen. Rings sieht er sich von Feinden umgeben, überall gerät er mit neu aufstrebenden Mächten in Kampf, und bald wird er inne, daß er neuer Mittel bedarf, um sich in diesem Kampfe zu behaupten: er umgibt sich mit Dienern, die nur seinen Willen kennen, mit Kriegern, die ihm zu stetem und unmittelbarstem Dienst verpflichtet sind, er schützt sich durch Waffen und Burgen im eigenen Reiche. Dem Gegner gegenüber ist er nicht wählerisch in seinen Mitteln: der Gewalt stellt er Gewalt, der List List entgegen, und die Treue war vielleicht in einer treulosen Zeit der Tugenden schwerste. Man mag ihn einen Tyrann nennen, und vielen seiner Zeitgenossen hat er dafür gegolten — aber er war ein Tyrann, der für sein ererbtes Recht, für die Einheit des Deutschen Reichs und Deutschlands Macht einstand.

9. Aufschwung Italiens und des Papsttums

Während der inneren Wirren in Deutschland hatte sich Italien dem fremden Einfluß mehr und mehr entzogen und Raum zu selbständiger Entwickelung gefunden. Das Sinken der Kaisermacht führte in den deutschen Landen zu einer Befreiung der bisher gebundenen aristokratischen Gewalten, die sich dann aber teils im Kampfe gegen die Krone, teils in Reibungen untereinander schwächten und lähmten; die alten Zustände waren in der Auflösung, aber nirgends hatten sich noch bisher aus der Gärung der Dinge deutlich erkennbare Gestaltungen einer neuen Zeit herausgebildet. Anders jenseit der Alpen. Auch dort war die alte Zeit zu Grabe gegangen, und eine neue hatte begonnen, aber ihre Zeichen leuchteten schon hell in die Weite. Bei uns Verfall, dort Erhebung; bei uns alles in das Ungewisse gestellt, dort Ergebnisse einer frischen Entwickelung, die sich nimmermehr rückgängig machen ließen. Inmitten dieser Entwickelung stand das Papsttum, welches ebenso sie nach allen Seiten kräftigte, wie es von ihr gekräftigt wurde.

Wir wissen, wie sich schon im Jahre 1059 das Papsttum an die Spitze der allgemeinen Erhebung Italiens gegen die kaiserliche Macht stellen wollte. Aber es zeigte sich bald, daß die Tendenzen Hildebrands und seiner Freunde Italien noch viel zu wenig durchdrungen hatten, um die Kräfte der Nation verbinden zu können. Sobald sich die deutsche Macht gegen den Papst rührte, erstanden der Kurie in Italien selbst allerorten erbitterte Gegner und schlossen sich den deutschen Herren jenseits der Berge an. Dem von den Kardinalbischöfen erhobenen Alexander setzten die lombardischen Bischöfe und der römische Adel einen Gegenpapst entgegen; ein Religionskrieg entbrannte, in dem es lange zweifelhaft blieb, ob sich Alexander würde behaupten können. Daß es geschah, verdankte er weniger dem Glück seiner Waffen als einer Revolution am kaiserlichen Hofe. Zwei von König Heinrichs Vormündern berufene Synoden befestigten Alexanders Pontifikat und sicherten ihm den Gehorsam des Abendlandes. Erst durch die Unterstützung des deutschen Hofs gelangte der Papst, den Hildebrand für

den apostolischen Stuhl ersehen hatte, zu allgemeiner Anerkennung; gerade in Italien selbst wurde ihm am längsten die Obedienz verweigert.

Man mochte in Deutschland erwarten, daß sich die römische Kurie nun wieder wie in früheren Zeiten den Interessen des deutschen Hofs enger anschließen würde; schon die Klugheit schien dies zu gebieten, so lange die Gegner nicht ganz überwältigt waren. Aber Hildebrand war nicht von fern gewillt, auf jene alten Bahnen zurückzulenken, die er mit gutem Bedacht verlassen hatte. Er wollte Rom nicht in eine Abhängigkeit vom deutschen Hofe zurückfallen lassen, bei der sein Ideal von Freiheit und Herrschaft der Kirche sich nimmer verwirklichen ließ. Sobald es möglich war, nahm er die Politik des Jahres 1059 auf, welche er unwillig genug auf einige Zeit hatte verlassen müssen. Aufs neue belebte Rom die Pataria in der Lombardei; fester und fester zog es Beatrix und Mathilde an sich, die Normannen Unteritaliens erhielt es in Abhängigkeit als Vasallen und begleitete die glorreichen Siege Robert Guiscards in Apulien und Sizilien mit seinen Ratschlägen und seinen Gebeten. Es ist anziehend, den Gang dieser Dinge näher in das Auge zu fassen.

Die Pataria unter Erlembald und das Ende des Cadalus

Unter Ariald und Landulf schien die Pataria ihr Ziel erreicht und die Mailändische Kirche für immer Rom unterworfen zu haben. Aber sobald das Schisma ausbrach, trat Erzbischof Wido mit seinem Klerus und seinen großen Vasallen unverhohlen auf die Seite des Gegenpapstes und gab der Pataria dadurch eine neue Berechtigung. Landulf hatte inzwischen das Zeitliche gesegnet, und Ariald stand zunächst allein auf dem Platze. Seine aufregenden Predigten begannen abermals, hatten aber nicht den früheren Erfolg, bis sich der Erzbischof, der sich zu Mantua den Beschlüssen des Konzils gefügt hatte, bald nachher aufs neue an Cadalus anschloß und der Mailänder Klerus ihm folgte. Zu den Anklagen auf Simonie und Nikolaitismus gesellte Ariald jetzt den Vorwurf der Wortbrüchigkeit, und jegliches schien ihm gegen die eidvergessenen Priester gestattet.

Von Anfang an hatte die Pataria ihre Hauptkraft in dem Laienvolk gehabt; Ariald gab ihr jetzt auch einen Laien zum Führer. Es war Landulfs Bruder Erlembald, einem der ersten Geschlechter der Stadt entsprossen, ein ritterlicher Mann durch und durch, hochangesehen bei allem Volke. „Laß uns die geknechtete Kirche befreien," sagte Ariald zu ihm, „ich durch das Gesetz Gottes, du durch das Gesetz des Schwertes." Erlembald wußte nicht, ob er Ariald folgen sollte, und begab sich nach Rom, um die Meinung des Papstes einzuholen. Aber der Papst ermutigte ihn zum Kampfe und gab ihm selbst eine Fahne. So weihte Erlembald sein Schwert der

geknechteten Kirche und dem Willen Roms. Hatte sein Bruder den Mailändischen Klerus mit Ruten gezüchtigt, so wollte er ihn mit Skorpionen geißeln. Kriegserfahren wie er war, organisierte er die Pataria als eine bewaffnete Macht, und bald war Mailand von Aufruhr und Straßenkämpfen erfüllt. Wahrlich ein wunderbarer Mann ist dieser gegen Simonie und Priesterehe streitende Ritter: vor der Welt tritt er prächtig in Waffen und Kleidern auf, aber im geheimen hüllt er sich wie ein Eremit in ein härenes Bußhemd. Und ebenso wunderbar ist die ganze Bewegung der Masse, die in dem Erzbischofe nicht nur ihr geistliches, sondern auch ihr weltliches Oberhaupt bekämpft, die Mailands Freiheiten Roms Geboten zum Opfer bringt und, indem sie für die Forderungen des apostolischen Stuhls eintritt, kecklich sich über den ersten Grundsatz desselben erhebt, daß kirchliche Dinge nicht von Laien zu entscheiden sind.

Inzwischen zog man die Verbindungen mit Rom fester und fester. Im Anfange des Jahres 1066 begab sich Erlembald wieder dorthin und setzte sich mit dem Papst, seinem Landsmann, in innige, mit Hildebrand in die innigste Verbindung. Mit einer Bannbulle gegen den Erzbischof kehrte er heim. Jetzt trat er gleichsam als Statthalter Roms in Mailand auf und gebärdete sich als Herr der Stadt. Schon glaubten er und Arialdo, alles den Mailändern bieten zu können. Aber der Erzbischof wollte Rom nicht weichen, und der mailändische Patriotismus war doch verwundbarer, als sie meinten. Am Pfingstfest kam es zu einem Aufstande gegen sie. Arialdo mußte die Stadt verlassen, fiel in die Hand seiner Feinde und wurde bald darauf ermordet; Erlembald hielt sich eine Zeitlang ruhig. Der Erzbischof und die Capitane waren einmal wieder Herren der Stadt.

Bald wandte sich das Blatt. Erlembald warb unter dem Landvolk und in der Stadt neuen Anhang. Arialdos Tod hatte den Zorn der Patarener nur noch mehr gereizt; schon fing man an, ihn als einen Märtyrer der reinen Kirche zu feiern, und sein Märtyrerblut steigerte den Fanatismus. Eine zufällige Abwesenheit des Erzbischofs von Mailand benutzte Erlembald, um das Volk gegen ihn aufzuhetzen; nach kurzer Zeit war abermals die Stadt ganz in seiner Gewalt. Das alte Spiel mit den Eiden wurde erneuert. Die Geistlichen mußten der Simonie und der Ehe zu entsagen, die Laien den simonistischen Klerus bis auf den Tod zu verfolgen schwören. Und inzwischen hatte die Pataria auch in Cremona und Piacenza die Oberhand gewonnen; dort hatte man alle der Simonie und des Nikolaitismus verdächtigen Priester, hier den Bischof selbst verjagt. Cadalus' Sache schien in der Lombardei vernichtet, und nicht durch die Waffen des Königs oder seines Statthalters, sondern durch Volkshaufen, welche Hildebrand durch Erlembald zum Kampfe aufgerufen hatte.

Triumphierend schrieb Papst Alexander gegen Ende des Jahres 1066, die trüben Wolken seien endlich verscheucht und die Sonne leuchte wieder hell am klaren Himmel. Aber er frohlockte zu früh. Unerwartet brach

ein anderes Unwetter über Rom ein, und man fühlte sich dort schutzloser als je. Richard rückte mit seinen Normannen im Frühjahre 1067 in das Gebiet des heiligen Petrus, und wie hätte es anders sein können, als daß dieser Angriff auch die Hoffnungen des Gegenpapstes und der lombardischen Bischöfe aufs neue belebte? In solcher Bedrängnis standen die Kardinäle, daß sie die Romfahrt des deutschen Königs, welche sie bisher hintertrieben hatten, jetzt sehnlichst verlangten. Als sie unterblieb und Herzog Gottfried mit den Normannen einen schwächlichen Frieden schloß, sahen der Papst und Hildebrand ein, daß man eine versöhnlichere Politik einschlagen müsse, als in den letzten Jahren befolgt war. Während sie selbst sich nach Melfi und Kapua zu den Normannen begaben und die Eintracht mit ihnen herstellten, gingen der Bischof Mainard von Silva Candida und der Kardinalpriester Johannes nach Mailand, um den Erzbischof zu begütigen und dem Treiben der Pataria ein Ende zu bereiten. Am 1. August 1067 wurden dort Bestimmungen der Legaten bekanntgemacht, welche Simonie und Priesterehe aufs neue verurteilten, zugleich aber alle Eidgenossenschaften und Gewalttaten gegen die Priester untersagten und die geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofs in ihrem ganzen Umfange erneuerten. So gewann der Erzbischof, der damals oder schon früher vom Banne gelöst sein muß, für den Augenblick abermals die allgemeine Anerkennung. Zum zweiten Male hatte die Pataria ihre Dienste geleistet; Erlembald wurde zur Ruhe verwiesen, aber bald genug von neuem in die Waffen gerufen.

Rom konnte mit den Normannen und dem Erzbischof von Mailand verhandeln, aber nimmer mit dem Gegenpapst selbst. Man weiß, in welche Aufregung es die römische Kurie versetzte, als Anno und Herzog Gottfried mit ihm in Beziehungen traten. Solange aber „dieser alte Drache" nicht völlig vernichtet war, schien man auch Erlembalds in Mailand nicht auf die Dauer entbehren zu können. Schon 1068 sehen wir ihn wieder an der Spitze bewaffneter Scharen und mit Hildebrand in der unmittelbarsten Verbindung. Da verließ der Erzbischof, des langen Haders müde, die Stadt und dachte daran, seinem Amte ganz zu entsagen. Erlembald mußte davon unterrichtet sein, denn er suchte persönlich Verhaltungsbefehle in Rom nach, und Hildebrand belehrte ihn, nur durch eine kanonische Wahl seien die Mailänder Wirren beizulegen, eine kanonische Wahl aber sei eine solche, welche der Klerus und das Volk unter Roms Zustimmung vornähmen, die bisher übliche königliche Investitur sei gegen die Vorschriften der Kirche. Wie Hildebrand früher die Einsetzung des römischen Bischofs dem König bestritten hatte, so bestritt er ihm jetzt auch das Recht, über den Stuhl des heiligen Ambrosius zu verfügen. Der Investiturfrage, welche einst der Kardinal Humbert aufgeworfen hatte, begann Hildebrand eine praktische Bedeutung zu geben; der Kanon der Synode von 1059, der irgendein Kirchenamt aus Laienhand anzunehmen

verbot (S. 40), sollte nun, nachdem derselbe auf einer römischen Synode im Jahre 1063 erneuert war, eine bestimmte Anwendung erhalten. Kaum war Erlembald mit den Weisungen des Kardinals nach Mailand zurückgekehrt, so stiftete er eine neue Eidgenossenschaft zur Durchführung einer kanonischen Wahl. Die Pataria hatte in dem Kampf gegen die königliche Investitur eine neue Aufgabe gewonnen, und sofort sollte sich zeigen, was sie vermöchte.

Wido hatte inzwischen sein Amt niedergelegt, einen Subdiakon, Gottfried mit Namen, der aus einer vornehmen Familie entsprossen war und sein besonderes Vertrauen genoß, an den König geschickt und zu seinem Nachfolger empfohlen. Ohne Bedenken hatte ihm der König, dem eine sehr bedeutende Summe dafür versprochen sein soll, die Investitur erteilt, obwohl Klerus und Volk von Mailand in keiner Weise befragt waren. Dieses Verfahren verletzte den Mailänder Stolz so tief, daß Gottfried nach seiner Rückkehr nirgends Anerkennung als bei seiner eigenen Sippschaft und den Simonisten fand, und zugleich war Rom über den Mailänder Handel auf das höchste entrüstet; der Papst sprach über Wido, weil er ohne Erlaubnis des apostolischen Stuhls sein Bistum niedergelegt, und über Gottfried, weil er die Mailänder Kirche bei Lebzeiten des letzteren gewonnen und sich der Simonie schuldig gemacht habe, den Bann aus. Wido selbst begann alsbald seine Unbesonnenheit zu bereuen; er behauptete, von Gottfried überlistet zu sein, verständigte sich mit Erlembald, nahm seine Würde wieder an und kehrte nach Mailand zurück, wo man den wetterwendischen Mann, um seiner sicher zu sein, in einem Kloster so gut wie gefangen hielt. Der Erwählte des Königs mußte in kurzer Frist Mailand verlassen und sich endlich nach seiner Stammburg Castiglione zurückziehen.

Die Mailänder gönnten auch hier Gottfried nicht Ruhe. Das städtische Heer zog aus, an seiner Spitze Erlembald, und umschloß die auf steiler Höhe belegene Burg. Noch lagen die Mailänder hier, als in der Fastenzeit 1071 ein furchtbarer Brand in ihrer Stadt ausbrach, der viele von ihnen zur Heimkehr nötigte. Erlembald blieb vor Castiglione liegen und brachte Gottfried, der gegen die geschwächten Belagerer einen Ausfall wagte, eine Niederlage bei. Dennoch mußte die Belagerung von Castiglione zuletzt aufgegeben werden, und mit dem Rest des städtischen Heers kehrte Erlembald heim. Gerade damals starb Erzbischof Wido zu Berguli[1] (23. August 1071), nachdem ihm seit dem Brande die volle Freiheit zurückgegeben war. Die Frage, ob man jetzt Gottfried als Erzbischof anerkennen oder eine neue Wahl treffen solle, fing die gesamte Bürgerschaft zu beschäftigen an.

Einmütig beschloß man und beschwor es, Gottfrieds Ernennung sei ungültig und eine neue Wahl zu treffen, die Wahl aber auf die Domherren

[1] An der Stelle, wo später Alessandria gebaut wurde.

der Mailänder Kirche zu beschränken. Hierin einig, teilte sich die Meinung darüber, ob man für die Wahl die Zustimmung des Papstes oder des Königs einzuholen habe. Unermüdlich war jetzt Erlembald tätig. Bald unterhandelte er mit dem Volk, bald mit der Geistlichkeit, um eine kanonische Wahl im Sinne Hildebrands zu erwirken; namentlich suchte er die Masse des Landvolks dafür zu gewinnen. Aber die angesehensten Männer in Mailand hielten doch an dem bisherigen Verfahren fest und wollten die Investitur des Königs aufrechterhalten. So verging fast ein halbes Jahr, ohne daß es zu einer Wahl kam.

Endlich traute sich Erlembald Kraft genug zu, eine kanonische Wahl nach den Absichten Roms durchzusetzen. Der Kardinal Bernhard erschien in Mailand, und in seiner Gegenwart sollte am 6. Januar 1072 die Wahl gehalten werden. Erlembald hatte alles, worüber er gebieten konnte, zusammengebracht: Äbte, Mönche, einige Kleriker nicht allein aus der Stadt, sondern auch aus Cremona und Piacenza, die bunte Masse der Patarener, namentlich zahlreiches Volk vom Lande. Diese mehr vielköpfige als stattliche Versammlung wählte einen jungen Menschen, Atto mit Namen, der erst die niederen Weihen besaß, nicht zu den Domherren gehörte und ohne sonderliches Ansehen war. Die Wahl war gegen das allgemein und auch von Erlembald selbst beschworene Abkommen und rief sofort einen Aufstand in der Stadt hervor. Als sich der Neuerwählte nach dem erzbischöflichen Palast begab und zum Festmahl niedersetzte, wurde er von einer Schar wütender Bürger überfallen und auf das schlimmste mißhandelt. Man schleppte ihn nach der Marienkirche; hier stand er zitternd und zagend am Altare. Das Volk rief ihm zu, er solle das Lesepult besteigen; er tat es und entsagte bebend für ewige Zeiten der erzbischöflichen Würde. Der römische Kardinal, dem man die Kleider vom Leibe riß, kam kaum mit dem Leben davon.

Erlembalds Bestrebungen in bezug auf die Wahl waren gescheitert, aber er selbst behauptete sich mit Gewalt in der Stadt, und seine Macht war, da man kein anerkanntes Oberhaupt hatte, fast die einzige daselbst, die sich Geltung verschaffen konnte. Rom ließ ihn nicht im Stich. Kaum hörten der Papst und Hildebrand die Vorgänge bei der Wahl, so erklärten sie Attos Wahl für gültig, die Entsagung desselben für erzwungen und nichtig; der Papst wandte sich sogar an König Heinrich mit der Bitte, Gottfried aufzugeben. Aber Hildebrand sah wohl ein, daß auf eine solche Nachgiebigkeit des Königs nicht zu rechnen war, und auf alle Weise unterstützte er deshalb Erlembald und die Patarener. Aus dem römischen Schatz flossen reiche Geldströme in Erlembalds Kasse, sein Anhang wuchs von einem Tage zum andern, die Kapitane wagten endlich keinen Widerstand mehr; die Geistlichkeit beherrschte er „wie ein Papst", die Masse des Volks wie ein König. „Durch Gold, Eisen und Eide", sagt ein Mailänder Chronist, hatte er die Stadt unterworfen und waltete nun über sie wie

ein Tyrann; nur einen Befehl erkannte er über sich, das Wort von dem Stuhle Petri. Was auch Attos Schicksal sein mochte, Erlembalds Gewalt schien davon kaum noch berührt zu werden.

Und schon hatte die Pataria auch in Piacenza und Cremona dem bischöflichen Regiment ein Ziel gesetzt. Die bewaffneten Bürgerschaften standen hier in der Gewalt wie Erlembald in Mailand und hatten sich Rom in gleicher Weise angeschlossen. Von entscheidender Wichtigkeit war, daß im Anfange des Jahres 1072 der Gegenpapst starb. Nicht nur daß durch seinen Tod die Kirchenspaltung aufhörte, auch in Parma traten nun andere Zustände ein. Nie war hier die Pataria aufgekommen, vielmehr hatten alle ihre Gegner hier stets eine Zufluchtsstätte gefunden; die Stadt war königlich gesinnt, und der König konnte frei über das erledigte Bistum verfügen. An den Hof eilte jener Wibert, der als Kanzler der Kaiserin einst so viel zur Kirchenspaltung beigetragen hatte; alles bot er auf, um das Bistum in seiner Vaterstadt zu erlangen, und sein Geschlecht, sein Reichtum und seine Weltkenntnis schienen dafür zu bürgen, daß er die Stellung in glänzender Weise ausgefüllt haben würde. Aber seine Landsleute waren gegen ihn — gerade seine Macht in der Stadt scheinen sie gefürchtet zu haben —, und nicht minder war es gewiß Anno, der ahnen mochte, daß in diesem Wibert mehr als ein Cadalus stecke. Anno lenkte die Wahl des Königs auf einen Kölner Geistlichen, mit Namen Eberhard. Ein Mann von Annos Wahl konnte kein Gegner der kirchlichen Reform sein, und die Bürger von Parma hatten nicht zu befürchten, daß ein deutscher Bischof jetzt die Zügel des Regiments allzu straff anziehen würde.

Wibert erhielt eine andere Stellung. Unmittelbar nach Cadalus war auch Erzbischof Heinrich von Ravenna, sein letzter und treuester Anhänger, gestorben, und die Ravennaten hatten Ring und Stab dem Könige übersendet. Es geschah gerade damals, als die Kaiserin zu Worms bei ihrem Sohne verweilte, und welche Wandlungen auch in ihrem Gemüt vorgegangen sein mochten, Wibert wußte sie doch für sich zu gewinnen. Sie verwandte sich für ihren alten Günstling, der so das Erzbistum von Ravenna erhielt. Mit großer Pracht hielt Wibert den Einzug in seine Residenz; mit nicht geringem Selbstbewußtsein trat er sein Amt an, aber nicht von fern war er damals gewillt, in einen neuen Kampf mit Hildebrand zu treten, mit dem er sich vielmehr völlig wieder verständigt hatte. Als er sich zur Fastenzeit 1073 zur Weihe nach Rom begab, erteilte sie ihm der Papst nur auf die ausdrückliche und dringende Verwendung des allgewaltigen Kardinal-Archidiakonen. Es war auch damals, daß er dem römischen Papst und seinen von den Kardinälen erwählten Nachfolgern einen Treueid leistete, bindender als je einer seiner Vorgänger. Auch seine Ansichten mochten sich seit dem Tage von Basel geändert haben.

Das war das Ende der zehnjährigen Kirchenspaltung; so bedrohlich

in ihren Anfängen, so gewinnreich in ihrem Verlauf und Ausgang für das reformierte Papsttum. Die bischöfliche Macht in den lombardischen Städten war erschüttert und ließ sich nie wieder in alter Weise herstellen; mit ihr war das Ansehen des Königs gemindert. Die Bürgerschaften gewannen allmählich das Regiment und vergaßen nicht, daß ihnen Rom die Hand geboten hatte, um sich von dem Joche der Bischöfe und Kapitane zu befreien. Die Feindschaft von Jahrhunderten lag zwischen den Lombarden und Rom: in der kirchlichen Bewegung dieser Zeit und der Abneigung der Italiener gegen die deutsche Herrschaft fand Hildebrand die Mittel, um Roms Geboten auch am Po wieder Geltung zu verschaffen.

Die Markgräfinnen Adelheid und Mathilde

Die großen Exemtionen, welche die Ottonen und ihre Nachfolger den lombardischen Bischöfen erteilt hatten, waren der Entwickelung der fürstlichen Macht im nördlichen und mittleren Italien hinderlich gewesen. Geschlossene Reichsfürstentümer, wie sie in den Herzogtümern und Markgrafschaften Deutschlands vorhanden waren, kannte man in der Lombardei nicht mehr, sondern die Markgrafen, wie sich die hochfürstlichen Herren meist nannten, vereinigten zersprengte Reste alter Reichslehen mit einer Menge von Kirchenlehen und weitzerstreuten, allmählich gewonnenen Allodialgütern zu einem Territorialbesitz, dessen Entstehung sich mehr aus den Schicksalen der einzelnen Familien als aus der Geschichte des Reichs erklärte. Schwer genug fiel es oft zu unterscheiden, was von diesen Besitzungen ursprünglich Reichslehen gewesen war, zumal die Kaiser nicht selten ungewöhnliche Dienste durch die Verwandlung der Lehen in Eigentum belohnt hatten. Nicht zu verwundern war es deshalb, wenn man sich gewöhnte, auch die Reichslehen als Familiengut zu betrachten und gleich diesem zu behandeln. Wir sehen die Fürstentümer Teilungen unterworfen und den markgräflichen Titel auf alle Teilenden übergehen; wir finden die Markgrafschaften in den Händen von Frauen, die sie nicht nur in Stellvertretung ihrer Männer oder unmündigen Kinder verwalteten, sondern in selbsteigener Gewalt, selbst wenn sie lehnsfähige Söhne besaßen. So verloren die großen Reichslehen, die hier noch vorhanden waren, mehr und mehr den Zusammenhang mit der Krone; das mehr als zwanzigjährige Interregnum, wie es für Italien nach dem Tode Heinrichs III. eintrat, löste ihn fast völlig auf.

In den Gegenden um den oberen Po hatten sich zwei Geschlechter zu namhafter Macht erhoben. Das eine waren die Nachkommen Aledrams, den einst Otto der Große begünstigt hatte. Die Besitzungen des Hauses erstreckten sich von der Meeresküste bei Savona über die Seealpen längs beider Seiten des Tanaro bis zum Po hin, waren aber früh unter zwei

Linien geteilt. Die eine von ihnen, deren Gebiet im wesentlichen rechts vom Tanaro lag, nannte sich Markgrafen von Montferrat und Markgrafen von Bosco; die andere beherrschte die Länder auf der linken Seite des genannten Flusses, die später die Mark von Saluzzo hießen. Die Markgrafen sorgten unablässig für die Erweiterung ihres Gebiets, griffen aber damals in die großen Bewegungen nicht tiefer ein.

Um so bemerklicher machte sich das andere hochfürstliche Geschlecht in jenen Gegenden durch eine Frau starken Geistes. Es war die Markgräfin Adelheid von Turin, die Schwiegermutter des Königs. Ihr Haus hatte erst nach König Arduins Sturz größere Bedeutung erlangt. Ihr Vater Manfred II. beherrschte ein Gebiet, welches sich von der Höhe der Alpen bis zur Dora Baltea und dem Po erstreckte; gegen Kaiser Konrad II. hatte er sich wie die anderen Großen Italiens erhoben, aber besiegt, ihm dann seine Treue erhalten. Manfred starb ohne Söhne im Jahre 1035, und seine Witwe Bertha, dem Geschlechte der Este entsprossen, schloß den engsten Bund mit dem Kaiserhause. Sie vermählte ihre Tochter Adelheid dem jungen Herzog Hermann von Schwaben, dem Stiefsohn Kaiser Konrads, dem damit auch die Mark von Turin zufiel. Seit der Gewinnung Burgunds hatte diese Mark, das Verbindungsglied zweier von unseren Kaisern beherrschten Reiche, einen außerordentlichen Wert gewonnen, und Berthas Ergebenheit konnte Konrad nicht hoch genug anschlagen. Es verdient erinnert zu werden, daß sie auch ihre andere Tochter an einen deutschen Fürsten, Otto von Schweinfurt, vermählte, und daß sie es war, welche Konrad einst aus der größten Gefahr befreite[1]. Nur wenige Jahre nach ihrem Gemahl scheint Bertha gestorben zu sein. Auch Herzog Hermann starb jung (1038), und Adelheid übernahm nun selbst die Regierung der von ihrem Vater hinterlassenen Länder. Sie vermählte sich bald darauf in zweiter Ehe mit einem Markgrafen Heinrich, aber auch diese Ehe war kurz und blieb kinderlos wie die erste. Erst ihrem dritten Gemahl gebar sie mehrere Söhne und Töchter; es war Odo, der Sohn Humberts aus dem Geschlecht der Grafen von Savoyen, Herr der Grafschaften Maurienne und Tarantaise, einer der mächtigsten Herren im burgundischen Königreich. Für die Geschichte des Geschlechts wurde es von der größten Bedeutung, daß Adelheid nach Odos Tode (1060) auch die Herrschaft in den burgundischen Besitzungen ihres Gemahls zu behaupten wußte und so die Länder auf beiden Seiten der Alpen in eine dauernde Verbindung brachte.

Weit und breit kannte man die Markgräfin Adelheid als eine Frau von ebenso großer Entschlossenheit als Klugheit. „Männliche Kraft", sagt Petrus Damiani, „wohnt hier in der Brust des Weibes", und er vergleicht sie, die ohne männliche Beihilfe die ganze Last des Regiments trägt, mit der Deborah, welche als Richterin unter den Söhnen Israels thronte.

[1] Vgl. Bd. II, S. 276. 277. 370.

Nicht unverdiente Lobsprüche spendet er ihr, obwohl das Herrschen ihr nicht eine Last, sondern Bedürfnis war; selbst als ihre Söhne Peter und Amadeus heranwuchsen, überließ sie ihnen nicht die Regierung, sondern gebrauchte sie nur als Gehilfen. In seltener Weise verstand diese Frau die Kunst des Herrschens; in ihrem Lande wohnte Ordnung, galt das Recht. Sie war habgierig und hart, deshalb nicht geliebt, aber geachtet und gefürchtet von jedermann. Mit den Städtern stand sie damals in gutem Vernehmen und ergriff mehr als einmal gegen sie die Waffen. Mit den Bürgern von Asti führte sie einen lang andauernden Krieg; im Jahre 1070 brachte sie die Stadt in ihre Gewalt und zerstörte sie. Kurz vorher (1069) hatte sie auch Lodi belagert und zum großen Teil in einen Schutthaufen umgewandelt; viele Tausende waren bei der Zerstörung der Stadt umgekommen, nicht einmal die Klöster und Kirchen hatte man geschont. So arg waren die Greuel, daß der Papst, als Adelheid bußfertig nach Rom kam, keine genügende Sühne zu finden wußte. Die Nachbarn der Markgräfin führten, wie man sieht, gerade kein leichtes Dasein.

Ihr ganzes Leben wies Adelheid auf die deutsche Seite hin. Sie hatte ihre Tochter Bertha dem König, ihre zweite Tochter Adelheid an Rudolf von Schwaben vermählt, und die mannigfachsten Beziehungen knüpften sie an die deutsche Herrschaft. Und doch würde man irren, wenn man sie für eine Widersacherin der Bestrebungen hielte, die von Rom damals ausgingen. Die kirchliche Richtung der Zeit hatte doch auch sie ergriffen. Sie machte sich viele Sorge um ihr Seelenheil, weil sie mit drei Männern in der Ehe gelebt; in guten Werken suchte sie ihre Sünden abzubüßen und war überaus mildtätig gegen fromme Stiftungen. Von Freiheit des Klerus war in ihrem Lande freilich nicht die Rede, aber sie hörte auf die Ermahnungen des Petrus Damiani, Simonie und Priesterehe abzuschaffen. Sie war den Mönchen zugetan; Fruttuaria und andere Klöster befanden sich gut unter ihrem Schutze. Die Partei des Cadalus, obwohl diese ihren Beistand in Anspruch nahm, hat sie nicht unterstützt, und Hildebrand wußte recht wohl, warum er sie die teuerste Tochter des heiligen Petrus nannte. So stand sie in achtunggebietender Stellung inmitten der widerstrebenden Richtungen ihrer Mitwelt, von allen berührt, von keiner fortgerissen, zu aller Zeit nur durch das Interesse ihres Landes und ihres Hauses bestimmt.

Eine ganz andere Hingabe fand das Papsttum an zwei anderen Fürstinnen des norditalienischen Landes, deren Macht sich weithin nicht allein über die Gegenden am Serchio und unteren Po erstreckte, sondern auch fast ganz Mittelitalien umspannt hielt. Man weiß, wie die Gewalt des Hauses Canossa lawinenartig angewachsen und in die Hand der lothringischen Beatrix und ihrer Tochter Mathilde gekommen war; ehe Robert Guiscard seine Eroberungen vollendet hatte, stand die Macht dieses Hauses in Italien ohnegleichen da. Am Golf von Genua, in Tuscien, am

unteren Po — fast überall berührten sich die Besitzungen desselben mit den Ländern des Geschlechts von Este, die damals Azzo II. vereinigt hatte. Auch er war ein reicher und mächtiger Fürst, aber keinen größeren Gegensatz gab es als den zwischen ihm und den Frauen von Kanossa. Ihre Brust war ganz von den großen Streitfragen zwischen Staat und Kirche bewegt; das Wohl und Wehe der römischen Kurie und des Deutschen Reichs wurde sozusagen an ihrem Hofe entschieden, während Azzo weder der Unabhängigkeit Italiens gedachte noch von dem kirchlichen Fanatismus beunruhigt wurde, der die Lombardei durchtobte. Ihn bekümmerte nur, wie er in der Stille seinen Söhnen neue Fürstentümer erwerben könne. Es gelang ihm, wie wir wissen, für seinen ältesten Sohn Welf nicht allein den reichen Besitz der Welfen in Schwaben und Bayern, sondern auch das Herzogtum Bayern zu gewinnen. Seinem zweiten Sohne Hugo hoffte er mit der Grafschaft Maine eine ähnliche Stellung in Frankreich zu sichern, um dann die italienischen Besitzungen ungeteilt dem dritten Sohn zu hinterlassen; aber in Frankreich bereitete ihm Wilhelm von der Normandie einen Widerstand, dem er nicht gewachsen war. Unablässig beschäftigten ihn die Sorgen um seine Nachkommenschaft, während seine mächtigeren Nachbarinnen sich geflissentlich dem Ehebett und dem Familienleben entzogen und ihr großes Erbe dereinst dem Stuhl Petri zu hinterlassen gedachten.

Beatrix war eine deutsche Fürstin von Geburt, dem kaiserlichen Hause nahe verwandt und als Pflegeschwester Heinrichs III. erzogen; sie hatte sich in zweiter Ehe einem deutschen Herzog vermählt, und ein großer Teil ihrer Güter lag auf deutschem Boden. Die mannigfachsten Bande ketteten sie an ihre Heimat und das Kaiserhaus, aber viel stärker war dennoch der Bann, den Hildebrand und seine Geistesgenossen über sie übten. Jeden Schritt, den seit der Zeit Stephans IX., ihres Schwagers, das reformierte Papsttum getan, hatte sie begleitet, und mit jedem dieser Schritte hatten ihr Interesse und das der römischen Kurie sich enger verflochten. Nicolaus II. und Alexander II. hatten als Bischöfe von Florenz und Lucca ihr nahe gestanden, ehe sie den päpstlichen Stuhl bestiegen, und blieben immer mit ihr in den unmittelbarsten Beziehungen; beide haben auch als Päpste in ihren tuscischen Bistümern mehr residiert als in Rom, und Hildebrand herrschte am Hofe der Beatrix so gut wie in der römischen Kurie. Mochte Herzog Gottfrieds Stellung zu dem Papsttum oft eine unklare sein, Beatrix hielt unverwandt zu der Sache, die sie einmal mit ganzer Seele ergriffen hatte. Sie war nicht ohne Herrschsucht, doch auch nicht ohne Herrschergaben. Oft saß sie selbst zu Gericht, bald mit ihrem Gemahl, bald ihn vertretend. Ihre Gerechtigkeitsliebe und ihre Umsicht werden gerühmt; Sicherheit und Ordnung herrschten in ihren Ländern. Alles, was sie aber an Macht besaß, stand in Hildebrands Dienst. Wohl niemand hat Cadalus mehr Hindernisse bereitet als sie; Erlembald und die

Patarener hat sie niemals verlassen; die simonistischen und beweibten Priester verfolgte sie, so weit ihr Arm reichte. Mit den strengen Mönchen von Vallombrosa war sie vertraut; sie waren es, die den gutmütigen Bischof von Florenz im Jahre 1067 der Simonie anklagten, und einer von ihnen, Petrus mit Namen, ging durch flammende Holzstöße, um die Schuld des Bischofs zu erhärten. Unter Beatrix' Augen geschah es, daß der Bischof zu Rom mit dem Banne belegt und seinem Amte zu entsagen genötigt wurde; jener wundertätige Mönch wurde dagegen später Kardinalbischof von Albano. Beatrix war stolz auf ihre Ahnen, deren Reihe sie bis auf Karl den Großen zurückführte, doch predigte Petrus Damiani ihr nicht umsonst den Preis der Demut. Die Sinne verführten sie nicht; selbst Petrus war über ihr Gelübde erstaunt, in der zweiten Ehe wie eine Nonne zu leben und dem Segen weiterer Nachkommenschaft freiwillig zu entsagen. Mit ihrem Reichtum zeigte sie sich freigebig gegen die Kirchen; sie gab in dem Sinne des Petrus, der ihr sagte, „Gib die Erde und nimm den Himmel!"

Seit Gottfrieds Tode teilte Beatrix die Herrschaft mit ihrer Tochter Mathilde, die nun in den Jahren der Blüte stand. Was der Haß ihrer Feinde auch ersonnen und die Leichtgläubigkeit oder die Frivolität Späterer nachgesprochen hat, das Herz dieses jungen Weibes war nicht von Wollust entzündet und scheint selbst für alle Freuden irdischer Liebe unempfänglich gewesen zu sein. Ihre erste Ehe mit dem mißgestalteten Gottfried war vielleicht ebenso eine Scheinehe wie eine zweite Heirat, welche sie in späteren Jahren mit einem viel jüngeren Manne schloß. Sie gleichwie einst ihre Mutter bedurfte eines Mannes, der ihre steten Angriffen ausgesetzten Besitzungen diesseits und jenseits der Alpen zu schützen wußte: das verlangte sie von ihrem Gemahl und kaum mehr. Und doch beseelte der glühendste Enthusiasmus, der je einen weiblichen Busen schwellen machte, diese junge Fürstin — aber dieser Enthusiasmus wandte sich ganz Hildebrands Idealen zu. Seine Gedanken waren die ihren, sein Wille der ihre; vielleicht niemand faßte den weiten Umfang seiner Pläne, die ganze Konsequenz seines Systems besser als sie, und gegen niemand schüttete er deshalb auch freier sein Herz aus. Wenn sein Werk mit ihm nicht unterging, so dankt die römische Kirche es vor allem Mathilden, und Urban VIII. hat mit gutem Recht ihr in St. Peter zu Rom ein Denkmal unter den Gräbern der Päpste errichtet und sie auf demselben „die Vorfechterin des apostolischen Stuhls" genannt.

Wie Adelheid von Turin war Mathilde ein Weib durchaus männlichen Sinns; auch sie wird von den Zeitgenossen der Deborah verglichen. Sie erschien wohl freundlich und milde, ihre Züge ähnelten den zarten Zügen der Mutter, doch die braune Gesichtsfarbe und die hohe Statur erinnerten an ihren Vater, einen harten und gewalttätigen Herrn. Sie führte selbst ihre Mannen, schwang selbst das Schwert; zuerst als ein

zwanzigjähriges Mädchen im Jahre 1067, als Richard von Kapua Rom angriff. Ihr Auftreten war imponierend und Achtung erzwingend; sie führte den Titel einer Herzogin und Markgräfin und liebte, allen Glanz des Fürstentums um sich zu verbreiten. Das Volk nannte sie die „große Fürstin", aber sie selbst pflegte sich zu unterzeichnen: „Mathilde, durch Gottes Gnaden, wenn sie etwas ist." Und alles, was sie war, stellte sie in den Dienst der Kirche und des apostolischen Stuhls. Sie war aufgewachsen mit den unaufhaltsamen Fortschritten der kirchlichen Ideen, mit dem Wachstum des Papsttums. Mit der Theologie und den kirchlichen Streitfragen war sie wohlvertraut und folgte überall der strengsten Richtung bis zu ihrer letzten Konsequenz. Der Glaube an Wunder beherrschte sie ganz; sie war glücklich, wenn sie sich von ihnen umgeben wähnte. Religiöse Erregungen, aszetische Übungen waren ihrem Herzen Bedürfnis. Hildebrand schrieb ihr wenig später einmal, er würde ihr raten, eine Einsiedelei aufzusuchen, wenn sie nicht für den Dienst der Kirche unentbehrlich wäre; täglich riet er ihr das Abendmahl zu nehmen und zu der heiligen Jungfrau zu flehen. Aber sie war doch ganz etwas anderes als eine theologisierende Betschwester. Nicht nur die kirchlichen, sondern auch die politischen Tendenzen Hildebrands hatte sie in sich aufgenommen, und gerade für diese hatte sie am meisten gelebt und gewirkt. Trotz ihrer deutschen Mutter und ihrer Verwandtschaft mit dem Kaiserhause fühlte sie als Italienerin; bald lösten sich die letzten Bande, welche sie an den Sohn Heinrichs III. fesselten, und länger als ein Menschenalter hat sie dann jedem Angriff auf Hildebrands Werk die Spitze geboten. Rücksichtsloser als ihr Vater und Stiefvater ist sie, ein Weib, gegen das Kaisertum in die Schranken getreten, um die Weltmacht des Nachfolgers Petri zu gründen.

Die Triumphe Robert Guiscards und die Eroberung Siziliens

Geistige Bande waren es, welche Erlembald und Mathilde an Rom knüpften; die normannischen Fürsten Unteritaliens sahen sich auch durch ein äußeres Band der Abhängigkeit an den Statthalter Petri gebunden. Richard von Kapua und Robert Guiscard waren in gleicher Weise des Papstes Vasallen. Dennoch ist ihr Verhältnis zu Rom vielfach der Kurie schwerste Sorge gewesen.

Man könnte nicht sagen, daß sie sich durchweg als ungehorsame Söhne der Kirche gezeigt hätten; vielmehr legten sie ihre Devotion oft recht geflissentlich an den Tag. Nirgends fanden die Verordnungen Roms gegen Priesterehe und Simonie leichteren Eingang als in ihren Gebieten; ihre Bischöfe schickten sie gern zu den Synoden nach Rom; glanzvoll empfingen sie den Papst, wenn er nach dem Süden kam; die Kirchen und Klöster hatten bei ihnen die größten Ehren, und reichlich machten sie gut, was sie

in früheren Zeiten gefehlt. Wie dankbar empfing man Richard von Kapua, wenn er die Höhe von Monte Cassino bestieg; keinen vertrauteren Freund hatte er als Abt Desiderius, den Gesinnungsgenossen Hildebrands und des Papstes. Und Robert Guiscard begann nicht allein die schlimmen Streiche seiner Jugend zu bereuen, sondern auch Gewissensbisse über seine Ehe mit einer Verwandten zu empfinden; er entließ Alberada [1] und freite um eine Schwester Gisulfs von Salerno.

Aber diese normannischen Fürsten waren doch noch weit habgieriger als devot. Auch war die Ausbreitung ihrer Eroberungen fast eine Notwendigkeit für sie, um jene Ritter zu beschäftigen und zu belohnen, die schon mit eifersüchtigen Augen auf die ihnen über den Kopf gewachsene Macht des Fürsten von Kapua und des Herzogs von Apulien sahen. Weder die Besitzungen der römischen Kirche, noch die Länder der Fürsten von Salerno und Benevent, die immer aufs neue den Schutz des römischen Bischofs anrufen mußten, wurden da ängstlich geschont. Wuchs die normannische Macht noch höher, so fürchtete Hildebrand mit Recht, daß ihr Rom nicht länger werde gebieten können, und nahm sich deshalb der langobardischen Fürstentümer mit aller Entschiedenheit an; ja er scheute sich nicht, selbst aufsässige Vasallen Richards von Kapua in die Dienste der römischen Kurie zu ziehen. Gisulf von Salerno war ein Fürst von schlimmer Gemütsart, von einer Treulosigkeit ohnegleichen, welche sich kaum durch seine verzweifelte Lage entschuldigen ließ; dennoch trat Hildebrand mit ihm in ein so vertrautes Verhältnis, daß dadurch seine Freundschaft mit Abt Desiderius und den Mönchen von Monte Cassino gefährdet wurde.

Überall sah sich Richard bald von dem Widerstande der römischen Kurie umgeben: sogar sein rebellischer Schwiegersohn, Wilhelm Monstarola, wurde Vasall des Papstes. Die Pläne auf Salerno mußte Richard so aufgeben; in Kapua selbst wurde er von einem Aufstande seiner Mannen bedroht. Wir haben gesehen, wie er endlich die ihn hemmenden Schranken durchbrechen wollte und im Jahre 1067 Rom mit Waffengewalt angriff. Damals bequemte sich der Papst zu einem gütlichen Abkommen, aber bald brach der Unfriede aufs neue aus. Abermals erhob sich Wilhelm Monstarola und nahm Aquino und andere Burgen vom Papste zu Lehen; ein neuer Aufstand der Vasallen bedrohte Richard von allen Seiten, und er stand in solcher Bedrängnis, daß er Robert Guiscard mit schwerem Herzen endlich um Beistand ersuchte; Robert versprach Hilfe, weil er das fremde Beispiel auch für seine Vasallen zu fürchten hatte. Zu Richards Glück starb im entscheidenden Augenblick Wilhelm zu

[1] Alberada hat Robert lange überlebt, sie war in zweiter Ehe mit einem normannischen Großen, Roger mit Namen, vermählt und wird als Herrin von Colobraso und Policoro noch in einer Urkunde vom Jahre 1122 erwähnt. Mehrere Klöster Unteritaliens preisen sie als ihre Wohltäterin.

Rom am Fieber (1071), und der Aufstand verlor sein Haupt. Aber doch hatte Richard noch manchen Strauß zu bestehen, ehe er des nördlichen Kampaniens wieder Herr wurde; sogar mit seinem Sohn Jordan und seinem Bruder Rainulf geriet er deshalb in Zerwürfnis. Wieviel Mühe kostete es ihm, ehe er sich des kleinen Aquino bemächtigen konnte, welches er dann seinem Sohne überließ. Er sah endlich ein, daß er sich um jeden Preis die Geneigtheit Roms gewinnen müsse; im Jahre 1072 stand er wieder mit der Kurie in gutem Vernehmen, doch hatte er nur durch das Aufgeben seiner Absichten gegen die römischen Besitzungen die Gunst des Nachfolgers Petri wiedererlangen können.

Ein freieres Feld kriegerischer Tätigkeit sah Robert Guiscard vor sich; überdies war er nicht der Mann, seinen Kampfesmut von priesterlichen Händen zügeln zu lassen. Salerno behielt er im Auge und faßte durch die ertrotzte Ehe mit Sigelgaita, Gisulfs Schwester, festen Fuß in dem Fürstentum. Dieses mochte noch auf einige Zeit bestehen, aber fiel es, sollte es nur in seine Hände fallen. Und Salerno war nicht der einzige Vorteil, den ihm diese Ehe verhieß; der höhere Gewinn war die Fürstin selbst, ein heldenmütiges Weib, in der noch einmal der Langobardenname vor seinem Erlöschen im Süden zu Ehren kam. Selten sind Gatten so einer des anderen würdig gewesen wie Robert und Sigelgaita: „Drei Tugenden" — sagt Amatus von Monte Cassino — „pries man an ihm und drei an seiner Gemahlin. Unter den Reichen war er der Reichste, unter den Frommen der Frommste, unter den Rittern der Ritterlichste, und seine Dame war vornehm von Geblüt, schön von Gestalt und verständigen Sinnes." An Roberts bewunderten Taten hat Sigelgaita keinen geringen Anteil.

Mit Kalabrien, Apulien und Sizilien war Robert vom Papste belehnt worden, und damit war er zum Kampf gegen Griechen und Sarazenen aufgerufen. Nie hatte man ihn vergeblich zu den Waffen gefordert, und am liebsten ergriff er sie jetzt, wo es den Kampf gegen die Ungläubigen galt. Zur Seite stand ihm sein junger Bruder Roger, dessen Verwegenheit eher eines Zügels als des Spornes bedurfte. Kaum war mit der Eroberung von Reggio und Squillace die Unterwerfung Kalabriens vollendet, kaum war in Apulien das feste Troja in seine Hände gefallen (1060), so ging er damit um, seine Waffen über die Meerenge zu tragen, und das Glück kam ihm zu Hilfe. Ein verjagter Emir Siziliens wandte sich schutzflehend an ihn und erbot sich, ihm die Bahn des Sieges zu öffnen.

Kurze Zeit nach jenem vereinten Angriff des Morgen- und Abendlandes auf die arabische Macht, der zuerst die Normannen nach Sizilien geführt hatte[1], war Abdallah, der Sohn des Zeiriden Moezz-ibn-Badis, aus der Insel geflohen und hatte sie in der äußersten Verwir-

[1] Bd. II, S. 284.

rung zurückgelassen (1040). Man wählte einen Bruder des ermordeten Akhal zum Emir; er hieß Hasan und führte den stolzen Beinamen Simsâm-ed-Dawla, d. h. Schwert des Reichs. Aber seine Taten entsprachen dem Namen nicht; weder die äußeren Feinde wußte er abzuwehren noch den Aufruhr im Innern zu bändigen. Überall stand das Volk auf; Volksführer erhoben sich in den einzelnen Städten als Tyrannen. Keiner unter ihnen gewann eine größere Bedeutung als der Kâid Ali-ibn-Ni'ma, mit Beinamen Ibn-Hawwasci, d. h. Sohn des Demagogen; er beherrschte von Castro Giovanni in der Mitte der Insel aus ein weites Gebiet, zu dem auch Girgenti und Castronovo gehörten; sein Schwager war der Kâid von Catania Ibn-Meklâti. Der Sammelplatz der arabischen Aristokratie wurde dagegen Palermo; hier erhob sich aus ihr Mohammed-ibn-Ibrahim-ibn-Thimna als Gegner jener Tyrannen und verjagte Ibn-Meklâti, dessen Stadt und Weib er sich aneignete. Vielleicht entstammte er der Dynastie der Kelbiten, die seit geraumer Zeit über Sizilien geherrscht hatte; jedenfalls trat er auf, als gebühre ihm als Emir die Herrschaft über die ganze Insel. Bald geriet er deshalb mit Ibn-Hawwasci in Streit, zu dem nach den Berichten der Araber die schlimme Behandlung der Schwester des Herrn von Castro Giovanni die nächste Veranlassung bot. Im Kampf gegen ihn zog Ibn-Thimna den kürzeren; alles verließ ihn, und er sah kein anderes Mittel der Rettung, als sich den Normannen in die Arme zu werfen. „Und als dies geschah," sagt Amatus, „glaubte Robert darin Gottes Willen zu erkennen und rüstete sich, Sizilien zu nehmen."

Es war in der Fastenzeit 1061, daß Robert Schiffe und ein kleines Heer zusammenbrachte, mit dem Goffred Ridell, einer seiner kriegserfahrensten Ritter, der junge Roger und Ibn-Thimna sofort über die Meerenge setzten; Goffred hatte er zu seinem Stellvertreter bei dem Heere, welches er selbst nicht begleiten konnte, ernannt, wohl um den Ungestüm Rogers zu zähmen. Der Angriff war auf Messina gerichtet. Bei Nacht griffen die normannischen Ritter die Stadt an, offenbar in der Absicht, sie zu überrumpeln; die Araber traten ihnen jedoch vor den Toren entgegen, und trotz eines tapferen Kampfes mußten die Normannen nach wenigen Tagen den Rückweg suchen. Die Beute, welche sie heimbrachten, bestimmten sie zur Herstellung der Kirche des heiligen Andronicus bei Reggio. Messina aber suchte nun seinen Hafen durch eine Flotte zu schützen und wandte sich um Beistand an Palermo, wo es Schiffe, Geld und Krieger erhielt.

Inzwischen schickte sich auch Robert selbst an, nachdem er glücklich in Apulien gefochten, seine Waffen nach Sizilien zu tragen. „Ich will die Christen befreien," sagte er zu den Normannen, „die unter dem Joch der Sarazenen seufzen; mich verlangt, ihrer Knechtschaft ein Ende zu machen und die Gott angetane Kränkung zu rächen." Und kühnen Muts antworteten die Normannen, sie seien bereit, den Kampf zu unternehmen,

und versprachen ihm, mit Gottes Hilfe die Sarazenen zu unterjochen. Das Heer und die Schiffe der Normannen versammelten sich in Kalabrien bei einem Orte S. Maria am Pharus. Die größte Schwierigkeit war, die Überfahrt zu bewirken, ohne von der palermitanischen Flotte behindert zu werden. Robert ließ zwei leichte Fahrzeuge ausrüsten; das eine bestieg er, das andere Roger, um den Stand der Flotte zu erspähen. Die Schiffe wurden von den Palermitanern bemerkt und verfolgt; glücklich aber kehrten die Fürsten heim und hatten ihren Zweck erreicht. Mit Freude wurden sie von den Rittern begrüßt, die sich nun nicht mehr vom Übergange zurückhalten lassen wollten, und deren Ungestüm Robert nur mit Mühe zügelte. Zweihundertundsiebzig erlesene Ritter übergab der Herzog alsbald seinem Bruder Roger, um sie auf dreizehn Schiffen bei Nacht über die Meerenge zu schaffen. Sie landeten unbemerkt an einem Ort, Kalkare mit Namen, etwas südlich von Messina, und schickten sogleich die Schiffe zurück. Als es Tag geworden war, stiegen sie dann zu Roß und ritten gen Messina. Das Glück wollte ihnen wohl. Sie trafen auf eine Karawane von Pferden und Maultieren, mit welcher der Kaid von Messina bedeutende Geldsummen zur Verteidigung der Stadt von Palermo brachte; mit leichter Mühe bewältigten sie den Zug und machten die reichste Beute. Und kaum wandten sie ihre Blicke nach dem Meere, so sahen sie ihre Schiffe abermals auf hoher See und sich der Küste mit Verstärkung nahen; Robert hatte sie wiederum ausgesandt und mit ihnen hundertundsiebzig Ritter. In der freudigsten Stimmung griffen sie so Messina an und fanden hier alles in Verwirrung. Man wußte das Mißgeschick des Kaid, man sah die normannischen Schiffe auf der See, man war auf keinen Angriff von der Landseite gefaßt: im panischen Schrecken verließen die Männer ihre Weiber und Kinder und gaben die Heimat preis. Die einen flohen auf die Schiffe, die anderen längs der Küste. Ohne Kampf betraten die Normannen Messina und teilten unter sich die Weiber und Kinder, die Dienerschaft und alle Habe der Flüchtigen. Nach der ersten Siegesfreude sandten sie sogleich Boten an Robert und luden ihn ein, von der Stadt, welche sie ihm gewonnen, Besitz zu ergreifen. „Als Robert dies hörte, dankte er dem allmächtigen Gott, von dem aller Sieg und alle Siegesfreude kommt, und obwohl sein Herz voll Jubel und Lust war, gedachte er doch der Wohltat von oben und rechnete nicht seinem Verdienst, sondern Gott den Triumph zu. Er befahl allen Normannen, Gott die Ehre zu geben, der so wenige Ritter, als sie ausgesandt, so Großes habe vollführen lassen und ihnen eine Stadt in die Hände gegeben habe, von der aus alle Ungläubigen verjagt werden könnten.“ So erzählt Amatus, der erste Geschichtsschreiber der Normannen in Italien, den Hergang der Sache.

Nach der Eroberung Messinas verließ die Flotte der Palermitaner sofort den Hafen der Stadt. Ungehindert konnte Robert mit dem ganzen

Heer in Messina landen; er nahm die Stadt in Besitz, befestigte sie und versah sie mit einer Besatzung. Nur tausend Ritter und tausend Mann Fußvolk hatte er bei sich, aber nach der Erfahrung, die er gemacht, hielt er dies Heer für groß genug, um mit Ibn-Hawwasci den Kampf zu wagen. Er drang, von Ibn-Thimna geführt, in das Innere der Insel ein. Als man am Ätna lagerte, kamen die Christen der Umgegend in Masse herbei und bezeugten dem Herzog ihre Freude über seinen Sieg, indem sie ihm zugleich Geschenke und Lebensmittel darbrachten. Einige Orte, wie Centorbi, hatten die Araber so stark befestigt, daß Richard sich auf eine Belagerung nicht einlassen konnte; andere, wie Paterno, fand man ganz verlassen, die Einwohner waren verschwunden „wie Wachs am Feuer". Endlich gelangte man vor Castro Giovanni, wo Ibn-Hawwasci sich den Normannen entgegenstellte. Hier kam es zu dem ersten offenen Kampf, in dem jedoch die Araber nicht lange standhielten. Fast ohne Verlust wurde ein vollständiger Sieg gewonnen, und Ibn-Hawwasci zog sich in die Feste zurück. Zwei Monate lag dann Robert vor Castro Giovanni, aber die feste Burg auf steiler Höhe zu bezwingen, gelang ihm nicht. Er zog ab und nahm den Rückweg nach Messina.

Als Robert zurückkehrte, kamen von allen Seiten die Kâids zu ihm. Mit gekreuzten Armen und gesenktem Haupt nahten sie sich ihm, brachten ihm Geschenke und schlossen Frieden, indem sie sich und ihre Städte ihm unterwarfen. Auch der Emir von Palermo sandte Boten und schickte Robert Mäntel mit spanischer Stickerei, kostbares Linnen, goldenes und silbernes Tafelgerät, mit königlicher Pracht aufgezäumte Maultiere und mit Gold verzierte Sättel als Geschenk, zugleich einen Beutel mit 80 000 Taris[1]. Der Herzog nahm die Geschenke an und sandte einen Diakonus, Peter mit Namen, der der arabischen Sprache kundig war, nach Palermo, um dem Emir zu danken. Er gebot ihm, seine Kenntnis des Arabischen sorgfältig zu verhehlen, zugleich aber nach allem zu horchen, was in Palermo vorginge. Peter fand dort die beste Aufnahme und noch bessere beim Herzog, als er zurückkehrte und ihm meldete, wie die Stadt völlig entkräftet sei und die Bürgerschaft ihm ein Leib ohne Haupt scheine. Aber die Einnahme der Stadt ohne Flotte schien Robert dennoch unmöglich; er verschob sie auf spätere Zeit und begab sich nach dem Val Demone, dem nördlichen Teile der Insel. Die Christen hier kamen ihm freudig entgegen und brachten ihm willig Tribut dar. Zu ihrem Schutz baute er ein Kastell und besetzte es mit normannischen Rittern; er hieß es San Marco zur Erinnerung an jene nach dem heiligen Marcus genannte Burg, von welcher aus er Kalabrien unterworfen hatte. Als dies geschehen, wandte er abermals nach Messina um, nun der Rückkehr gedenkend; den wackern Goffred Ridell sandte er an Sigelgaita mit den fröhlichen Siegesbotschaften voraus. Bald begegnete er ihr selbst in Kalabrien, von Roger

[1] Eine kleine Goldmünze, etwa vier Mark deutscher Reichswährung an Wert.

begleitet. Ibn-Thimna hatten sie in Katania, normannische Besatzungen in Messina und S. Marco zurückgelassen.

Die Anfänge der normannischen Herrschaft auf Sizilien waren mit besonderem Glück gewonnen, aber im weiteren Fortgang stieß die Eroberung auf große Schwierigkeiten. Robert mußte in Apulien mit den Griechen kämpfen, die seine Abwesenheit benutzt und ihm manche Städte wieder entrissen hatten. Roger setzte zwar den Krieg in Sizilien fort, aber das Unglück wollte, daß er eben damals mit seinem Bruder in Zerwürfnisse geriet. Mitten in seinen Siegen war ihm in wundersamer Weise der Stern der Liebe aufgegangen. Judith von Grentemesnil, eine junge normannische Dame, der er schon in der Heimat sein Herz geschenkt hatte, kam mit den Ihrigen nach Kalabrien, da ihr Bruder Robert, ein geistlicher Herr, vor dem Zorn Herzog Wilhelms aus der Normandie flüchten mußte. Kaum vernahm Roger von Judiths Ankunft, so eilte er nach Kalabrien zurück, warb um ihre Hand und feierte mit ihr auf seiner Burg Melito die Hochzeit. Viel lag ihm daran, das schöne junge Weib mit fürstlichem Haushalt zu umgeben und in glänzender Weise auszustatten; deshalb verlangte er von seinem Bruder jetzt ein eigenes Fürstentum in Kalabrien, wie es ihm früher versprochen war. Robert war freigebig mit Geld, aber sparsam mit Land und Leuten. Roger mußte endlich die Waffen ergreifen, um ihn zur Erfüllung seines Versprechens zu zwingen; so gewann er die Hälfte des kalabrischen Landes. Indessen war in Sizilien Ibn-Thimna bei einem Überfall erschlagen worden; die Normannen hatten in ihm nicht allein ihren treuesten Anhänger unter den Eingeborenen verloren, sondern sein Tod hatte auch den Abfall von Katania und anderen Orten nach sich gezogen. Wenn sich auch Messina und Traïna, eine fast ganz von Christen bewohnte Stadt, welche Roger auf einem neuen Zuge genommen und befestigt hatte, noch immer hielten, so war doch ernstlich in Frage gestellt, ob sich die Normannen auf der Insel würden behaupten können. Als Roger 1062 mit seiner jungen Gemahlin nach Sizilien zurückkehrte, gerieten beide in Traïna durch eine Empörung der Einwohnerschaft sogar persönlich in die größte Bedrängnis. Aber Gefahren schienen Rogers Mut nur zu stählen. Wie lange und wie oft auch das Kriegsglück schwankte, endlich brachte er doch Ibn-Hawwasci bei Cerami eine empfindliche Niederlage bei (1063). Als die Normannen hier kämpften, fühlten sie ganz, wieviel auf dem Spiele stand, und daß sie die Sache der ganzen Christenheit mit ihren Schwertern führten. Mit religiöser Begeisterung stürzten sie sich auf die Sarazenen. Es war wohl das erstemal, daß ein Christenheer den heiligen Georg als Mitstreiter und Mitsieger feierte; in der Gestalt eines Ritters mit hellglänzenden Waffen glaubte man den Heiligen mitten im Schlachtgewühl gesehen zu haben. Den Sieg meldete Roger sofort nach Rom, indem er zugleich dem Papst als Ehrengeschenk aus der Beute vier Kamele übersandte. Der Papst erwiderte diese Huldigung durch seinen

apostolischen Segen und die Verleihung einer geweihten Fahne an Roger, um unter dem Zeichen des heiligen Petrus den Kampf gegen die Ungläubigen fortzusetzen.

Die Vorgänge auf Sizilien beschäftigten bereits, wie man sieht, die römische Kurie — und wie wäre es anders möglich gewesen? Aber auch an anderen Orten Italiens nahm man an ihnen Anteil. Es war im Jahre 1063, daß die Pisaner ihre Flotte ausrüsteten, um Palermo zu erobern. Die Stadt war ihnen für ihren Handel überaus wichtig; sie hatten lange mit ihr in Verbindung gestanden und wollten sich jetzt nicht aus ihr verdrängen lassen, sondern sich entweder mit oder ohne die Normannen dort festsetzen. Das Unternehmen mißlang; wohl hauptsächlich deshalb, weil Roger den Kaufleuten von Pisa die Eroberung mißgönnte. Aber die Hafenketten, die sie gesprengt hatten, und unermeßliche Beute brachten die Pisaner von Palermo heim. Von der Beute begannen sie ihren Dom, an dem sie dann ein halbes Jahrhundert arbeiteten, eines der stattlichsten und glänzendsten Gebäude Italiens zu jener Zeit und noch jetzt von den Pisanern als ein Denkmal ihres alten Ruhms in hohen Ehren gehalten; auch die Hafenketten von Palermo haben sie immer zu ihren kostbarsten Trophäen gezählt.

Doch nicht Italien allein sah nach Sizilien hinüber, auch die Zeiriden in Afrika wurden inne, daß es sich dort um eine große Entscheidung für den Islam handele. Moezz war im Jahre 1062 gestorben und ihm sein Sohn Tamim gefolgt: dieser rüstete ein großes Heer und sandte es im Jahre 1063 nach Sizilien. Seine Söhne Ajub und Ali führten das Heer; der erstere wandte sich nach Palermo, während der andere Girgenti besetzte. Einer solchen Verstärkung der arabischen Streitkräfte fühlte sich Roger nicht gewachsen und verlangte Unterstützung von Robert. Mit großer Macht kam der Herzog darauf zum zweiten Male nach der Insel hinüber (1065) und ging nun unmittelbar auf Palermo los. Auf dem Monte Pellegrino, damals der Tarantelberg genannt, schlug er ein Lager auf und lag drei Monate vor der Stadt. Aber er fand, daß ohne eine tüchtige Flotte Palermo nicht zu bezwingen sei, zog ab und wandte sich gegen Girgenti. Doch auch hier war ein schneller Erfolg nicht zu erzielen. Robert verbrachte die Zeit auf Sizilien in unsicheren Unternehmungen, während die Griechen seine Abwesenheit benutzten, um in Apulien den verlorenen Boden wiederzugewinnen, und in der Tat manche der wichtigsten Städte, die er bereits gewonnen hatte, an sich rissen. So war Otranto ihnen aufs neue zugefallen, und Bari, dessen Einwohner früher schon mit den Normannen ein Abkommen getroffen hatten, war ganz wieder auf die griechische Seite getreten. Der Besitz dieser Seestädte war aber für Robert um so wichtiger, als ohne dieselben und ihre Schiffe weder Sizilien ganz gewonnen noch auch der bereits besetzte Teil der Insel dauernd behauptet werden konnte. Deshalb verließ er Sizilien wieder, und Roger blieb die

Aufgabe, die von den Normannen eingenommenen Burgen vorläufig zu verteidigen.

Kein geringes Glück für den Grafen war es, daß die afrikanischen Araber bei ihren sizilischen Glaubensgenossen nicht die beste Aufnahme fanden. Ibn-Hawwasci geriet bald mit den Söhnen Tamims in Zerwürfnisse und griff endlich sogar gegen sie zu den Waffen. Es kam zu einem Kampfe, in dem Ibn-Hawwasci, offenbar der mächtigste und gefährlichste Gegner der Normannen, den Tod fand. Aber weder Palermo noch Girgenti wollte die Herrschaft der Zeiriden ferner anerkennen, und die Söhne Tamims kamen selbst in nicht geringe Not. Roger wurde deshalb allgemach wieder unternehmender; seine Streifzüge gingen weit durch die Insel, und im Jahre 1068 brachte er sogar den Arabern bei Misilmeri, unweit Palermo, eine sehr erhebliche Niederlage bei. Das afrikanische Heer räumte wenig später Sizilien, und mit ihm verließen bereits eine große Zahl der einheimischen Muselmänner die Insel, da sie den Untergang des Islams in derselben vor Augen sahen und unter christlichem Regiment nicht leben wollten.

Indessen hatte Robert die Griechen in Apulien überall zurückgetrieben. Im Jahre 1068 nahm er Otranto, und noch in demselben Jahre begann die Einschließung Baris, des letzten Bollwerks der griechischen Macht in Italien. Die größten Schwierigkeiten bot ihm die Belagerung dar, da es Robert an einer ausreichenden Flotte fehlte, während die Belagerten Unterstützungen von Byzanz erhielten und selbst normannische Überläufer für sie tätig waren. Robert mußte alle seine Streitkräfte aufbieten und auch Roger aus Sizilien zu seiner Unterstützung herbeirufen. Endlich im dritten Jahre der Belagerung am Sonnabend vor dem Palmsonntag (16. April 1071) fiel Bari. Die Eroberung dieser Stadt schloß nicht nur die völlige Unterwerfung Apuliens in sich, sondern bahnte auch den Weg zur Einnahme Palermos. Ein Ziel war erreicht, dem die Normannen seit langen Jahren nachgestrebt hatten, ein anderes, nicht minder ersehntes schien jedenfalls erreichbar.

Schon im August 1071 gingen die Brüder mit sehr stattlichen Streitkräften nach Messina hinüber. Diesmal begleitete sie auch eine ansehnliche Flotte, meist aus Schiffen von Bari bestehend. Zuerst wurde Katania von Roger belagert und ergab sich bereits nach vier Tagen; dann brach man sogleich gegen Palermo auf. Roberts Flotte sperrte den Hafen; zugleich erfolgte die Umschließung der Stadt. Auf der Strandseite schlug Robert selbst sein Lager auf, nach der Landseite hin Graf Roger. Die Stadt war mit großer Weitläufigkeit gebaut. Den alten Teil der Stadt hatten die Araber mit einer neuen Stadt rings umgeben, welche durch Mauern ebenso gegen die Altstadt wie nach außen hin abgegrenzt war und viele prachtvolle Gärten einschloß. Vor den Toren lagen anmutige Landhäuser, mit allem Luxus des orientalischen Lebens ausgestattet; diese fielen sogleich

in die Hände der Normannen, die sich alsbald in ihnen einrichteten. Der Glanz und die Schönheit, die man hier vereinigt fand, zauberten den normannischen Rittern ein Paradies auf Erden vor und machten sie nur begieriger auf den Besitz der weiten Stadt, die stolz in der reichen Ebene prangte.

Aber der Umfang Palermos erschwerte die Belagerung. Sie zog sich so in die Länge, daß der Herzog endlich an Richard von Kapua sandte und ihn um Beistand bat. Richard hatte nämlich früher Hilfe gegen die Sarazenen versprochen, aber eifersüchtig wie er immerdar auf Roberts Glück war, gereute ihn bereits sein Versprechen, und er blieb daheim. Anfangs wollte er seinen Sohn Jordan mit zweihundert Rittern nach Sizilien senden, aber bald wandte sich abermals seine Meinung, und er rief seinen Sohn mit den Rittern noch vom Wege zurück. So blieben die Normannen vor Palermo ohne Verstärkung, während die Städter von Afrika her wiederholt Unterstützung erhielten. Der Mut der Belagerten war ungebrochen; sogar als eine Hungersnot unter den Volksmassen ausbrach, wollte sich die Stadt nicht ergeben. Und schon stellte sich auch bei den Normannen der Mangel ein, selbst an der Tafel des Herzogs fehlte der Wein. Naiv genug bewundert Amatus, wie Sigelgaita das Wassertrinken habe aushalten können, da sie am Hofe von Salerno stets reinen Wein zu genießen pflegte; bei Robert schien ihm diese Nüchternheit nicht so erstaunlich, weil in der Normannen Heimat der Rebensaft nicht gedeihe.

Robert beschloß endlich einen Sturm. Vierzehn hohe Leitern ließ er anfertigen und die Hälfte derselben zu Roger schaffen; zugleich wurde ein gemeinsames Vorgehen auf einen bestimmten Tag verabredet. Mit der Morgenröte desselben legte Roger die Leitern an die Stadtmauer. Ein Normanne, Archifred mit Namen, bezeichnete sich mit dem Kreuz und erstieg zuerst die Mauer; einige andere folgten. Die Araber drängten nach der angegriffenen Seite, und es entspann sich hier ein hitziger Kampf. Indessen hatte aber auch Robert auf der andern Seite die Leitern anlegen lassen und ohne Gefahr einige seiner Leute über die Mauer gebracht; ihnen gab er Befehl, ein nahe gelegenes Tor zu öffnen, und sofort ergoß sich nun der breite Strom der Ritter und ihrer Knappen in die Stadt. So fiel Neu-Palermo, und auch die alte Stadt ließ sich nun nicht mehr halten. Schon am folgenden Morgen erschienen zwei Kâids mit mehreren vornehmen Arabern beim Grafen Roger und übergaben ihm ohne Bedingung auch die Altstadt, in welche er sogleich mit seinen Rittern den Einzug hielt. Am vierten Tage betrat dann Robert selbst mit seiner Gemahlin, deren Bruder Guido und seinen Söhnen in feierlicher Weise Alt-Palermo und begab sich nach der Marienkirche, der ehemaligen Kathedrale, welche die Araber in eine Moschee verwandelt hatten. Die Zeichen des Islam wurden hier sogleich beseitigt, und der Erzbischof von Palermo, der bisher in der armen Kirche des heiligen Cyriacus sein Dasein gefristet hatte, kehrte in

seine Kathedrale zurück und hielt vor den Normannen die erste Messe. Den Christen von Palermo war es, als ob der Lobgesang der Engel vom Himmel ertöne und ein überirdischer Glanz die Kirche umspiele (Januar 1072).

Als die Hauptstadt der Insel so in der Gewalt der Normannen war, versammelte Robert seine Ritter und beriet mit ihnen, was mit Sizilien geschehen solle. Sie waren der Meinung, man müsse die Insel Graf Roger überlassen, und Robert teilte diese Ansicht. Die Hälfte von Palermo, Messina und dem Val Demone behielt sich Robert vor, alles übrige übergab er dem Bruder zu Lehen und bestätigte ihn überdies in dem Teile Kalabriens, den er ihm bereits früher zugestanden hatte. Sofort zog Roger dann aus, um sich auch die Orte in der Umgegend zu unterwerfen; Robert blieb indessen in Palermo zurück, um die Stadt gegen die Araber in Verteidigungszustand zu setzen. Er befestigte den Cassaro, die Burg derselben, und versah ihn mit Lebensmitteln auf lange Zeit. Auch der christlichen Kirche gedachte er. Als er neben den stattlichen Palästen der Araber die Dürftigkeit einer alten Marienkirche sah, die „wie ein Backhaus" an ihrer Seite erschien, seufzte er und befahl, sie niederzureißen; mit vielen Kosten ließ er eine neue Kirche aus Marmor und Quadersteinen aufführen.

Inzwischen ereilten Robert schlimme Nachrichten aus der Heimat. Die Triumphe Roberts ließen Richard von Kapua keine Ruhe. Vor kurzem hatte er seinen Sohn Jordan mit Gaitelgrimma, einer Schwester Sigelgaitas, vermählt, um so auch sich die Wege nach Salerno offenzuhalten; jetzt wiegelte er die großen Vasallen Apuliens gegen den Herzog auf und machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache. Noch bestanden hier die alten zwölf großen Lehen, die um Melfi im Anfang der Eroberung begründet waren [1], doch wurden die Inhaber derselben, die sich Grafen nannten, durch die steigende Macht des Herzogtums mehr und mehr beschränkt. Schon früher war deshalb unter ihnen ein Aufstand ausgebrochen und von Robert nur mühevoll niedergekämpft worden. Ein neuer Sturm brach jetzt los, schlimmer als der erste, und Robert mußte die Rückkehr beeilen, um nicht Apulien zu verlieren. Er berief die Bürger von Palermo, berechnete ihnen die großen Verluste, welche er durch die Eroberung der Stadt erlitten, und verlangte Entschädigung und Geiseln. Als er beides empfangen, ging er über das Meer und warf sich in Apulien in den Kampf gegen Richard und die ihm verbündeten Großen, unter denen selbst seine nächsten Verwandten waren. Fast ein Jahr lang war er mit diesem Kampf beschäftigt. Burg für Burg mußte einzeln genommen, ein Gegner nach dem anderen bezwungen werden; endlich gewann er den vollständigsten Sieg, und Richard sah sich aufs neue gedemütigt. Aber der Herzog war durch diese Kämpfe und Siege bis auf den Tod erschöpft, schwer erkrankt lag er zu Bari darnieder. Im Frühjahre 1073 lief die Nachricht durch Italien, daß er sein Heldenleben vollendet habe.

[1] Bd. II, S. 359.

Es ist nicht dieses Ortes, die Eroberung Siziliens weiter zu verfolgen, obwohl uns die Geschichte der Kaiserzeit noch öfters zu den reizenden Gestaden dieser Insel zurückführen wird. Rogers Waffen ruhten auch in der Folge nicht. Erst im Jahre 1086 gewann er Syracus, 1087 Girgenti, 1090 und 1091 die letzten von den Arabern verteidigten Plätze; seitdem war die ganze Insel in den Händen Rogers und seiner Normannen. Eine arabische Bevölkerung blieb in derselben auch in der Folge zurück, obwohl manche Muselmänner auch noch nach den letzten Kämpfen nach Afrika ausgewandert, viele durch die Normannen nach Kalabrien verpflanzt waren. Den Zurückbleibenden beließ Roger die Übung ihrer Religion, ihr Recht und eigene Richter; er störte sie nicht in ihren Sitten, wofern sie sich gehorsam bewiesen und ihm Tribut zahlten. Die letzten Zeiten der Araberherrschaft waren traurig und drückend genug gewesen; die Eroberung der Normannen erschien deshalb nicht allein den Christen, sondern bald auch den einheimischen Arabern in mehrfacher Beziehung als Wohltat. Gewerbfleiß und Handel, früh von den Arabern hier gepflegt, aber in der letzten Zeit vernachlässigt, blühten wieder auf. Auch die kriegerische Tüchtigkeit der Sarazenen erstarb unter der Fremdherrschaft nicht; fast überall finden wir arabische Krieger später in Rogers und seiner Nachfolger Heeren. Das eigentümlichste Staats- und Kulturleben entwickelte sich seitdem in Sizilien aus einer Mischung französischer, italienischer und orientalischer Elemente, welches auch auf das Festland Italiens nicht ohne tiefere Einwirkung blieb und selbst Deutschland berührte, indem es den letzten unserer großen Kaiser von Jugend an umfing.

Gaufred Malaterra, der Geschichtsschreiber Rogers, der ihn kannte und verehrte, sagt: „Die Söhne Tancreds von Hauteville waren von Natur so geartet, daß sie, voll unersättlicher Herrschbegier, solange ihre Kräfte reichten, niemals ruhig einen ihrer Nachbarn im Besitz von Land und Leuten belassen konnten; jeder Nachbar mußte entweder ihnen dienen, oder sie nahmen ihm alles, was er besaß." Vor allem, meint er, sei das die Art Robert Guiscards gewesen. Und gewiß sind nie aus Gaufreds Feder wahrere Worte geflossen. Nichts wäre daher verkehrter, als Roberts und Rogers Eroberungen allein aus religiösen Beweggründen abzuleiten. Aber doch kämpfte Roger unter der Fahne des heiligen Petrus und schrieb um sein Siegel: „Die Rechte des Herrn gab Macht; die Rechte des Herrn erhöhte mich", und Robert stellt recht geflissentlich die Befreiung der Christen als sein wesentlichstes Interesse bei der Eroberung Siziliens hin. Die eigentümlich kirchliche Färbung dieser Kämpfe ist in der Tat unverkennbar, und in mehr als einer Beziehung erscheinen sie als ein Vorbild der Kreuzzüge, die ja in ihren Anfängen zum großen Teil auch durch das normannische Element bestimmt wurden. Die alte Abenteuerlust ihrer skandinavischen Voreltern erwacht in diesen streitlustigen französischen Rittern von neuem, aber nicht mit dem Bilde des Thor, sondern unter dem

Zeichen des Kreuzes ziehen sie aus, und nicht einen König aus Odins Stamm erkennen sie als ihren Oberherrn, sondern den Nachfolger des heiligen Petrus zu Rom. Es bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des Mittelalters, als die verwegensten Krieger des Abendlandes sich in den Dienst der römischen Kirche stellen, als das Abenteuer und die Abenteurer papistisch werden.

Allerdings sah die römische Kurie die Siege Roberts, die sie mit ihren Gebeten begleitete, zugleich nicht ohne Besorgnis. Wenn sie sich damals wieder enger an Richard von Kapua anschloß, so geschah es hauptsächlich wohl aus Besorgnis vor der Übermacht, welche Robert in Italien zu gewinnen drohte. Doch die unermeßlichen Vorteile, die ihr aus seinen Taten erwuchsen, konnte sie nicht verkennen. Der lateinische Ritus verbreitete sich nun erst über alle Länder italienischer Zunge; der Primat Petri gewann erst hier allgemeine Anerkennung. Nicht allein dem Islam, sondern auch der griechischen Kirche war ein weites Terrain abgewonnen. Wie oft hatten Päpste vor den Heeren von Byzanz und den Scharen der Sarazenen mitten in ihrer Hauptstadt erzittern müssen: jetzt schienen sie vor diesen Feinden für alle Folge gesichert. Wenn nach den Kämpfen eines halben Jahrtausends Italien endlich ganz dem Abendlande gewonnen war, dem Nachfolger Petri vor allem schien der Gewinn dabei zuzufallen.

Läßt man die Blicke von den Höhen des Ätna bis zu dem Fuße der Alpen schweifen, überall gewahrt man kriegerische Bewegung, überall aufstrebendes Leben. Die Lombarden ringen um Befreiung von der bischöflichen Herrschaft, die Pisaner streiten für die Sicherheit ihres Handels, ritterliche Frauen ergreifen das Schwert für die Befestigung ihrer Herrschaften, verwegene Abenteurer aus fernen Landen gründen Reiche, des Neides von Königen wert. Aber welchen besonderen Zielen sie alle auch zustreben, sie stehen doch insgesamt unter dem Einfluß der römischen Kirche. Erlembald und Roger kämpfen unter der Fahne des Papstes, Richard und Robert haben ihm ihren Eid geschworen, Mathilde hat ihr Herz der römischen Kirche ergeben. Die Schwingungen der italienischen Bewegung gehen nach den verschiedensten Richtungen, aber in Rom schließen sie sich endlich alle zusammen. Nicht allein der Sitz der Religion ist die alte Weltstadt, sie ist zugleich von neuem der Mittelpunkt für Italiens Politik geworden. Und wahrlich nicht ohne Bedeutung ist da, daß nach geraumer Zeit zum erstenmal wieder ein Italiener auf dem Stuhle Petri sitzt und ein Kardinal die Geschäfte der Kurie leitet, der sich ganz als Römer fühlt. Wenn Hildebrand jetzt sagte, sein Rom sei im Glauben und in den Waffen unbesiegt, so hatte es einen anderen Sinn als zwanzig Jahre zuvor.

Neu war das Streben der Päpste nach der weltlichen Herrschaft über Italien mitnichten. Man kennt die falsche Schenkungsurkunde Constantins

und die aus ihr abgeleiteten Ansprüche; man weiß, wie Nicolaus I. und seine Nachfolger beim Verfall des karolingischen Reichs auftraten; selbst Leo IX. und Victor II. hatten unzweideutig auf eine ausgedehnte fürstliche Gewalt in der Halbinsel hingearbeitet. Aber solange das Kaisertum ungebrochen dastand, fruchteten alle solche Bemühungen wenig. Anders war die Lage der Dinge jetzt, wo sich die Ohnmacht der kaiserlichen Gewalt den Italienern deutlich kundgab, wo sie wußten, daß die Widersacher des Kaisertums von Deutschland wenig zu fürchten, die Anhänger nichts zu hoffen hatten.

Als die Kapuaner von Richard belagert wurden, hatten sie ihren Erzbischof mit dem dringendsten Hilfegesuch an den König gesandt, aber er brachte nichts zurück als leere Versprechungen. „Denn so", sagt ein Italiener jener Zeit, „ist es am deutschen Hofe Brauch, wer statt Geld Worte bringt, empfängt auch nur Worte zurück." So fiel Kapua, und wenige Jahre später drohte Rom selbst ein gleiches Schicksal. Auch der Papst fand da jenseits der Alpen nur Worte; um nicht zu unterliegen, mußte er sich zu einem Abkommen mit den Normannen verstehen. Und welchen Eindruck mußte es in ganz Italien machen, daß der deutsche Hof den von ihm eingesetzten Gegenpapst bald selbst aufgab, daß ein Erzbischof von Mailand, den der König belehnt, sich in einen Winkel verkroch! Man wurde jetzt inne, daß die deutschen Kaiser doch niemals Italien ganz geleistet hatten, was es erwarten konnte, vor allem niemals der äußeren Feinde der Halbinsel Herr geworden waren. Amatus von Monte Cassino weist daraufhin, wie Robert Guiscard einen Kampf durchfocht, in dem Otto II. in seiner vollen Kaisermacht einst unterlag.

Kein Zeitpunkt konnte günstiger sein, um die alten Ansprüche des Papsttums durchzusetzen, und niemand sah dies befriedigter als Hildebrand, dessen Politik nun den vollständigsten Triumph feierte. Seit Jahren hatte er dahin getrachtet, Rom von dem deutschen Einfluß zu befreien und alle Kräfte Italiens dem Stuhle Petri dienstbar zu machen: war dies Ziel auch noch nicht erreicht, so ging doch die ganze Bewegung augenfällig im beschleunigten Zuge nach dieser Richtung hin.

10. Die Weltstellung des reformierten Papsttums

Die Meinung, daß dem Papst die Leitung der gesamten Kirche gebühre, hatte schon in den pseudoisidorischen Dekretalien den bestimmtesten Ausdruck gefunden und mit denselben sich über das Abendland verbreitet. Das Prinzip einer oberpriesterlichen Gewalt des Papstes über die gesamte Kirche stand im elften Jahrhundert fast unangefochten da, und die Kaiser selbst hatten es in ihrem Interesse gefunden, dasselbe zur Anerkennung zu bringen. Denn solange der römische Bischof in Abhängigkeit von ihnen stand, hatten sie mehr dabei zu gewinnen als zu verlieren. Die Anwendung des Prinzips war allerdings in den meisten Punkten noch streitig. Solange die einzelnen Kirchen Erinnerungen an ihre ursprüngliche Selbständigkeit bewahrten und einen Schutz für dieselbe bei den weltlichen Mächten fanden, stand nicht zu erwarten, daß sich alle Konsequenzen durchführen ließen, welche Pseudoisidor bereits selbst gezogen hatte, oder welche sich doch mit innerer Notwendigkeit aus seinen Sätzen ergaben.

Die unzertrennliche Verbindung, in welche Kirche und Staat getreten waren, hätte den Päpsten, selbst wenn sie dahin gestrebt hätten, es unmöglich gemacht, ihr kirchliches Aufsichtsrecht zu üben, ohne das politische Gebiet zu berühren. Welchem Widerstand sie da auch begegnen mochten, die Natur ihrer Stellung nötigte sie immer aufs neue, die schwankenden Grenzen zwischen Kirche und Staat zu überschreiten, ihr Aufsichtsrecht auch auf weltliche Angelegenheiten zu erstrecken. Und schon deshalb konnte ihnen ein Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse schwer bestritten werden, weil alle Fürsten des Abendlandes mehr oder weniger den Beistand der Kirche, ja wohl den des Papsttums selbst zur Sicherung ihrer Autorität in Anspruch nahmen. Es ist bekannt, wie weit schon beim Verfall des karolingischen Reichs das römische Bistum seinen politischen Einfluß ausdehnen, wie es geradezu die Oberleitung der abendländischen Welt an sich ziehen wollte. Solche Ansprüche wurden freilich damals nicht durchgesetzt, aber die Einwirkung des Papsttums auf die Länder, die zur karolingischen Monarchie gehört hatten, blieb dennoch keine geringe, und die dem Christentum neu-

gewonnenen Reiche im Osten und Norden traten von Anfang an zu Rom in ein engeres Verhältnis, welches sich nicht immer schlechthin auf die kirchlichen Angelegenheiten bezog. Wie Stephan von Ungarn eine Königskrone in Rom gewann, so warb um dieselbe dort Boleslaw von Polen, und auch ein Böhmenherzog hatte dort jüngst eine ähnliche Auszeichnung gesucht und erhalten. In der Tat wurde den Nachfolgern Petri kaum irgendwo in den Reichen des Abendlands das Recht einer Beeinflussung des staatlichen Lebens grundsätzlich bestritten, wenn man auch bestimmte politische Befugnisse ihnen noch nirgends eingeräumt hatte. So gestaltete sich Rom mehr und mehr zu einem Zentrum auch des politischen Lebens, wo sich die Interessen der Nationen begegneten und ihre Ausgleichung suchten.

So lange freilich das deutsche Kaisertum an der Spitze der allgemeinen Entwicklung stand und das Papsttum selbst in Dienstbarkeit hielt, konnte Rom trotz der Bedeutung, die ihm zugefallen war, auf den Gang der großen Dinge nur einen beschränkten Einfluß üben, der überdies mehr dem Kaiserreich als der Kirche selbst zugute kam. Aber kaum zeigte sich nach Heinrichs III. Tode die Schwäche des kaiserlichen Regiments, so trat das Papsttum wie von selbst in die Mitte der Weltverhältnisse und gewann eine so universelle Bedeutung für das abendländische Leben, wie es nie zuvor besessen hatte. Noch vor kurzem wäre die römische Kirche schlechterdings nicht befähigt gewesen, eine weltbeherrschende Stellung einzunehmen — so tief lag ihr geistiges Leben danieder — aber die großen Reformen Heinrichs III. und Leos IX. hatten ihr einen Aufschwung gegeben, der ihr jetzt zu ihrer geistlichen Aufgabe die erforderlichen Kräfte lieh, und auch die Wege selbständiger und weitgreifender Politik hatte Hildebrands Geist dann sogleich ihr erschlossen.

Es könnte scheinen, als ob der nationale Gedanke, von Hildebrand so energisch erfaßt, die universellen Tendenzen des römischen Bistums behindern mußte. Doch war dies so wenig der Fall, daß es dieselben vielmehr jetzt mit einer nie zuvor gekannten Lebendigkeit ergriff. Auch wäre eine einseitig nationale Politik für den apostolischen Stuhl kaum noch möglich gewesen, seit Leo IX. dem Kardinalskollegium den ausschließlich italienischen Charakter genommen hatte, seit Kleriker aus Deutschland, Frankreich und Burgund in demselben neben Italienern saßen, so daß es gleichsam als eine Darstellung der gesamten abendländischen Kirche erschien. Überdies war das reformierte Papsttum von Anfang an mit den französischen und burgundischen Verhältnissen in den nächsten und unmittelbarsten Berührungen gewesen. Dort wurzelten jene Ideen, aus denen es neue Lebenskräfte gesogen hatte und noch immer sog; dort hatte es offenbar seine ergebensten und zuverlässigsten Anhänger. Wir kennen die Verbindungen Roms mit den Kluniazensern, den ununterbrochenen Verkehr mit den Erzbischöfen von Reims, die mannigfachen Beziehungen Hildebrands

zu den französischen Großen; bei allen Vorgängen im französischen und burgundischen Reich war die römische Kurie unmittelbar beteiligt, wie man andererseits an ihren Schicksalen dort den lebendigsten Anteil nahm. Hildebrand selbst bezeugt, wie einst mehrere große Vasallen jener Reiche — es waren namentlich die Grafen Wilhelm von Hochburgund, Amadeus von Savoyen, Raimund von Sankt Giles, der Schwiegervater Richards von Kapua, — dem Papst Alexander vor dem Grabe des heiligen Petrus gelobten, ihre Waffen zum Schutze der römischen Kirche zu ergreifen, wann und wo es der Papst verlangen würde. Es waren die Zustände Frankreichs, welche nächst den italienischen damals die päpstliche Kurie besonders in Spannung hielten: sie müssen deshalb auch zunächst hier in Betracht gezogen werden.

Die überwuchernde Fülle kriegerischer Kräfte fand in Frankreich, wie wir wissen, nur in den Friedensbestimmungen der Kluniazenser und des von ihnen beherrschten Klerus eine heilsame Regelung. Da das kapetingische Königtum eine durchgreifende Autorität nicht üben konnte, setzte der Gottesfriede fast allein dem Faustrechte Schranken, aber ohne einen starken weltlichen Rückhalt gelang es dem Klerus schwer, denselben immer zur Geltung zu bringen. Die Absichten Kaiser Heinrichs III., im Anschluß an Cluny und dessen Bestrebungen sich Frankreich zu unterwerfen, waren nach seinem Tode vom deutschen Hofe aufgegeben, und unter der Mitwirkung Roms hatte die französische Geistlichkeit noch einmal den Versuch gemacht, durch festere Vereinigung mit ihrer Krone eine leidliche Ordnung im Reiche zu begründen. Doch König Heinrich I. war weder der Mann, Großes zu leisten, noch blieb ihm Zeit zu durchgreifenden Maßregeln. Nach seinem Tode (1060) trat eine vormundschaftliche Regierung ein, welche die Schäden des Reichs nicht heben konnte, und als dann der junge Philipp I. selbst die Zügel der Regierung ergriff, hatte sich die Verbindung der Krone mit dem strenger gesinnten Klerus bereits gelöst, die Macht und Zügellosigkeit der Großen aber ungemein gesteigert. Es fehlte Philipp nicht an dem Willen, seine königliche Gewalt zu gebrauchen; eine nicht geringe Rührigkeit legte er an den Tag und suchte eher den Kampf gegen seine trotzigen Vasallen, als er ihn mied. Aber durch eine ränkevolle Politik verdarb er es mit allen seinen Anhängern, und noch verhängnisvoller war, daß er Cluny und dessen ganzes Gefolge aufbrachte, indem er der reformatorischen Richtung der Kirche entgegentrat. Bei der völligen Erschöpfung des Schatzes nahm er keinen Anstand, die Bistümer zu verkaufen und Kleriker in dieselben zu bringen, die Rom und Cluny unmöglich genehm sein konnten. So wurde sein Verhältnis zu der Kongregation und dem Papsttum mit jedem Tage schlimmer, und bei dem großen Einfluß, den beide auf den Adel Frankreichs gewonnen hatten, mußten sich alle Verhältnisse heillos verwirren.

In der Auflösung des französischen Reichs schien ein gemeinsamer Mittelpunkt für dasselbe fast nur noch in der Autorität des Papstes gegeben, und in der Tat schloß man sich von vielen Seiten eng an diese an. Damit eröffneten sich der päpstlichen Kurie ähnliche Aussichten auf eine Herrschaft über Frankreich wie noch vor kurzem dem deutschen Kaisertum. Ein eigenes Spiel des Zufalls war, daß jene Agnes von Poitiers, an deren Person sich vordem die kaiserlichen Hoffnungen zum großen Teil geknüpft hatten, jetzt an der Schwelle der Apostel in Rom verweilte, und gerade ihre Familie, die mächtigste im Süden Frankreichs, hier die kräftigste Stütze des römischen Einflusses wurde. Nicht nur ihre Schwägerin Ermesinda, die Witwe ihres älteren Bruders, finden wir häufig am Grabe des heiligen Petrus, auch ihr jüngerer Bruder Herzog Wilhelm VIII. zog gern die Straße nach Rom und war ein eifriger Schutzherr der Kluniazenser. Er vereinigte aufs neue die ausgedehnten Besitzungen seines Hauses und schien in jeder Beziehung in die Stelle einzutreten, die einst sein Vater Wilhelm der Große mit unvergessenem Ruhm eingenommen hatte.

Keinen hartnäckigeren Widersacher hatte Herzog Wilhelm als den Grafen Fulko „den Rauhen", auf den nach dem Tode seines Oheims Gaufred die reichen Lehen von Anjou übergegangen waren. Fulko war an Habgier und Grausamkeit seinem Oheim nur zu ähnlich, aber nichtsdestoweniger beseelte auch ihn ein brennender Eifer für die Reform der Kirche. Wir besitzen einen merkwürdigen Brief desselben an Hildebrand, durch den er recht eigentlich Öl in hochlodernde Flammen goß. Denn was ist es anders, wenn er den Archidiakonus zum Kampf gegen Simonie und Investitur aufruft, ihn auf die Schenkung Constantins verweist und so anredet: „Sei du der Mathias, dessen Herz beim Anblick des Götzendienstes bebte und schwoll, der den Feind erschlug und den Altar umwarf." In demselben Briefe spricht er aus, die Könige müßten endlich zu der Einsicht kommen, daß sie in der Kirche nur die Stelle von Vögten einnähmen. Solche Gesinnungen wußte man in Rom zu schätzen und unterließ nichts, um Fulko in seinem durch manche Gewalttat erworbenen Besitz zu sichern.

Wie im Süden hatten sich auch im Norden Frankreichs bereits die folgenreichsten Verbindungen für Rom eröffnet. Durch Lanfrank war vor allem Herzog Wilhelm von der Normandie ein Bundesgenosse des Papsttums geworden. Wilhelm war der uneheliche Sohn jenes Robert, den man den Teufel genannt hat, den aber die religiöse Richtung der Zeit ganz beherrschte. Auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem fand Robert den Tod, und in dem zartesten Alter gelangte der Sohn zu dem Herzogtum, auf welches seine Ansprüche sehr bedenklicher Art waren und erst mit den Waffen durchgesetzt werden mußten. Im Kampf erwuchs Wilhelm, und Kampf blieb die Aufgabe seines Lebens. Mit der Schärfe des Schwerts gewann er alles, was er besaß; den Beinamen des Eroberers hat er sich wacker verdient. Nicht allein seinem Könige und seinen Vasallen gegenüber erstritt er sich

Anerkennung; durch Hartnäckigkeit und Klugheit brachte er auch Rom dahin, seine Ehe, deren Gültigkeit es nicht anerkennen wollte, zu dulden und mit ihm Frieden zu schließen. Seitdem trat er der Kurie näher und näher, und es war nicht ohne Grund, wenn sie von einem Manne seiner Willenskraft große Erwartungen hegte. Hildebrand nennt Wilhelm wohl den Edelstein unter den Fürsten der Zeit und bekennt offen, daß er ihn zu allen Zeiten mit besonderer Vorliebe begünstigt, weil er sich von seinen Diensten alles Gute für die Kirche versprochen habe; er verschweigt nicht, wie er so nicht dem Vorwurfe, durch seine Begünstigung Wilhelms blutigen Gewalttaten Vorschub geleistet zu haben, entgangen sei.

Man übersieht den durchgreifenden Einfluß, welchen Rom in Frankreich gewann, und der selbst Cluny mit Neid erfüllte. Es war nichts Geringes, daß sich die gewaltigsten Kriegskräfte des Reichs dem Dienste des heiligen Petrus weihten, zumal sich damit verlockende Aussichten auch nach anderen Seiten dem Papsttum erschlossen. Schon seit dem Anfange des Jahrhunderts hatten die französischen Ritter, wenn sie daheim keine Gelegenheit zu lohnenden Waffentaten fanden, das Ausland gesucht; eine große Auswanderung dieses ebenso unruhigen als tapferen Adels hatte begonnen. Nicht allein der Süden Italiens zog ihn an, auch über die Pyrenäen stiegen französische Herren zum Kampf gegen die Ungläubigen, und Edward der Bekenner hatte sich in England wie mit Priestern so auch mit Rittern von der anderen Seite des Kanals umgeben. Der ganze Westen war mit französischen Abenteurern gleichsam überschwemmt, und das Abenteuer begann damals, wie wir wissen, die Farbe der Kirche zu tragen. Zu derselben Zeit, als Roger in Sizilien unter der Fahne des heiligen Petrus stritt, kämpften französische Ritter, um Rom in Spanien die Wege zur Herrschaft zu bahnen, und ging Wilhelm von der Normandie mit einem Heer nach England hinüber; auch er, wie man sich in der päpstlichen Kurie überzeugt hielt, ein Dienstmann des heiligen Petrus und gehorsamer Sohn der Kirche.

Die Herrschaft der Araber war in Spanien in eine ähnliche Auflösung geraten wie in Sizilien. Als im Jahre 1031 das Geschlecht der Omaijaden erlosch, hörte jede Verbindung der kleinen arabischen Staaten in der Halbinsel untereinander auf; die Emire standen sich seitdem selbständig und meist feindselig gegenüber, nahmen oft sogar den Beistand der Christen gegen ihre Glaubensgenossen in Anspruch. Ein einmütiger Angriff der christlichen Fürsten in der Halbinsel hätte die glücklichsten Erfolge erzielen müssen: aber an einen solchen war kaum zu denken, da die Christen hier noch nie einen Vereinigungspunkt gefunden hatten. Um so größere Hoffnungen knüpften sich deshalb an die Macht König Sanchos des Großen, die sich eben damals erhob und mit Navarra die Grafschaften Kastilien und Aragon vereinigte; es war kein geringes Mißgeschick, daß

diese Macht schon mit Sanchos Tode zerfiel (1035). Die Söhne des Königs teilten das Reich, und die Teilung gab ihnen immer neuen Anlaß zu Streitigkeiten und Kriegen untereinander. Die größte Macht unter den Brüdern gewann Ferdinand I., der mit Kastilien bald das Königreich Leon verband (1037) und später auch einen Teil von Navarra an sich riß. So gefährdet Ferdinands Lage auch in jedem Augenblick war, warf er sich doch sofort in den Kampf gegen die Ungläubigen und wußte die Seinen mit Begeisterung für den Glaubenskrieg zu erfüllen.

In Ferdinands Heer bildete sich jener eigentümliche Geist stolzer Ritterlichkeit aus, der in den Cid-Romanzen seinen Ausdruck gefunden hat, und von diesem Geist war der König selbst ganz durchdrungen. Weder dem Kaiser wollte er sich unterordnen noch dem Papste gehorsam sein. Trotz des Anathems Leos IX. sah er den Bischof von Compostella noch immer als den Apostolikus an; nirgends finden sich Beweise näherer Beziehungen zwischen ihm und der römischen Kurie. Aber dessenungeachtet war er ein ergebener Sohn der Kirche. Schon sein Vater hatte die Kluniazenser in das Land gerufen und ihnen nicht allein die Klöster, sondern auch zum Teil die Bistümer übergeben; so blieb auch er den französischen Mönchen hold, begünstigte sie in seinem Reiche und sandte alljährlich, wie erzählt wird, tausend Goldgulden nach Cluny. Den Kampf gegen die Araber sah er als ein frommes Werk an. Man hörte ihn wohl in der Kirche des heiligen Isidorus, die er zu Leon erbaut, in die Gesänge der Priester einstimmen und sah ihn dann unmittelbar vom Altar in das Feldlager stürmen, um die Ungläubigen anzugreifen. Er war ein glücklicher Krieger. Weiter, als je bisher die Christen vorgedrungen waren, führten ihn seine Streifzüge durch die arabischen Reiche; verheerend durchzog er die Gegenden jenseits des Tajo und gewann dauernd Lamego und Coimbra der Christenheit. Noch in seinen letzten Lebenstagen umlagerte er Valencia, und nur sein Tod rettete die Stadt (1065). Die Fortsetzung dieser Kämpfe wurde durch das unglückliche Testament Ferdinands unterbrochen. Ungewarnt durch sein eigenes Schicksal, hatte er das Reich abermals einer Teilung unterworfen und damit den schlimmsten Zankapfel unter seine Söhne geschleudert. Nur durch ein wunderbares Spiel des Glücks gewann Alphons VI. endlich das ganze Reich des Vaters wieder und nahm dann auch sogleich die Kämpfe gegen die Araber auf. Er war es, der im Jahre 1085 Toledo eroberte und damit einen unersetzlichen Verlust dem Islam beibrachte.

Alphons trat dem Papsttum näher als der Vater, aber behauptete Rom gegenüber doch eine selbständige Stellung. Eingreifender hatte sich inzwischen der Einfluß des apostolischen Stuhls auf die östlichen Reiche der Halbinsel, auf Aragon und Barcelona, entwickelt. Schon Ramiro von Aragon, der Bruder Ferdinands I., hatte Verbindungen mit Rom angeknüpft, die dann sein Sohn Sancho Ramirez unterhielt und befestigte. Der Vater war im Kampf gegen die Ungläubigen gefallen (1063); der Sohn, ein tatkräftiger

Jüngling, setzte den Krieg fort und nahm bei der Unzulänglichkeit seiner Streitkräfte auch auswärtige Hilfe in Anspruch. Ein Heer, aus allen Teilen Frankreichs gesammelt, eilte unter Herzog Wilhelm VIII. von Aquitanien ihm zu Hilfe und scheint wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß im Jahre 1065 die wichtige Feste Barbastro in die Hände der Christen fiel. Sancho Ramirez vermählte sich darauf mit einer französischen Dame, einer Schwester des Grafen Ebulo von Rouci [1], und blieb im steten Verkehr mit dem Adel jenseits der Pyrenäen. Damit wurden auch Cluny und Rom tausend Wege nach Aragon erschlossen, und gleichzeitig gewannen beide auch auf die benachbarte Mark von Barcelona einen bedeutsamen Einfluß.

Dieser Mark hatte Ramon Berenguer I. eine neue Bedeutung gegeben, indem er sie nicht nur nach allen Seiten erweiterte, sondern auch durch heilsame Einrichtungen die Wohlfahrt seiner Untertanen hob. Er war ein entschiedener Anhänger des Klerus, dessen Autorität er in jeder Weise für seine Absichten nutzte. Schon seit geraumer Zeit hatten die Kluniazenser in die Mark Eingang gefunden; Ramon trat nun auch mit Rom selbst in unmittelbare Verbindung und verständigte sich soweit mit dem Papste, daß dieser einen eigenen Legaten abzusenden beschloß, um die kirchlichen Verhältnisse in der Markgrafschaft und in Aragon zu ordnen. Die Legation wurde dem Kardinal Hugo vertraut, demselben Mann, der sich einst auf Cadalus' Seite gewendet hatte, aber als reuiger Sünder nach Rom zurückgekehrt war und jetzt Hildebrands besonderes Vertrauen genoß. Die Kluniazenser waren von Hugos Wirksamkeit wenig erbaut, wie sie es denn überhaupt übel empfanden, daß Rom in Spanien, welches Land sie gleichsam als ihre besondere Domäne ansahen, so unmittelbar eingriff. Aber der Papst und Hildebrand zeigten sich durch Hugos Eifer im hohen Maße befriedigt. Auf mehreren Synoden gelang es ihm, die Annahme der römischen Liturgie und die Beseitigung der alten westgotischen durchzusetzen; auch brachte er die Bestimmungen der römischen Kirche gegen Simonisten und verheiratete Priester unter den spanischen Christen zur Anerkennung und wirkte dahin, daß mindestens in Ramons Gebieten die Treuga Dei eingeführt wurde. Der Papst sah nicht mit Unrecht in Hugos Erfolgen die Anfänge der vollständigen Vereinigung des spanischen Klerus mit der allgemeinen Kirche des Abendlandes, eine Anerkennung des Primats Petri, wie sie von Spanien bisher nie erreicht war.

Und bald knüpften sich an Hugos Erfolge noch Hoffnungen anderer Art. Unter dem unmittelbaren Eindruck der Eroberung Siziliens entstand in Rom der Plan, durch einen großen Kriegszug französischer Herren die Araber ganz aus Spanien zu vertreiben und das von ihnen eroberte Land in eine ähnliche Lehnsabhängigkeit vom Stuhle Petri zu bringen wie Sizilien. Graf Ebulo von Rouci erbot sich zur Ausführung des Plans und schloß einen Vertrag mit dem Papst, wonach er die Eroberungen, die man

[1] Rouci liegt in der Champagne, nicht weit von Reims.

machen würde, von ihm zu Lehen zu nehmen versprach. Im Frühjahr 1073 rüstete Ebulo; mehrere französische Herren wollten sich ihm anschließen, andere auf eigene Hand über die Pyrenäen ziehen. Zu derselben Zeit schickte sich Kardinal Hugo zu einer neuen Reise nach Spanien an; vor allem um zu verhüten, daß sich jemand an dem Kampf beteilige, der nicht unzweideutig die Lehnshoheit Roms über die eroberten Länder anerkenne. Nicht lange währte es, so trat Hildebrand sogar mit der Behauptung hervor, daß ganz Spanien von alters her ein Eigentum des heiligen Petrus sei; er wollte auch die alteinheimischen Herrscher der Halbinsel nötigen, sich als Vasallen dem apostolischen Stuhle zu unterwerfen. Er berief sich dabei auf „alte Konstitutionen", die aber niemals bekannt geworden sind. Waren solche vorhanden, so gab man ihnen in Rom jetzt eine Auslegung, die ihrem ursprünglichen Sinn fremd war.

Die weitesten Aussichten erschlossen sich Rom in Spanien durch seine Verbindungen mit den kriegsmutigen und eroberungslustigen Großen des französischen Reichs. Und inzwischen war diesem Adel bereits eine andere große Erwerbung gelungen, bei der auch das Papsttum nicht teilnahmlos blieb. Im Jahre 1066 hatte Herzog Wilhelm von der Normandie mit seinen Rittern England erobert.

Naturgemäß erscheint die Teilnahme Roms an den Kämpfen gegen die Araber, die alten Feinde der Christenheit, und man begreift, daß das Papsttum das Kriegsfeuer in Sizilien und Spanien lieber schürte als erstickte. Aber befremden muß, daß der Stuhl Petri auch die Waffen der Normannen segnete, um ein christliches Volk zu unterdrücken. Denn weltbekannt ist, daß die normannische Eroberung auf fast zwei Jahrhunderte die Angelsachsen in die Knechtschaft der französischen Ritter brachte und diese Ritter eine viel grausamere und drückendere Herrschaft über die Eingeborenen des Inselreichs übten als alle früheren Eroberer. Und doch hatte das Volk, welches Rom so knechten half, dem römischen Papst seit Jahrhunderten aufrichtige und hingebende Verehrung gezollt. Scharen von Pilgern waren jahraus, jahrein von England nach Rom geströmt; die Angelsachsen zahlten willig den Peterspfennig, den andere Nationen verweigerten; aus ihrer Mitte waren die Missionen hervorgegangen, welche einst das innere Deutschland und noch in der letzten Zeit einen großen Teil des Nordens Rom unterwarfen. Man hat oft und mit gutem Recht gesagt, daß der apostolische Stuhl es den Angelsachsen vornehmlich zu danken hatte, wenn der Primat Petri im Abendlande zu allgemeiner Anerkennung gelangte; die Dankbarkeit Roms hat die angelsächsische Kirche nicht zu rühmen gehabt.

Man glaube nicht, daß die Angelsachsen in letzter Zeit den Zorn der römischen Kurie besonders gereizt hätten. König Edward, den man ja den

Bekenner genannt hat, war ein bis zur Schwäche devoter Fürst, devot namentlich gegen Rom. Von den Söhnen Godwins hatte sich Tostig noch in der letzten Zeit in Rom gezeigt, sein Bruder Harald war dem Papsttum mindestens nie feindlich begegnet. Der Erzbischof Alfred von York hatte von Nicolaus II. persönlich das Pallium erbeten und erhalten. Stigand von Canterbury stand allerdings unter Zensur, weil seine Wahl weder kanonisch war noch es ungestraft bleiben konnte, daß er sich das Pallium von einem Adelspapst hatte erteilen lassen; aber er war kein störrischer Charakter, und Rom hatte ihn bisher mit Nachsicht behandelt. Wohl hört man, daß das Leben in den englischen Klöstern manchen Anstoß gegeben habe, die wissenschaftliche Bildung dort in Verfall geraten sei; auch entsprach der englische Episkopat weder den Forderungen, welche die Kluniazenser und ihre Freunde stellten, noch leistete er den neuen Ordnungen Roms immer unweigerlich Folge. Aber hatte sich denn die englische Kirche nicht von jeher in ihrem Ritus, in ihrer Sprache und Literatur eine größere Freiheit bewahrt, und hatte nicht gerade diese Freiheit ein tatkräftigeres Leben in ihr erhalten? Daß dieses noch nicht ganz erstorben war, zeigte mindestens die Mission. Svend Estrithson und Adalbert von Bremen mußten zu derselben zum großen Teil Angelsachsen benutzen, nachdem in der deutschen Kirche der Missionseifer merklich erlahmt war. Waren Reformen in England nötig, so hätten sie bei der Achtung, welche der apostolische Stuhl dort von jeher genoß, gewiß ohne sonderliche Mühe durchgeführt werden können.

Und in der Tat machte den Papst nicht sowohl ein hervorragendes kirchliches Interesse zum Bundesgenossen des Normannen als vielmehr die Aussicht, sowohl ihn selbst zum Dienstmann der römischen Kirche wie über England die oberlehnsherrliche Gewalt zu gewinnen. Wilhelm leiteten allerdings andere Rücksichten bei diesem Bunde; er suchte ihn vornehmlich, um den englischen Klerus auf seine Seite zu ziehen, von dem er wohl wußte, daß er dem Gebote des heiligen Petrus keinen dauernden Widerstand entgegensetzen würde. Sein Anrecht an den englischen Königsthron war überaus schwach; nur mit dem Schwerte konnte er es den Laien, nur mit der Autorität Roms dem Klerus begreiflich machen. Der Archidiakon Giselbert von Lisieux, der ihm den Beistand Roms gewann und die Fahne des heiligen Petrus überbrachte, ist mit dem Bistum Evreux wahrlich nicht zu reichlich belohnt worden. Auf dem berühmten Teppich von Bayeux sieht man das Kreuzesbanner des Papstes in dem Schiff, welches den Herzog über den Kanal führte, klar bezeichnet. Unter der Fahne des heiligen Petrus und mit dem Feldgeschrei: „Gott hilf!" ist der von den Sachsen erhobene König Harald, Godwins Sohn, bei Hastings überwältigt und das traurige Schicksal des Volks für lange Zeiten entschieden worden (14. Oktober 1066). Noch waren nicht drei Monate verflossen, als der Erzbischof von York den Eroberer in London zum König krönte. Ohne Zaudern schloß sich

der Klerus dann dem neuen Herrn des Landes an, der diese Willigkeit nur zu bald vergaß.

Einst hatte Wilhelm, als er in der Normandie mit dem Abt von Ouche in Streitigkeiten geriet und dieser durch römische Legaten sein Recht durchzusetzen gedachte, dreist erklärt: päpstliche Legaten werde er in Sachen des Glaubens und der Regierung willig hören, wenn ihn aber einer von diesen Mönchen in der Regierung seines Landes hindern wolle, würde er ihn an der höchsten Eiche des nahen Waldes aufknüpfen lassen. Größere Achtung vor dem Stuhle Petri hatte seitdem der Eroberer gelernt. Er bot die Hand, daß im Jahre 1070 eine päpstliche Gesandtschaft in England erschien, und ließ sich sogar eine neue Krönung durch dieselbe gefallen. Nicht minder bot er die Hand, daß die Legaten auf einer Synode zu Winchester eine Reformation der angelsächsischen Kirche vornahmen, die sie fast völlig in die Hand Roms und der französischen Geistlichkeit gab. Die alten Klöster wurden geschatzt und nach gallikanischer Weise reformiert, viele angelsächsische Bischöfe entfernt und normannische Kaplane in ihre Stellen gebracht, das Einsetzungsrecht in die geistlichen Stellen kam an den fremden König, ein Bestätigungsrecht an den römischen Bischof. Es konnte dem Papst nur genehm sein, wenn dann das Erzbistum Canterbury dem Italiener Lanfrank, das Erzbistum York einem französischen Kaplan Wilhelms zufiel. Beide Erzbischöfe zogen im folgenden Jahre nach Rom, um dort das Pallium zu holen und einen Streit auszutragen, den Lanfrank erhoben hatte. Nichts Minderes beanspruchte er als den Vorrang vor York und den Primat in der ganzen englischen Kirche. Wie konnte man daran zweifeln, daß Rom diese Ansprüche gerecht finden würde? Trat so doch ein Italiener, ein eifriger Vorfechter des reformierten Papsttums, der gefeiertste Vertreter der römischen Kirchenlehre, unmittelbar an die Spitze des gesamten englischen Klerus. Mehr und mehr wurden nun die Sachsen aus den kirchlichen Ämtern verdrängt, mehr und mehr verschwanden aus der Kirche der alte Ritus und die Sprache des Landes; die Satzungen der römischen Synoden sollten fortan ohne weiteres auch in England als Kirchengesetze gelten. Nun erst schien die anglikanische Kirche den Römlingen ganz in die Einheit der abendländischen Kirche gezogen.

Gewiß, eine sehr erhebliche Erweiterung seiner geistlichen Autorität hatte Rom dem normannischen Eroberer zu danken. Und auch in anderen Dingen erwies er sich als ein gehorsamer Sohn des Papstes. Er ließ den Peterspfennig beitreiben, verpflichtete seine händelsüchtigen Vasallen auf die Treuga Dei und unterstützte die Bischöfe in der Ausführung derselben mit Ernst und Nachdruck; aller Wege zeigte er sich rechtgläubig und eifrig in frommen Werken. Sein Gehorsam gegen Rom hatte jedoch eine scharf gezogene Grenze. Seine freie königliche Macht hielt er zu allen Zeiten aufrecht; jede Anforderung, sich als Vasallen des apostolischen Stuhls zu bekennen, wies er mit Entschiedenheit ab. So groß Lanfranks Einfluß auf

ihn war, den Lehnseid dem Papste zu schwören, ließ er sich niemals bewegen. Aber nichtsdestoweniger sah ihn die Kurie immer als einen mit der Fahne belehnten Vasallen des heiligen Petrus an, wenn auch als einen ungefügigen Dienstmann, und Hildebrand, der ihn so sehr begünstigt, hat sich später nicht selten über seinen Undank beschwert.

Mit Entrüstung erfüllt es, daß damals nichts von deutscher Seite geschah, um ein stamm- und blutsverwandtes Volk vor Überwältigung zu schützen. Man glaube nicht, daß die Bedeutung des sich in England vollziehenden Ereignisses nicht in unseren Ländern gefühlt sei. So selten die Annalisten sonst die Vorgänge außerhalb des Reichs berühren, hier schweigen sie nicht und verraten die Erregung, in welche Wilhelms Eroberung die Gemüter der Deutschen versetzte. Nur am königlichen Hofe sah man ihr mit absonderlicher Gleichgültigkeit zu. Und doch war, selbst wenn der Hof keine Sympathien für sächsisches Blut hegte — dem jungen König mindestens waren sie kaum zuzutrauen —, unschwer zu begreifen, daß das Deutsche Reich seinen ganzen Einfluß auf den Westen einbüßte, indem es England den Franzosen zur Beute ließ. Welche Wege einzuschlagen waren, hatte Kaiser Heinrich III. deutlich gezeigt. Nicht nur hatte er sich mit König Edward dem Bekenner verbündet, sondern auch die Rückkehr eines Neffen des Königs, der seit langen Jahren als Verbannter in Ungarn lebte, vermittelt. Dies war Edward, der Sohn König Edmunds, die letzte Hoffnung des absterbenden Königshauses. Leider war derselbe bald nach seiner Rückkehr gestorben; aber er hatte einen Erben hinterlassen, Edgar mit Namen, den Sohn einer deutschen Mutter [1], der mehr als sechzig Jahre die Zeit der Eroberung überlebt hat. Obschon Edgar damals noch minderjährig war, hätte das deutsche Reich sich doch seiner Ansprüche annehmen müssen; sie waren rechtlich begründet, und es fehlte in England selbst nicht an einer Partei, die zu dem jungen Fürsten hielt. Mindestens schien dies das einzige Mittel, um das deutsche Interesse zu wahren; die Politik Ottos des Großen und Heinrichs III. wäre sonder Zweifel diese und keine andere gewesen.

Der Eroberer war in Wahrheit nicht ohne Besorgnis, daß ihm der deutsche Hof in den Weg treten könnte. Kurz vor dem Angriff auf England hatte er deshalb ein Freundschaftsbündnis mit König Heinrich geschlossen, und Anno, der eben wieder zur Macht gelangte, scheint alles aufgeboten zu haben, um das Bündnis zu erhalten. Auch als dann Adalberts Einfluß von neuem stieg, blieb das gute Vernehmen mit Wilhelm; wissen wir doch, daß der Bremer Erzbischof selbst als Vermittler zwischen dem Normannen und dem Dänenkönig eintrat. In der flandrischen Sache verband dann sogar scheinbar ein gemeinsames Interesse den deutschen Hof

[1] Edward, Edmunds Sohn, war mit einer Verwandten Kaiser Heinrichs II. vermählt; sie hieß Agathe und war vielleicht eine Tochter Bruns, des nachherigen Bischofs von Augsburg.

mit dem Eroberer, der sich seiner Schwägerin Richilde gegen Robert den Friesen annahm. Aber endlich ergriff Heinrich doch Furcht vor der normannischen Übermacht. Es war im Frühjahre 1074, als sich das Gerücht verbreitete, daß Wilhelm mit einem großen Heer gegen die deutschen Grenzen anrücke und sich der Kaiserstadt Aachen bemächtigen wolle; man beschuldigte Anno, ihn durch große Versprechungen zu einem solchen Unternehmen bewogen zu haben. Das Gerücht erwies sich als unbegründet, doch mag schon damals Heinrich klar geworden sein, wie gefahrvolle Wege seine Ratgeber ihn geführt hatten.

Wichtige Ergebnisse der Verbindung zwischen Rom und den französischen Großen standen in Spanien zu erwarten, und die folgenreichsten Resultate derselben lagen bereits in England vor. Schon geschah nichts von Bedeutung im Westen Europas, ohne daß der Papst befragt wurde, ohne daß er mitratend, mithelfend, oft entscheidend eintrat. Es ist schwer zu sagen, ob sein kirchlicher oder sein politischer Einfluß hier größer war; beide unterstützten einander, hoben sich gegenseitig, steigerten sich in immer wachsendem Maße. Unleugbar hatten einst auch die deutschen Kaiser tief in die Verhältnisse des Westens eingegriffen, aber niemals hatten sie hier eine gleiche Autorität gewonnen, niemals so energisch das Leben der romanischen Nationen erfaßt wie jetzt das Papsttum.

Schon seit einem Jahrhundert waren auch die östlichen Reiche der Slawen und Magyaren in den Gesichtskreis der römischen Kurie getreten, und in den Zeiten Stephans des Heiligen und Boleslaw Chabrys schienen wohl die zuletzt bekehrten Heiden die ergebensten Söhne des Nachfolgers Petri zu werden. Welche Hoffnungen erweckten nicht die mächtigen Nachwirkungen von Adalberts Märtyrertod! Aber jene Hoffnungen erfüllten sich nicht. Die großen Erschütterungen, welche alsbald die Reiche des Ostens erlitten, lösten auch ihre königlichen Ordnungen auf und stellten selbst den Bestand des Christentums hier noch einmal in Frage. Wenn sich nun auch die christliche Religion endlich siegreich behauptete, blieb die kirchliche Organisation doch in großer Verwirrung, und die Verbindungen mit Rom hörten fast ganz auf. Nirgends war hier der Boden bereitet, um eine Saat zu empfangen, wie sie das Papsttum im Westen ausgestreut hatte. Hier gab es keine bahnbrechenden Kluniazenser; hier hörte man wenig oder nichts von den Bestimmungen gegen Simonie und Priesterehe; hier kannte man keine Treuga Dei; nur selten fanden päpstliche Legaten den Weg in diese Länder. Auch konnte Rom einen politischen Einfluß hier kaum festhalten, solange der deutsche Hof den Osten beherrschte, und mindestens hierin waren die Vormünder des Königs den Traditionen früherer Zeiten gefolgt.

Aber so ungünstig die Lage der Dinge der päpstlichen Kurie war, ließ sie den Osten doch nicht aus den Augen. Die klarsten Beweise liegen vor,

daß sie sich hier ebenso eifrig bemühte, ihrer eigenen Autorität Bahn zu brechen, wie den deutschen Einfluß zu beseitigen. Nicht zum geringsten Teil ruhte der letztere, wie wir wissen, auf der Abhängigkeit, in welche Ungarn geraten war, und die Verhältnisse dieses Reichs mußten der Kurie, seit ihr Kaiserin Agnes nahe stand, mehr als hinreichend bekannt sein. Die Kaiserin selbst konnte kaum ein größeres Interesse haben, als die bestehenden Zustände in Ungarn zu erhalten, an denen das Wohl und Wehe ihrer Kinder hing. Trotzdem und trotz ihres Einflusses auf die Kardinäle geschah alles in Rom, um eine Umwälzung im ungarischen Reiche herbeizuführen. Man machte König Salomo den schwersten Vorwurf daraus, daß er sein Reich von den Deutschen empfangen, und trat bald mit der Behauptung vor, daß der heilige Stephan Ungarn dem Stuhle Petri unmittelbar unterworfen und Kaiser Heinrich III. dies anerkannt habe; man ging sogar mit Herzog Geisa, dem alten Widersacher des Königs, eine vertraute Verbindung ein. Zu verwundern ist, daß die Kurie nicht auch Boleslaw von Polen, dem rücksichtslosesten Gegner der Deutschen, schon damals die Hand zum Bunde reichte. Aber der kirchliche Verfall war in Polen so groß, und Boleslaw zeigte in seinem kriegerischen Treiben so wenig Neigung zu geistlichen Dingen, daß Rom sich ihm zu nähern wohl Anstand nehmen konnte. Erst im Jahre 1075 schickte der Pole eine Gesandtschaft nach Rom, und man beeilte sich dann, Legaten abzusenden, um die kirchlichen Verhältnisse seines Landes zu ordnen.

Die nächsten und unmittelbarsten Beziehungen unterhielt Rom damals mit Böhmen, wo die Kirche von den politischen Bewegungen am wenigsten berührt worden war. Die Söhne Herzog Bretislaws hatten immer die Verbindung mit den Päpsten erhalten und Spitihnew sogar bei Nicolaus II. um eine besondere fürstliche Auszeichnung nachgesucht, die er wunderbarerweise in einer Bischofsmitra erhielt; er hatte sich dafür zu einem Zensus von hundert Pfund Silber verstanden. Herzog Wratislaw wurde derselbe Ehrenschmuck von Alexander II. erteilt, und auch er zahlte in seinen ersten Regierungsjahren den gleichen Zensus dem Papste. Aber trotzdem blieb die unmittelbare Einwirkung Roms auf die böhmische Kirche eine sehr beschränkte, bis die ärgerlichen Streitigkeiten Wratislaws mit seinem Bruder Jaromir ausbrachen und der Kurie erwünschte Gelegenheit zum Einschreiten boten. Jaromir, ein junger Mann voll Keckheit und Lebenslust, war sehr gegen seinen Willen in den geistlichen Stand getreten; nur die Aussicht auf das reiche Bistum Prag hatte ihn endlich dazu vermocht. Um so mehr entrüstete er sich deshalb, als sein Bruder einem deutschen Kaplan das erledigte Bistum zuwenden wollte. Die Tschechen nahmen sich Jaromirs an, und Wratislaw mußte, der Volksstimme gehorchend, Prag schließlich doch dem Bruder überlassen. Jaromir erhielt dann in Mainz von König Heinrich die Investitur, von Erzbischof Siegfried die Weihe, bei der man seinen dem Klerus auffälligen slawischen Namen mit dem deutschen Gebhard ver-

tauschte (1067). Es war vorauszusehen, daß der Friede zwischen den Brüdern sich nicht lange erhalten würde, zumal Wratislaw einige Jahre zuvor zum großen Verdruß der Prager Kirche das Bistum Olmütz hergestellt hatte, wodurch Prag eine nicht geringe Einbuße an Zehnten und Landbesitz erlitt. Die dafür vom Herzog gewährten Entschädigungen schienen an sich Jaromir nicht genügend und wurden überdies nicht genau nach dem Abkommen geleistet. Der neue Bischof war nicht der Mann vieler Worte; er liebte und brauchte Gewalt. Mit bewaffneter Hand besetzte er die Burg Podewin, um welche sich der Streit hauptsächlich drehte, und überfiel dann den Bischof von Olmütz in seiner Stadt, wo er ihn auf die unwürdigste Weise mißhandelte. Inzwischen hatte sich der Herzog mit Beschwerden nach Rom gewandt, wo man begierig die Gelegenheit ergriff, einen Legaten nach Böhmen zu senden (1072).

Das herrische Auftreten dieses Legaten — sein Name war Rudolf — machte unter den Tschechen das größte Aufsehen. Er berief alle Großen des Landes und den gesamten Klerus zu einer Synode, und da sich Jaromir nicht stellte, sprach er ohne Zaudern über ihn den Kirchenbann aus. Die Tschechen murrten laut und zwangen den Legaten, das Urteil zu mildern; aber Jaromir blieb doch vom Amt suspendiert. Höchlich entrüstet verließ er die Heimat und wandte sich schutzflehend an seinen Metropoliten, den Erzbischof von Mainz, auf dessen Gericht wie auf das seiner Mitbischöfe er sich von Anfang an berufen hatte. Siegfried von Mainz, den das unmittelbare Einschreiten Roms in seine Kirchenprovinz erbittert hatte, versprach Jaromir Schutz und trat in der Tat anfangs mit ungewohnter Entschiedenheit für ihn ein. Aber auch diesmal zeigte er im Widerstande wenig Beharrlichkeit; als er starke Zurechtweisungen und Drohungen vom Papste vernahm, gab er seinen Schützling preis, dem nun kein anderer Ausweg blieb, als in Rom um Verzeihung zu bitten, um seine Suspension rückgängig zu machen. Die Sache endete mit einem vollständigen Siege der römischen Kirche, und schon im Jahre 1073 fing man an, die Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe auch in Böhmen zur Anwendung zu bringen.

Offenbar zeigte sich Wratislaw von Böhmen dem Papsttum in hohem Maße willfährig; wenn er nichtsdestoweniger mit großer Treue zu den Deutschen hielt, so beweist dies recht deutlich, wie wenig die Gegensätze, welche sich zwischen dem Papsttum und Kaisertum herausbildeten, damals schon allgemein begriffen wurden. Auch ein König des skandinavischen Nordens, der sich offen dem deutschen Einfluß hingab, trug deshalb nicht das geringste Bedenken, der Kurie eine Dienstwilligkeit ohnegleichen zu zeigen. Es war Svend Estrithson von Dänemark. Wie kampfbewegt war einst seine Jugend gewesen! Wo gab es Gestade im Nordland, wo er nicht seine Waffen erprobt hatte! Aber längst war er des Schwerterspiels müde, und nicht einmal Wilhelms Angriff auf England hatte ihn wieder auf die Dauer in den Harnisch gebracht. Der alternde König lebte am liebsten in den Werken

der Mission, und diese seine Tätigkeit war für die Kirche kein geringes Glück, da sie sonst bei den Fürsten Skandinaviens damals kaum irgendwo Schutz fand. Schon um der ihm so teuren Mission willen mußte Svend mit Bremen wie mit Rom ununterbrochene Beziehungen erhalten, und hier wie dort war er gleich geehrt. Die Bremer priesen den kirchlichen und klugen König, so sehr seine Trunksucht und Fleischeslust ihnen auch anstößig war, und nicht minder erhob ihn Hildebrand wegen seiner Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl. Papst Alexander forderte ihn einst sogar auf, den Peterspfennig von seinem dänischen Reiche zu zahlen: wir wissen nicht, ob er dieser schlecht begründeten Forderung Folge gegeben hat. Aber bezweifeln läßt sich kaum, daß Svend zuzeiten die größte Neigung verriet, sein Reich ganz dem Schutze des heiligen Petrus zu befehlen und eine förmliche Oberlehensherrlichkeit Roms über Dänemark anzuerkennen; er hätte damit wohl kaum gegen König Heinrich und die Deutschen feindlich zu handeln geglaubt.

So wenig der Böhme und Däne ahnen mochten, wie sie Rom vor allem dem deutschen Einfluß entziehen wollte, so bestand nichtsdestominder die Absicht. Was im Norden und Osten durch Hildebrand und seine Freunde geschah, diente demselben großen Plan, den sie im Westen und Süden verfolgten. Alles zielte dahin, die deutsche Kaisermacht von ihrer Höhe zu stoßen, um an ihre Stelle die Herrschaft der römischen Kirche zu setzen. Mit dem vollsten Bewußtsein, mit scharfer Berechnung und unermüdlicher Tätigkeit verfolgte man in Rom dieses Ziel und errang eben deshalb in so kurzer Frist namhafte Erfolge. Die Verhältnisse des Abendlands lagen der Kurie ungemein günstig, und nichts begünstigte ihre Fortschritte mehr als die Sorglosigkeit des deutschen Hofes. So erfahrene Männer wie Anno, Adalbert und andere Bischöfe waren, sahen sie doch nicht oder wollten nicht sehen, wie alle Fundamente der kaiserlichen Macht allmählich untergraben wurden; überdies waren die Bischöfe sämtlich mehr oder weniger in die Netze eines kirchlichen Systems verfangen, aus dem Hildebrands Anhänger nur die letzten Konsequenzen zogen. Den weltlichen Großen war jede Schwächung der kaiserlichen Gewalt nur zu erwünscht; in ihrer Kurzsichtigkeit erkannten sie nicht, wieviel sie selbst mit einem starken Kaisertum für alle Folge aufgaben. Der junge König war in die unklarsten Verhältnisse zu Rom gleichsam hineingewachsen, die er kaum völlig durchschauen konnte, und aus denen er selbst unter den günstigsten Umständen schwer einen Ausweg gefunden hätte.

Allerdings scheint ihm früh klar geworden zu sein, wie er nicht mehr in der Stellung seines Vaters zum römischen Bistum stand, wie eine kaum noch zu bewältigende Macht im Papsttum sich gegen ihn erhob. Aber er war selbst unter dem Einfluß der kirchlichen Reformen erzogen, und die

Autorität des apostolischen Stuhls imponierte ihm nicht wenig, zumal sie mit der Autorität seiner Mutter im Bunde war. So hemmend die päpstliche Kurie seinen leidenschaftlichen Regungen öfters in den Weg trat, fesselten ihn Bande an Rom, die zu zerreißen er kaum den Mut in sich fühlte. Für die Absichten Hildebrands und seiner Anhänger kam alles darauf an, wie sich ihr persönliches Verhältnis zu Heinrich gestalten würde. Gelang es ihnen, des Königs aufstrebenden Sinn niederzuhalten und dienstbar zu machen, so war Aussicht, Roms Weltherrschaft auf friedlichem Weg zu begründen; gelang dies nicht, so mußten sie sich in einen Kampf stürzen, dessen Verwicklungen nicht zu berechnen waren, wenn sie auch an dem schließlichen Sieg nicht zweifelten.

Heinrich hatte sich bisher nichts weniger als störrisch gegen Rom gezeigt. Weil der Papst es verlangte, hatte er die Scheidung von seiner Gemahlin aufgegeben. Der Verkehr der Bischöfe seines Reichs mit Rom war ganz unbehindert. Ernsteren kirchlichen Bestrebungen war er nirgends hemmend entgegengetreten. Wohl hatte er sich an Kirchengut vergriffen, auch kirchliche Ämter verkauft — er selbst bekannte es später —, aber die Schuld traf mehr seine Genossen und Ratgeber als ihn persönlich. Und auch wenn er sich solche Verletzungen der kanonischen Bestimmungen erlaubte, bewies er sich nachgiebig, wenn er einem entschiedenen Widerstande begegnete. Dies zeigt vor allem der Konstanzer Handel, der damals das größte Aufsehen in Deutschland erregte.

Als im Jahre 1069 das Bistum Konstanz erledigt wurde, übergab es der König einem Magdeburger Domherrn, Karl mit Namen, der bei ihm besondere Gunst genoß und deshalb schon früher zum Probst auf der Harzburg bestellt war. Die Konstanzer Domherren, die gern einen aus ihrer Mitte auf den Bischofsstuhl erhoben hätten, waren unzufrieden und erhoben gegen Karl Beschwerden in Rom. Namentlich beschuldigten sie ihn der Simonie, und in der Tat hatte er einige Hofleute bestochen, damit sie seine Bewerbung um das Bistum unterstützten. Als Erzbischof Siegfried Ostern 1070 in Rom war, befahl ihm deshalb der Papst ausdrücklich, Karl die Weihe zu versagen; denselben Befehl wiederholte bald darauf noch einmal eine päpstliche Gesandtschaft. Inzwischen aber drängte der König den Erzbischof, den von ihm ernannten Bischof zu weihen, und empfand dessen Zögern sehr übel. Eine Synode, welche nach dem Willen des Papstes über Karls Schuld oder Unschuld entscheiden sollte, war wegen der kriegerischen Zustände in der Mainzer Provinz nicht zustande zu bringen, und Siegfrieds Lage wurde um so peinlicher, da das Gerücht verbreitet war, der König wolle Karl nach Rom senden und dort vom Papst selbst weihen lassen. Dies mußte Siegfried um jeden Preis abzuwenden suchen und betrieb endlich mit allem Eifer die Synode. Am 15. August 1071 trat sie in Mainz wirklich zusammen. Die Sache hatte schon ein solches Interesse erweckt, daß der Papst die Erzbischöfe Gebhard von Salzburg und Udo

von Trier zu seinen besonderen Legaten für die Synode ernannte und König Heinrich selbst nach Mainz kam.

Die beiden ersten Tage der Synode verliefen, ohne daß man die Sache Karls angriff; offenbar geschah es auf Betrieb des Königs, der die Bischöfe gewinnen und für Karl stimmen wollte. Am dritten Tage in der Frühe begaben sich endlich die geistlichen Herren zu Heinrich und beschworen ihn, der Gerechtigkeit nicht länger hindernd entgegenzutreten. Der König nahm dies gegen seine sonstige Weise ruhig und sogar gnädig auf, versicherte auf das bestimmteste, daß er selbst seine Hand in dieser Sache rein gehalten, aber nicht wisse, was Karl mit seinen Hofleuten und Vertrauten abgemacht habe; sollte derselbe gefehlt haben, so werde er, der König, das Urteil der Kirche nicht hemmen. Er besuchte darauf selbst die dritte Sitzung der Synode, und in seiner Gegenwart erhoben nun die Konstanzer die ärgsten Beschuldigungen gegen Karl. Der Angeklagte suchte sich zu rechtfertigen, und die Verhandlungen dehnten sich so aus, daß sie endlich wegen Eintritts der Nacht abgebrochen werden mußten. Eine unerwartete Entscheidung brachte der folgende Tag. In der Frühe desselben gab Karl freiwillig Ring und Stab dem Könige zurück; unfraglich weil er den üblen Ausgang seiner Angelegenheit voraussah und einem ihn verurteilenden Spruch zuvorkommen wollte. Den Bischöfen blieb nichts zu tun übrig, als den Triumph zu feiern, daß sie den König und seinen Günstling zur Nachgiebigkeit genötigt hatten; sie beschlossen, durch ein Schriftstück diesen ihren Sieg zur Kenntnis aller folgenden Zeiten zu bringen. Der merkwürdige Synodalbericht ist in der Tat bis auf unsere Tage gekommen und beweist vor allem, daß der König nicht in dem Grade ein Feind der kirchlichen Reformbestrebungen war, wie seine Widersacher glauben machen wollten. Er gab sogar in einer Sache nach, die ihn persönlich betraf, und deren Durchführung er lange mit Eifer betrieben hatte. Allerdings erreichten auch die Konstanzer bei dem Handel nicht, was sie beabsichtigten; ihr Bistum übergab der König dem Goslarer Domherrn Otto und sorgte dafür, daß dessen Weihe alsbald erfolgte. Karl kehrte nach Magdeburg zurück und starb bereits nach wenigen Monaten.

Nicht minder nachgiebig zeigte sich der König in der Sache des Bamberger Abts Robert, der durch Simonie die berühmte Abtei Reichenau gewonnen hatte. So bestimmt versichert wird, daß der König selbst von dem Abte Geld genommen habe, findet sich dafür kein zuverlässiges Zeugnis, aber die Umgebung des Königs war abermals bestochen. Auch hier gingen Klagen nach Rom. Wiederholt wurde Robert dorthin beschieden, um sich zu rechtfertigen, aber stellte sich nicht. Deshalb traf ihn der Bann des Papstes, der zugleich alle Verfügungen des Abts über die Kirchengüter kassierte. Robert fühlte, daß seine Stellung unhaltbar wurde, zumal der König selbst in ihn drang, der Abtei zu entsagen. Im Jahre 1072 gab er den Hirtenstab zurück und kehrte nach Bamberg heim. Zwei Jahre später erhielt er durch

den Bamberger Bischof die kleine, von diesem abhängige Abtei Gengenbach an der Kinzig, wo er nach kurzer Zeit bei einem Streit mit einem Ministerialen des Klosters erschlagen wurde. Der Rücktritt Roberts hatte übrigens die Streitigkeiten in Reichenau nicht beendet. Die Herren, welche von dem gebannten Abt Güter erhalten hatten, wollten dieselben nicht ausliefern, und neue Klagen ergingen aus der Abtei nach Rom; auch wurde für dieselbe vom König kein neuer Abt bestellt. Erst im Jahre 1074 kamen die Sachen zu einem gewissen Abschluß. Damals wurde der Bann über jene widerspenstigen Herren vom Papste ausgesprochen, und er selbst weihte einen neuen Abt. Es war ein Mönch des Klosters, mit Namen Eckard, welcher der strengsten Richtung folgte. Der König legte dem allem unseres Wissens kein Hindernis in den Weg.

Und doch kam es zum offenen Bruch zwischen Rom und dem königlichen Hofe. Nicht sowohl die deutschen als die italienischen Angelegenheiten führten ihn herbei, vor allem der Streit über die Besetzung des Mailänder Bistums.

Es ist erzählt worden (S. 158), wie Rom alles aufbot, um die Wahl Attos in Mailand trotz seiner erzwungenen Entsagung durchzusetzen und nichts unterließ, um Gottfried, den Ernannten des Königs, zu beseitigen. Der Papst hatte deshalb selbst an König Heinrich geschrieben, ihn beschworen, den Mailändern einen Bischof „nach göttlichem Recht" zu vergönnen, und zur Willfährigkeit gegen die Kirche ermahnt. Ähnliche Ratschläge scheint damals auch Hildebrand brieflich dem Könige gegeben zu haben, da er später Gewicht darauf legte, daß er schon als Diakon Heinrich von den gefährlichen Pfaden abzubringen versucht habe, auf welche er durch schlechte Ratgeber gekommen. Größere Wirkung als von diesen Ermahnungen mochte man von Erlembalds bewaffneten Scharen und der Mißstimmung Mailands hoffen. Aber diesmal zeigte der König doch Rom gegenüber eine ungewöhnliche Festigkeit. Es war gewiß nicht so sehr Abneigung gegen die Kirche, wenn er sein Investiturrecht in Mailand mit aller Entschiedenheit festhielt, wie vielmehr die Einsicht, daß seine ganze Macht und namentlich sein Einfluß in der Lombardei mit dem Investiturrecht in Frage gestellt würde. Seine Räte bestärkten ihn in dieser Meinung und konnten kaum anders. Er gab daher Befehl, Gottfried, obwohl er im Banne Roms stand, zu weihen, und sandte einen seiner Vertrauten, Rapoto von Cham, über die Alpen, um den Befehl zur Ausführung zu bringen. Im Anfange des Jahres 1073 versammelte Rapoto die lombardischen Bischöfe zu Novara, erklärte ihnen die Absichten des Königs und ließ Gottfried die Weihe erteilen.

Ein solches Verfahren des Königs hatte man in Rom nicht erwartet. Der Papst und Hildebrand sahen in den Vorgängen von Novara eine verwegene Herausforderung der Autorität des heiligen Petrus und waren ihr zu begegnen entschlossen. Auf der römischen Synode, welche während der

nächsten Fasten abgehalten wurde, sprach der Papst über mehrere Räte des Königs den Bann aus, weil sie ihn von der Einheit der Kirche zu trennen suchten. Wir wissen nicht, welche Räte der Bann traf; aber offenbar waren es die, welche nach Annos Entfernung den meisten Einfluß am Hofe gewonnen hatten. Ausdrücklich wird berichtet, daß die Kaiserin zu diesem Schritte geraten habe, und schwerlich werden auch Herzog Rudolf und Erzbischof Anno ohne Einfluß auf ihn geblieben sein. Anno stand damals mit Rom in ununterbrochenem Briefwechsel, und wir besitzen eines seiner Schreiben, in welchem er die Zustände des Hofes als die unwürdigsten schildert.

Der Papst kann mit diesem Schritte kaum anderes bezweckt haben, als den König von seinen Ratgebern zu trennen, ihn gefügiger gegen die Anordnungen der römischen Kirche zu machen und namentlich in der Mailändischen Sache zur Nachgiebigkeit zu zwingen; der Papst selbst, Hildebrand und die Kaiserin konnten einen offenen Kampf gegen den König unmöglich damals hervorrufen wollen. Doch ließ der Erfolg des Banns die Nachgiebigkeit, die man vom Könige erwartet hatte, nicht erkennen. Die Räte blieben in seiner Nähe, und er hielt auch an Gottfried fest, der im Mailändischen sogar weiteren Boden gewann, obschon er niemals der Pataria Herr werden konnte. So sah man sich in Rom den König halb und halb als einen Gebannten zu behandeln und den Verkehr mit ihm zu unterbrechen genötigt. Wie wenig man den Kampf auch wollte, er schien unvermeidlich zu werden. Und auf welche Unterstützung hatte dann die römische Kirche in Deutschland zu zählen?

Die Lage der Dinge war hier anders als in den romanischen Ländern. Die deutsche Kirche hatte Rom gegenüber seit einem Jahrhundert einen nicht geringen Grad von Selbständigkeit behauptet. Es lag dies teils in der herrschenden Stellung der Deutschen, teils in dem Zusammenhang, in welchem die Bischöfe durch die Investitur und ihre ganze Lage mit dem Königtum standen. Römische Legaten erschienen selten in Deutschland und galten hier wenig. Von den Reformen waren die Bistümer bisher nicht sehr tief berührt worden; Heinrich III. hatte allerdings die Simonie mit Erfolg bekämpft, aber gerade unter der Vormundschaft hatte sie wieder gewaltig um sich gegriffen; gegen die Priesterehe war kaum noch ein ernstliches Einschreiten versucht worden. Ebensowenig war die Reformation des Mönchstums durchgedrungen: die alten Benediktiner hatten sich gegen die neuen Klosterordnungen bisher wacker behauptet, und nur in Lothringen hatte Cluny bedeutende Erfolge erzielt. Am wenigsten war der Laienstand von den kirchlichen Vorstellungen der Zeit ergriffen. Die Treuga Dei mit ihren bischöflichen Gerichten und ihren Kirchenstrafen kannte man noch kaum; es galten beschworene Landfrieden, wie sie erst die Ostfranken, dann die Thüringer und Sachsen aufgerichtet hatten. Kirchliche Beweggründe hatten die Deutschen wohl früher in den Kampf geführt, als sich die Kaiser der Mission annahmen; mit dem Missionseifer

war auch die Begeisterung für religiöse Kämpfe erlahmt. Man hatte das Heidentum im Wendenlande wohl öfters bekriegt, aber die Kriege gegen dasselbe erregten wenig Enthusiasmus und waren zuletzt aufgegeben worden. Die Fundamente für ein päpstlich-hierarchisches Regiment waren in Deutschland noch kaum gelegt.

Rom wußte recht wohl, was fehlte, und suchte Grundlagen für seine Herrschaft zu gewinnen. Vor allem zählte es da auf die reformierten Klöster. Wir wissen, wie Anno italienische Mönche aus Fruttuaria nach Siegburg verpflanzte. Sein Beispiel fand Nachahmung; bald wetteiferten die deutschen Bischöfe und Fürsten, aus Italien und Frankreich Mönche für die Reformation ihrer Klöster zu gewinnen. Lambert von Hersfeld lernte die Ordnungen der fremden Mönche in Siegburg kennen; so sehr er von der Lebensanschauung, auf welcher die Reformen ruhten, selbst ergriffen war, bekennt er doch, daß die alten Bräuche mit der Regel des heiligen Benedikt besser übereinstimmten als die Neuerungen. Aber die fremden Mönche machten Aufsehen und gewannen bald die Meinung des Tages für sich. Fürsten und Volk hielten sie für Engel, nicht für sterbliche Menschen, für geistige Wesen ohne die Gebrechen des Fleisches. In Franken, Thüringen und Sachsen brachen sich die Klosterreformen Bahn und ergriffen bald auch Schwaben. In dem vom Grafen Adalbert von Calw hergestellten Kloster Hirschau wurde der Regensburger Wilhelm zum Abt bestellt (1071), der die Ordnungen der Kluniazenser nach einiger Zeit dort einführte und weithin über das südliche Deutschland verbreitete. Hirschau wurde das Haupt einer ausgedehnten Klosterkongregation, gleichsam ein deutsches Cluny, und in dieser Kongregation fand Rom dann seine willigsten Diener. In gleichem Sinne und in unmittelbarer Verbindung mit Hirschau wirkten die Mönche von St. Blasien im Schwarzwalde, die von Fruttuaria aus reformiert waren.

Niemand war geeigneter, eine religiöse Stimmung zu nähren, die Roms Tendenzen entsprach, als die reformierten Mönche. Und nicht weniger wirkte die Wundersucht, welche mehr als je das Volk zu beherrschen anfing. Es hungerte gleichsam nach überirdischen Erweisungen, und sein Hunger wurde gestillt. Zeichen und Wunder folgten sich in Deutschland rascher als jemals. In Lüttich regten sich die Reliquien des heiligen Remaclus; in Tholey geschahen Heilungen am Grabe jenes Konrad, den Laienhände erschlagen hatten; in Nürnberg kam die Verehrung des heiligen Sebald, in Hasungen die des heiligen Heimerad auf. Das Volk strömte zu den wunderreichen Stätten und durchdrang sich mit Gefühlen, welche es den hierarchischen Bestrebungen Roms mit Gewalt zutrieben. Die religiöse Erregung ergriff nicht nur die Massen, sondern auch die Bischöfe, den Adel und den König selbst.

Geistige Strömungen solcher Art lassen sich nicht geflissentlich erzeugen, aber leiten und benutzen, und diese Kunst hat Rom damals wie

oft in der Folge bewiesen. Nur bei einer Stimmung der Gemüter, wie sie sich nun allgemein verbreitete, konnte es Angriffe auf die Selbständigkeit des deutschen Klerus wagen, die in den Zeiten eines Willigis und Aribo unfehlbar zu einer Kirchenspaltung geführt haben würden. Wir wissen, welche Demütigung selbst Anno erfuhr, obschon er dem Papsttum die wichtigsten Dienste geleistet. Nie hatte ein Mainzer Erzbischof eine unterwürfigere Sprache gegen den Nachfolger Petri geführt als Siegfried, und doch mußte er sich immer neue Eingriffe in seine bisher unbestrittenen Rechte gefallen lassen. Hermann von Bamberg, vor dem Richterstuhl des Papstes verklagt, rettete nur mit genauer Not seine Stellung. Karl von Konstanz wich dem Zorn Roms und gab seinen Bischofsstab zurück. So wuchs mehr und mehr der kirchliche Einfluß des Papsttums in Deutschland, und dieser kirchliche Einfluß war zugleich ein politischer von unberechenbarer Bedeutung.

Kam es daher zum Kampf mit Heinrich, so konnte es Rom auch in Deutschland an einem Anhang nicht fehlen; um so weniger, als das Regiment des Königs nichts weniger als beliebt war, als die ersten Fürsten des Reiches mit dem Hofe in andauernden Zerwürfnissen lebten, ein Teil der hohen Geistlichkeit mißvergnügt war und ein allgemeiner Aufstand in Sachsen drohte. Von den weltlichen Fürsten des Reichs stand mindestens einer, Rudolf von Schwaben, schon damals durch die Kaiserin Agnes zu der päpstlichen Kurie in einem sehr nahen Verhältnis, und unter den Bischöfen unterhielt der kräftigste und geachtetste, Anno von Köln, mit ihr die unmittelbarsten Beziehungen. So hatte sie auch hier Verbindungen geschlossen, an welche sich große Hoffnungen knüpften.

Das Papsttum stand nicht nur inmitten der italienischen Bewegung, sondern beeinflußte auch die gesamte Entwicklung der abendländischen Welt. Was die universellen Tendenzen des Kaisertums seit zwei Jahrzehnten an Boden verloren, das und mehr hatten die hierarchischen Bestrebungen der römischen Kirche gewonnen. Unter solchen Verhältnissen gewannen die römischen Synoden eine ganz neue Bedeutung. Fast alljährlich sind sie unter Alexander II. zusammengetreten; Anfangs in der Zeit nach Ostern, vom Jahre 1072 an im Beginn der Fasten. Aus der ganzen Weite des Abendlandes wurden sie besucht, und man fing an, sie sämtlich als allgemeine Konzilien zu betrachten. Die für die Ausbildung der geistlichen Herrschaft wichtigsten Angelegenheiten wurden auf ihnen beraten und zur Entscheidung gebracht. Ihre Beratungen umfaßten das gesamte Gebiet der Kirche und griffen vielfach auch auf das politische Gebiet hinüber. Ihre Entscheidungen beanspruchten Geltung in der gesamten Christenheit des Abendlandes und wurden meist als gesetzliche Bestimmungen nach allen Seiten verbreitet.

Seit dem Verfalle des Karolingischen Reichs hatte es keine Versamm-

lungen gegeben, welche in gleicher Weise die Interessen des ganzen Okzidents vertraten, in gleicher Weise sie verbanden. In gewissem Sinne leisteten die Synoden jetzt Ähnliches wie einst die Reichsversammlungen Karls des Großen. Daß jene unter dem Einfluß des Kaisers gestanden hatten, diese der Autorität des Papstes unterworfen waren, daß jene die kirchlichen Fragen nach staatlichen Gesichtspunkten entschieden hatten, bei diesen das umgekehrte Verhältnis eintrat, bezeichnet klar den Umschwung der allgemeinen Verhältnisse. Die römischen Synoden konnten wie Karls Reichstage zum Organ einer allgemeinen Gesetzgebung werden, wie man sie einst in den Karolingischen Kapitularien gehabt hatte; ja sie waren es bereits geworden. Rom gab der Welt wieder geschriebene Gesetze, nach denen schon nicht mehr allein Italien hungerte: das Papsttum leistete damit, was die deutschen Kaiser nie zu leisten vermocht hatten.

Schon beherrschte man vom Lateran bei weitem mehr die Weltlage als von dem Kaiserpalast zu Goslar, und Hildebrand hatte für sie einen scharfen, überaus geübten Blick. Aber doch hat er sich in seinen Berechnungen getäuscht, indem er dem jungen König, auf dem die Erbschaft des Kaisertums ruhte, weniger Klugheit, Selbstgefühl und Festigkeit zutraute, als er besaß. Wir wissen, Hildebrand hatte dem Kaiser der Zukunft, wenn er sich gutwillig der Macht der Kirche beugen würde, eine hervorragende und glänzende, wenn auch dem Nachfolger Petri untergeordnete Stellung zugedacht; Heinrich war aber zu sehr der Sohn seines Vaters, um sich in einer zweiten Stelle zu befriedigen. Mochte seine Erbschaft zerstreut oder bestritten sein, er kannte sie, kannte sein Recht und fühlte sich Mann genug, um das Seine nicht in fremder Hand zu belassen. Ohne einen Kampf mit Rom durfte er es freilich nicht zu gewinnen hoffen, und diesen Kampf hat er nicht minder gescheut, als ihn die Kurie scheute. Wie man ihm Nachgiebigkeit zutraute, hat er sie auf der anderen Seite von den Priestern erwartet. Man täuschte sich, wie die Folge zeigte, auf beiden Seiten nur allzusehr.

Petrus Damiani sah die neuen Zerwürfnisse zwischen Rom und dem Könige nicht mehr. Bei seinen Vorstellungen über das Verhältnis des Kaisertums zur Kirche hatte ihn der unbeschränkte Einfluß Hildebrands auf die Geschäfte der Kurie längst mit Mißtrauen erfüllt; nicht geringe Besorgnisse erregte ihm die politische Richtung, welche der Archidiakon immer bestimmter dem Papsttum gab. Er beklagte die geistige Tyrannei, die Hildebrand über den Papst übte, und machte seinem Unmut in beißenden Epigrammen, wie den folgenden, Luft:

Ehr' ich den Papst nach Gebühr, so beug' ich vor dir mich im Staube;
Denn ihn machst du zum Herrn, doch er erhebt dich zum Gott.

Willst du leben in Rom, so verkünde es laut auf den Gassen:
Mehr als des Herrn Papsts Gnade vertrau' ich dem gnädigen Papstherrn.

Auch wohl in schlimmeren Ausfällen als solchen Geistesspielen hat er seiner Erbitterung Ausdruck gegeben. Aber wie wenig er Hildebrands letzte Absichten teilte, in seinem Eifer für die kirchlichen Reformen erlahmte der alte Eremit von Fonte Avellana niemals. Gegen Simonisten und verheiratete Priester war er stets auf dem Platze, und noch seine letzte Reise nach seiner Vaterstadt Ravenna hatte die Durchführung strenger Kirchenzucht zum Zweck.

Auf der Rückreise starb Petrus am 23. Februar 1072 zu Faenza am Fieber. Er war ein unvergleichlicher Vorkämpfer des reformierten Papsttums gewesen, durch Geist und Gelehrsamkeit eine Zierde der römischen Kurie. Seine Schriften verraten Witz, eine lebendige Phantasie, südliches Feuer; es kennzeichnet sie ein genialer Zug, der wenig Schriftwerken jener Zeit eigen ist; auf die Literatur des Mittelalters haben sie eine nachhaltige Wirkung geübt. Dem Schüler des heiligen Romuald folgte als Kardinal-Bischof von Ostia ein Kluniazenser; es war Gerald, ein Deutscher von Geburt, welcher einst als Lehrer der Domschule in Regensburg vorgestanden hatte, ehe ihn sein Lebensgang über Cluny in das Kollegium der Kardinäle führte.

Am 21. April 1073 starb auch Alexander II.; er endete in Rom, wenige Wochen nach dem Bannspruch über die königlichen Räte. Nur elf Jahre saß er auf dem Stuhle Petri, aber sein Pontifikat war überaus merkwürdig. Erst wurde ihm die Tiara unaufhörlich bestritten, mehr als einmal schien seine Lage hoffnungslos; dann aber befestigte er sich in der Gewalt und gewann größere Erfolge als alle seine Vorgänger. Unter ihm wurde das reformierte Papsttum eine selbständige Macht und erlangte eine Autorität, der kaum noch eine andere zu vergleichen schien. Freilich war das Gewonnene weniger ihm als Hildebrand in Rechnung zu bringen. Mochte der Archidiakon auch klagen, daß manches gegen seinen Willen der Schwäche des Papstes entlockt sei, jener war doch die Seele der römischen Politik gewesen, und niemand konnte leugnen, daß er sie bisher ebenso klug wie glücklich geleitet hatte.

11. Hildebrand als Papst Gregor VII.

Seit die kaiserliche Autorität in Rom geschwunden war, führte die Erledigung des päpstlichen Stuhls fast regelmäßig unruhige Auftritte in der Stadt herbei. „Der Anstand", sagte Amatus von Monte Cassino, „ging verloren in Rom, seit die Macht der Deutschen verfiel, und wollte ich von den Vorgängen bei der Papstwahl reden, so müßte ich entweder lügen oder würde mir, wenn ich die Wahrheit sagen wollte, den Haß der Römer zuziehen." Überraschend war es daher, daß sich diesmal das Volk ruhig verhielt und Hildebrand die Geschäfte ohne Widerstand fortführen konnte. Unverzüglich ging er mit den Kardinälen wegen der Besetzung des päpstlichen Stuhls zu Rat und bestimmte ein dreitägiges Fasten und Betfest; sogleich nach demselben sollte die Wahl des neuen Kirchenhauptes erfolgen, welche er demnach in das freie Ermessen der Kardinäle stellen wollte.

So Hildebrands Anordnung. Aber die Wahl erfolgte nicht nach derselben, sondern ihr entgegen; schon am Tage nach dem Tode Alexanders II. wurde der Stuhl Petri aufs neue besetzt, in jeder Beziehung auf ordnungswidrige Weise. Als man nämlich an diesem Tage in der Kirche des Lateran mit der Bestattung des abgeschiedenen Papstes beschäftigt war, entstand plötzlich ein wirres Zusammenströmen von Klerikern und Laien, von Männern und Weibern; man hörte aus der Menge den Ruf: „Hildebrand sei unser Bischof!" Hildebrand erschrak gewaltig; er wollte an das Lesepult eilen, um den Tumult zu beschwichtigen. Aber der Kardinal Hugo der Weise kam ihm zuvor. „Brüder!" — so redete er die Menge an — „Ihr wißt, wie seit den Tagen Leos IX. Hildebrand die heilige römische Kirche erhöht und unsere Stadt befreit hat. Da wir nun für das römische Bistum weder einen besseren Mann noch einen seines Gleichen finden können, wählen wir ihn, der in unserer Kirche geweiht, euch und uns wohlbekannt und in allen Dingen erprobt ist." So sprach Hugo gleichsam im Namen der Kardinäle, und in der Tat stimmten diese ihm zu mit dem Rufe: „Papst Gregor hat der heilige Petrus gewählt!" Sofort riß die

aufgeregte Menge Hildebrand fort und führte ihn nach der Kirche S. Pietro in Vincoli am Esquilin, wo man ihn trotz heftigen Widerstrebens inthronisierte. Hier wurde auch das Wahlprotokoll aufgesetzt, welches den Vorgang nicht getreu darstellt. In demselben erschienen die in S. Pietro in Vincoli versammelten Kardinäle aller Ordnungen außer den Bischöfen als die eigentlichen Wähler, die niedere Geistlichkeit und das Volk als Zustimmende, auch der Anwesenheit von Bischöfen und Äbten wird gedacht; die Wahl trägt einen Schein äußerer Ordnungsmäßigkeit, die ihr in Wahrheit fehlte.

Später ist die Meinung verbreitet worden, Hildebrand habe seine Wahl durch Bestechung und Waffengewalt durchgesetzt. Man erzählte, es sei gleich nach Alexanders Tode Geld unter das Volk ausgestreut, die Tore, die festen Türme und Brücken Roms wie der Lateran seien mit Bewaffneten besetzt und der Hildebrand abgeneigte Teil des Klerus mit blanken Schwertern bedroht worden. Aber nichts der Art ist geschehen. Diese Erzählungen sind lediglich Erfindungen, die freilich zum großen Teil von demselben Hugo herrühren, der damals der erregten Stimmung der Menge Worte lieh. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Wahl, wie sie erfolgte, ein unvorhergesehenes Ereignis, der plötzliche Ausbruch einer einhelligen, allgemein verbreiteten Stimmung in Rom war. „Die Einmütigkeit bei der Wahl", schreibt Abt Wilhelm von Metz, „war so groß, daß sich in der ganzen Masse des Volkes keiner fand, der sie nicht billigte." Kaum weniger zweifelhaft ist, daß eine so stürmische Erhebung Hildebrands Wünschen wenig entsprach. Dagegen steht in Frage, ob er nicht bei einem ruhigeren Verlauf des Wahlgeschäfts diesmal die Tiara an sich zu bringen gewünscht hat. Der Kardinal Hugo stand ihm damals so nahe, daß man sich schwer überzeugt, sein Auftreten habe mit Hildebrands Neigung in schroffem Widerspruch gestanden. Wie dem auch sei, der Archidiakonus sah, sobald jene tumultuarische Wahl erfolgt war, in ihr eine unmittelbare Berufung des Apostels, der er sich nicht entziehen dürfe. Er nahm sogleich den Namen Gregor VII. an und zögerte keinen Augenblick, das Kirchenregiment in seinem ganzen Umfange zu ergreifen.

Noch erschöpft von den Vorgängen des verflossenen Tages, auf dem Bett liegend, schrieb Gregor am 23. April an den Abt Desiderius von Monte Cassino und den Fürsten Gisulf von Salerno. Er forderte beide auf, nach Rom zu kommen, wo die Kirche ihrer bedürfe; Desiderius solle die Kaiserin Agnes und den Bischof Rainald von Como, die sich gerade in Monte Cassino befanden, beschwören, daß sie jetzt dem neuen Papste ihre Liebe und Anhänglichkeit durch die Tat beweisen. Wenige Tage darauf zeigte er in dem Tone freundschaftlichen Vertrauens die Wahl Wibert von Ravenna an und bat ihn um seinen Beistand; in ähnlicher Weise schrieb er an die Herzogin Beatrix, an den Dänenkönig Svend Estrithson, den Erzbischof Manasse von Reims, die Äbte Hugo von Cluny und Bernhard von

Marseille. Vom 29. April ist der erste Brief, der ihn in Ausübung seiner kirchlichen Jurisdiktion zeigt. Er betrifft die Aufhebung unkanonischer Ehen und ist an den Bischof Rainer von Florenz gerichtet; der Papst weist darauf hin, wie er um so sicherer auf schnelle Ausführung dieses Befehls rechne, als es der erste sei, der von ihm ausgehe.

Alles kam darauf an, ob der König die Rechtmäßigkeit dieser Wahl, anfechtbar wie sie in mehr als einer Beziehung war, bestreiten würde. Das Dekret Nicolaus' II., welche Auslegung man ihm auch geben mochte, verlieh Heinrich ein Recht der Einsprache, welches vor allen Gregor als Urheber des Dekrets nur mit Mühe hätte bestreiten können. Aber auffälligerweise begab sich der König dieses Rechts, wenn er auch die Wahl nicht, obschon dies gleichzeitige Schriftsteller versichern, ausdrücklich anerkannt hat. Auch hat Gregor selbst, obgleich es dieselben Schriftsteller meinen, gewiß nicht eine solche Anerkennung verlangt. Er hätte damit das Papsttum wieder in jene Abhängigkeit von dem Königtum gesetzt, von welcher er dasselbe endlich befreit zu haben glaubte; er hätte sich überdies dann zu einer Nachgiebigkeit in den zwischen Rom und dem Könige obwaltenden Streitigkeiten verstehen müssen, die ihm niemand zutrauen wird. Als man ihn erinnerte, daß die Zustimmung des Königs nach der Bestimmung Nicolaus' II. erforderlich sei, soll er geantwortet haben, er wisse nichts vom Könige und könne Verordnungen seiner Vorgänger rückgängig machen. Schwerlich waren dies seine Worte, aber seine Meinung war keine andere.

Gregors Stellung zum König zeigt am deutlichsten ein Schreiben, welches er am 6. Mai an Herzog Gottfried richtete. Gottfried, der damals in Italien lebte, hatte sich den Papst zu seiner Erhebung zu beglückwünschen und seine Gesinnung gegen den König zu erkunden beeilt. „Unsere Meinung", antwortet Gregor, „und unsere Absichten in betreff des Königs kannst Du vollständig erfahren. Wir glauben, daß niemand um des Königs zeitliches und ewiges Glück bekümmerter ist, niemand gegen ihn größeres Wohlwollen hegt als wir. Auch ist unsere Absicht, bei erster Gelegenheit ihn durch Gesandte väterlich und dringend auf das hinzuweisen, was nach unserer Meinung zum Nutzen der Kirche und zur Ehre seiner königlichen Würde erforderlich ist. Hört er uns dann, so soll unsere Freude über sein Heil nicht geringer sein als über unser eigenes, und am sichersten wird er sein Wohl begründen, wenn er sich, um in der Gerechtigkeit zu bleiben, in unsere Ratschläge ergibt. Erwidert er dagegen, wie wir es nicht wünschen, unsere Liebe mit Haß, lohnt er dem Allmächtigen für so große Ehren, die er ihm dankt, die göttliche Gerechtigkeit mißachtend, wider Gebühr mit Verachtung, so wird das Wort: ‚Verflucht sei, der sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße!'[1] über uns, so Gott will, nicht kommen. Denn es steht nicht in unserer Macht, aus persönlicher

[1] Jeremias 48, 10.

Vorliebe für irgend jemanden das Gesetz Gottes zu vernachlässigen und vom Pfade des Rechts um Menschengunst willen zu weichen, da der Apostel sagt: ‚Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich der Knecht Gottes nicht.'"[1] Wer möchte sich überzeugen, daß bei solcher Gesinnung Gregor seine Stellung von einer Entschließung des Königs abhängig gemacht, ein Einschreiten desselben selbst veranlaßt haben sollte? Vielleicht hat er Heinrich den Tod des Papstes und seine eigene Erhebung in gleicher Weise wie anderen Fürsten angezeigt; mehr tat er sicher nicht.

Aber von anderen Seiten ist allerdings ein Einschreiten des Königs verlangt worden. Die lombardischen Bischöfe versetzte Gregors Wahl in nicht geringere Aufregung als einst die Wahl seines Vorgängers. Es wird berichtet, daß sie und an ihrer Spitze der eigene Kanzler des Königs, Gregor von Vercelli, einen Einspruch gegen Hildebrands Wahl bei Hofe zu erwirken suchten. Ebenso sollen die deutschen Bischöfe einstimmig Heinrich geraten haben die Wahl für ungültig zu erklären, indem sie ihm vorstellten, niemand werde schlimmer als er selbst die Folgen empfinden, wenn er dem Ungestüm des Gewählten nicht rechtzeitig Zügel anlege. Beide Nachrichten verdienen Glauben, und Pfingsten 1073 zu Augsburg werden jene Anforderungen der Bischöfe an den König gestellt sein. Aber eben damals suchte Heinrich, durch die sächsischen Wirren in Besorgnis versetzt, mit den Herzögen, wie wir wissen, ein gutes Vernehmen herzustellen und das Reich zu beruhigen. Nichts mußte ihm da bedenklicher scheinen, als Rudolf von Schwaben und seinen Freunden einen neuen Anlaß zur Unzufriedenheit zu bieten, nichts gefährlicher, als den Gegnern, von denen er sich von allen Seiten umgeben sah, einen religiösen Vorwand zur Empörung zu leihen. Viel zu sehr war er überdies mit den deutschen Angelegenheiten beschäftigt, als daß ihm neue Verwirrungen in Italien hätten erwünscht sein können. So wird es erklärlich, daß er trotz der Aufforderung der Bischöfe sein Recht nicht übte, sondern die Wahl unangetastet bestehen ließ.

Die Weihe des neuen Papstes verzögerte sich. Die Priesterweihe, welche ihm noch fehlte, konnte er nicht vor dem nächsten Quatember, Mittwoch nach Pfingsten (22. Mai), erhalten; zu der Bischofsweihe scheint er absichtlich das große Kirchenfest Roms, den Tag der Apostelfürsten, ersehen zu haben. Am Peter-und-Paul-Tage (29. Juni) oder am folgenden Tage fand die Zeremonie unter großen Feierlichkeiten statt. Die Kaiserin Agnes, die Markgräfin Beatrix waren nach Rom gekommen, um den Glanz des Festes zu erhöhen. Auch der Bischof Gregor von Vercelli soll bei der Weihe zugegen gewesen sein. War es der Fall — und wir sehen keinen Grund, es zu bezweifeln —, so lag darin allerdings eine stillschweigende Anerkennung der Wahl von seiten des Königs. Wie wenig sich übrigens Gregors Gesinnung gegen Heinrich inzwischen geändert, zeigt ein Brief,

[1] Galater 1, 10.

den er wenige Tage zuvor an die Markgräfin Beatrix und ihre Tochter Mathilde gerichtet hatte. Er wiederholt hierin das Versprechen, bald eine Gesandtschaft an den König abgehen zu lassen, um ihn zur Liebe gegen die Kirche zurückzuführen und über die Form der Kaiserkrönung mit ihm zu unterhandeln. „Hört er uns nicht," fährt Gregor fort, „so können und dürfen wir deshalb von der Kirche nicht lassen. Denn es ist besser für uns, im Kampf für die Wahrheit ihm um seines eigenen Heils willen bis auf das Blut zu widerstehen, als ihm den Willen zu tun und der Ungerechtigkeit zuzustimmen, was uns beide — möge es Gott verhüten! — in das Verderben stürzen würde." Offenbar war noch nichts zwischen König und Papst verhandelt; alle Streitpunkte lagen unangerührt seit dem Tode Alexanders.

Wie hätte es anders sein können, als daß die Wahl Hildebrands allerorten das größte Aufsehen erregte! War er doch an allen Höfen der Fürsten längst bekannt, mehr noch bekannt an jedem Bischofssitz und in jeder Abtei; sein Name stand da, von der Klerisei teils verehrt, teils gefürchtet, seit Jahren der Stolz aller Klosterbrüder. Man wußte, wieviel diesem neuen Gregor in zweiter Stelle gelungen war: was ließ sich von ihm nicht nun in erster Stelle hoffen oder besorgen! Gleich nach seiner Erhebung schrieb der Abt Wilhelm von Metz an ihn: „Wer Deiner Herrschaft zuwider ist, achtet seine Seligkeit nicht. Du aber gürte das Schwert um Deine Lenden und laß Dich durch keine Drohungen von dem heiligen Kampfe zurückhalten. Auf hoher Warte stehst Du; aller Augen sind auf Dich gerichtet, und jeder erwartet Großes von Dir. Thorheit ist es, Dich anzufeuern, da Du voll wunderbarer Begeisterung Größeres in das Auge fassest, als unsere Kurzsichtigkeit ermessen kann, und wie ein Adler das Auge zur Sonne wendest."

So dachten gewiß viele, und Gregor selbst fühlte mehr als jeder andere die ganze Schwere der Aufgabe, die er vor aller Augen übernommen hatte und durchführen sollte. Die ganze Welt liege im Argen, äußerte er oftmals, die Kirche werde von ihren eigenen Würdenträgern nicht verteidigt, sondern angegriffen; für Gewinn und eitle Ehre beeifere sich alles, aber niemand zeige Eifer für die Religion und die Sache Gottes; wenn er nicht auf das Gebet der Gläubigen sein Vertrauen setzte, müßte er unter der Wucht der ihm auferlegten Bürde verzagen. Aber er verzagte mitnichten. Mit jener Rührigkeit, die ihn von jeher ausgezeichnet hatte, warf er sich auf die Geschäfte, die geistlichen und noch mehr die weltlichen seines Amtes; mit erstaunlicher Kühnheit trotzte er allen Gefahren, trat er den größten Schwierigkeiten entgegen. Die Ideen der Kirchenreform und Kirchenherrschaft verfolgte er mit der Hartnäckigkeit des Mönches und der Umsicht des Staatsmannes, und die Erfolge seiner Tätigkeit übertrafen im Anfang jede Erwartung.

Gregors erste Sorge war, das Patrimonium Petri in seinem alten

Umfange herzustellen. Zu dem Ende bildete er ein stattliches Vasallenheer und ließ von demselben zunächst die Städte und Burgen, die noch in päpstlicher Gewalt waren, besetzen, dann alles, was dem Stuhle Petri in letzter Zeit entfremdet war, mit Waffengewalt wieder beibringen. In wenigen Monaten war dies gelungen. Auch für die Folge schien dies Vasallenheer dem Papste eine gesicherte Stellung gegen seine Nachbarn zu verbürgen. Einen großen Teil des römischen Adels zog er auf diese Weise in seinen unmittelbaren Dienst; so auch jenen Cencius, der einst so hartnäckig das reformierte Papsttum bekämpft hatte, jetzt aber sich als ein dienstfertiger Vasall des apostolischen Stuhls zeigte.

Aber auch Widersacher erwuchsen dem Papste aus den Bemühungen, dem heiligen Petrus sein Eigentum wiederzugewinnen. Als Gregor die Huldigung in Imola verlangte, suchte Wibert von Ravenna seine Ansprüche auf die Stadt geltend zu machen. Es geschah ohne Erfolg, und der Erzbischof mußte sich in das Unvermeidliche fügen; nichts war aber natürlicher, als daß die Freundschaft zwischen ihm und dem Papste, kaum geschlossen, sich bereits zu lockern anfing. Schlimmer noch gestalteten sich die Verhältnisse des Papstes zu den Normannen. Auch ihnen hatte er manche Güter der römischen Kirche entzogen, welche sie wider Vertrag besaßen. Auf sein Heer gestützt, suchte er ihnen gegenüber eine selbständigere Stellung zu gewinnen als seine Vorgänger, da ihn nichts mehr beunruhigte als der Gedanke, sich dermaleinst der Willkür dieser gewalttätigen und habgierigen Ritter preisgegeben zu sehen. Niemanden fürchtete er mehr als Robert Guiscard; als sich in den ersten Tagen seines Pontifikats die Nachricht verbreitete, der kühne Normannenführer sei der Welt durch den Tod entrissen, scheint Gregor darüber nicht gerade erschrocken zu sein.

Wir wissen, wie im Frühjahr 1073 Robert nach der Bewältigung seiner aufständischen Vasallen und Richards von Kapua in eine schwere Krankheit verfiel und das Gerücht von seinem Tode durch Italien lief. Gregor beeilte sich, Boten nach Bari zu senden, um Sigelgaita den Schmerz der Kardinäle über das Hinscheiden ihres tapferen Gemahls auszudrücken, zugleich sie aber aufzufordern, ihren Sohn Roger unverzüglich zur Belehnung nach Rom zu senden. Herzog Robert, damals schon in der Genesung, war über die Eilfertigkeit seines neuen Lehnsherrn wenig erfreut, dankte ihm jedoch für seine Teilnahme und versprach ihm die Dienste eines treuen Vasallen. Gregor aber mißtraute den Worten des schlauen Mannes; er befürchtete eine Aussöhnung Roberts mit Richard, dann einen gemeinsamen Angriff beider auf das römische Gebiet. So groß schien ihm die Gefahr, daß er im Sommer 1073 selbst nach Unteritalien ging. Im Juli machte er sich auf den Weg nach Monte Cassino und beschied Robert nach San Germano, um dort die neue Belehnung zu empfangen.

Robert beeilte sich nicht, dieser Aufforderung zu folgen. Er wußte, in

welchen Verbindungen der Papst mit Landulf von Benevent und Gisulf von Salerno stand, wie er Richard von Kapua mehr als jemals begünstigte; Vorsicht schien ihm geboten. Eine namhafte Zahl seiner Vasallen entbot er deshalb und zog, von ihnen begleitet, nach Rapolla zwischen Venosa und Melfi. Als er hier stand, erschien Abt Desiderius mit der Botschaft, daß der Papst bereits sich nach Benevent begeben habe und dort den Herzog erwarte. Robert brach mit seinen Vasallen sogleich auf und bezog vor den Toren von Benevent ein Lager. Gregor forderte ihn auf, in die Stadt zu kommen; in der alten Fürstenburg wollte er den Normannen belehnen. Aber Robert weigerte sich, weil er den Beneventanern nicht trauen könne, und lud vielmehr den Papst zu einer Zusammenkunft in seinem Lager ein; „nicht dem Herzog, sondern dem getreuen Vasallen möge der Papst diese Bitte gewähren". Gregor gewährte sie nicht. Auf keine Weise war er zu bewegen, in das Zelt seines Lehnsmanns und mitten unter die Waffen der Normannen zu treten. So zog Robert ohne Belehnung ab; im höchsten Zorn sah es der Papst, wie er der Stadt den Rücken wandte.

Je bedenklicher Roberts Stellung wurde, desto mehr suchte Gregor die anderen Fürsten Unteritaliens an sich zu fesseln. Am 12. August traf er mit dem alten Fürsten Landulf von Benevent ein Abkommen, welches dessen Fürstentum in dieselbe Abhängigkeit brachte wie die unmittelbaren Besitzungen der römischen Kirche und Landulf lediglich zu einem Verwalter des Papstes herabsetzte. Seitdem wurde in Benevent wieder nach den Regierungsjahren der Päpste gezählt, wie es seit Leos IX. Tode nicht mehr geschehen war. Von Benevent begab sich Gregor nach Kapua, wo er nahezu drei Monate bei Richard verweilte, der am 14. September die Belehnung empfing und den Lehnseid leistete. Es geschah in der hergebrachten Form, nur daß sich Richard noch bestimmter zum Schutz der römischen Kirche verpflichtete und auch König Heinrich, sobald der Papst ihn dazu auffordern würde, jedoch vorbehaltlich seiner Lehnstreue gegen den Stuhl Petri, zu huldigen versprach. Denn schon rechnete der Papst auf eine Verständigung mit dem Könige, vor allem auf die Nachgiebigkeit desselben in der Mailänder Sache.

Niemand hatte Hildebrands Erhebung auf den apostolischen Stuhl mit größerem Jubel begrüßt als Erlembald und die Patarener in Mailand. Atto, der wieder Hoffnungen faßte, war sogleich nach Rom geeilt und fand dort die beste Aufnahme. Auch unterließ der Papst, als er den Stuhl Petri bestiegen hatte, anfangs nichts, um dem Kampf der Pataria gegen Gottfried neues Leben zu geben; alle Getreuen des heiligen Petrus rief er zu demselben auf, warnte Beatrix und Mathilde, sich mit Gottfried oder den lombardischen Bischöfen in irgendwelche Verbindungen einzulassen und unterhielt unausgesetzt die vertraulichsten Beziehungen mit Erlembald. Aber bald fing er selbst an, den Eifer der Patarener zu

mäßigen; offenbar weil der König Roms Forderungen Gehör zu schenken schien. Die Kaiserin, Beatrix und Mathilde, Rudolf von Schwaben und die ihm verbündeten Fürsten hatten seit geraumer Zeit kein Mittel unversucht gelassen, um im Sinne des Papstes auf den jungen König zu wirken, und Rudolf glaubte sich schon am Ziele. Er meldete seine Erfolge dem Papst, der seine Bestrebungen in einem Schreiben aus Kapua vom 1. September höchlich belobte. Da Gregor vernommen hatte, daß Rudolf selbst nach der Lombardei zu gehen beabsichtige, um die Mailänder Angelegenheiten zu ordnen, bat er ihn auch, nach Rom zu kommen, damit sie dort mit Agnes, Beatrix, dem Bischof Rainald von Como und anderen gottesfürchtigen Männern gemeinsam die Bedingungen einer dauernden Aussöhnung zwischen dem Könige und dem Stuhle Petri festsetzten. Er stellte in Aussicht, daß ganz Italien dann leicht Ruhe gewinnen würde und der König demnächst ohne alle Gefahr seine Romfahrt antreten könne. So viel lag ihm daran, das Friedenswerk zu fördern, daß er sogar den Verkehr mit den schismatischen Bischöfen der Lombardei jetzt freigab.

Noch stand der Papst in der Erwartung, welchen Erfolg diese Schritte haben würden, als unerwartet ein Schreiben Heinrichs einlief, „voll Ergebenheit", wie er selbst sagte, „und wie weder der König selbst noch einer seiner Vorgänger es jemals einem römischen Bischof gesandt habe." In den letzten Tagen des September empfing Gregor zu Kapua dieses Schreiben, welches in der Tat an Unterwürfigkeit alles überbot, aber freilich nur durch den Drang der Verhältnisse Heinrich abgepreßt war. Der König klagt sich in demselben offen an, daß er der kirchlichen Gewalt nicht durchweg nach Gebühr ihr Recht gelassen noch ihr die gebührende Ehre erteilt habe, daß das Schwert, welches ihm Gott verliehen, nicht immer von ihm gegen die Übeltäter zur Handhabung der Gerechtigkeit gezückt sei. „Ach! wir sind", fährt er fort, „sündig und elend und haben, teils durch unsere Jugend, teils durch unsere schrankenlose Gewalt, teils durch die Ratschläge anderer verführt, im Himmel und vor euch gefehlt; wir sind nicht mehr wert, euer Sohn zu heißen. Denn wir haben nicht allein die Güter der Kirche an uns gerissen, sondern sie auch an unwürdige und simonistische Priester verkauft und nicht nach Gebühr mit ihnen geschaltet. Aber jetzt, weil wir allein ohne eure Autorität die Kirche nicht in einen besseren Stand bringen können, bitten wir euch, uns hierin wie in allen unseren Angelegenheiten euren Rat und Beistand nicht zu versagen; mit der größten Sorgsamkeit soll euer Befehl in allen Dingen erfüllt werden. Und zuerst ersuchen wir euch, die Mailänder Kirche, welche durch unsere Schuld in Verwirrung geraten ist, durch eure apostolische Entscheidung kanonisch zu reformieren, dann aber weiter zu der Reform der anderen Kirchen zu schreiten. Wir werden euch in allem hilfreich zur Seite stehen, andererseits bitten wir aber auch euch in gleicher Weise in allem um euren gnädigen Schutz." Der König verspricht dann noch, weitere

Auskunft in nächster Zeit dem Papste zu geben. Die Wirkung des Schreibens verstärkte, daß der Papst auch von den ihm befreundeten deutschen Fürsten wie von Beatrix und Mathilde die bestimmtesten Zusicherungen erhielt, daß der König in der Mailänder Sache wie in allen kirchlichen Angelegenheiten sich durchaus willfährig erweisen werde.

Mehr hatte Gregor erreicht, als er jemals gehofft hatte. Der Trotz des Königs schien gebrochen; nicht allein in bezug auf Mailand hatte er nachgegeben, nicht allein mit seiner eigenen die Schuld seiner Räte bekannt, sondern sich, wie es schien, ganz in die Hände des Papstes geliefert. Nichts ist merkwürdiger als ein Brief, den Gregor unmittelbar nach Empfang des königlichen Schreibens an Erlembald sandte. Hier wird nichts von der geistlichen Phrase umhüllt, die in den Erlassen der Päpste sonst so manches versteckt; aus der wortkargen Feder eines Politikers scheint er geflossen und ist unfehlbar von Gregor selbst abgefaßt. „Wisse!" sagt er, „wir verweilen gesund und wohlgemut in Kapua, nicht ohne großen Gewinn für die heilige Kirche. Denn die Normannen, die sich zum Verderben des Reichs und der Kirche zu vereinen gedachten, beharren unausgesetzt in der Zwietracht, in der wir sie fanden, und werden sich nur dann vertragen, wenn wir es wünschen. Hielten wir es für die heilige Kirche heilsam, so würden sie sich uns bereits demütig unterworfen und die gewohnte Huldigung geleistet haben." Dann erwähnt er voll Freude den unterwürfigen Brief, den er vom Könige empfangen, und fährt fort: „Wieviel wir ihm nützen oder andererseits ihm schaden können, wenn wir unsere schützende Hand von ihm ziehen, wirst Du bald, wie wir hoffen, auf das augenscheinlichste erfahren und so einsehen, daß Gott mit uns ist und uns sichtlich unterstützt." Er versichert schließlich Erlembald der Treue der Beatrix und ihrer Tochter und eröffnet die freundlichsten Aussichten in eine glückliche Zukunft der Mailänder Kirche.

Aber Robert Guiscard maß der Papst in diesem Briefe andere Gesinnungen bei, als er in Wahrheit hegte. Mit dem tiefsten Mißtrauen sah der Herzog den Bund Richards mit dem Papste. Schon rüstete er sich zum Kampfe und ließ dazu selbst seinen Bruder Roger aus Sizilien kommen. Unterstützt von den Borellern, einer in den Abruzzen mächtigen Familie, die sich gegen Richard erhoben hatte, griff er alsdann das Fürstentum Kapua von verschiedenen Seiten an. Erst Roberts Anrücken auf die kampanischen Gefilde scheint den Papst vermocht zu haben, sich von Richard zu trennen; gegen Ende des Novembers verließ er Kapua und trat zürnenden Schrittes die Rückreise nach Rom an. Er ging zur rechten Stunde. Schon wurden die Ufer des Garigliano von den Scharen Roberts überschwemmt; Trajetto und Suio fielen in Rogers Hände. Auch die Umgebung von Kapua litt schwer unter den Verwüstungen der Feinde, doch wußte sich Richard in der Stadt zu behaupten. Bald darauf wurde auch das Beneventanische von den Normannen mit Krieg überzogen. Im

Kampfe gegen sie fiel bei Monte Serchio am 7. Februar 1074 Pandulf, des alten Fürsten Landulf Sohn und Mitregent. Ein Angriff auf Benevent war aber damals kaum etwas anderes als ein unmittelbares Eindringen Roberts in die Besitzungen des heiligen Petrus.

Man sollte meinen, nichts hätte dem Papste bei solchen Zerwürfnissen mit Robert mehr am Herzen liegen müssen, als sein Verhältnis zum König zu ordnen, um an ihm einen Rückhalt gegen den schon übermächtigen Normannenfürsten zu gewinnen. Um so befremdlicher ist, daß die so oft verheißene Gesandtschaft noch immer nicht Rom verließ und über die Alpen zog. Der Papst hatte auch die aufständigen Sachsen auf diese Gesandtschaft verwiesen und ihnen unter der Mitwirkung seiner Legaten einen annehmbaren Frieden versprochen: doch ein Monat nach dem anderen verging, ohne daß die Legaten in Deutschland erschienen, und der Friede wurde ohne ihre und ohne des Papstes Vermittelung geschlossen. Fast scheint es, als habe Gregor immer noch auf jene weiteren Aufschlüsse gewartet, welche ihm der König versprochen hatte, aber niemals sind sie unseres Wissens gegeben worden. Erst nach der Mitte des März 1074, nach der römischen Fastensynode, in welcher der Papst feierlich den Bann über Robert Guiscard aussprach, traten apostolische Legaten wirklich den Weg nach Deutschland an. Sie hatten die wichtigsten Aufträge; alle Streitpunkte zwischen dem apostolischen Stuhl und dem König sollten sie austragen und zugleich die Verordnungen der letzten römischen Synoden gegen Simonie und Priesterehe zur Durchführung bringen. Zu dem Ende hatte der Papst die Bestimmungen seiner Vorgänger auf der Fastensynode noch einmal erneuert und mit allem Nachdruck eingeschärft; nicht allein der Käufer und Verkäufer der Kirchenämter, sondern auch ihre Mitschuldigen bei dem simonistischen Handel wurden mit dem Bann bedroht.

Die päpstlichen Legaten waren die Kardinalbischöfe Hubert von Palestrina und Gerald von Ostia, der letztere, wie wir wissen, von Geburt ein Deutscher. Mit ihnen kamen die Kaiserin Agnes, deren vertrauter Freund Bischof Rainald von Como und der Bischof Heinrich von Chur. Um die Osterzeit gelangte die Gesandtschaft nach Franken und verweilte in Nürnberg. Der König feierte das Fest in Bamberg in der Nähe des Bischofs Hermann, der wegen Simonie am schlimmsten berüchtigten Persönlichkeit im ganzen Reiche. Die Legaten nahmen Anstand, nach Bamberg zu gehen, um nicht mit diesem Manne in unmittelbare Berührung zu kommen. Aber der König eilte bald nach dem Fest der Mutter entgegen. Er traf zu Nürnberg mit ihr zusammen und empfing hier zugleich die Legaten ehrenvoll und huldreich; in seiner Begleitung waren die Erzbischöfe von Mainz und Bremen nebst mehreren anderen Bischöfen. In Gegenwart dieser Kirchenfürsten erneuerte er das reuige Bekenntnis, welches er dem Papste bereits schriftlich abgelegt hatte, und wurde dann förmlich wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen. Auch die königlichen Räte wurden, nach-

dem sie eidlich gelobt hatten, alle Kirchengüter, die sie durch Simonie gewonnen, zurückzugeben, vom Bann gelöst. So schien der Friede zwischen dem Könige und dem Stuhl Petri glücklich hergestellt.

Hatte der König das Versprechen gegeben, die Reformation der Kirche auf alle Weise zu unterstützen, so wurde er nun sogleich beim Worte genommen. Die Legaten verlangten von ihm ein Nationalkonzil, welches unter ihrem Vorsitz die Beschlüsse der letzten päpstlichen Synoden durchführen sollte. Der König konnte seine Einwilligung nicht versagen, aber einem über Erwarten hartnäckigen Widerstand begegneten die Legaten dagegen bei dem deutschen Klerus. In vertrauter Besprechung suchten sie die beiden Erzbischöfe zu gewinnen, aber diese verständigten sich sofort mit ihren anwesenden Amtsbrüdern und erklärten dann, ohne die Einwilligung des gesamten Episkopats könnten sie sich in einer Angelegenheit von so allgemeinem Interesse zu nichts verstehen. Die Kardinäle wurden zornig und zitierten die Erzbischöfe nach Rom, wenn sie noch ferner Schwierigkeiten machten. Namentlich traf ihr Unwille den Erzbischof von Bremen, der sich jeder Einladung seiner Suffragane weigerte: diese hätten ihre Sitze unter den Dänen und im hohen Norden, ein deutsches Nationalkonzil berühre sie deshalb in keiner Weise. Die Abneigung der deutschen Bischöfe gegen die Anforderungen Roms war in der Tat ganz allgemein; sie meinten, wenn der Papst nicht selbst in Person ein Nationalkonzil versammle, so käme dies als seinem Legaten nur dem Erzbischof von Mainz, nicht aber römischen Kardinälen zu. Das Konzil kam nicht zustande, und die Legaten mußten Deutschland verlassen, ohne die Reform der Kirche nach ihren Aufträgen angebahnt zu haben. Die Wirksamkeit der Legaten fand, wie man sieht, bei uns einen weit zäheren Widerstand als in anderen Ländern.

Ob dem so war, schlug der Papst die erreichte Aussöhnung mit dem Könige sehr hoch an. Reich beschenkt kehrten die Legaten vom Hofe zurück und überbrachten einen Brief Heinrichs, der als ein neuer Beweis seiner Unterwürfigkeit galt; sie bezeugten überdies, daß der König persönlich die besten Absichten gegen die Kirche hege. Das Erreichte maß der Papst besonders der Mitwirkung der Kaiserin bei und stattete ihr, die noch länger in Deutschland zurückblieb, durch ein Schreiben vom 15. Juni seinen Dank ab. Durch die Rückkehr des Königs in die kirchliche Gemeinschaft, schreibt er, sei insofern viel gewonnen, als er nun unmittelbar mit demselben wieder verkehren könne; bald werde Agnes sehen, wieviel sie ihrem Sohne genützt habe, und wie gnädig sich Gott desselben annehmen werde, aus seinem eigenen Munde sollte sie das Nähere darüber erfahren. Es war wohl die Kaiserkrönung, auf welche der Papst damit deuten wollte.

Während so Gregor mit dem Erben des abendländischen Kaisertums ins Verständnis trat, hatte er auch die Verhältnisse des östlichen Kaiserreichs in das Auge gefaßt und Einleitungen zu einem gewaltigen Unter-

nehmen getroffen, welches im Fall eines glücklichen Ausgangs allerdings Rom unberechenbare Vorteile geboten hätte. Schon Leo IX. hatte eine nähere Verbindung mit der griechischen Kirche wieder herbeizuführen gesucht, aber dadurch die Entfremdung derselben von Rom nur gesteigert. Nichts mußte deshalb dem Papste erwünschter kommen, als daß Kaiser Michael VII., als die Seldschucken tiefer in Kleinasien eindrangen und er mit den Kräften seines Reichs ihnen zu begegnen verzweifelte, die Hilfe des Abendlandes in Anspruch nahm, namentlich die des römischen Bistums, dem er eine Wiedervereinigung der Christenheit des Ostens mit der abendländischen Kirche in Aussicht stellte. Begierig ergriff der Papst diese Hoffnungen, die sich ihm gleich im Anfange seines Pontifikats eröffneten, und sandte schleunigst den Patriarchen von Venedig nach Konstantinopel, um eine Union der morgen- und abendländischen Kirche vorzubereiten und zugleich das römische Bistum mit dem Kaiserthrone von Byzanz zu versöhnen. „Ihr wißt,“ schrieb er dem Kaiser, „wieviel die Eintracht unserer und Eurer Vorfahren früher dem apostolischen Stuhl wie Eurem Reiche genützt hat; ebensoviel aber hat ihnen beiden später geschadet, daß die gegenseitige Liebe erkaltete.“

Die Erklärungen, welche der Patriarch in Konstantinopel erhielt, müssen Gregor völlig befriedigt haben; denn im Februar 1074 war er eifrigst beschäftigt, ein Heer zu sammeln, mit welchem er dem Kaiser des Ostens zur Hilfe ziehen und Konstantinopel gegen die Angriffe der Sarazenen schützen wollte. Er forderte nicht allein Beatrix, Mathilde und Herzog Gottfried auf, ihm zu diesem Unternehmen ihren Beistand zu leihen, sondern rief auch jene französischen und burgundischen Großen zu den Waffen, die einst ihre Dienste seinem Vorgänger angelobt hatten. Zugleich erließ er ein Aufgebot an alle, die den christlichen Glauben verteidigen wollten; im besonderen scheint er noch Herzog Wilhelm von Aquitanien um Unterstützung angesprochen zu haben. An der Spitze eines bedeutenden Heeres, aus allen Teilen des Abendlandes gesammelt, hoffte er alsbald über das Meer ziehen zu können. Das Unternehmen, welches den Papst beschäftigte, war nicht ohne inneren Zusammenhang mit jenen Kämpfen der Christen gegen die Ungläubigen in Spanien und Sizilien, von denen gesprochen ist, doch knüpften sich noch viele weitere Aussichten an dasselbe. Ein Sieg über den Islam im Osten würde dem Papste alle seine Feinde im Abendlande unterworfen und ihn zugleich zum Herrn der griechischen Kirche gemacht haben.

Einen Glanz ohnegleichen würde dieser hochstrebende Mann über sein Pontifikat verbreitet haben, wäre es ihm durch sein Ansehen gelungen, die unheilvolle Spaltung der orientalischen und okzidentalischen Kirche zu beseitigen und das Kaisertum des Ostens von dem Untergange in demselben Augenblick zu retten, wo der Bestand des abendländischen Kaisertums in seine Hand gelegt schien. So hätte er dem Stuhle Petri die

höchste Gewalt, die nach seiner Meinung demselben gebührte, in voller Wahrheit gewonnen. Immer von neuem ertönten seine Klagen über die Unterdrückung der Kirche: aber konnte sie wirklich so herabgewürdigt in einer Zeit sein, wo ihr Oberhaupt den Gedanken fassen konnte, die ersten Herren der Welt von sich abhängig zu machen?

Die Anfänge des neuen Pontifikats waren überaus glücklich, und man begreift, wie Gregor mitten in seinen Klagen über die Verderbnis der Zeit in den Triumphruf ausbrechen konnte: „Gott ist mit uns und unterstützt augenscheinlich unser Werk!" Bald jedoch sollte er erfahren, daß dem Kampf mit den Mächten der Welt die Kräfte Roms und seine eigenen noch nicht gewachsen waren; die Durchführung seiner gewaltigen Pläne stieß überall auf unüberwindliche Hindernisse.

Den Widerstand Robert Guiscards dachte der Papst leicht zu bewältigen, sobald sich die kriegerischen Kräfte, auf die er zum Kampf gegen die Sarazenen rechnete, um ihn sammeln würden. Er hoffte, der Herzog werde sich dann nach seinen Absichten bequemen; wo nicht, konnte er das Glaubensheer zunächst gegen ihn wenden. Doch dieses Heer sammelte sich nicht so schnell, wie er erwartet hatte. Schon am 4. April schrieb der Papst sehr unmutig über das Ausbleiben der versprochenen Hilfe an Herzog Gottfried; bald sah er sich genötigt, den überseeischen Zug mindestens aufzuschieben, und dachte nur daran, wie er schnell aus Italien ein Heer gegen den durch den Bann höchlich erbitterten Robert zusammenbringe. Er zählte dabei außer auf Richard von Kapua und Gisulf von Salerno auch auf Wibert von Ravenna und die Pisaner, vor allem aber auf Beatrix und Mathilde. Diese Frauen, erzählt Amatus von Monte Cassino, hätten dem Papst ein Heer von 30 000 Mann zu stellen versprochen und unter ihnen, um des Sieges ganz sicher zu sein, 500 Deutsche; der Papst aber habe 20 000 Mann für genügend erachtet. Da sollen die Frauen ihm entgegnet haben: „Eine große Schande würde für uns sein, wenn unsere Leute den kürzeren zögen; denn man würde sagen: die Weiber geben sich mit Dingen ab, die für sie nicht taugen, und wollen die Fürsten spielen, deshalb trifft sie der Spott nach Gebühr. Damit wir also wie Männer die Normannen überwältigen, laß uns so viel Mannen aufbringen, als wir für nötig erachten; dann wird uns der Ruhm des Sieges, dem heiligen Petrus aber sein Eigentum zufallen." Der Papst und die Frauen scheinen ihren Sieg für sicher gehalten zu haben. Im Juni verließ Gregor Rom und begab sich nach dem römischen Tuscien, wo sich die norditalienischen Scharen sammeln sollten. Ihn begleitete von Rom der reiche Gisulf von Salerno, der sich zu Soldzahlungen an die päpstlichen Hilfstruppen verpflichtet hatte. Aber schon die Römer hatten ihn ausgelacht, daß er statt Goldsäcke seidene Mäntel und Kleider mit sich führte,

als wolle er Weiber und Pagen ausputzen. Mit solchen Geschenken mochte man einst in Salerno die ersten Normannen geworben haben, die Pisaner und die Mannen der Beatrix erwarteten anderen Lohn.

Der Papst war in das Feldlager gezogen, wie er es in seinen Schreiben aus jener Zeit nicht ohne Selbstgefühl hervorhebt. Aber des Feindes wurde er nicht ansichtig; vielmehr nahm das ganze Unternehmen den kläglichsten Ausgang. Am Monte Cimino, unweit Viterbo, war ein Sammelplatz für die norditalienischen Bundesgenossen des Papstes, namentlich die Pisaner, bestimmt worden. Als diese nun Gisulf in der Gesellschaft des Papstes ankommen sahen, brachen sie gegen den Fürsten von Salerno, der früher ihre Landsleute schmählich mißhandelt hatte, in die furchtbarsten Verwünschungen aus; sie drohten ihm und jedem, der ihn schützen würde, den Tod. Heimlich mußte der Papst den Fürsten in der nächsten Nacht entfernen, und jene pisanischen Scharen liefen dann doch auseinander. Auch die Truppen, welche Wibert dem Papst in Bagnorea zuzuführen versprochen hatte, erschienen nicht. Schon in seinen Hoffnungen herabgestimmt, begab sich Gregor in der Mitte des Juni nach Fiano, wo er Mathilde und Beatrix erwartete. Sie erschienen, aber auch sie brachten keine Hilfe. Ein Aufstand der Valvassoren war, wohl infolge der übermäßigen und ungewöhnlichen Aushebungen, in der Lombardei ausgebrochen, und die Frauen mußten sich zunächst gegen ihre aufrührerischen Lehnsleute wenden. Dem von allen Seiten verlassenen Papste blieb nichts übrig, als einsam nach Rom zurückzukehren. In seinen sichersten Erwartungen bitter getäuscht, verfiel er in eine so schwere Krankheit, daß man an seinem Aufkommen verzweifelte.

Robert Guiscard hatte sich, als die größte Gefahr ihm drohte, mit Vorsicht benommen. Eine päpstliche Botschaft war an ihn ergangen, er solle sich in Benevent vor dem Papste stellen, wenn dieser dort einträfe, um sich von dem Banne zu lösen. Er antwortete, er werde erscheinen, und alle Welt solle durch das Urteil des Papstes selbst seine Unschuld erfahren. In der Tat erschien er an dem ihm bezeichneten Termin zu Benevent, umgeben von seinen tüchtigsten Vasallen und begleitet von Sigelgaita und ihren Kindern. Er pflegte wohl zu sagen: „Wer mir mein Weib und meine Kinder nimmt, soll alles haben, was ich besitze", und wollte sich jetzt offenbar recht absichtlich dem Papste mit dem, was ihm das Teuerste war, gegenüberstellen. Aber dieser, von seinem Heere verlassen, wagte sich nicht mehr in Roberts Nähe. Drei Tage erwartete der Herzog ihn vergeblich; dann brach er gegen Richard von Kapua auf, der ohne die Unterstützung des Papstes jetzt in nicht geringe Not geriet. Robert schloß mit dem Herzoge Sergius IV. von Neapel ein Bündnis und rückte dann mit einem bedeutenden Heere gegen Aversa an. Als hier die beiden Normannenfürsten kampfgerüstet gegenüber lagerten, versuchte endlich Abt Desiderius von Monte Cassino eine Ausgleichung herbeizuführen, und

seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Es gelang ihm, eine persönliche Zusammenkunft zwischen den Fürsten zustande zu bringen: sie umarmten, küßten sich und traten unmittelbar über die Herstellung des Friedens nun in Beratung. Monatelang zogen sich die Verhandlungen hin, und so eifrig sie von beiden Seiten geführt wurden, gediehen sie doch nicht zu dem gewünschten Ziele. In Gregor hauptsächlich lag der Grund, daß das Friedenswerk nicht zum Abschluß kam. Wir wissen aus des Papstes eigenem Munde, daß Robert wiederholt Gesandte an ihn schickte und die stärksten Bürgschaften für seine Treue bot, daß dieser sie aber nicht annehmen wollte. So war denn nicht zu verwundern, daß Robert schließlich einen Vertrag mit Richard zu unterzeichnen verweigerte, in welchem der letztere einen Vorbehalt in betreff seines Verhältnisses zum Papst stellte oder vielmehr stellen mußte. Gregor, der Robert mehr mißtraute als je, wollte die Zwietracht zwischen den Normannen geflissentlich auch ferner erhalten, und mindestens dies gelang ihm. Die Feindseligkeiten zwischen Robert und Richard dauerten fort. Durch einen neuen Vasallenaufstand wußte der Fürst von Kapua dann den Herzog in Apulien zu beschäftigen; namentlich erhob Abälard, Humfreds Sohn, sich abermals gegen seinen Oheim. War Robert auch nicht überwältigt, so hatten Richard und der Papst doch im Augenblick nicht viel von ihm zu fürchten.

In der Mitte des Oktobers konnte Gregor an Mathilde schreiben, daß er von seiner schweren Krankheit genesen sei. Es sei das, meinte er, freilich für ihn mehr eine Ursache zur Betrübnis als zur Freude, denn täglich müsse er gleichsam alle Ängste und Nöte eines kreißenden Weibes erdulden; fast vor seinen Augen leide die Kirche Schiffbruch, und er sehe kein Mittel zur Rettung; die christliche Religion sei fast überall so in Verfall geraten, daß die Sarazenen und Heiden besser die Vorschriften ihres Glaubens hielten als die Bekenner des christlichen Namens. Ähnliche Äußerungen des Unmuts finden sich vielfach in den Briefen des Papstes aus dieser Zeit. Am ergreifendsten drückt er seine Gemütsstimmung in einem Schreiben aus, welches er am 22. Januar 1075 an den Abt Hugo von Cluny richtete. „Oft", sagt er hier, „habe ich Jesus gebeten, daß er mich aus der Welt abrufen oder durch mein Leben der Kirche, unserer aller Mutter, Nutzen schaffen möge. Aber bisher hat er mich weder diesem peinvollen Dasein entrissen, noch hat mein Leben der Mutter Kirche, an die er mich mit den engsten Banden gefesselt, soviel Nutzen gebracht, als ich hoffte. Denn unsäglicher Schmerz und tiefe Trauer umdrängen mich, weil die Kirche des Ostens auf Anstiften des Teufels vom rechten Glauben abgefallen ist und der alte Feind dort durch seine Glieder allerorten die Christen hinschlachten läßt, so daß sie, vom Oberhaupt geistig getötet, von dessen Gliedern leiblich vernichtet, nicht dermaleinst wieder durch die göttliche Gnade zur Erkenntnis erweckt werden können. Und durchmustere

ich im Geiste die Länder des Westens, Südens und Nordens, so finde ich kaum dort Bischöfe, welche, nach dem Gesetze zum Amt gelangt und nach dem Gesetze lebend, die christlichen Gemeinden aus Liebe zum Herrn und nicht nach den Antrieben weltlichen Ehrgeizes leiteten; unter den Fürsten der Welt aber kenne ich keine, die Gottes Ehre der ihrigen, die Gerechtigkeit ihrem Vorteile vorzögen. Die Völker, in deren Mitte ich lebe, — die Römer, Lombarden und Normannen — halte ich, wie ich ihnen selbst oft sage, fast für schlimmer als die Juden und Heiden. Wende ich den Blick auf mich selbst, so fühle ich mich so gedrückt durch die Schwere meiner eigenen Werke, daß mir außer Christi Barmherzigkeit keine Hoffnung des Heils bleibt. Hegte ich nicht trotzdem die Hoffnung, ein gottgefälligeres Leben und eine bessere Zukunft der Kirche herbeiführen zu können, so würde ich fürwahr nicht länger hier in Rom ausdauern, wo ich nur gezwungen — Gott ist mein Zeuge! — seit zwanzig Jahren verweile. Denn zwischen den täglich sich erneuernden Schmerzen und der Hoffnung, die sich, ach! nur zu lange verzögert, von tausend Stimmen umtost, lebe ich hier gleichsam in Todesnöten und harre auf den, der mich mit seinen Ketten gebunden, mich wider meinen Willen nach Rom geführt und hier mit tausend Ängsten umgeben hat. Oft spreche ich zu ihm: ‚Eile und zögere nicht ferner, verweile nicht mehr, sondern befreie mich aus Liebe zur heiligen Maria und zum heiligen Petrus.‘ Aber das Lob ist nicht köstlich, und das heilige Gebet frommt wenig im Munde eines Sünders, dessen Wandel kaum lobenswürdig ist, und dessen Werke der Welt gehören. Deshalb beschwöre ich Dich auf das höchste, diejenigen, die um ihres verdienstlichen Wandels willen erhört zu werden verdienen, mit allem Fleiß anzutreiben, daß sie zu Gott für mich um der Liebe willen beten, die sie der Kirche, unserer gemeinsamen Mutter, schulden.“

Das sind Worte, die aus der Tiefe des Herzens quillen. Die Angst, die Gregor schildert, erfüllte seine Seele; nur glaube man nicht, daß sie ihn auf die Dauer entmutigt habe. Kaum genesen, stand er wieder in der umfassendsten Tätigkeit und suchte von neuem ein großes Heer um sich zu sammeln. Gerade in diesem Schreiben an Abt Hugo wirbt er um neue Mannen für den heiligen Petrus. „Ich verlange,“ schreibt er, „sicher zu erfahren, welche in Wahrheit Getreue des heiligen Petrus sind, so daß sie um der himmlischen Herrlichkeit willen ihm als dem Fürsten des Himmels ebenso treu dienen wollen, wie sie um irdischer und vergänglicher Hoffnungen willen den weltlichen Fürsten gehorsamen. Wir müssen beide Hände statt der Rechten gebrauchen, um die Wut der Gottlosen zu bekämpfen; wir müssen das Leben der Frommen schirmen, da sich kein Fürst darum kümmert.“

Nach dem mißglückten Unternehmen gegen Robert hatte Gregor den überseeischen Krieg so gut wie aufgegeben. Als ihm damals Herzog Wilhelm von Aquitanien Hilfe anbot, hatte er sie abgelehnt und ihm am

10. September 1074 geschrieben: er empfange günstigere Nachrichten aus dem Orient und habe noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, was nun zu tun sei. Aber schon drei Monate später beherrschte ihn wieder ganz der Gedanke des großen Glaubenskampfes, der in seinem Geiste immer gewaltigere Dimensionen annahm und schon um die heiligen Stätten selbst mit den Ungläubigen geführt werden sollte. Am 7. Dezember meldete er in einem von ihm selbst abgefaßten Briefe an König Heinrich, daß aus Italien und den Ländern jenseits der Alpen sich bereits 50 000 Mann gerüstet hätten, um unter seiner Leitung den Krieg gegen die Sarazenen zu unternehmen und bis zum Heiligen Grabe vorzudringen, daß er von diesem Unternehmen nicht allein die Vereinigung mit der griechischen, sondern auch mit der armenischen und den anderen Kirchen des Ostens erwarte. Er bittet den König, von dem er damals alles Gute erwartete, um Rat und Hilfe; denn seinem Schutze werde er nächst Gott, wenn er ausziehe, die Kirche überlassen, damit er sie wie eine Mutter heilig halte, hüte und schütze. In einem Schreiben vom 2. Januar, welches ebenfalls von ihm selbst abgefaßt ist, fordert er dann alle auf, die sich dem Zuge anschließen wollen, besonders aus den Ländern jenseits der Alpen, Abgesandte aus ihrer Mitte nach Rom zu schicken, um den Weg und die anderen notwendigen Maßregeln für den Aufbruch zu verabreden.

Mit welchem Eifer er die Sache betrieb, zeigt vor allem ein in jener Zeit an die Gräfin Mathilde gerichteter Brief. „Wie all mein Sinnen und Trachten", schreibt er, „nur darauf gerichtet ist, über das Meer zu gehen, um unter dem Beistande des Herrn dort den Christen, die wie das Vieh von den Ungläubigen hingewürgt werden, Hilfe zu leisten, erröte ich, anderen zu sagen, damit ich nicht der Leidenschaftlichkeit geziehen werde. Aber Dir, teuerste Tochter, trage ich kein Bedenken es zu vertrauen; denn wie hoch ich von Deinem Eifer und Deiner Klugheit halte, würdest Du selbst kaum auszudrücken vermögen. Deshalb sende ich Dir das Schreiben, welches ich in dieser Sache an die jenseits der Alpen richte; lies es, und kannst Du für Deinen Schöpfer in dieser Sache mit Rat und Tat etwas tun, so unterlasse es nicht. Denn wenn es schön ist, für das Vaterland zu sterben, wie manche meinen, so ist es doch das Schönste und Rühmlichste, dieses sterbliche Fleisch für Christus hinzugeben, der das ewige Leben ist. Ich bin überzeugt, daß viele Getreue bei diesem Unternehmen uns gern unterstützen, und daß unsere Kaiserin selbst mit uns nach jenen Gegenden zu ziehen und Dich mit sich zu nehmen wünscht; wenn Deine Mutter hier zurückbleibt und unsere gemeinsamen Angelegenheiten besorgt, werden wir sorglos unter Christi Führung zu den heiligen Stätten ziehen können. Die Kaiserin und Du würden fürwahr als Pilgerinnen viele zu diesem Unternehmen begeistern, und ich würde, von solchen Schwestern begleitet, von Herzen gern über das Meer gehen, um willig mein Leben, wenn es sein müßte, dort für Christus an Eurer Seite hinzu-

geben, wie ich auch mit Euch dereinst in unserer ewigen Heimat am liebsten vereint sein möchte. Was Du über diese Sache und Deine Ankunft in Rom beschlossen hast, laß mich schnell wissen. Der Allmächtige wolle Dich von Tugend zu Tugend fördern und Dich segnen, damit die Kirche sich lange Zeit Deiner erfreuen könne."

So erfaßte Gregor abermals den Zug nach dem Osten mit aller Lebendigkeit seines Geistes. Aber zugleich beschäftigten ihn die Angelegenheiten Italiens nach wie vor. Noch hoffte er, durch die Nachgiebigkeit des deutschen Hofes sein und der Pataria Geschöpf in Mailand zur Herrschaft zu bringen. Wenn Heinrichs Versprechungen in betreff der Mailänder Kirche bisher nicht in Erfüllung gegangen waren, so sah er die Ursache dazu vornehmlich in den am Hofe mächtigen Räten. Mit Entschiedenheit drang er deshalb darauf, daß diese Räte entlassen würden, daß der König sich mit Männern umgebe, welche aufrichtig die Aussöhnung zwischen dem Reiche und der Kirche wollten und die Mailänder Angelegenheit nach den Zusagen des Königs zu ordnen geneigt wären. Nicht minder rechnete er darauf, den Hochmut Robert Guiscards gründlich zu beugen, ja ihn wohl ganz aus seiner Herrschaft zu verjagen. Am 25. Januar 1075 schrieb er an Svend Estrithson: „Wir wünschen, sichere Kunde zu erhalten, welche Hoffnung wir auf Dich setzen können, wenn die heilige römische Kirche Dich gegen die Heiden und Feinde Gottes zu den Waffen rufen sollte. Nicht weit von uns liegt am Meere ein schönes Land; dort wünschen wir einen Deiner Söhne zum Herzog, Fürsten und Verteidiger der Christenheit zu bestellen, wofern Du in Wahrheit ihn, wie es nach dem Bericht eines Bischofs aus Deinem Lande Deine Absicht sein soll, mit einer genügenden Zahl treuer Vasallen dem Waffendienst der Kirche zu widmen gewillt bist." Noch immer dachte offenbar Gregor daran, jene Scharen, welche sich zu dem überseeischen Kriege um ihn sammeln würden, zugleich zum Kampfe in Italien zu verwenden. Bezwang er mit ihnen den Normannenherzog und verhalf er zugleich in der Lombardei der Pataria, sei es mit Güte, sei es mit Gewalt, zum Siege, so schien das Prinzipiat Roms über die ganze Halbinsel gesichert.

Schnell hatte sich Gregor von der Demütigung, die ihn betroffen, erhoben und war zu seinen früheren Plänen zurückgekehrt; bald aber mußte er sie doch in ihrem idealen Zusammenhang, in ihren gewaltigen Dimensionen aufgeben. Sein durchfahrendes Auftreten hatte allerorten hartnäckigen Widerstand erregt, und er fand selbst da Gegner, wo er sie kaum erwartet hatte. Überall sah er sich in Streitigkeiten verwickelt, denen er weder ausweichen konnte noch wollte; dringendere Sorgen in der Nähe zwangen ihn, die Angelegenheiten des fernen Ostens aus den Augen zu lassen. Bereits verzweifelte Kaiser Michael daran, Beistand vom Papst zu erhalten, und bewarb sich um die Gunst Robert Guiscards. Nur durch große Tributzahlungen gewann sie der Kaiser, indem er über-

dies seinen einzigen Sohn Constantin, ein Knäblein kaum aus den Windeln, mit einer Tochter des Normannenherzogs verlobte. Von einer Vereinigung der griechischen Kirche mit der römischen, von dem großen Kriege gegen die Ungläubigen im Osten war vorläufig nicht mehr die Rede.

Es ist gezeigt worden, wie die Ansprüche des reformierten Papsttums geraume Zeit in Frankreich ihre festeste Stütze fanden, wie hoch das Ansehen der römischen Kurie dort bei Adel und Geistlichkeit gestiegen war. In der Tat sah Gregor, als er den Stuhl Petri bestieg, das französische Reich fast wie eine abhängige Provinz des römischen Bischofs an. Nicht allein daß er seine Heere hauptsächlich an der Seine, Loire und Garonne zu sammeln suchte, er trat auch König Philipp mit dem gebietenden Tone eines Mannes entgegen, dessen weit überlegene Macht jener in dem eigenen Reich nicht genug fürchten könne.

Schon im Jahr 1073 hatte Gregor den König als Simonisten mit dem Bann der Kirche bedroht. Als derselbe sich wenig später beikommen ließ, einigen italienischen Kaufleuten mit Gewalt Geldsummen abzunehmen, verlangte der Papst nicht nur Entschädigung für die Beraubten, wiederholte nicht nur die Androhung des Banns, sondern sprach auch unverhohlen aus, daß er bei fernerem Ungehorsam den König ohne Bedenken entthronen werde. Er befahl dem Herzog Wilhelm von Aquitanien und anderen französischen Großen, ihrem Lehnsherrn den Gehorsam zu verweigern, untersagte den Bischöfen den Umgang mit dem König und belegte ganz Frankreich mit dem Interdikt, bis Philipp den an ihn gestellten Forderungen genüge. „Sollte auch diese Strafe nicht auf ihn Eindruck machen," schrieb Gregor, „so sei jedermann kund und zu wissen, daß wir auf jede Weise Bedacht nehmen werden, ihm das Reich zu entreißen."

Der König wußte, was er von der Entschlossenheit dieses Papstes zu erwarten hatte, und seine Schwäche hätte von den Drohungen desselben das Schlimmste besorgen müssen, wenn diese nicht selbst bei denen Bedenken erregt hätten, auf deren Ergebenheit sie vor allem berechnet waren. Gerade das ganz rückhaltlose Auftreten Gregors scheint doch das Mißtrauen der Franzosen erregt zu haben. Dem Papste eine unmittelbare Gewalt in Frankreich einzuräumen, war der Adel mitnichten gewillt, und eine noch bestimmtere Opposition bildete sich gegen Rom in dem Klerus. Auch bei ihm waren die letzten Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe nicht ohne Widerspruch geblieben, und der Hochmut der päpstlichen Legaten, die jetzt immer von neuem in Frankreich erschienen, verschärfte den Widerstand mehr, als er ihn hob. Der Erzbischof Manasse von Reims, ein Mann von vornehmer Geburt und vielem weltlichen Ehrgeiz, dachte nicht von fern daran, alle Vorrechte seiner Stellung Rom zum Opfer zu

bringen, und geriet deshalb bald mit dem Papst in Streitigkeiten, die sich mehr und mehr erhitzten. Auch andere Bischöfe wollten sich die Rolle leidenden Gehorsams nicht aufzwingen lassen, und selbst die Kluniazenser wurden es müde, die willigen Werkzeuge eines Papsttums zu sein, welches ihre Bemühungen nicht nur nicht nach Verdienst lohnte, sondern ihnen wohl gar wie jüngst in Spanien hindernd entgegentrat.

So entwickelte sich allmählich eine antirömische Partei in Frankreich, an welche sich der König anlehnen konnte. Sie war stark genug, ihn zu schützen, so daß jene Drohungen des Papstes doch zuletzt wirkungslos verhallten. Aber man würde ihre Bedeutung weit übertreiben, wenn man in ihr eine unmittelbare Gefahr für Gregors Bestrebungen erkennen wollte. Viel zu tief hatten die hierarchischen Ideen bereits das Leben der französischen Nation ergriffen, als daß ein ähnlicher Angriff wie zu Gerberts Zeiten von der gallikanischen Kirche hätte ausgehen können. Die in derselben sich erhebende Opposition gewann nur dadurch Wichtigkeit, daß sie in einem inneren Zusammenhange mit verwandten Regungen in Italien und Deutschland stand.

Mehr zu fürchten hatte Gregor die simonistischen Bischöfe der Lombardei, mit denen er nahezu zwanzig Jahre in einem Kampfe lag, der, vielfach beigelegt, niemals zur Entscheidung gebracht, sich mit der Zeit auf das höchste erbittert hatte, und mit dem alle persönlichen Verfeindungen, alle Hetzereien und Rivalitäten der hervorragendsten Kirchenfürsten Italiens auf das engste verbunden waren. Die Wechselfälle des Kampfes hatten bisher meist davon abgehangen, welche Stellung der deutsche Hof und der deutsche Episkopat zu den lombardischen Bischöfen einnahmen. Um so bedenklicher war es daher, daß der König noch immer seine Versprechungen in bezug auf Mailand zu erfüllen zögerte und sich inzwischen ein fast einmütiger Widerstand bei den deutschen Bischöfen gegen die römischen Forderungen erhob, welcher den König leicht auf andere Bahnen führen konnte, als er zuletzt im Drange der Not eingeschlagen hatte. Hier in der deutschen Kirche lag die größte Gefahr für Gregor, und dies entging ihm so wenig, daß er bald seine Haupttätigkeit gegen sie richtete und jene weitaussehenden Pläne im Osten aufgab. Er begriff, daß seine Stellung, ehe er sich nicht den deutschen Episkopat unterworfen hätte, stets eine unsichere bleiben würde.

Die päpstlichen Legaten hatten, wie man weiß, es nicht dahin bringen können, auf einem deutschen Nationalkonzil die Dekrete Roms gegen Simonie und Priesterehe durchzuführen: der Papst mußte daher auf andere Mittel denken, um diesen Zweck zu erreichen. Er begriff solche, die gerade nicht neu, aber doch auf Deutschland bisher entweder gar nicht oder doch nicht so durchgreifend angewandt waren. Zuvörderst beschloß er, die der Simonie verdächtigen deutschen Bischöfe nach Rom vor seinen Richterstuhl zu bescheiden. Im Dezember 1074 erließ er an Siegfried von Mainz und

Liemar von Bremen Zitationen zur nächsten Fastensynode; auch Siegfrieds Suffragane Otto von Konstanz, Werner von Straßburg, Heinrich von Speier, Hermann von Bamberg, Imbrico von Augsburg und Adalbero von Würzburg wurden vorgeladen. Wofern Siegfried sich persönlich zu stellen durch Krankheit verhindert wäre, sollte er zuverlässige Gesandte schicken und durch sie alles mitteilen, was er über den Amtsantritt und den Lebenswandel seiner oben genannten Suffragane ermitteln könne.

Wir kennen die Aufnahme, welche diese Vorladungen des Papstes fanden. Liemar, der überdies wegen seines Auftretens gegen die Legaten vom Amt suspendiert war, hielt das ganze Verfahren des Papstes für ungerecht und gegen die übliche Form verstoßend; er war nicht geneigt, sich dem Befehl des Papstes zu fügen. „Dieser gefährliche Mensch", schrieb er an Hezilo von Hildesheim, dessen Rat er einholte, „will den Bischöfen nach seinem Gefallen gebieten wie seinen Pächtern; leisten sie nicht sofort Gehorsam, müssen sie flugs nach Rom oder werden des Amts enthoben." Was Hezilo geraten hat, wissen wir nicht; gewiß ist, daß Liemar nicht nach Rom ging. Auch Heinrich von Speier und Werner von Straßburg stellten sich nicht, ebensowenig Otto von Konstanz und Hermann von Bamberg, obwohl die beiden letzteren mindestens durch Gesandte ihr Ausbleiben entschuldigten. Niemand hatte wohl mit größerem Recht die Strafen des Papstes zu fürchten als Hermann; das Schreiben, voll Lug und Trug, welches er seinem Gesandten mitgab, verrät am deutlichsten sein böses Gewissen. Er beteuert darin, nichts unterlassen zu haben, um das durch schlechte Ratgeber verleitete Gemüt des Königs dem Papst zu gewinnen; er versichert, keinen lebhafteren Wunsch zu hegen, als nach Beendigung einer Pilgerfahrt nach S. Jago den Heiligen Vater zu sehen, um vor ihm seine Unschuld zu erhärten, welche nur der Neid seiner Nebenbuhler verdächtige.

Und was tat Erzbischof Siegfried? Wenn er sich auch dem Nationalkonzil der Legaten widersetzt hatte, war es doch nie seine Absicht gewesen, mit Rom zu brechen, vielmehr versprach er sich von der persönlichen Zuneigung des neuen Papstes nicht geringe Vorteile. Von neuem hatte er ein Einschreiten Roms gegen die noch immer den Zehnten verweigernden Thüringer beantragt; in Erwartung desselben nahm er selbst harte Strafpredigten des Papstes und ungerechtfertigte Eingriffe desselben in seine alten Gerechtsame mit erzwungener Gelassenheit hin und zeigte sich überdies für die von Rom geforderten Reformen äußerlich betriebsam genug. Wiederholt hatte er bereits früher an seinen Klerus das Ansinnen des Zölibats gestellt, obschon ohne allen Erfolg, endlich aber auf einer Synode zu Erfurt (Oktober 1074) von den Priestern seines Sprengels mit aller Bestimmtheit verlangt, daß sie entweder der Ehe oder dem Amt entsagen sollten. Ein furchtbarer Sturm brach hier gleich am ersten Tage in der Versammlung aus, die sich im wilden Getümmel auflöste. Nur

durch das Versprechen, sich beim Papst für ein milderes Verfahren gegen die verheirateten Priester zu verwenden, konnte er es noch zu einer zweiten Sitzung der Synode bringen. Da er aber hier zum Unglück das alte Lied von den thüringischen Zehnten von neuem anhob, entstand ein noch größerer Tumult als am vorigen Tage; die anwesenden thüringischen Herren würden den Erzbischof erschlagen haben, wenn nicht seine Reisigen noch zur rechten Stunde zur Hilfe geeilt und ihn der Gefahr entrissen hätten. In einem von Ergebenheit überströmenden Briefe beantwortete er jetzt die Vorladung des Papstes, aber er tat dennoch wenig oder nichts von dem, was von ihm verlangt wurde. Er entschuldigte sein Ausbleiben mit schwerer Krankheit, das Unterlassen der ihm aufgetragenen Untersuchungen mit der Kürze der Zeit und bat, obschon er seine Dienstwilligkeit auf alle Weise beteuerte, bei der Reform der deutschen Kirche die Zeitumstände und die menschliche Schwäche nicht außer Acht zu lassen. So erschienen denn höchstens zwei, vielleicht nicht einer der vorgeladenen deutschen Bischöfe auf der Synode in Rom[1].

Auch sonst war es mit der Obedienz des deutschen Klerus gegen den Papst schwach bestellt. Wir wissen, daß Anno von Köln und Gebhard von Salzburg ihre Verbindungen mit Rom damals fast abgebrochen hatten, daß der Papst ihre laue Gesinnung schmerzlich empfand und bitter rügte. Niemandem unter den deutschen Erzbischöfen schenkte er zu dieser Zeit wohl größeres Vertrauen als Udo von Trier, aber gerade von Udo besitzen wir ein Schreiben an den Papst, welches recht deutlich zeigt, wie verbreitet die Mißstimmung des deutschen Klerus gegen den apostolischen Stuhl war. Gregor hatte nämlich Udo aufgetragen, einen Kleriker des Bistums Toul, der sich gröblich gegen seinen Bischof vergangen, dann aber die Hilfe des Papstes in Anspruch genommen hatte, vor den Zensuren des Beleidigten zu schützen, zugleich aber die Kleriker der Touler Diözese unter Androhung des Banns zu vernehmen, ob der Bischof ohne Simonie sein Amt überkommen habe; derselbe wurde in dem päpstlichen Anschreiben, obgleich seine Schuld bisher unerwiesen, bereits als ein reißender Wolf und ein Exbischof bezeichnet. Udo hatte auf seine eigene Hand ein so unerhörtes Verfahren nicht einschlagen wollen und deshalb die Gelegenheit, als er mit mehr als zwanzig seiner Mitbischöfe zusammentraf, benutzt, um ihnen das päpstliche Schreiben vorzulegen. Einstimmig hatten sie darauf erklärt: ein unerträgliches Joch werde ihnen auferlegt, wenn sie Untergebene unter Androhung des Banns gegen ihre geistlichen Oberen verhören sollten; sie hatten überdies die entehrenden Ausdrücke des päpstlichen Schreibens gegen den verdächtigen Bischof, ehe seine Schuld dargetan war, auf das bestimmteste mißbilligt und Udo beauftragt, ihre Meinung dem Papst mitzuteilen,

[1] Siegfried von Mainz und Adalbero von Würzburg waren in der Mitte des Aprils 1075 in Rom; Siegfried kam erweislich erst nach dem Schluß der Synode, der jedoch Adalbero beigewohnt haben könnte.

daß er sich künftig ähnlicher Anordnungen zu enthalten habe. Dies tat Udo in dem erwähnten Schreiben und schien hierzu um so mehr berechtigt, als die nachher angestellte Untersuchung nichts ergab, was man dem Bischof von Toul zur Last legen konnte. „Wir ersuchen Euch dringend" — so schließt er den Brief — „uns in Zukunft mit so lästigen Aufträgen zu verschonen, da wir weder sie ausführen können noch Genossen finden werden, die uns dabei die Hand bieten wollen."

Unverkennbar war die Mißstimmung des deutschen Episkopats gegen Rom fast allgemein. Nur jene sächsischen Bischöfe, die in offener Empörung gegen den König standen, namentlich Burchard von Halberstadt, hätten gern dem Papst die Hand gereicht. Aber er mußte sie zurückweisen und jede nähere Verbindung gerade mit den Sachsen geflissentlich meiden, so lange er Hoffnung hatte, daß der König seine Versprechungen erfüllen würde. Und diese Hoffnung, obschon sie schwächer werden mochte, gab er noch immer nicht auf. Überdies lagen in einem offenen Bruch mit dem König für ihn die größeren Gefahren. Schon sah er sich ein ähnliches und gefährlicheres Schisma in Deutschland bilden, als er seit langen Jahren in der Lombardei bekämpft hatte; schon sah er die Schismatiker auf beiden Seiten der Alpen sich nähern; nichts hatte er da mehr zu vermeiden, als den König geflissentlich auf die Seite der überall gegen ihn erwachenden Opposition zu drängen. Wie eng verwandt der lombardischen Bewegung ihm die deutsche erschien, die sich lauter und lauter gegen Roms Dekrete erhob, zeigt sich deutlich darin, daß er bald darauf auch gegen den deutschen Klerus ein Mittel in Anwendung brachte, dessen Wirkung er an den Lombarden bereits hinreichend erprobt hatte.

Brieflich forderte Gregor am 11. Januar 1075 die Herzöge Rudolf, Berthold und Welf auf, den Messen simonistischer und verheirateter Priester überall hindernd, „selbst mit Gewalt" entgegenzutreten und sich durch keine Einsprache der Bischöfe einschüchtern zu lassen; fänden sie bei ihrem Einschreiten gegen die ungehorsamen Priester Widerspruch, so sollten sie sich auf die päpstlichen Befehle berufen und die Widersprechenden nach Rom verweisen. Durch ein anderes Schreiben untersagte der Papst allen Klerikern und Laien in Deutschland, denjenigen Bischöfen, welche die Verheiratung der Priester, Diakone und Subdiakone ferner dulden würden, Gehorsam und Folge zu leisten. Es hieß dies nichts anderes als die Pataria nach Deutschland verpflanzen, den inneren Krieg, der in der Lombardei wütete, auch diesseits der Alpen entzünden.

In welche Zerwürfnisse der Papst geraten war, zeigte die große römische Fastensynode, die vom 24. bis 28. Februar 1075 abgehalten wurde. Eine lange Reihe kirchlicher Strafen wurde in ihr verhängt, welche scharf die Lage der Dinge bezeichnet. Fünf Räte König Heinrichs trennte der Papst wegen Simonie von der kirchlichen Gemeinschaft und erklärte sie für exkommuniziert, wenn sie nicht bis zum 1. Juni nach Rom kämen und

Genugtuung leisteten. Erzbischof Liemar von Bremen wurde wegen Ungehorsams aufs neue vom Amt suspendiert und vom Genuß des Abendmahls ausgeschlossen. Gleiche Strafen trafen die Bischöfe Werner von Straßburg und Heinrich von Speier; auch Hermann von Bamberg wurden sie angedroht, wenn er nicht vor dem Osterfeste nach Rom käme, um sich persönlich vor dem Richterstuhle des Papstes zu rechtfertigen. Von den lombardischen Bischöfen, welche sich im Kampf gegen die Pataria hervorgetan hatten, wurden Wilhelm von Pavia und Kunibert von Turin vom Amt suspendiert, Dionysius von Piacenza entsetzt. Gegen Robert Guiscard wurde der Bann erneuert und dieselbe Strafe über einen anderen Normannen, Robert von Loritello, verhängt, der Besitzungen des heiligen Petrus an sich gerissen hatte. König Philipp von Frankreich sollte dem päpstlichen Legaten Bürgschaften für seine Sinnesänderung geben, widrigenfalls auch er in den Bann verfallen würde.

Schon dieses Strafregister beweist, daß Gregors Hauptangriff sich damals gegen die deutsche Kirche richtete, und noch mehr zeigen es die auf der Synode erlassenen Kanones. Vier derselben schärften die früheren Bestimmungen gegen Simonie und Priesterehe ein, welche dann durch Synodalschreiben an die deutschen Bischöfe verbreitet wurden; sie erneuten zugleich den Kanon Nicolaus' II. gegen die Messen verheirateter Priester, welcher bisher seine hauptsächliche Bedeutung für die Lombardei gehabt und dort der Pataria als kräftige Waffe gedient hatte, jetzt aber recht geflissentlich zu demselben Zweck in Deutschland zur Publizität gebracht wurde. Diesem Hauptangriff gegen den deutschen Klerus ging jedoch ein anderer zur Seite, der sich unmittelbar gegen den König richtete. Denn der Papst hatte nicht allein fünf von Heinrichs vertrautesten Räten von der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, sondern sprach auch zuerst auf dieser Synode das allgemeine Verbot der Laieninvestitur aus, welches niemanden mehr als den König berührte und berühren sollte. Man weiß, welche verhängnisvollen Folgen dieses Verbot hatte, welche furchtbaren Kämpfe es später erregte; um so wichtiger ist die Frage, ob Gregor jene Folgen vorausgesehen, jene Kämpfe beabsichtigt habe, oder mit anderen Worten, ob er durch dies Verbot jede Möglichkeit einer Verständigung mit dem Könige bereits abschneiden wollte. Um seine Absicht bei diesem Schritt zu erkennen, wird man sich sein bisheriges Verhältnis gegen Heinrich noch einmal vergegenwärtigen müssen.

Nicht der geringste Zweifel kann darüber obwalten, daß Gregor noch bis vor kurzem ernstlich an eine versöhnliche Stimmung des Königs geglaubt hatte. Nicht allein der reumütige Brief desselben mit seinen großen Versprechungen, auch die freundliche Aufnahme seiner Legaten hatte diesen Glauben in ihm erregt und befestigt, und selbst die immer verzögerte Erfüllung der Versprechungen hatte ihn nicht zu erschüttern vermocht. Mehr in den Räten des Königs als in ihm selbst sah Gregor die Schuld, wenn

seine Forderungen nicht sämtlich befriedigt, namentlich in Mailand nichts geändert wurde. Deshalb wandte er sich noch am 7. Dezember 1074 mit jenem eigenhändigen Schreiben, dessen wir schon (S. 218) gedachten, an den König und beschwor ihn, jene Räte zu entlassen. Aber dieses Schreiben, obschon in dem herzlichsten und beweglichsten Tone abgefaßt, blieb ohne Wirkung, der König behielt seine Räte, und in Mailand gingen die Dinge den alten Gang. Seitdem mußten beim Papst ernste Bedenken erwachsen, ob der König seine Zusagen gutwillig erfüllen würde, ob derselbe wirklich eine Verständigung wolle. Und doch wurde die Verständigung für Gregor selbst bei der wachsenden Opposition des deutschen Klerus und ihrer Rückwirkung auf die Lombardei mit jedem Tage wünschenswerter. Erreichte er sie, so wurde dem neuen drohenden Schisma jede nachhaltige Bedeutung von vornherein genommen; dauerte der bisherige Zwiespalt zwischen der römischen Kurie und dem königlichen Hofe länger fort, so war nicht nur zu besorgen, daß die Opposition erstarken, sondern auch daß sie den König fortreißen würde. Alles glaubte demnach Gregor aufbieten zu müssen, um seine Sache mit dem König zum Austrag zu bringen, und da die gütlichen Mittel erschöpft schienen, blieb nur der Weg des Zwangs. Seine damaligen Maßregeln beabsichtigten keineswegs, eine Verständigung mit dem Könige unmöglich zu machen, sondern vielmehr ihn zu entgegenkommenden Schritten zu nötigen; nur so aufgefaßt, sind sie aus der damaligen Lage der Dinge zu verstehen.

Die Ausschließung der königlichen Räte aus der Kirche hatte Rom schon einmal zu ähnlichem Zwecke angewandt und nicht ohne Erfolg; was lag daher näher, als diese Maßregel zu wiederholen, um einen ähnlichen Erfolg zu erzielen? Aber vielleicht noch größere Wirkung erwartete Gregor von dem Investiturverbot, welches nach seiner Meinung dem König keine Wahl ließ, als in neue Unterhandlungen mit Rom zu treten, zu denen er ihn sogar selbst unverzüglich aufforderte.

Die Frage, ob die Investitur, d. h. die Belehnung der Bischöfe und Äbte mit Ring und Stab, durch Laien kanonisch sei, war längst aufgeworfen. Die Reformpartei hatte sie seit Jahren eifrig verhandelt und sich meist für ihre Verneinung entschieden; auch Gregor selbst, der ihr schon zu Alexanders II. Zeiten in Mailand eine überaus praktische Bedeutung gegeben hatte. Aber zum ersten Male wurde das Investiturverbot jetzt vom Stuhle Petri herab verkündigt. Wir kennen das Verbot nicht in seiner damaligen, seiner ursprünglichen Fassung; nach den Nachrichten, die auf uns gekommen, ist anzunehmen, daß der Papst jede Laieninvestitur bei kirchlichen Ämtern und Gütern für unkanonisch und deshalb für ungültig erklärte und diesen Grundsatz besonders auf die bisher übliche Investitur der Bischöfe durch den König anwandte, ohne jedoch eine bestimmte Strafe bereits für den Verleiher oder den Beliehenen festzusetzen. Wie allgemein übrigens das Verbot auch gefaßt war, richtete es sich doch zunächst und

zumeist auf die Verhältnisse des Deutschen und Italienischen Reichs; es tastete am schärfsten und unmittelbarsten die Machtstellung König Heinrichs an und zwar, wie Gregor recht wohl wußte, gerade an ihrer empfindlichsten Stelle. Deshalb ließ er auch dem Könige sofort durch einige Getreue desselben, welche der Synode beiwohnten, melden: über die Änderung des bisherigen schlechten Herkommens bei Besetzung der geistlichen Stellen möge er sich nicht zu sehr beunruhigen, sondern kirchliche und verständige Männer aus seinem Reiche nach Rom senden; ihren Ratschlägen wolle er, der Papst, gern Gehör schenken, wenn sie eine Auskunft ermitteln könnten, wie er ohne Beeinträchtigung seines Gewissens das erlassene Verbot zu mildern vermöge.

Es ist klar, daß Gregor nach dem Erlaß des Verbots den Weg der Unterhandlungen mit dem König unmittelbar zu betreten gedachte, daß er sogar die Bestimmungen desselben zu ändern entschlossen war, sobald Heinrich sich in den Punkten nachgiebig bewies, über welche sich Rom zu beschweren hatte, sobald er namentlich in der Mailänder Sache seine Versprechungen erfüllte. Hieraus erhellt auch, weshalb der Papst ebenso geflissentlich diesen kanonischen Beschluß der Verbreitung entzog, wie er die anderen Satzungen der Synode in die Öffentlichkeit brachte; noch nach Jahren konnten sich deutsche Bischöfe darauf berufen, daß ihnen das Verbot nicht bekannt sei. Der Papst wollte sich offenbar für die beabsichtigten Unterhandlungen mit dem König die Hand völlig frei halten. So unterließ er die Veröffentlichung eines Verbots, dem er die größte Publizität hätte geben müssen, wenn er es für mehr als eine Drohung angesehen hätte, durch welche er einen anderen Zweck zu erreichen hoffte. Auch der König hat es nicht anders betrachtet. Die Laieninvestituren hatten den früheren Fortgang, und das Verbot blieb ohne erhebliche Wirkung, solang die Verhandlungen Heinrichs mit dem Papste währten; erst nach dem Abbruch derselben gewann es seine eigentliche Bedeutung.

Konstantinopel und Jerusalem waren vergessen; den Papst umdrängten im Abendlande andere und schwerere Sorgen. Ein Widerstand erhob sich hier gegen ihn in der Kirche, wie er kaum ihn erwartet hatte, vor allem in Italien und Deutschland. Die Dinge konnten die übelste Wendung nehmen, wenn es ihm nicht gelang, sich den halb geneigten, halb widerstrebenden Sinn des Königs ganz zu unterwerfen; denn lediglich auf Unterwerfung war es bei der angeblichen Verständigung abgesehen. Nie hat Gregor daran gedacht, von jenen maßlosen Versprechungen, welche dem König die Not abgepreßt hatte, und durch die er sich ganz in die Gewalt des Papstes zu geben schien, irgend etwas nachzulassen. Auf diese Versprechungen kam Gregor immer wieder zurück und ließ kein Mittel unversucht, um den König zur Erfüllung seiner Zusagen zu bewegen. Nicht von fern war er gewillt, welchen Gefahren er auch entgegengehen mochte,

sich in eine ähnliche Abhängigkeit vom König zu setzen wie seine Vorgänger oder irgendeine der Bedingungen aufzugeben, die ihm für die Freiheit und Herrschaft der römischen Kirche wesentlich schienen.

Wie wenig die Erfahrungen der letzten Zeit Gregors Ansprüche herabgestimmt hatten, zeigt ein merkwürdiges Schriftstück, welches uns unter seinen Briefen vom März 1075 erhalten ist. Einst hatte er von Petrus Damiani eine Zusammenstellung der Vorrechte des apostolischen Stuhls verlangt, um sie als Richtschnur in den Kämpfen der Zeit zu gebrauchen; jetzt legte er in dem erwähnten Schriftstück selbst eine solche Zusammenstellung an. Es besteht aus siebenundzwanzig kurzen Sätzen, welche zum Teil wörtlich aus Pseudoisidor entlehnt sind. Ausgehend von den Behauptungen, daß die römische Kirche von dem Herrn selbst gegründet sei und ihrem Bischof allein der Name eines allgemeinen Bischofs gebühre, nimmt Gregor die Verwaltung und die richterliche Gewalt in der Kirche in dem gleichen Umfange wie Pseudoisidor in Anspruch. Aber weit geht er über dessen Forderungen hinaus, indem er zugleich die Unterwerfung aller weltlichen Gewalten unter das Papsttum verlangt. Noch nie, selbst nicht von Nicolaus I., waren von den römischen Bischöfen Ansprüche erhoben worden, wie sie Gregor in folgenden Sätzen ausspricht: Der Papst allein kann sich der kaiserlichen Insignien bedienen; seine Füße allein haben alle Fürsten zu küssen; sein Name allein darf in dem Kirchengebet genannt werden, und kein Name in der Welt ist seinem zur Seite zu stellen; ihm ist erlaubt, Kaiser abzusetzen und Untertanen von der Pflicht gegen abtrünnige Fürsten zu entbinden.

Oft genug ist gesagt worden, Gregor habe die Freiheit der Kirche gewollt, und unzweifelhaft war sie sein Ziel. Aber die Freiheit der Kirche sah er nicht in ihrer Trennung vom Staate, sondern in ihrer Herrschaft über denselben. Auch kannte er keine andere Freiheit der Kirche als in der Durchführung des strengsten Romanismus, des absoluten Papismus innerhalb ihrer selbst. Dahin zielen die meisten jener Sätze, von denen der eine der römischen Kirche die unbedingte Infallibilität zuschreibt, ein anderer jedem kanonisch eingesetzten Papst den zweifellosen Anspruch auf Heiligkeit beimißt. Klar spricht Gregor aus, daß der Papst allein ohne jede Mitwirkung einer Synode Bischöfe abzusetzen und exkommunizierte wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen berechtigt sei, daß kein Urteilsspruch von ihm vor ein anderes Forum gezogen, er selbst von niemandem gerichtet werden könne, daß ihm und zwar ihm allein die Befugnis zustehe, neue Kirchengesetze nach dem Bedürfnis der Zeit zu erlassen, daß er jede von anderen getroffene Bestimmung reformieren könne, während die seinige unantastbar sei, daß ohne seine Einwilligung keine Synode als eine allgemeine bezeichnet werden dürfe, kein Kanon und keine Kanonessammlung ohne seine Genehmigung Gültigkeit habe.

So verbreitet der Papismus im Okzident war, lehrte doch der Augenschein, daß er bei solchen Ansprüchen mit den kirchlichen Gewalten selbst noch schwere Kämpfe zu bestehen haben würde. Nur zu gut wußte dies Gregor und gab seine Pläne für den Orient auf, um mit ungeteilter Kraft die Sache des Papsttums gegen den abendländischen Klerus durchzufechten. Er hoffte, dabei in dem Erben des Kaisertums, der sich in einem Augenblick der Verzweiflung ihm ergeben, Unterstützung zu finden. Aber war im Ernst zu erwarten, daß ihm dieser die Hand reichen würde, um in der Geistlichkeit Italiens und Deutschlands eine Opposition niederzuwerfen, deren Vernichtung das Kaisertum selbst in die Gewalt der römischen Kurie geben mußte? Sollte sich Heinrich in der Tat durch Schreckmittel zwingen lassen, Versprechungen zu halten, welche ihm lediglich die Not abgepreßt hatte? Hinreichend hatte er bereits gezeigt, daß er wenig Neigung trug, jene Zusagen in ihrem ganzen Umfange dem Papste zu erfüllen, und unschwer war vorauszusehen, daß alle Versuche, ihn auf den Boden derselben zurückzuführen, scheitern würden, sobald er den Aufstand der Sachsen überwältigt hätte. Die Geschicke Roms hingen auch diesmal wie so oft von der Entwickelung der deutschen Verhältnisse ab.

12. Der Aufstand der Sachsen gegen Heinrich IV.

Des Königs Erniedrigung

Eine Fürstenverschwörung, wie es viele andere im Reiche gegeben hatte, bot den ersten Anstoß zum Aufstand der Sachsen, der nie eine so furchtbare Gewalt, nie eine so nachhaltige Kraft hätte gewinnen können, wenn nicht das ganze Volk längst mit Argwohn und Ingrimm gegen den jungen König erfüllt gewesen wäre. Eine populare Erhebung fand Heinrich alsbald zu bekämpfen, wie sie seit der Gründung des Reichs unerhört war.

Wir wissen, welchen Dank sich einst der erste Heinrich durch seine planmäßigen Burgbauten im Sachsenlande gewonnen hatte; wunderbar, daß es jetzt ähnliche Bauten waren, die den Unwillen des Volks gegen den König erregten. Noch immer war Sachsen ärmer an Burgen als die anderen Teile des Reichs und gegen die Angriffe der Wenden, Dänen und Polen keineswegs ausreichend geschützt; auch hören wir nicht, daß die Burgen der Fürsten und des Adels, wie sie gerade in jener Zeit, meist ohne Einwilligung des Königs, in nicht geringer Zahl dort entstanden, eine Mißstimmung im Volke erweckt hätten: weniger also waren es die Burgen selbst, welche die Menge aufbrachten, als der Zweck, dem man Heinrichs Bauten dienstbar glaubte. Denn dieser Zweck schien, wie man argwöhnte und offen aussprach, kein anderer, als das Volk dem Willen des Königs zu beugen, es zu besteuern und zu knechten; kein Volk aber war eifersüchtiger auf seine Freiheit und seine Rechte als die Sachsen.

Noch war der Stand der freien Bauern in Sachsen zahlreich, noch war er der Waffen nicht ganz entwöhnt, und das Wort Knecht klang diesen Bauern ebenso widerwärtig in die Ohren wie den mächtigsten Herren. Sie zeigten sich deshalb als geschworene Feinde der ritterlichen Mannen, welche in den königlichen Festen lagen. Jeder ungewohnte Dienst, welchen die Besatzungen forderten, galt ihnen als ein unerträglicher Eingriff in ihre Rechte; jeder Liebeshandel eines königlichen Kriegsmannes mit ihren Weibern und Töchtern als ein mit Blut zu sühnender Frevel. Und nicht weniger als diese Mannen haßten sie deren Gebieter, den König,

zumal er den Klagen über die Gewalttaten seiner Leute kein Gehör zu schenken pflegte, und alle jene übermütigen Hofleute aus Schwaben und Hessen, die ihn zu Goslar und auf der Harzburg zu umgeben pflegten. Nur darauf, meinten sie, habe es der König abgesehen, diese seine Günstlinge im Lande anzusiedeln und die alten Besitzer zu verdrängen oder doch zu deren Knechten zu machen. Diese Stimmung herrschte besonders unter den Bauern am Harz, da hier und in den angrenzenden thüringischen Gegenden die meisten Burgen des Königs lagen, verbreitete sich aber allmählich weiter durch die meisten Gaue des sächsischen Landes. So wurde es den mit dem Regiment des Königs unzufriedenen sächsischen Fürsten nur zu leicht, die Aufregung des Volkes zum offenen Aufstand zu steigern. Sie mochten sich einbilden, die Masse, wenn sie zum Treubruch verführt sei, ganz nach ihrem Willen lenken zu können, aber die Folge zeigte, wie sehr sie sich hierin irrten. Bald genug wurde klar, daß die Interessen der Herren von denen des Volks doch sehr verschieden waren, wie denn auch die Bischöfe, welche am Aufstand teilnahmen, meist gar nicht aus Sachsen, sondern aus dem oberen Deutschland stammten.

Die Verschwörung war von dem Billinger Hermann, den Bischöfen Burchard von Halberstadt und Hezilo von Hildesheim ausgegangen, die alsbald auch Otto von Nordheim gewannen. Wie verschieden die Beweggründe sein mochten, welche die Verschworenen zusammengeführt hatten, sie waren einig in ihrem Haß gegen den König und jene Günstlinge, die seit Annos Sturz am Hofe allmächtig schienen, wie auch einig in dem nächsten Zweck, den sie erreichen wollten: Magnus aus dem Kerker zu befreien und in das Herzogtum seiner Ahnen einzusetzen[1]. Für diesen echt sächsischen Zweck ließen sich leicht die Gemüter im Lande gewinnen; die Verschwörung machte deshalb die schnellsten Fortschritte. Nichts scheint dieselbe mehr gefördert zu haben, als daß sich die Meinung verbreitete, die großen Rüstungen, welche im Sommer 1073 gegen die Polen betrieben wurden, sollten vor allem dem König zur Unterdrückung Sachsens dienen.

Welche Ausdehnung die Verschwörung der Fürsten gewonnen hatte, konnte dem Könige nicht lange verborgen bleiben, als er im Juli 1073 von dem oberen Deutschland nach Sachsen zurückkehrte. Während die Herzöge von Schwaben, Bayern und Kärnten zu der großen Heerfahrt, die am 22. August angetreten werden sollte, zu rüsten begannen, wollte er selbst in Sachsen die Vorkehrungen für den Kriegszug treffen; es hing wohl mit diesem zusammen, daß er zum Peter-und-Paul-Tag (29. Juni) die sächsischen Fürsten insgesamt nach Goslar beschied.

Die Fürsten fanden sich überaus zahlreich in der Pfalz zu Goslar ein, die ostfälischen vollständig und mit ihnen sämtliche Markgrafen; denn sie wollten die Gelegenheit benutzen, um ihre Beschwerden durchzusetzen und den Drangsalen Sachsens ein Ziel zu setzen. Der König mußte in-

[1] Vgl. oben S. 148 f.

zwischen von der Verschwörung der Fürsten Kenntnis erhalten haben; er wußte, der Tage von Kaiserswerth und Tribur gedenkend, in welcher Weise sie ihre Absichten zu erreichen pflegten, und war nicht gewillt, sich wieder in ihre Hände zu geben. Deshalb zeigte er sich, obwohl er selbst die Fürsten beschieden, nicht in ihrer Mitte. Vergeblich erwarteten sie ihn vom Morgen bis zum Abend, bis sie beim Einbruch der Nacht von einem der Höflinge erfuhren, daß er durch eine Hintertür die Pfalz verlassen und sich spornstreichs nach der Harzburg begeben habe. Diese Nachricht versetzte sie in eine solche Wut, daß sie ihm sofort offen den Gehorsam aufkündigen wollten; nur der alte Markgraf Dedi hielt sie von einem so übereilten Schritt zurück. Aber noch in derselben Nacht hatten sie in einer Kirche zu Goslar eine geheime Versammlung, in welcher sie Zeit und Ort zu einer großen Tagfahrt für das ganze Sachsenvolk verabredeten; dort sollten die notwendigen Maßregeln beschlossen werden, um die bedrohte Freiheit Sachsens gegen den König zu schützen.

Die Großen, welche außer den obengenannten Herren damals bereits der Verschwörung angehörten oder doch in der nächsten Zeit ihr beitraten, waren: Erzbischof Wezel von Magdeburg, Annos Bruder, die Bischöfe Eilbert von Minden, Immed von Paderborn, Werner von Merseburg, Benno von Meißen, sämtlich zu Anno, Wezel und Burchard in naher Freundschaft stehend, die Markgrafen Udo von der Nordmark, ein Verwandter des Königs, Ekbert von Meißen, ein noch nicht waffenfähiger Knabe, der nächste Stammvetter des Königs, und der alte Dedi von der Lausitz, der von neuem durch sein ehrgeiziges Weib zum Aufruhr getrieben wurde, der sehr angesehene Pfalzgraf Friedrich, Bruder Adalberts von Bremen, der Graf Adalbert von Ballenstedt, einst bereits Dedis Genosse im Aufstande, endlich die Grafen Dietrich, Otto, Konrad und Heinrich. Die Stellung anderer angesehener Männer war zweifelhafter Art. So war Bischof Friedrich von Münster, des Markgrafen Dedi Bruder und Annos Freund, zwar nicht der Verbindung der Fürsten beigetreten, aber seine ganze Lage zog ihn doch zu den Verschworenen hin.

Zu der anberaumten Tagfahrt, die wahrscheinlich zu Wormsleben am Süßen See bei Eisleben gehalten wurde, erschienen alle diese Fürsten; zugleich strömten von weit und breit die sächsischen Bauern zusammen. Viele kamen, ohne zu wissen, um was es sich handelte, und Otto von Nordheim, dem ein vielbewegtes Leben und unbestrittener Kriegsruhm die erste Stelle unter den Herren anwiesen, übernahm es, den Zweck der Versammlung darzulegen. Von einer Anhöhe herab sprach er zu der Menge. Er erinnerte an die Beschädigungen, welche die Umwohner der neuen Burgen durch die Besatzungen derselben erlitten, wie ihnen ihr Eigentum genommen, sie und ihr Gesinde zu Frondiensten gezwungen, ihre Weiber und Töchter beschimpft seien. Dies alles, sagte er, sei nur der Anfang der Leiden, welche dem Sachsenvolk bevorständen; Burgen

würden sich so weiter an Burgen reihen, und sei erst das ganze Land von ihnen umschlossen, so werde sich der König nicht mehr am Raube von Einzelnem und an Einzelnen begnügen, sondern allen alles nehmen, das Land an Fremde verteilen und die alten freien Bewohner zu Knechten der Fremdlinge machen; nichts könne freie Männer abhalten, solche Schmach mit den Waffen in der Hand abzuwehren, selbst nicht der Eid, den sie wohl dem Könige, aber nicht einem Tyrannen geschworen. Damit aber nichts, schloß er, unüberlegt und in Übereilung geschehe, solle jeder hier öffentlich seine besonderen Beschwerden gegen den König vortragen, dann aber die Gesamtheit entscheiden, ob hinreichender Grund, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, gegeben sei.

Darauf trugen zuerst Erzbischof Wezel und Bischof Burchard ihre Klagen vor, dann Otto von Nordheim, Graf Hermann und Pfalzgraf Friedrich. Aber diese Beschwerden der Fürsten machten weniger Eindruck auf die Bauern als die Anklagen, welche zwei wohlhabende und angesehene Männer freien Standes gegen den König erhoben. Es waren Friedrich, nach seinem Wohnort vom Berge genannt, und Wilhelm aus dem nahen Lodersleben, den man wegen seines Reichtums und Wohllebens wohl den König von Lodersleben hieß. Jener beteuerte, der König habe ihm die freie Geburt bestritten und ihn als Ministerialen in Anspruch genommen; dieser behauptete, er sei vom König mehrerer Güter beraubt. Verlust der Freiheit und des Eigentums: das eben war es, was die Bauern fürchteten. Friedrichs und Wilhelms Beschwerden entflammten daher ihre Leidenschaften, und jede neue Klage ähnlicher Art goß nun nur mehr Öl in das Feuer. Einmütig beschloß nun die versammelte Menge, die Waffen gegen den König zu ergreifen. Die Fürsten gelobten den Bauern, die Bauern den Fürsten eidlich Beistand; gemeinschaftlich wolle man die Freiheit und die alten Rechte des Landes schützen. Über sechzigtausend Sachsen sollen es gewesen sein, die sich so eidlich zum Widerstand gegen den König verpflichteten.

Indessen verweilte der König auf der Harzburg, wo er mindestens seine Person gesichert glaubte. Er sah den Aufstand höher und höher schwellen und empfing zugleich die schlimmsten Nachrichten von Lüneburg. Graf Hermann hatte dort mit seinen Mannen die kleine Besatzung überrumpelt, der junge Eberhard von Nellenburg sich mit seinen Leuten ergeben müssen, und der Tod war den Königlichen angedroht, wenn nicht Magnus endlich der Haft entlassen würde. Man drang in den König, den gefangenen Billinger freizugeben; aber er konnte sich, so tief ihn das Schicksal der Seinen bekümmerte, zu diesem Schritt nicht entschließen. Nicht allein daß er damit einen lange verfolgten Plan hätte aufgeben müssen, er fürchtete zugleich, der Aufstand möchte in Magnus erst den rechten Führer finden; überdies glaubte er in der Person desselben das sicherste Unterpfand gegen Gewalttätigkeiten der Sachsen zu haben.

Wer Heinrichs Rührigkeit kennt, wird sich nicht überreden, daß er untätig der offenkundigen Gefahr entgegengesehen habe, die ihn bedrohte. Alles weist vielmehr darauf hin, daß er mit den Herzögen des oberen Deutschlands sich schleunigst in Verbindung setzte. Bald erschien Herzog Berthold auf der Harzburg und gewiß nicht, wie Lambert meint, durch Zufall. Dem Könige mußte alles daran liegen, daß die Heereskräfte der Herzöge sich in möglichster Eile sammelten; führten ihm die oberdeutschen Herren, mit denen er sich eben ausgesöhnt hatte, und auf deren Bereitwilligkeit er damals zählen zu können glaubte, ihre Scharen zu, so hatte er die Sachsen weniger zu fürchten als sie ihn. In wenigen Wochen konnte er an der Spitze eines großen Heeres stehen; seine Sache stand günstig genug, wenn ihm die Sachsen durch Unterhandlungen hinzuhalten gelang, bis die Herzöge zu ihm stießen.

Die Sachsen wußten indessen recht wohl, in welche Bedrängnis sie durch Zögern geraten würden. Sie stürmten deshalb zu entscheidender Tat. Fürsten und Bauern griffen zu den Waffen, scharten sich zusammen und brachen gegen Goslar und die Harzburg auf; bald bezogen sie vor der Burg ein Lager. Nur wenige Tage nach jener großen Tagfahrt — um den 1. August — war der König von einem großen, kriegsgerüsteten Heer in der Harzburg belagert. Der Ungestüm der Bauern war so groß, daß die Fürsten sie nur mit Mühe von einem Sturm auf die Burg zurückhalten konnten.

Die Schnelligkeit der Sachsen hatte den König überrascht, aber er hoffte auch jetzt noch, durch Unterhandlungen sie zu beschwichtigen. Von seiner Seite sandte er Herzog Berthold, Bischof Friedrich von Münster und seinen Kapellan Siegfried in das feindliche Lager. Diese Männer, den Sachsen völlig unverdächtig, meldeten im Namen des Königs: er sei über ihre Auflehnung erstaunt, da er sich keines Vergehens gegen sie bewußt sei, welches sie zu einem solchen Schritte berechtigen könne; sie sollten die Waffen niederlegen und ihm ihre Beschwerden vortragen; bereitwillig werde er sie hören und alles, was nach dem Rate der Fürsten und seiner Freunde abzustellen sei, abstellen. Zugleich warnten die Gesandten die Sachsen vor einem Unternehmen, welches weit ihre Kräfte übersteige und niemals von den Fürsten des Reichs gebilligt werden könne; sie möchten der Vernunft lieber als dem Zorne Raum geben und die königliche Majestät achten, die selbst die Barbaren für heilig und unantastbar hielten. Auf das dringendste rieten sie ihnen, von den Waffen abzustehen und die Entscheidung eines Reichstags über ihre Beschwerden zu erwarten.

Otto von Nordheim antwortete im Namen der Sachsen: sie seien nicht ausgezogen, um einen Bürgerkrieg zu beginnen, wollten vielmehr dem Könige wie bisher in aller Treue dienen, wenn er sie nicht tyrannisch behandele, nur verlangten sie den sofortigen Abbruch der in ihrem Lande errichteten Burgen; weigere er sich dessen, so wüßten sie den Zweck dieser

Festen und würden ihre Freiheit und ihr Eigentum gegen jedermann unter Gottes Beistand verteidigen. Dem Urteile der anderen deutschen Fürsten, erklärten die Sachsen, würden sie ihre Beschwerden nicht unterwerfen, da es sich lediglich um ihre eigene Sache handele und die anderen Länder des Reichs nicht mit ihnen in gleicher Lage seien. Mit dieser wenig befriedigenden Antwort kehrten die Gesandten zum König zurück und suchten ihn zur Nachgiebigkeit gegen die Forderung der Sachsen zu bewegen.

Der König konnte, so gefahrvoll seine Lage war, es nicht über sich gewinnen, in jene Forderung zu willigen; er ergriff vielmehr den Gedanken, sich durch die Flucht der Gewalt seiner Gegner zu entziehen. Wie vor kurzem von Goslar nach der Harzburg, so wollte er sich jetzt von hier nach Hessen und Franken wenden; dort hatte er zuverlässige Anhänger, dort mußte in kürzester Zeit sich das Reichsheer sammeln. Ließ er wirklich, wie Lambert berichtet, die Unterhandlungen mit den Sachsen noch fortsetzen, so tat er es nur, um sie über seine Absicht zu täuschen.

Die Sachsen ahnten, daß der König auf Flucht denke, und hielten deshalb die Wege von der Burg zum Tal besetzt. Aber weithin lag dichter Wald um dieselbe, und alle Pfade, die das Dickicht durchkreuzten, zu beobachten, war unmöglich. So gelang es Heinrich zu entkommen. Die Reichsinsignien und einen Teil des Schatzes sandte er unter Bedeckung voraus. Die Harzburg übergab er den mutigsten und ritterlichsten Jünglingen aus seinem Gefolge mit dem Auftrag, sie unter allen Umständen zu behaupten und den Feind möglichst lange über seine Abwesenheit zu täuschen; in ihrer Gewalt ließ er auch den Billinger Magnus. In der Nacht vom 8. zum 9. August brach er dann auf, begleitet von Herzog Berthold, den Bischöfen Ebbo von Naumburg und Benno von Osnabrück nebst einigen anderen Vertrauten. Ein Jägersmann aus der Umgegend führte den kleinen Zug; der Führer kannte Weg und Steg, nicht minder der König selbst, der oft genug in diesen Wäldern der Weidlust obgelegen hatte. Nicht ohne Besorgnis verfolgte man anfangs die Pfade durch das rauschende Dickicht; selbst als man auf geebnete Wege kam, schwand nicht die Furcht. In der Tat soll Otto von Nordheim dem Könige einen Hinterhalt gelegt haben, aber durch den Anblick der königlichen Majestät so überwältigt worden sein, daß er trotz seiner überlegenen Streitkräfte von einem Angriffe Abstand nahm. Drei Tage setzte man ohne Unterbrechung die Reise fort; erst am 12. August gönnte man sich in Eschwege einige Ruhe. Ergebene Anhänger schlossen sich nun dem Könige in größerer Zahl an, und es war kein kleiner Zug mehr, der am folgenden Tage in die Abtei Hersfeld einritt. Hier war der König sicher, und schon begann sich das Reichsheer zu sammeln, teils bei Mainz, teils in der nächsten Umgebung des Klosters.

Niemand empfand tiefer die Schmach der Flucht als Heinrich; aber er hoffte, sie schnell vergessen zu machen und das Reichsheer gegen die

Sachsen führen zu können. Blieb diesen seine Flucht auch nur wenige Tage verborgen, so konnte er erwarten, sie mit weit überlegenen Streitkräften unvorbereitet zu überfallen und gründlich zu demütigen. Die Entfernung des Königs wurde aber sofort den Sachsen bekannt. Die Nachricht von derselben erschreckte sie auf das höchste, da sie einsahen, daß sie es jetzt nicht allein mit Heinrich, sondern auch mit den Fürsten des Reichs zu tun haben würden. Nichts anderes blieb ihnen übrig, als sich zu einem großen Kampf zu rüsten, und sie taten es mit allem Eifer. Während die Harzburg belagert blieb, wurde der Aufstand im ganzen Lande organisiert. Man nahm die Güter des Königs in Beschlag, verjagte überall seine Dienstleute und Anhänger. Auch Erzbischof Liemar von Bremen, der gleich seinem Vorgänger mit den Billingern in steter Feindschaft lebte und mit Graf Hermann in offener Fehde stand, mußte das Land verlassen und sich zum Könige flüchten.

Und schon breitete sich der Aufstand auch über Thüringen aus, wohin die Sachsen gleich nach der Flucht des Königs eine Gesandtschaft abgeordnet hatten. Auf einer zahlreich besuchten Tagfahrt auf ihrer alten Dingstätte Triteburg an der Unstrut (unweit Gebesee) hörten die Thüringer das Hilfegesuch ihrer Nachbarn. Gerade in ihrem Lande hatte der König die meisten jener Burgen gebaut, welche die Sachsen fürchteten, und auch sie hatten Beschwerden gegen deren Besatzungen; überdies waren sie auf den König erbittert, daß er die Zehntenforderungen Siegfrieds in letzter Zeit aufs neue unterstützt hatte. Die Worte der sächsischen Gesandten fanden deshalb zu Triteburg die beste Aufnahme. Jubelnd erklärten die Thüringer, die Sache der Sachsen sei auch die ihre, Gefahr und Sieg wollten sie mit ihren Brüdern teilen, bis zum letzten Atemzuge mit ihnen stehen. Ein Schutz- und Trutzbündnis wurde geschlossen und beschworen.

Auch in Thüringen wurde nun sogleich allerorten gerüstet. Selbst von den Äbten von Hersfeld und Fulda forderte man, daß sie ihre Vasallen den Aufständigen stellten; weigerten sie sich dessen, so drohte man die Besitzungen der Abteien zu verwüsten. Gegen Erzbischof Siegfried, der sich gerade in Erfurt aufhielt, brauchten die Thüringer Gewalt. Sie überfielen ihn und nötigten ihn, Geiseln zu stellen; er mußte das Versprechen geben, daß er nichts offen oder im geheimen gegen sie unternehmen werde. Eine Zusage wegen der Zehnten scheint man von ihm nicht gefordert zu haben, aber niemand dachte daran, sie ferner zu zahlen. Bald erschienen Boten des Königs und suchten den eben geschlossenen Bund mit den Sachsen zu trennen; sie fanden kaum Gehör und wurden nur mit Mühe vor Mißhandlungen geschützt. Schon eilten die Thüringer ihren Bundesgenossen zu Hilfe und belagerten mit ihnen die Haimburg bei Blankenburg; als diese nach kurzer Zeit sich ergab, äscherte man sie ein und zog dann gegen die sehr starke Hasenburg bei Nordhausen. Bis zur

Werra hin war das ganze Land im Aufstand; es gab hier keine königlich Gesinnten mehr als die dürftigen Besatzungen in den zerstreuten Burgen.

Indessen hatte sich um den König ein größerer Anhang gesammelt. Kaum war er in Hersfeld angekommen, so eilten die Bischöfe Hermann von Bamberg, Adalbero von Würzburg und andere fränkische Große zu ihm; zugleich sandte Herzog Rudolf mit den rheinischen, schwäbischen und bayerischen Bischöfen, die sämtlich bei Mainz im Lager standen, Botschaft nach Hersfeld und ließ den König fragen, wo er sie empfangen wolle. Heinrich beschied sie nach dem nahen Dorfe Kappel[1] und traf hier am 18. oder 19. August mit ihnen zusammen. Die entscheidende Frage war, ob die Fürsten ihm gegen die Sachsen folgen würden. Daß er unter den obwaltenden Umständen ihren Beistand nicht ohne Entgelt gewinnen würde, konnte ihm nicht zweifelhaft sein; er war ihn auch mit dem höchsten Preis zu kaufen entschlossen.

So schmachvoll Heinrichs Flucht, fast erniedrigender waren doch die Demütigungen, denen er sich unterwarf, um sich der Beihilfe der Fürsten zu vergewissern. Die Sache des Billingers Magnus war auch die ihre: deshalb hatte Heinrich schon am 15. August auf die Vorstellungen seiner treuesten Anhänger von Hersfeld aus den Befehl nach der Harzburg gesandt, Magnus zu entlassen[2]. So mochte er hoffen, das gemeinsame Interesse der Fürsten an der Verschwörung zu befriedigen und sie damit von dem sächsischen Aufstande zu trennen. Es war ein schweres Opfer, welches er brachte; doch weit mehr noch gewann er seinem stolzen Sinne ab, als er sich Rudolf und den anderen Fürsten zu Füßen warf, als er sie flehentlich bat, mit ihm Erbarmen zu haben und ihn in solcher Not nicht zu verlassen. Nimmer, sagte er, habe er um die Sachsen verdient, daß er ihr Land wie ein Flüchtling unter Schrecken des Todes habe räumen müssen; wie viele Wohltaten habe er nicht dem Volke, wie viele nicht einzelnen erwiesen! Aber er sei, fuhr er fort, der von der Gesamtheit der deutschen Fürsten gewählte König, und sie alle treffe die Schmach, die er erlitten; sie würden nicht dulden, daß das herrliche und glänzende Reich, welches sie von ihren Vorfahren überkommen, durch ihre eigene Schwäche und die Bosheit einiger eidvergessener Männer zugrunde gehe. Es war zu derselben Zeit, daß Heinrich jenen verhängnisvollen Brief an Papst Gregor sandte, dessen wir früher gedachten, in dem er sich als Sünder gegen Gott und den apostolischen Stuhl bekannte und alle Beschwerden desselben zu erledigen versprach. Wir wissen, wie Herzog Rudolf und seine Freunde auf eine Unterwerfung des Königs unter die Forderungen

[1] Kappel, jetzt Grebenau, drei Meilen südwestlich von Hersfeld.

[2] Magnus wird seitdem in den Quellen Herzog von Sachsen genannt; doch war er es damals nur nach Erbrecht, nicht durch königliche Belehnung, die kaum vor 1078 erfolgt sein kann. Auf die weitere Bewegung hat er nicht einen so tiefgreifenden Einfluß geübt, wie man hätte erwarten sollen.

Roms, dessen Verbündete sie waren, längst hinarbeiteten; sie erreichten jetzt, was sie wollten. Jener Brief war ein neues Opfer, welches der König sich auferlegte, um Rudolf zu gewinnen, und findet nur in den Drangsalen jener Zeit seine Erklärung.

Als der König sich so tief vor den Fürsten beugte, sollen sie den Tränen nicht haben gebieten können: und wie hätte der Sohn Heinrichs III. in solcher Erniedrigung nicht ein beweglicher Anblick sein sollen? Jedoch was er mit allen diesen Opfern, mit diesen Demütigungen erreichen wollte, erreichte er trotzdem mitnichten. Man hat wohl behauptet, Rudolf sei von Anfang an mit den Sachsen im Einverständnis gewesen; aber in Wahrheit war ihm wie den meisten Fürsten des Reichs ein Volksaufstand, wie er jetzt Sachsen und Thüringen erfüllte, in innerster Seele zuwider. Überdies, was kümmerten ihn und seine Freunde die Burgbauten Heinrichs und die wirklichen oder eingebildeten Leiden des sächsischen Volkes? Daß dieses Volk das Urteil der Reichsfürsten verschmäht hatte, deutete darauf hin, daß es sich äußersten Falles selbst vom Reiche zu trennen entschlossen sei: an der Einheit des Reichs hielten aber die Fürsten des oberen Deutschlands fest, wie sehr sie auch das Königtum von sich abhängig zu machen bemüht waren. So war denn die allgemeine Meinung der Fürsten, man müsse dem König Beistand leisten, um das Reich nicht zu gefährden, aber eine schleunige Hilfe, worauf es dem Könige besonders ankam, lehnten sie ab. Einige verlangten zwar, man solle mit den bereiten Streitkräften sogleich aufbrechen, um die Rebellen zu züchtigen, doch war dies weder die Ansicht Rudolfs und seiner Freunde noch die Meinung der Mehrzahl; man beschloß vielmehr, das Heer zu entlassen, neue Rüstungen zu machen und am 5. Oktober zu Breitungen[1] aufs neue zusammenzutreten, um dann gegen die Sachsen in das Feld zu rücken. Wenn die Fürsten zur Rechtfertigung dieses Beschlusses behaupteten, sie seien zwar gegen die Polen, aber nicht gegen das tapfere Volk der Sachsen hinreichend gerüstet, so war das nichts als ein leerer Vorwand. Einzig und allein das Mißtrauen gegen den König bestimmte ihren Entschluß. Sie wußten, daß sie seiner nur in der Bedrängnis mächtig seien und ein schnell gewonnener Sieg sein Selbstbewußtsein aufs neue steigern würde; nur darauf kam es ihnen an, den günstigen Moment zu verlängern, wo der König ihrer bedürfe und sie sich gleichsam als Schiedsrichter zwischen ihn und die Sachsen drängen konnten.

So unzufrieden der König mit dem Beschluß der Fürsten sein mochte, blieb ihm keine Wahl, als sich ihm zu fügen. Als er von ihnen schied, begab er sich in die Gegenden am Main und Rhein und suchte hier — das einzige, was ihm geblieben war — durch seinen persönlichen Einfluß Freunde zu gewinnen. Er zeigte sich mildtätig, freigebig, reicher noch an Versprechungen als an Belohnungen, bei denen ihn die eigene Not be-

[1] Herrenbreitungen an der Werra.

schränkte. Auf seinem Umzug begleitete ihn ein ansehnliches Gefolge, welches den Glanz des königlichen Namens wenigstens äußerlich erhielt.

Inzwischen war auch der Weg der Unterhandlungen mit den Sachsen aufs neue betreten worden. Der König hatte die Erzbischöfe von Mainz und Köln aufgefordert, sie möchten die sächsischen Großen die Entscheidung ihrer Beschwerden einem Reichstage anheimzustellen vermögen; es war derselbe Vorschlag, den er ihnen durch Herzog Berthold gemacht hatte. Siegfried von Mainz unterzog sich willig dem Auftrag; nur unentschlossen und zögernd lieh Anno seinen Beistand. Man kann glauben, daß der alternde Erzbischof, durch trübe Erfahrungen belehrt, nicht selbst diesmal die Fäden der Verschwörung geschürzt und verknüpft habe, aber ganz unbekannt mit einem Unternehmen so gefährlicher Art, an dessen Spitze seine nächsten Verwandten und trautesten Freunde standen, kann er unmöglich gewesen sein. Indessen entschloß er sich doch, mit Siegfried die sächsischen Fürsten zu beschicken und zu einer Besprechung nach Korvei zum 24. August einzuladen.

Die Häupter des sächsischen Aufstandes erschienen zu Korvei. Auch Siegfried stellte sich ein. Anno war ausgeblieben, hatte aber Boten gesandt, welche seine Zustimmung zu allem erklärten, was man zum Wohle des Reichs beschließen würde; er versprach, für das gemeine Beste keine Mühewaltung zu sparen. Hatte Siegfried im Auftrage des Königs den Tag berufen, so konnte er jetzt kaum noch als Bevollmächtigter desselben gelten; die Thüringer hatten ihn in ihre Gewalt bekommen, und er mußte in ihrem Sinne handeln. Die Lage der Dinge hatte sich in den beiden letzten Wochen völlig geändert, und Siegfried war, wie man weiß, stets den Umständen fügsam.

Wenn die sächsischen Fürsten in Korvei erschienen, so dachten sie doch nicht von fern mehr an eine Ausgleichung mit dem Könige. Das unaufhaltsame Anschwellen des Aufstands und die Weigerung der oberdeutschen Fürsten, ihn sogleich mit Waffengewalt niederzuwerfen, hatten sie in gleicher Weise ermutigt. Kein anderes Ziel verfolgten sie jetzt, als alle geistlichen und weltlichen Gewalten des Reichs für sich und gegen den König zu gewinnen, dessen Absetzung sie bereits in das Auge gefaßt hatten. Deshalb boten sie alles auf, um ihm auch den letzten Rest von Achtung zu nehmen, ihn als den sittenlosesten Menschen darzustellen. Kaum waren die Verhandlungen eröffnet, so bezichtigten sie ihn öffentlich der gemeinsten fleischlichen Vergehen: nicht allein Hurerei und Ehebruch warfen sie ihm vor, sondern auch widernatürliche Befriedigung der Lust und Preisgebung der eigenen Schwester an einen seiner Genossen. Zu allen Zeiten hat sich in solchen Verdächtigungen, deren Ungrund meist unerweislich bleibt, der Parteigeist besonders gefallen, und um so leichter konnten sie in diesem Falle Glauben finden, als der Lebenswandel des jungen Königs keineswegs musterhaft war. Aber ob auch damals von vielen geglaubt und in

weiten Kreisen verbreitet, die schlimmsten jener Anschuldigungen sind weder jemals erwiesen noch an sich wahrscheinlich, und es ist Leichtsinn oder Bosheit, unbegründete Verdächtigungen erbitterter Widersacher noch jetzt für geschichtliche Tatsachen auszugeben.

Wir wissen, was diese Anschuldigungen der Sachsen zunähst bezweckten. Sie sollten die geistlichen Gewalten des Reichs vermögen, die strengsten Kirchenstrafen über den König zu verhängen, die ihn von der Welt trennen, seine Ehe lösen, die Waffenehre ihm nehmen und vor allem ihn des Thrones berauben mußten. Vielleicht daß man sich der schmählichen Herabwürdigung Ludwigs des Frommen erinnerte; wenigstens war es ein ähnliches Schicksal, welches man Heinrich zu bereiten gedachte. Wie Siegfried über die Absichten der Sachsen auch urteilen mochte, auf der Hand lag, daß er, ohne die Fürsten des Reichs und den König selbst zu hören, kirchliche Strafen, wie man sie verlangte, nicht verhängen konnte; er bewog deshalb die Sachsen, vor einen großen Fürstentag ihre Anklagen gegen den König zu bringen. Am 20. Oktober — so kam man überein — sollte dieser Fürstentag zu Gerstungen an der Grenze Hessens und Thüringens gehalten werden. Die Sachsen versprachen, sich einzufinden, und auch der König sollte, wenn es dienlich erscheine, persönlich zu seiner Rechtfertigung anwesend sein; zu gegenseitiger Sicherheit sollten von beiden Seiten je zwölf Geiseln gestellt und diese bereits am 13. September zu Homburg an der Unstrut ausgewechselt werden. Unter diesen Bedingungen erklärten sich die Sachsen bereit, den Urteilsspruch der Fürsten abzuwarten, aber sie gingen keine Verbindlichkeit ein, bis zu dem anberaumten Tage Waffenstillstand eintreten zu lassen. Die Kämpfe um die Harzburg und Hasenburg wurden nicht unterbrochen.

Das Abkommen, welches Siegfried getroffen hatte, mochte dem Interesse der Fürsten entsprechen, der König konnte unmöglich in dasselbe willigen; denn es machte die Fürsten zu seinen Richtern, ihn lediglich zu einem Angeklagten, stellte ihn auf ganz gleiche Stufe mit den Rebellen, denen er sogar Geiseln geben sollte, damit sie ungescheut die ungeheuerlichsten Beschuldigungen gegen ihn erheben könnten. Die Frist des Fürstentages war überdies so bemessen, daß die ihm für den 5. Oktober bereits zugesagte Reichshilfe ihre Bedeutung verlor; er wäre entwaffnet worden, während die Sachsen ausdrücklich die Niederlegung der Waffen abgelehnt hatten. So weigerte er sich denn auf das entschiedenste, Siegsfrieds Erbietungen anzuerkennen und die Geiseln zu stellen. Dennoch erschien am 13. September nicht allein Siegfried, sondern diesmal auch Anno zu Homburg. Konnten sie auch keine Geiseln des Königs ausliefern, so hielten sie doch an dem Gerstunger Tage fest, forderten die Sachsen auf, dort zu erscheinen, und gaben ihr Wort zum Unterpfand, daß sie für ihre Sicherheit nichts zu fürchten haben würden.

Inzwischen hatte der König, gebunden von allen Seiten wie er war,

das letzte Mittel ergriffen, um den Sachsen in ihrem Lande beizukommen und den Besatzungen seiner Burgen Erleichterung zu verschaffen: er hatte die alten Feinde des Landes, die Dänen und Liutizen, in die Waffen gerufen. Auch erschien der alte Svend Estrithson, mit dem der König schon vor zwei Jahren Verabredungen getroffen hatte[1], wirklich mit einer Flotte an der sächsischen Küste, aber die Dienste, welche Heinrich erwartet hatte, leistete er ihm mitnichten. Die Dänen wollten nicht gegen die Sachsen kämpfen, und der Alte hielt für das geratenste, schleunigst nach seinen Inseln heimzukehren, um nicht das Gespött seiner Feinde zu werden. Die Liutizen machten nicht einmal den Versuch eines Angriffes auf die Sachsen. Hatte ihnen Heinrich große Anerbietungen für einen solchen gemacht, so machten die Sachsen ihnen noch größere, wenn sie daheim blieben. Die liutizischen Häuptlinge spalteten sich; einige ergriffen für den König, andere wider denselben Partei. Die Folge war ein langwieriger innerer Krieg, währenddessen die Liutizen an eine Einmischung in die sächsischen Angelegenheiten nicht denken konnten.

Des Königs Lage war verzweifelter denn je, als der Tag zu Gerstungen näher und näher heranrückte. Der Aufstand in Sachsen und Thüringen gewann mit jedem Tage neue Kraft; die auswärtige Hilfe, auf die er gehofft hatte, war nicht geleistet; das Reichsheer hatte sich weder vollzählig noch schlagfertig gestellt, und immer klarer mußte ihm werden, wie wenig er auf den willigen Gehorsam der Fürsten zu rechnen hatte. Sollte er nun doch Siegfrieds Abkommen gleichsam als einen Rettungsanker ergreifen? Er tat es nicht, sondern beschied vielmehr die Fürsten des Reichs zu sich nach Würzburg. Fast vollzählig erschienen sie; selbst Siegfried und Anno fehlten nicht. Im wesentlichen vermißte man nur die sächsischen und thüringischen Großen, die sich bald darauf nach ihrem Versprechen in Gerstungen einstellten. Ein kampfbereites Heer von vierzehntausend Mann hatten sie dorthin zu den Verhandlungen mitgebracht, der deutlichste Beweis, in welchem Sinne sie dieselben zu führen gedachten.

Die zu Würzburg versammelten Fürsten werden den König zu neuen Unterhandlungen aufgefordert haben, und in der Tat konnte er selbst kaum auf eine andere Auskunft verfallen. Er sandte sofort die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Metz und Bamberg, die Herzöge Gottfried, Rudolf und Berthold nach Gerstungen; sie sollten die Sachsen die Waffen niederzulegen und sich zu unterwerfen vermögen, sonst ihnen aber ohne Zweifel alles Gute versprechen. Aber kaum traten die Abgesandten des Königs mit den sächsischen Fürsten in Beratung, so erhoben diese von neuem alle jene abscheulichen Beschuldigungen gegen den König, die sie bereits in Korvei vorgebracht hatten; auf den Knien flehten sie die Abgesandten an, sie möchten nicht um eines Tyrannen willen sich

[1] Vgl. oben S. 141. 142.

ihrer gerechten Sache entziehen. Sie fanden nur zu leicht Gehör; vor allem bei Rudolf, da sie unverhohlen von der Absetzung des Königs sprachen und dem Schwabenherzog mit der Aussicht auf den Thron schmeichelten. Wie sehr er auch beteuern mochte, niemals werde er die Krone annehmen, wenn sie ihm nicht von allen Fürsten, ohne daß ein Makel an ihr hafte, ordnungsmäßig übertragen werde, die Hoffnung auf dieselbe lockte und verführte seinen hochfahrenden Sinn. Nach dreitägigen Verhandlungen kamen die Abgeordneten des Königs mit den Sachsen überein, daß die Absetzung Heinrichs und die Wahl eines neuen Königs in Betracht zu ziehen sei; man beschloß aber, die Sache geheimzuhalten, bis man auch die anderen Fürsten dafür gewonnen hatte.

Niemand wird dieses Verfahren eines Siegfried und Anno, eines Rudolf und Berthold rechtfertigen können, und nicht ohne Befremden sieht man, daß auch ein Mann wie Gottfried bei demselben beteiligt war. Mochten diese Fürsten sich sagen, daß Heinrichs scharfes Auftreten gegen die Sachsen, sein unvertilgbares Mißtrauen gegen die ersten Männer Deutschlands das Reich von Gefahren in Gefahren stürze, daß die Folgen dieses Volksaufstandes unabsehbar seien, selbst eine Zersplitterung des Reichs aus ihm hervorgehen könne: ihr Beginnen blieb Hochverrat und war um so schmählicher, als sie im Auftrage des Königs selbst die Verhandlungen führten. Und womit wollten sie es vollends rechtfertigen, daß sie sich, um den König zu täuschen, sogar den Anschein gaben, nichts als seinen Auftrag vollführt zu haben? Sie trafen nämlich mit den Sachsen ein Scheinabkommen, durch welches sich diese Weihnachten zu Köln dem König zu unterwerfen versprachen, wofern er ihnen Straflosigkeit und Abhilfe ihrer Beschwerden verbürge; auch zu einem Waffenstillstand mit den königlichen Besatzungen in ihrem Lande müssen sich die Sachsen durch dieses Abkommen verpflichtet haben.

Nachdem das arge Werk vollendet war, kehrten die sächsischen Fürsten in ihre Heimat zurück, die Unterhändler des Königs zu ihm nach Würzburg. Heinrich trug nicht das geringste Bedenken, jenes trügerische Abkommen zu bestätigen; er ahnte nicht, daß es nur ein Fallstrick war, um ihn desto sicherer zu verderben. Zu Würzburg wurde in aller Form von dem König und den Fürsten des Reichs jener Vertrag genehmigt, der kein Vertrag, sondern Verrat war. Der König entließ darauf das Aufgebot, welches sich zum Kriege gegen die Sachsen gesammelt hatte. So wenig er eine Ahnung von dem Gerstunger Verrate hatte, fiel ihm doch bald das Verhalten der rheinischen Fürsten auf. Sie zeigten sich in seinem Dienst unwillig und säumig; offenbar hatten Rudolf und seine Genossen sie bereits gewonnen. Der König beschloß deshalb, Würzburg zu verlassen, und begab sich bald nach dem 1. November auf die Reise nach Bayern. Klarer wurde Heinrich erst die Lage der Dinge, als er sich mit Rudolf und Berthold einige Tage in Nürnberg aufhielt und hier ein verruchter

Anschlag an das Tageslicht trat, lediglich darauf berechnet, ihn moralisch zu vernichten, um ihn dann des Throns zu berauben.

Ein gewisser Regenger, der bisher das Vertrauen Heinrichs genossen hatte, wandte sich an Rudolf und Berthold mit den auffälligsten Eröffnungen. Er beteuerte, der König habe ihn und einige andere Höflinge in Würzburg aufgefordert, die ihm verdächtigen Fürsten, namentlich Rudolf und Berthold, zu ermorden; nur an seinem Widerstand sei die blutige Tat gescheitert und er mit genauer Not dem Zorne des Königs entgangen, der ihn sogleich habe niederstechen wollen. Regenger erbot sich, seine Aussagen durch ein Gottesgericht darzutun, entweder im Zweikampf gegen den König selbst, wenn ein solcher zulässig, oder gegen jeden anderen Kämpen, den man ihm stellen würde.

Bei dem bösen Gewissen der Herzöge und der steten Besorgnis vor einer Entdeckung ihres Verrats mußten diese Enthüllungen sie in die äußerste Bestürzung versetzen. Sie verließen sofort den Hof und kündigten durch Boten dem König offen den Gehorsam auf. Würde er sich nicht, ließen sie ihm melden, wegen der Anklage Regengers rechtfertigen, so habe er im Glück keine Treue, in der Not keine Hilfe mehr von ihnen zu hoffen. Ein neuer Bruch zwischen dem König und den Herzögen lag aller Welt vor Augen; er war schlimmer als je und schien fast unheilbar. Wie die Lage des Königs war, konnte kein Schlag ihn härter treffen: es schien sich alles zu seinem Untergange zu verschwören, und die Krone wankte sichtlich auf seinem Haupte.

Heinrich begriff ganz die Größe der Gefahr. In Regenger sah er lediglich ein Werkzeug Rudolfs, der sich dieses elenden Menschen bediene, um den lange vorbereiteten Verrat vor der Welt zu beschönigen und ihm durch die abscheulichsten Verleumdungen auch den letzten Rest von Achtung zu rauben; öffentlich vor allem Volk bezüchtigte er deshalb den Schwabenherzog, seinen Schwager, des freventlichsten Ehrgeizes. Der Unterhandlungen, bei denen er zuletzt doch nur der Betrogene der Fürsten war, müde und in jugendlicher Hitze aufwallend, brach er in die Worte aus: „Weg mit dem Wortstreit und allen diesen künstlichen Lügengespinnsten! Nicht mit der Zunge, nein — mit dem Schwert will ich die Lüge strafen. Meiner königlichen Majestät nicht achtend, werde ich selbst mit Herzog Rudolf kämpfen und den Trug enthüllen, mit dem er seine Bosheit zu verdecken sucht. Verliere ich das Reich, so soll mindestens Jedermann wissen, daß ich es nicht durch meine Schuld, sondern durch seine Ränke und seinen Meineid eingebüßt habe."

Gewiß nichts wäre dem König erwünschter gewesen, als mit gewaffneter Hand den Verräter zu züchtigen. Aber man erinnerte ihn an das, was er seiner Majestät gegenüber einem Untertanen schulde. Udalrich von Godesheim, einer seiner vertrautesten Räte, welcher auch als Mitwisser bei dem Mordplan bezeichnet war, suchte ihn zu besänftigen; er erbot sich,

gegen Regenger oder jeden anderen Kämpen die Waffen zu führen, um des Königs und seine eigene Unschuld darzutun. Der König gab nach, und sogleich machte sich Udalrich auf den Weg zu Rudolf. Er erklärte sich bereit, die Lügenhaftigkeit Regengers darzutun, auf welche Weise es dem Herzog beliebe. Rudolf nahm weder das Anerbieten an noch wies er es ab; er erklärte, die Entscheidung der Fürsten darüber abwarten zu müssen.

Daß Regengers Aussagen lügenhaft waren, steht außer Zweifel; fraglich ist allein, ob er aus freiem Antriebe oder auf Anstiften anderer gegen den König auftrat. Das erstere ist ebenso unwahrscheinlich als das andere wahrscheinlich, wenn auch keineswegs erwiesen. Der König sah Rudolf als den Urheber des Anschlags an, und leicht begreift sich, wie er zu dieser Meinung gelangte. Aber fast ein noch stärkerer Verdacht ruht auf den sächsischen Fürsten. Ihnen mußte alles daran liegen, eine neue Wendung Rudolfs und Bertholds auf die königliche Seite, wie sie bei der eigennützigen und unzuverlässigen Politik dieser Männer noch immer denkbar war, unmöglich zu machen; blieben bis Weihnachten ihre geheimen Verabredungen mit den Herzögen ohne Folge, so wurden sie nicht allein vor aller Welt wortbrüchig, sondern gerieten auch in die bedenklichste Lage. Überdies konnte einem Manne wie Otto von Nordheim dieser Anschlag nur als gerechte Vergeltung für jenen Streich gelten, durch den ihn einst Egino um das Herzogtum Bayern gebracht hatte. Die Sachsen wollten, wie wir wissen, um jeden Preis die Entsetzung des Königs; um sie zu erreichen, hatten sie längst Verleumdungen auf Verleumdungen gegen ihn gehäuft. Ihre früheren Anklagen waren mehr auf die Gefühle der Geistlichkeit berechnet gewesen; diese Beschuldigung konnte am geeignetsten scheinen, um die weltlichen Fürsten für immer von dem König zu trennen. Auch mußten, wenn der Verdacht eines Mordanschlags gegen die ersten Fürsten des Reichs auf dem König haften blieb, um so leichter die früheren Anschuldigungen Glauben finden. In der Tat sehen wir gleich nach Regengers Auftreten die Sachsen in ihre rheinischen Freunde dringen, die Entsetzung Heinrichs ernstlicher zu betreiben, und bald brachten sie Siegfried dazu, Einladungen zu einem Fürstentage in Mainz zu erlassen, um noch vor Weihnachten über die Zukunft des Reichs Entscheidung zu treffen.

Heinrichs Krone schien zu fallen. Wo hatte er noch auf Hilfe zu hoffen? Allen war er verhaßt oder verdächtig, er selbst mit Mißtrauen gegen jedermann erfüllt, nach Regengers Verrat selbst gegen seine nächste Umgebung. In solcher Stimmung erfuhr er zu Regensburg, womit man in Mainz umging. Doch auch jetzt dachte er nicht daran, feige seinen Gegnern das Feld zu räumen. Unverzüglich eilte er an den Rhein, um den Verhandlungen in Mainz zuvorzukommen. Als er bis Ladenburg am Neckar gekommen war, unterlag er den Aufregungen und Anstrengungen;

eine schwere Krankheit warf ihn nieder, und mehrere Tage konnte er das Lager nicht verlassen. Man fürchtete nicht, man hoffte sein Ende; schloß er die Augen, so schien aller Unfriede im Reiche beseitigt, jedes Zerwürfnis beigelegt. Aber schnell raffte er sich wieder auf. Es war eine Trauerpost für die Fürsten, daß der König den Weg nach Mainz fortsetze und schon gegen Worms vorrücke.

Indessen nun zeigte sich doch, daß er nicht ganz so verlassen war, wie die Fürsten gewähnt hatten und er selbst besorgte. Brach der Adel die Treue, erhob sich das Bauernvolk Sachsens gegen ihn, so erstanden ihm jetzt in den Bürgern der rheinischen Städte opferwillige Anhänger und Freunde. Diese Städter, durch Handel und Gewerbfleiß bereichert, trugen längst mit Abneigung das durch Abgaben drückende und oft sehr launische Regiment ihrer geistlichen Herren. Sehr erwünscht kam ihnen daher das Zerwürfnis, in welches diese Herren mit ihrem König gerieten, und sie schwankten nicht lange, auf welche Seite sie sich zu stellen hätten. Offen erhob sich zuerst Worms gegen seinen Bischof. Sein Name war Adalbert, und er war erst vor wenigen Jahren dem Bruder Herzog Rudolfs gefolgt; wie es scheint, gehörte er zu den nächsten Freunden des Schwabenherzogs, jedenfalls war er für dessen verräterische Pläne gewonnen. Als der König gegen Worms anzog, traf der Bischof deshalb Vorkehrungen, ihm die Tore der Stadt zu sperren. Er tat es zu seinem Unglück. Die Bürger traten seinen Mannen hemmend entgegen, jagten sie aus der Stadt und beschlossen, den Bischof selbst in Fesseln zu legen, um ihn dem Könige auszuliefern: nur durch die eiligste Flucht entging Adalbert diesem Schicksal. In kriegerischer Rüstung, in festlicher Pracht zogen dann die Wormser dem König entgegen und holten ihn ein. Ihre stattlichen Waffen, ihre zahlreiche und kräftige Jugend sollten dem Könige zeigen, was er von ihnen zu erwarten habe. Mit ihrem Leibe, mit ihrem ganzen Vermögen versprachen sie ihm zu dienen; bis zum letzten Atemzug gelobten sie treu zu ihm zu halten.

Worms war nicht allein reich und dicht bevölkert, sondern auch stark befestigt und mit allen Kriegsbedürfnissen hinreichend versehen. Der König übersah, welche Bedeutung die Stadt für ihn hatte, und wählte sie, wie der Geschichtsschreiber Lambert sagt, fortan zum Sitz des Kriegs, zur Burg des Reichs. Von hier war sein Geschlecht ausgegangen: er kehrte gleichsam in die Heimat desselben zurück. Bischof Burchard hatte einst hier die Burg von Heinrichs Ahnen zerstört[1]; jetzt zog der König in die Burg der Bischöfe ein. Nach Gebühr lohnte er die Treue der Wormser und befreite sie vom Zoll an den königlichen Zollstätten zu Frankfurt, Boppard, Hammerstein, Dortmund, Goslar und Angern. In dem denkwürdigen, noch im Original vorhandenen Freibrief vom 18. Januar 1074 bekennt er, wie die Wormser in der höchsten Verwirrung des Reichs, als alle Fürsten von

[1] Vgl. Bd. II, S. 196.

ihm abgefallen, ohne Furcht vor Tod und Gefahr ihm treu geblieben, wie sie ihm, da andere Ortschaften die Tore geschlossen, ihre Stadt geöffnet hätten; ihre Treue stellt er anderen Städten als Beispiel vor, damit sie ähnlichen Lohn empfingen.

Die Vorgänge in Worms wirkten in der Tat auch auf die anderen Städte am Rhein; viele Bürgerschaften wurden hier gegen ihre geistlichen Herren, bald selbst die Kölner gegen Anno schwierig. Die Bischöfe begriffen, daß sie, wenn sie nicht das Schicksal ihres Amtsbruders teilen wollten, sich gegen den König nicht offen erheben dürften. Nicht minder wichtig war eine andere Folge jener Vorgänge, die Vereitelung des Mainzer Tages, auf dem über Heinrichs Krone entschieden werden sollte. Als die Fürsten vernahmen, daß sich Heinrich in Worms festgesetzt hatte, wagten die meisten nicht mehr, nach Mainz zu gehen, und die wenigen, welche sich einfanden, zogen alsbald wieder unverrichteter Sache von dannen. Die Absetzung des Königs erfolgte also nicht, wie es die Sachsen gehofft hatten. Weihnachten war nahe, und sie standen als wortbrüchig da, wenn sie sich dann ihm nicht unterwarfen — und wer hätte dies ihnen bei der Lage der Dinge zumuten können? Wenn sie sich beschwerten, daß sie von den Fürsten des Reichs betrogen seien, hatten sie Recht, nur waren sie selbst durch ihren Scheinvertrag Mitschuldige des Betrugs gewesen.

Der König hatte das Schlimmste zu verhüten gewußt, aber seine Stellung war noch immer trübselig genug. Nichts wäre unzeitiger gewesen als ein schroffes Auftreten; wie schwer sich die Fürsten gegen ihn vergangen hatten, er mußte sie durch die äußerste Nachgiebigkeit zu gewinnen suchen. Inständigst lud er deshalb die Fürsten des oberen Deutschlands, die sich in Mainz eingestellt hatten und eben nach der Heimat zurückkehren wollten, zu einer vertraulichen Besprechung in Oppenheim ein. So wenig traute man sich, daß man gegenseitig Geiseln verlangte; als sie gestellt waren, fand die Zusammenkunft statt und blieb nicht ohne Erfolg. Der König warf sich den Fürsten zu Füßen, bekannte offen, in jugendlichem Übermut und in der Leidenschaft vieles gefehlt zu haben, und versprach Besserung; fortan werde er handeln, wie es sich für einen Mann, für einen König gezieme, nur sollten sie ihn in der Not nicht verlassen, ihm jetzt die Treue bewahren. Die Fürsten wollten von Treue nichts wissen, so lange Regengers Anklage nicht widerlegt sei; sie machten die Entscheidung über dieselbe von dem Ausgange eines Gottesgerichts abhängig, wie es der König und Udalrich von Godesheim früher vergebens gefordert hatten. Willig gab der König hierzu seine Zustimmung. In den ersten Tagen des Januars, kam man überein, sollte zwischen Udalrich und Regenger auf einer Rheininsel bei Mainz der Zweikampf stattfinden; siegte Udalrich, so versprachen die anwesenden Fürsten Treue und Gehorsam für alle Folge. Für dieses Abkommen muß der König auch Anno, Siegfried und andere angesehene Männer des Reichs gewonnen haben; von einem Fürstengericht

über ihn war nicht mehr die Rede, sondern alles wurde auf den Ausgang des Zweikampfs gestellt.

Wie wohl dem König die Treue der Wormser tat, es war doch ein trauriges Weihnachtsfest, welches er damals in ihrer Mitte beging. Nicht allein daß ihm die glänzende Umgebung der Fürsten fehlte und die gewohnten Leistungen für den Hofhalt ausblieben, so daß er alles in der Stadt kaufen lassen mußte, viel schwerer bedrückte ihn die Gefahr seiner Burgmannen in Sachsen. Nach dem Würzburger Vertrage hatten sie eine kurze Zeit Ruhe gehabt, aber der Kampf entbrannte sehr bald von neuem. Ein Handel, in den einige ruhmredige Mannen von der Harzburg zu Goslar geraten waren, bot die Veranlassung. Die Besatzung der Burg — junge, kampflustige Gesellen — war froh, daß sie nun nicht mehr zu feiern hatte; sie trieb den Goslarern ihr Vieh fort und machte mehrere glückliche Ausfälle. Die Sachsen fingen endlich an, um diesem verwegenen Kriegsvolke einen Zügel anzulegen, auf einer gegenüberliegende Höhe, noch jetzt der Sachsenberg genannt, eine Befestigung anzulegen, welche den Harzburgern vielfach beschwerlich wurde, sie jedoch keineswegs entmutigte. Schlimmer sah es in der Hasenburg aus. Der Besatzung, von allen Seiten abgeschnitten, gebrach es an den notwendigsten Lebensmitteln; sie ließ dem König melden, daß sie, wenn nicht bald Hilfe käme, dem Feinde oder dem Hunger erliegen müsse.

Weihnachten ging vorüber, ohne daß sich die Sachsen unterwarfen, ohne daß sie nur den Bruch des Würzburger Vertrags zu rechtfertigen suchten. Schwer mußte es dem Könige fallen, mit diesem treulosen Geschlecht abermals zu verhandeln, aber die Not der Seinen und die eigene Bedrängnis gewannen auch das ihm ab. Er forderte Siegfried und Anno auf, sich zu den sächsischen Fürsten zu begeben, um mindestens einen neuen Waffenstillstand zu erwirken. Die Erzbischöfe konnten sich dem Auftrage des Königs nicht entziehen und kamen am 12. Januar 1074 mit den sächsischen Fürsten abermals in Korvei zusammen. Aber sie fanden mit ihrem Auftrage kein Gehör und mußten sogar die bittersten Vorwürfe hören, wie sie mit ihrem ewigen Verhandeln die kostbare Zeit verdürben; nicht um Weibergeschwätz handle es sich mehr, sondern um die Entscheidung des Schwertes. Nicht nur einen neuen Waffenstillstand lehnten die Sachsen ab, sie hielten auch an jenen Beschlüssen fest, die sie mit Anno, Siegfried und ihren Genossen vordem in Gerstungen gefaßt hatten. In der Woche vom 9. bis 15. Februar, erklärten sie einmütig, würden sie zu Fritzlar mit den Fürsten, die sich ihnen anschließen wollten, über Heinrich zu Gericht sitzen und, wenn die Beschuldigungen gegen ihn erwiesen werden sollten, einen König nach dem Herzen aller wählen. Bezeichnend ist, daß sie Fritzlar bestimmten, wo einst der sächsische Heinrich zum König gewählt war; schwerlich dachten sie noch an die Erhebung des Schwabenherzogs, son-

dern der Sachse Otto von Nordheim war wohl der König, den sie „nach dem Herzen aller“ wähnten.

Die Sachsen waren dreist genug, den König von ihren Beschlüssen in Korvei zu unterrichten und ihn aufzufordern, sich persönlich in Fritzlar zu stellen, wenn er sich etwas zu seinen Gunsten davon verspräche; sie verbaten sich dagegen Zwischenträger und Briefe. Unfehlbar beschieden sie auch die Fürsten des Reichs insgesamt nach Fritzlar, doch konnte dies kaum noch Erfolg haben. Die Mehrzahl derselben schwankte unsicher und wagte nicht mehr, dem König entgegenzutreten, da ein Gottesgericht für ihn entschieden hatte. Zu dem Zweikampf Regengers war es zwar nicht gekommen, da er wenige Tage vor der angesetzten Frist im Wahnsinn ein furchtbares Ende fand; aber auch dieser Tod galt für ein Gottesurteil, und die Fürsten erklärten sogar den Reinigungseid, zu dem sich der König erbot, für unnötig. Die Gewissen waren verwirrt, die Interessen gespalten; die meisten Fürsten hätten sich am liebsten parteilos gehalten und jede Erklärung jetzt vermieden. Aber die Sachsen drängten zu einer Entscheidung, und auch der König sah, daß sie sich nicht mehr verschieben ließ.

Wenige Tage nach den Verhandlungen in Korvei mußte die Hasenburg übergeben werden; sie wurde in Brand gesteckt, der Besatzung freier Abzug gewährt. Unmittelbar darauf wurde der Spatenberg von den Thüringern belagert, die vorher auch schon Volkrode umschlossen hatten, wo sich seit längerer Zeit die hochschwangere Königin aufhielt. Auf Bitten des Königs suchte sie der Abt von Hersfeld aus der umlagerten Burg nach seinem Kloster zu bringen, und die Thüringer ließen dies willig geschehen. Klar war, eine Burg nach der anderen mußte fallen, wenn der König nicht zur Hilfe eilte. Kam es ferner zu dem Tag von Fritzlar, so stand zu besorgen, daß er zu einer Trennung Sachsens und Thüringens vom Reiche führen würde, wenn sich die anderen Fürsten, wie bereits zu erwarten war, ihn zu beschicken weigern sollten. Der König bot alles auf, um diesen Tag zu hintertreiben und zugleich seine Burgen zu retten. Um den 20. Januar, bei der strengsten Kälte, verließ er mit allen Streitkräften, die er aufbringen konnte, Worms und nahm seinen Marsch gegen die Sachsen.

Der König hatte, als er aufbrach, alle Fürsten des Reichs zur Heeresfolge aufgeboten. Viele entzogen sich seinem Gebot, namentlich die Herzöge, die Erzbischöfe Anno und Siegfried, die Bischöfe von Straßburg und Worms. Aber die Mehrzahl der geistlichen Herren folgte ihm doch in das Feld, obschon großenteils ohne ihre Vasallen. Als er am 27. Januar nach Hersfeld kam, soll sein Heer etwa sechstausend Mann stark gewesen sein. Trotz seines hastigen, ganz unerwarteten Aufbruchs fand er die Sachsen und Thüringer gerüstet. Sobald sie von seinem Vorrücken Kunde erhielten, besetzten sie die Werragegenden, um ihm den Eintritt in Thüringen zu ver-

sperren; hier lagerten sie — vierzigtausend Mann stark, wie man sagte — auf dem rechten Werraufer, Vacha gegenüber. In hellen Haufen waren die Bauern trotz der schneidenden Kälte auf den Ruf des Adels herbeigeeilt.

Heinrich wollte jetzt noch einmal den Weg der Unterhandlungen betreten. Schon am 26. Januar hatte er den Abt von Hersfeld in das feindliche Lager mit der Anfrage vorausgesandt, ob Friedensanerbietungen gehört, königliche Gesandte freies Geleit erhalten würden. Unerwarteterweise gaben die sächsischen Fürsten eine günstige Antwort: niemals würden sie Gesandte antasten, deren Person ja bei allen Völkern geheiligt sei; noch jetzt würden sie gern das Schwert in der Scheide bergen, wenn ihre Beschwerden Gehör fänden; nur die Not habe sie zum Kampf getrieben. Wie es scheint, drang besonders Otto von Nordheim darauf, daß nicht jeder Weg der Verständigung sogleich abgeschnitten würde. Ob er und seine nächsten Anhänger durch Versprechungen vom König gewonnen waren, wie versichert wird, läßt sich nicht entscheiden. Irren wir nicht, so leiteten die sächsischen Großen besonders Rücksichten auf die anderen Fürsten des Reichs: sollten sie sich völlig von ihnen trennen, sich ganz in die Hände der Bauern geben? Eine Zersplitterung des Reichs schien dann unvermeidlich, und mochten das Landvolk lediglich provinzielle Interessen beherrschen, über sie hatte die Idee der Reichseinheit doch unfraglich noch nicht alle Gewalt verloren.

Dem König kam die Antwort der sächsischen Fürsten hocherwünscht, da seine Lage überaus schwierig war. In seinem Heere herrschte Mangel; überdies litten die Seinen schwer durch die Kälte. Die um Hersfeld gelegenen Dörfer wurden geplündert, um die notwendigen Lebensbedürfnisse dem Heere zu beschaffen, und der König war außerstande, der Verwüstung zu wehren. Dabei stand er in steter Gefahr, mit weit überlegenen Streitkräften von dem Feinde angegriffen zu werden. Nachdem er Hersfeld verlassen, lag er in den letzten Tagen des Januars bei Breitenbach an der Fulda, nur wenige Meilen von den Sachsen entfernt. Noch trennte sie die Werra, aber sie trug Eis, stark genug, um sie ungehindert zu überschreiten. Schon bereute Heinrich, Worms verlassen und sich in diese Gefahren gestürzt zu haben, zumal er unter den Seinen nur geringe Neigung zum Kampfe verspürte. Sofort sandte er deshalb vier Bischöfe an die Sachsen; sie sollten alles Gute versprechen und die Bedingungen hören, unter welchen sich die Sachsen unterwerfen wollten.

Die Bedingungen waren hoch gestellt. Die sächsischen Fürsten verlangten Niederreißung der königlichen Burgen, Gewährleistung ihrer alten Rechte, Ausschließung der Fremden bei Entscheidung ihrer Angelegenheiten, Rückerstattung der vom Könige eingezogenen Güter, Wiedereinsetzung Ottos von Nordheim in das Herzogtum Bayern; die Thüringer suchten sich die Befreiung von den Zehnten noch besonders zu sichern. Überdies

wurde Amnestie für alle gefordert, die in diesen Wirren den König verlassen und mit den Sachsen verhandelt hatten, namentlich auch für Anno, Siegfried und Herzog Rudolf. Es zeigt sich hierin, wie die sächsischen Fürsten die allgemeinen Interessen des Reichs doch auch jetzt noch im Auge behielten. Aber anders als sie fühlten die Bauern. Die erneuten Unterhandlungen empörten sie; auch die höchstgespanntesten Forderungen wären nicht nach ihrem Sinne gewesen; sie glaubten sich von ihren eigenen Fürsten hinter das Licht geführt. Man habe sie zum Kampf entboten, riefen sie tumultarisch, und sie wollten nun Kampf; sie drangen in Otto, den königlichen Namen anzunehmen und sie zum Kampf gegen Heinrich zu führen. Aber wie sehr sie ihn bestürmten, sie erreichten nichts, als daß er und die anderen Fürsten dem Abschluß des Friedens nur geneigter wurden.

Auch der König wollte anfangs auf die Bedingungen, welche gestellt waren, nicht hören. In leidenschaftlicher Erregung verwarf er sie als seiner unwürdig: lieber würde er unter den ungünstigen Umständen das Glück des Kampfes versuchen als sich so tief demütigen. Aber er war der Seinen nicht sicher; als er mit dem Heere zur Schlacht ausrücken wollte, weigerten sich die Fürsten an seiner Seite, die Waffen zu nehmen. So wurde er in jene harten Bedingungen zu willigen gezwungen; auf Grund derselben überließ er seinen Großen den Frieden zu schließen. Es geschah weder das, was er, noch das, was die sächsischen Bauern wollten, sondern was die Fürsten hüben und drüben verlangten. Fünfzehn Bischöfe und alle weltlichen Großen im Lager des Königs begaben sich zu den sächsischen Herren und überbrachten die Einwilligung des Königs in deren Forderungen. Sehr begreiflich ist, daß die sächsischen Fürsten in diese erzwungene Einwilligung Mißtrauen setzten; es kostete nicht geringe Mühe, dasselbe zu überwinden, und erst dann gaben sie nach, als man ihnen zugestand, daß der König, wenn er seine Verheißung nicht erfülle, als ein Meineidiger durch Beschluß eines Reichstags entthront werden solle. Darauf zogen die Fürsten, die bisher gegeneinander gestanden hatten, vereint nach dem Lager des Königs, welches inzwischen nach Gerstungen an der Werra verlegt war. Er empfing die Großen Sachsens und Thüringens ehrenvoll, bot ihnen den Mund zum Kusse und bestätigte selbst das Abkommen. So wurde am 2. Februar 1074 der Friede von Gerstungen geschlossen, der, so schimpflich er für den König auch war, doch die Kraft des sächsischen Aufstandes brach und Sachsen dem Reiche erhielt. Der Fritzlarer Tag war vereitelt.

Der König entließ sein Heer, nachdem er die Treue der Treuen reichlich belohnt. Er selbst begab sich nach Goslar, um für die Ausführung des Friedens Sorge zu tragen und in Sachsen wieder die königliche Autorität zu zeigen. Inzwischen gebar die Königin im Kloster Hersfeld am 12. Februar einen Sohn. So schwächlich war das Kind, daß man die Taufe

beeilte; sie erfolgte am dritten Tage nach der Geburt. Der Abt und die Mönche waren die Taufzeugen, der Täufer der von den Wenden aus seinem Sprengel vertriebene Bischof Eizo von Oldenburg. Konrad wurde der Knabe nach seinem Großvater genannt; ein längeres Leben, als man erwartet hatte, war ihm beschieden, aber die glücklichen Tage Kaiser Konrads hat er nicht gesehen.

Des Königs Erhebung

Seit der König beim ersten Drohen des Aufstands Goslar verlassen hatte, waren sieben Monate verflossen: welche Fülle von Demütigungen war seitdem über ihn, den Sohn des mächtigsten Kaisers, gekommen! Wie der Sturm eine Welle des Meeres der anderen zujagt und jede nur schreckbarer und tückischer aufsteigt, so war Leid über Leid auf ihn eingestürmt und hatte ihn in immer finsterer Gestalt umdrängt. Nicht allein das Maß der Gewalt war ihm bestritten, auch seine Ehre und seinen Christennamen hatte man angetastet; bald war die Einheit seines Reichs, bald seine Krone selbst in Frage gestellt worden. Und nicht so sehr die offenen Waffen seiner Feinde hatte er zu fürchten als die Treulosigkeit an seiner Seite, als den heimlichen Verrat der ersten Fürsten des Reichs.

Selten ist der König eines großen Reichs in hilfloserer Lage gewesen als dieser junge Heinrich. Nur Unverzagtheit und Klugheit konnten ihn retten, und beide Tugenden hatte er in diesen Wirren in hohem Maße bewährt. So vereitelte er die Tage von Mainz und Fritzlar, wo man über ihn zu Gericht sitzen und über sein Reich verfügen wollte. Aber dessenungeachtet war das Endergebnis in dem Frieden zu Gerstungen eine Niederlage für ihn; er mußte sich in den Willen der Fürsten fügen. Dieser Friede schien einer der glänzendsten Triumphe, welche noch je das deutsche Fürstentum davongetragen; gegen den König wie gegen das Volk hatte es ihn durchgesetzt und sich selbst zum Hüter des Vertrags bestellt.

War aber dieser Sieg zu behaupten, der Vertrag durchzuführen? Große Schwierigkeiten zeigten sich sofort, und nicht der König allein war es, welcher sie verursachte. Nicht alle Fürsten hatten zu demselben mitgewirkt, namentlich nicht die oberdeutschen Herzöge, und nicht von fern war es ihnen genug, daß ihnen Amnestie für ihr Vergehen gegen den König zugestanden wurde. Was sollten diese Herzöge vor allem dazu sagen, daß sich Otto von Nordheim das Herzogtum Bayern bedungen hatte? Wahrlich nicht deshalb hatten sie Magnus wieder zu dem Erbe seiner Ahnen verholfen, um Welf, der stets zu ihnen gehalten, und mit dem namentlich Herzog Rudolf in der nächsten Verbindung stand, einem Sachsen zu opfern! Hatten die Sachsen ihre Stammesinteressen in den Vordergrund gestellt, so begannen auch die Oberdeutschen ihre Vorteile zu erwägen. Und

wie hätte ferner Erzbischof Siegfried ein Abkommen billigen können, welches ihn abermals um die thüringischen Zehnten brachte? Endlich und vor allem war selbst in Sachsen der Friede keineswegs allen genehm; den Bauern war er so gut wie dem Könige abgerungen, und sie zeigten bald genug, wie wenig sie sich an ihn gebunden hielten.

Sobald der König in Goslar erschienen war, hatte er Befehl erlassen, daß sofort seine Burgen frei zu geben seien; die Besatzungen sollten sich aller Feindseligkeiten gegen die umwohnenden Bauern enthalten, doch erst nach Erschöpfung der letzten Vorräte abziehen; die Zerstörung der Burgen sollte dann den Bauern überlassen werden, nicht den sächsischen Fürsten, in deren Hand er seine Festen um keinen Preis geben wollte. Offenbar wollte der König durch diese Maßregel nur Zeit gewinnen, aber die sächsischen Fürsten willigten ein, da ohnehin die Abtragung der Burgen ihnen weniger am Herzen lag als den Bauern. Vor allem war Otto von Nordheim mehr auf die Einsetzung in sein altes Herzogtum bedacht als auf die Abstellung der Beschwerden des Landvolks. Als dann der König auf die Harzburg kam, hier die mutigen Reden seiner jungen Ritter hörte und die Beweise ihrer tapferen Taten sah, wurde das Herz ihm schwerer und schwerer, wenn er an die Zerstörung der Burgen gedachte, und doch begann das Volk, sie immer dringender zu verlangen. Er bat endlich die sächsischen Fürsten zu genehmigen, daß die Ausführung der Friedensbedingungen bis zu einem Reichstage verschoben bliebe; dort möchten die Fürsten in ihrer Gesamtheit entscheiden, wie sie am heilsamsten für das Reich zu bewerkstelligen sei. Er rechnete offenbar auf die Mißstimmung der Oberdeutschen über den Gerstunger Frieden; denn schon warfen diese den Sachsen unzweideutig Verrat am Reiche vor. Dennoch gaben auch diesmal die sächsischen Herren nach, und alle Großen des Reichs wurden zum 10. März nach Goslar beschieden.

Aber die sächsischen und thüringischen Bauern verlangten jetzt nur um so stürmischer das Einreißen der Burgen, vor allem der Harzburg, und ließen sich von ihren Fürsten kaum noch zurückhalten. Diese rieten dem König, einem aus ihrer Mitte die Harzburg zu übergeben, da sie sich so vielleicht erhalten ließe, doch war hierzu der König am wenigsten zu bewegen. Als nun am 10. März die Fürsten des Reichs nicht zu Goslar erschienen — man scheint ihr Ausbleiben einer Veranstaltung des Königs zugeschrieben zu haben —, brach der lange drohende Sturm der Massen aufs neue mit aller Gewalt los. Die Bauern eilten zu den Waffen und mahnten die Fürsten an die ihnen beschworene Treue. Niemand konnte der entfesselten Volkswut wehren, am wenigsten die alten Führer des Aufstands. In hellen Haufen, von den Fürsten selbst geführt, rückte das Volk vor Goslar und forderte den Ruin der Burgen; der König war jede andere Forderung zu erfüllen bereit, diese wies er zurück und berief sich auf die Entscheidung eines Reichstags. Da drang am 11. März das

Volk gegen die Pfalz vor; von keiner Verhandlung wollte es mehr hören, entschlossen, Heinrich für immer abzusagen und sich einen eigenen König zu wählen, der es zum Kampfe führe.

In diesem entscheidenden Augenblicke beschworen die nächsten Freunde den König nachzugeben; selbst Liemar von Bremen ließ es mit den Bischöfen von Naumburg und Osnabrück, die so viel um seinetwillen erduldet hatten, an eindringlichen Bitten nicht fehlen. Der König hörte endlich auf sie und trat mit den sächsischen Fürsten aufs neue in Unterhandlung. Er erbot sich, die Burgen sofort abtragen zu lassen, verlangte aber zugleich, daß auch die Burgen der sächsischen und thüringischen Großen, soweit sie bei seinen Zeiten gebaut, gebrochen werden sollten. Otto von Nordheim, der zugleich die Rückgabe Bayerns nachdrücklich forderte, versprach er binnen Jahresfrist nach der Entscheidung der Fürsten gerecht zu werden; dagegen beanspruchte er die Rückgabe aller königlichen Güter, in deren Besitz sich die sächsischen Großen gesetzt hatten. Im übrigen verblieb es bei den Bestimmungen des Gerstunger Friedens. Dies Abkommen befriedigte die Bauern. Ihnen kam alles darauf an, die königlichen Burgen in Schutthaufen verwandelt zu sehen; fielen auch die adeligen Burgen zugleich, so war es für sie nur ein Gewinn mehr. In der Tat hatten sie vor allem bei der neuen Wendung der Dinge gewonnen; dem sächsischen Adel legte sie nur Opfer auf, die er aber, in die Gewalt der Menge gegeben, bringen und ertragen mußte.

Nun begann das Werk der Zerstörung. Die Mauern der Harzburg wurden eingerissen, die Wälle abgetragen, die Gräben verschüttet; nur die kirchlichen Gebäude blieben unberührt, der Münster und die für das Domherrnstift bestimmten Baulichkeiten. Der Spatenberg und die übrigen königlichen Burgen wurden bis auf den Grund zerstört. Die sächsischen Fürsten erboten sich, die Abtragung zu übernehmen, aber der König übertrug sie seinen Rittern, die sie mit Hilfe der Bauern ausführten. Ebenso fielen auch die in den letzten zwanzig Jahren gebauten Burgen des Adels bis auf einzelne, deren Fortbestand der König ausdrücklich gestattete. Zugleich durchzogen königliche Gesandte das Land, um dem entfremdeten Krongute nachzuspüren, und ruhten nicht eher, als bis sie alles herbeigebracht hatten.

Noch war man mit diesen Dingen beschäftigt, als der König Sachsen verließ. Mit den bittersten Gefühlen schied er aus den Gegenden, in denen er den größten Teil seiner Jugend verlebt hatte. Wie tief er das trotzige Bauernvolk haßte, ein viel tieferer Ingrimm regte sich doch in ihm gegen die sächsischen Fürsten, deren Treulosigkeit nur ihrer Habgier gleichzukommen schien. Als er den sächsischen Boden verließ, soll er gesagt haben, niemals werde er zurückkehren, wenn nicht mit solcher Macht, daß er in dem Lande frei nach seinem Willen schalten könne. Am 22. März war er in Fritzlar und nahm dann den Weg nach dem treuen Worms, wo

er sich während der Fastenzeit aufhielt. Kaum war er hier angelangt, so erhielt er Nachricht, wie die sächsischen Bauern den Frieden auf das freventlichste verletzt hatten; sie waren zu einer Tat geschritten, welche den König im tiefsten Grunde des Herzens verwundete, und die er nimmermehr ungerächt lassen konnte.

So lange noch ein Stein auf dem anderen oben in der Harzburg blieb, hatte es dem Volke im Tale nicht Ruhe gelassen; nichts schien ihm erreicht, wenn dort nicht alles dem Erdboden gleich gemacht würde. Besonders peinigte der Anblick des Münsters und der anderen kirchlichen Gebäude das Landvolk der Umgegend, dessen Äcker von den Harzburgern so oft verwüstet waren; zu den Domherren, meinte es, würden sich dort doch bald wieder die raublustigen Rittersleute gesellen. So geschah es, daß schon am dritten Tage nach der Abreise des Königs von Goslar die Bauern in hellen Haufen den Berg hinaufstürmten und alles bis auf den Grund oben zerstörten. Sie raubten, was sie an Wert vorfanden; auch ein Teil des königlichen Schatzes, der zurückgelassen war, fiel in ihre Hände. Der Münster, ein prächtiger Bau, aber zu größerer Beschleunigung der Arbeit meist aus Holz aufgeführt, wurde in Brand gesteckt, die Altäre zerschlagen, die Reliquien der Heiligen aus ihren Schreinen gerissen und die heiligen Gefäße geraubt. Selbst die Gräber der Toten schonte man nicht; man erbrach sie und riß die modernden Gebeine hervor. Mit welchen Gefühlen mußte es der König vernehmen, daß Bauernhände an den letzten Resten seines Sohnes und seines Bruders gefrevelt hatten, daß dort, wo seine stolze Harzburg gestanden und er selbst so oft verweilt hatte, alles nun dem nackten Boden gleich gemacht war. Nur mit Mühe hatte der Abt des benachbarten Klosters Ilseburg einige Reliquien und Totengebeine gesammelt und in seine Kirche übertragen.

Die Bauern frohlockten, als die letzten Reste der Harzburg vom Erdboden verschwunden waren; jetzt erst glaubten sie die alte Freiheit Sachsens gesichert. Andere Gefühle erfüllten die Fürsten des Landes: sie begriffen sofort, daß der Friede, der von der Zerstörung der Burgen, doch nicht der Kirchen handelte, die Abtragung der Burgen dem Könige, nicht den Bauern anheimgab, freventlich verletzt sei und dieser Friedensbruch das schwerste Unheil auch über sie zu bringen drohe. Die Gesinnung des Königs gegen sie kannten sie nur zu gut und wußten zugleich, wie wenig sie der Mehrzahl der oberdeutschen Fürsten noch trauen durften. Sie schickten deshalb sofort Gesandte an den König, lehnten alle Mitschuld an den letzten traurigen Vorgängen ab, deren Urheber sie zur Verantwortung gezogen hätten, und versprachen, ihre eigene Unschuld vor den Fürsten des Reichs zu erhärten. Sie sprachen die Wahrheit, aber der König glaubte weder an ihre Unschuld, noch war er geneigt, ihre Rechtfertigung anzunehmen. „Da mir die Ordnungen des Reichs", sagte er, „keinen Schutz gegen den Trotz der Sachsen gewähren, da mir meine Vasallen nicht

Beistand leihen, um die Treulosen mit dem Schwert zu züchtigen, nehme ich notgedrungen meine Zuflucht zu den Gesetzen der Kirche; Gottes Beistand rufe ich an, da mich jede menschliche Hilfe verläßt." Er sandte Botschaft nach Rom und bat Papst Gregor um Beistand gegen das tempelschänderische und kirchenräuberische Volk der Sachsen.

Wir wissen, wie die Sachsen einst entehrende Kirchenstrafen über den König bringen wollten, um ihm das Reich zu entziehen. Als sie bei Erzbischof Siegfried diesen Zweck nicht erreichten, hatten sie sich gleich nach dem Würzburger Vertrage unmittelbar an den Papst gewendet. Sie werden in Rom dieselben Anschuldigungen gegen den Lebenswandel des Königs haben laut werden lassen, die sie vor den deutschen Bischöfen erhoben, aber sie hatten auch in Rom nicht Gehör gefunden. Der Papst hatte vielmehr die Stellung eines unparteiischen Richters zu behaupten gesucht und die Sachsen wie den König die Waffen niederzulegen aufgefordert, bis seine Legaten in Deutschland zur Herstellung des Friedens erschienen; doch war sein Wort damals gerade von den Sachsen am wenigsten beachtet worden, und jetzt hatten sie selbst eine Tat begangen, die alle kirchlichen Autoritäten gegen sie aufrufen mußte, alle religiösen Vorstellungen der Zeit verletzte. Was Wunder also, daß der König nun gegen sie die Waffen kehrte, die sie vorher gegen ihn gerichtet hatten, und die einmal den Zeitgenossen die schärfsten schienen! Wenn er aber Rom gegen seine Feinde aufrief, betrat er mindestens nicht den Weg der Verdächtigung, sondern berief sich auf offenkundige Tatsachen.

Leicht begreift sich jetzt, weshalb die päpstlichen Legaten, als sie im April 1074 vor dem König erschienen, ihn so fügsam fanden. Zwar hatten diese Legaten, die nach der Nachricht von dem Gerstunger Frieden und vor der Kunde von seiner Verletzung Rom verlassen hatten, keinen besonderen Auftrag des Papstes über die Ordnung der sächsischen Wirren, aber in welchem Lichte ihnen dieselben erschienen, mußte dem Könige nichtsdestominder von der größten Bedeutung sein. Wie die Anklagen Heinrichs in Rom aufgenommen wurden, wie die Legaten die deutschen Zustände dort darstellten, ist nicht überliefert; doch steht mindestens fest, daß sich zunächst Gregor der Sachsen in keiner Weise annahm, daß er sie vielmehr dem Zorne des Königs preisgab. Als Bischof Burchard von Halberstadt seine besondere Ergebenheit gegen die römische Kirche damals an den Tag legte, nahm der Papst zwar diese Huldigung willig an, gab aber deutlich genug zu verstehen, daß ihm ganz anderes am Herzen liege als die Interessen der sächsischen Herren.

Ob dem so war, ließ sich Gregor zu Kirchenstrafen gegen die Sachsen doch durchaus nicht bestimmen. So weit ging seine Dienstwilligkeit gegen den König nicht, daß er den Bannstrahl gegen dessen rebellische Untertanen geschleudert hätte. Es ist auffällig genug, daß sich zur Züchtigung

des begangenen Kirchenfrevels die deutschen Fürsten weit entschlossener zeigten als der Papst, daß sie hierzu willig dem Könige Hand und Schwert gegen die Sachsen boten, mit denen sie zuvor wider ihn konspiriert hatten. Erzbischof Siegfried, die Herzöge Rudolf, Berthold, Welf und Gottfried hatten zwar den Gerstunger Frieden ohne Frage von Anfang an offen mißbilligt, und der Bruch desselben war ihnen überaus willkommen, aber unerwartet war doch wohl dem Könige selbst, wie sie jetzt ebenso geflissentlich den Hof suchten, als sie ihn sonst mieden. Niemand war abermals diensteifriger als Erzbischof Siegfried. Er, Herzog Berthold von Kärnten und viele andere dem König überaus verdächtige Fürsten erschienen bereits Ostern 1074 am Hofe, wo sie einen gnädigen Empfang fanden, und selbst Herzog Rudolf stellte sich bald wieder ein, nachdem ihm, wie es scheint, die Kaiserin Agnes die Wege geebnet hatte. Der König sah sich von neuem von den Fürsten des Reichs umgeben; nur die Sachsen durften sich nicht nahen und nahmen mit Schrecken wahr, wie Heinrich von Tag zu Tag neue Kräfte gewann.

In die bedenklichste Stellung geriet damals Erzbischof Anno. Wie er auch über den Frieden und dessen Bruch denken mochte, er stand mit den Führern des sächsischen Aufstandes in zu nahen Beziehungen, als daß er ohne Gefahr an den Hof hätte zurückkehren können. Aber selbst in Köln war er seines Lebens nicht sicher. Er, der so oft seine Stimme für die Freiheit erhoben hatte, galt den Kölnern als ein Tyrann, und sie dachten, seit die Wormser ihren Bischof verjagt und die Stadt dem Könige übergeben hatten, nur daran, wie auch sie sich ihres strengen Gebieters entledigen und Heinrich unterwerfen könnten. Indem die sächsischen Bauern gegen ihren König die Waffen ergriffen, erhoben sich die rheinischen Bürgerschaften für ihn. Es war das erste Zeichen, daß das deutsche Bürgertum einen selbständigen Anteil an den allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes nahm.

Gleich nach Ostern 1074 brach in Köln der offene Aufstand gegen Anno aus. Die Veranlassung gab, daß die Leute des Erzbischofs das Schiff eines reichen Kaufmanns für den Dienst ihres Herrn beanspruchten, der auf demselben Bischof Friedrich von Münster, seinen Gast, über den Rhein führen lassen wollte. Der Sohn jenes Kaufmanns, ein handfester, herzhafter, in der Stadt sehr beliebter Jüngling, trat mit Keckheit den Leuten Annos entgegen, sammelte schnell eine Zahl rüstiger Genossen und jagte nicht nur diese Leute, sondern auch den herbeieilenden Stadtvogt mit seinen Schergen in die Flucht. Der Erzbischof war Feuer und Flamme; nach seiner Art brach er in die furchtbarsten Verwünschungen aus und drohte dem verwegenen Burschen mit strenger Züchtigung. Gerade diese Drohungen gaben dem Aufstand erst Bedeutung. Die Bürger zusamt verschworen sich nun gegen den Erzbischof und stellten jenen Jüngling an ihre Spitze, der schon so entschiedene Beweise seines Hasses gegen den Erzbischof und

seines Mutes gegeben hatte. Ihnen stand das Beispiel der Wormser vor Augen, doch wollten sie den Erzbischof nicht verjagen, sondern sich seiner Person bemächtigen, um ihn zu töten. Am Nachmittage des 23. April überfielen sie die erzbischöfliche Pfalz, als Anno dort eben mit Bischof Friedrich beim Mahle saß. Die Pfalz wurde geplündert und ein Mann erschlagen, den man für Anno hielt. Den Erzbischof fand man nicht; er war in dem Getümmel entkommen und hatte sich nach dem Dom geflüchtet, dessen Pforten er sogleich schließen ließ. Die Verschworenen stürmten nun nach dem Dom; aber auch hier entrann Anno noch rechtzeitig und flüchtete sich aus Köln durch eine kleine Pforte, die erst vor wenigen Tagen in die Stadtmauer gebrochen war. Einige Pferde wurden schnell herbeigeschafft, und unter dem Schutz der Nacht gelangte er mit einigen Begleitern ungefährdet nach Neuß.

Sobald die Kölner der Flucht des Erzbischofs sicher waren, wandten sie alle ihre Gedanken auf die Verteidigung der Stadt. Denn daran zweifelten sie keinen Augenblick, daß Anno alsbald mit einer Heeresmacht gegen sie anziehen würde. In der Tat erschien er schon am vierten Tage nach seiner Vertreibung wieder vor den Mauern, von einem stattlichen Ritterheere begleitet, zu dem er alles bis fünf Meilen in der Runde aufgeboten hatte. Da sank den Städtern, so tapfer sie bisher bei den Bechern geredet hatten, gewaltig der Mut. Sie hatten zum König eiligst um Hilfe gesandt, aber der König war weit und die Gefahr nahe. Mit ihren eigenen Streitkräften konnten sie Annos Heer nicht begegnen, zumal in der Stadt keineswegs Ordnung herrschte. Der Pöbel hatte sich, des strengen Herrn entledigt, arge Gewalttätigkeiten erlaubt. Längst waren den Kölnern die Mönche von S. Pantaleon zuwider, denen Anno nach Vertreibung der alten Benediktiner kluniazensische Ordnungen gegeben hatte; es fehlte nicht viel, daß diese sämtlich als Opfer der empörten Menge fielen. So verzagt war infolge der gewaltsamen Erhebung des Pöbels die Bürgerschaft, daß sie jeden Widerstand gegen Anno alsbald aufgab und ihm Unterwerfung versprach; sie erklärte, alle Strafen auf sich nehmen zu wollen, wofern es nur niemandem an den Hals ginge. Anno verhieß, Milde walten zu lassen, und die Bürgerschaft erschien barfuß und in härenen Kleidern vor ihm zu S. Georg, wo er vor den Mauern der Stadt an diesem Tage Messe hielt. So groß war aber die Erbitterung der Ritter gegen die Städter, daß er diese nur mit Mühe vor rohen Gewalttaten schützte und das Heer noch am selbigen Tage, ehe er Köln selbst betrat, aus Furcht vor einer argen Verwüstung der Stadt entließ. Nur seine unmittelbaren Mannen behielt er bei sich, um mit ihnen am folgenden Tage, nachdem er zu S. Gereon vor den Mauern übernachtet, den Einzug zu halten.

Der Einzug fand statt, doch bemerkte Anno sogleich, daß die Widersetzlichkeit der Kölner keineswegs gebrochen war. Unmittelbar nach dem Einzuge hatte er beim Dome ein großes Gericht über die aufständischen

Bürger halten wollen und sie dorthin beschieden; aber niemand erschien, und er erfuhr, daß in der Nacht zuvor sechshundert der reichsten Kaufleute die Stadt verlassen hatten. Auch am zweiten und dritten Tage stellte sich niemand vor seinen Richterstuhl. Ein entsetzliches Strafgericht wurde nun, um der Kölner Trotz zu strafen, über die Stadt verhängt; die Mannen des Erzbischofs brachen in die Häuser der Bürger, mordeten, plünderten und sättigten vollauf ihre Wut. Was schuldig schien und nicht gleich hingewürgt wurde, schlug man in Fesseln und bewahrte es zu grausamer oder schimpflicher Bestrafung auf. So wurde jener Jüngling, der Leiter des Aufstands, nebst mehreren seiner Genossen geblendet, andere wurden geschoren und mit Ruten gepeitscht. Alle Bürger ohne Unterschied erlitten schwere Vermögensstrafen und mußten dem Erzbischof einen Eid leisten, daß sie die Stadt für ihn gegen jedermann verteidigen und die flüchtigen Bürger, bis sie ihm Genugtuung geleistet, als erklärte Feinde der Stadt behandeln würden. Die Flüchtlinge zeigten unter solchen Umständen wenig Neigung zurückzukehren; sie zerstreuten sich durch das Trierische und die mittelrheinischen Gegenden. Auch hier verfolgte sie Anno. Als die päpstlichen Legaten nach Köln kamen, sprach er in ihrer Gegenwart den Bann über die Rebellen aus und forderte dann den Erzbischof Udo von Trier brieflich auf, sie aus seinem Sprengel zu vertreiben, damit die verderbliche Gesinnung dieser Leute nicht wie der Krebs weiter um sich fresse und auch die Trierer anstecke.

Anno hatte über die Kölner gesiegt, aber von seinem Siege blieben traurige Spuren in der Stadt zurück. Köln, bisher nach Mainz die volkreichste unter den Rheinstädten, schien wie verödet, kaum ein Schatten seiner selbst. Die Schuld alles Unglücks wälzten die Bürger natürlich auf den Erzbischof: wie hätten sie auch glauben mögen, daß ohne sein Wissen und Wollen jenes Blutbad bereitet sei, mochten er und andere immerhin geflissentlich diese Meinung zu verbreiten suchen? Von den Bürgern seiner Stadt gehaßt, durch die Verbindungen mit den Sachsen dem König verdächtig, ohne Ansehen bei den Fürsten, die sich wieder dem König zuwandten, hatte der alte Anno fast nirgends trotz seines Sieges eine zuverlässige Stütze, und allgemein fühlte man, wie gefährdet die Macht dieses Mannes sei, der einst über das Reich und die Kirche verfügt hatte. In solcher Not, wollte man wissen, sei er mit König Wilhelm von England, den er sich früher verpflichtet hatte, in Unterhandlungen getreten und habe ihn aufgefordert, sich Unter-Lothringens und der Kaiserstadt Aachen zu bemächtigen, er habe, mit anderen Worten, dem Engländer Hoffnungen auf die deutsche Krone gemacht. Das Gerücht, so wunderbar es war, konnte um so eher Glauben finden, als Wilhelm bereits seit längerer Zeit an der flandrischen Sache einen lebhaften und kaum uneigennützigen Anteil nahm. In der Tat war die Meinung von Annos Verrat so allgemein verbreitet, daß der König, eben damals zu Regensburg mit

Vorbereitungen zu einem Ungarnkriege beschäftigt, eiligst Bayern verließ und seinen Weg nach dem Rheine nahm.

Der König feierte das Pfingstfest (8. Juni) zu Mainz, wo sich Erzbischof Siegfried ihn auf das prächtigste zu bewirten beeiferte. Als Anno von der Anwesenheit des Königs in Mainz erfuhr, beeilte er sich, Boten zu ihm zu senden, um sich gegen die Beschuldigungen zu rechtfertigen, welche man gegen ihn erhob. Niemals, ließ er melden, werde er das Vaterland einem Fremden verraten, um eine persönliche Beleidigung zu rächen; sein ganzes Leben müsse ihn gegen solchen Verdacht schützen. Er bat, vor dem König persönlich erscheinen zu dürfen, und diese Bitte wurde ihm gern gewährt. Am 1. Juli traf er mit dem König in Andernach zusammen und reinigte sich von der Beschuldigung des Landesverrates durch einen Eid; über die anderen Vergehen, welche ihm zur Last gelegt wurden, wollte der König selbst den Schleier der Vergessenheit gebreitet wissen. Heinrich begab sich darauf nach Köln und saß hier am zweiten Tag nach seiner Ankunft zu Gericht. Abermals wurden hier viele Anklagen gegen Anno erhoben, aber sie fanden beim Könige weniger Gehör als die Verteidigung des Erzbischofs. Doch verlangte Heinrich von ihm, daß er die Exkommunizierten vom Banne löse und den Kölnern Amnestie erteile, außerdem sechs seiner Vasallen ihm als Unterpfand der Treue stelle. Noch vor kurzem hatte der König Amnestie den Fürsten gewähren müssen, noch war kein Jahr verstrichen, daß Anno selbst ihn zur Stellung von Geiseln bewegen wollte; jetzt schienen Anno solche Forderungen, von dem König an ihn gestellt, unerhört, und hartnäckig verweigerte er ihre Erfüllung. Es kam zu den heftigsten Auftritten, doch gab endlich der König nach. Lieber, sagte er, werde er in Wohltaten mit dem Erzbischof wetteifern als ihm Böses mit Bösem vergelten; wolle derselbe sich fortan treu und ergeben zeigen, so solle er den ersten Platz unter seinen Freunden einnehmen. Offenbar lag dem König alles daran, Anno auf seine Seite zu ziehen und dessen Interesse von dem der Sachsen zu trennen. Widerstrebend genug mochte Anno die Milde des jungen Königs über sich walten lassen, aber sein starrer Sinn mußte ihr endlich weichen. Sie schieden dem Anscheine nach versöhnt.

Von Köln begab sich der König nach Aachen, um diese Stadt und die Westgrenze des Reichs gegen einen Angriff vom Westen zu sichern. Mochte der Verdacht gegen Anno unbegründet sein, nur zu sehr war zu befürchten, daß die Könige von Frankreich und England die Wirren des Reichs für ihre Absichten benutzen könnten. Besonders scheint die Bewachung der Westgrenze Herzog Gottfried übertragen zu sein, dessen Verhältnis zum König ein immer innigeres wurde. Dieser treffliche Fürst schien eine ähnliche Stellung zu Heinrich gewinnen zu sollen wie einst sein Großvater Gozelo zu Kaiser Konrad II. Der König verließ bald darauf Lothringen; er wurde nach dem Osten gerufen, wo ein Krieg

seiner harrte, bei dem es sich eben so sehr um die Ehre seines Hauses wie um die Macht des Reiches handelte.

Daß der Krieg gegen Boleslaw von Polen im vorigen Jahr unterblieben war, hatte unmittelbar seine Rückwirkung auch auf Ungarn geübt. Geisa und Ladislaw hatten im Bunde mit dem Polen die Waffen gegen ihren Vetter König Salomo erhoben, den Bundesgenossen und Schwager des deutschen Herrschers. Salomo, der gegen äußere Feinde sich rührig genug bewiesen, war einem inneren Kriege nicht gewachsen, in dem alle Gefühle der Magyaren seine Vettern unterstützten. In offener Feldschlacht überwunden, mußte er mit seiner Gemahlin an die deutsche Grenze flüchten. Kaum wird es seiner und Judiths beweglicher Bitten bedurft haben, um Heinrich zur Hilfeleistung zu bewegen; schon im Juni wollte dieser nach der ungarischen Grenze aufbrechen, als ihn die Vorgänge in Köln nach dem Rhein riefen. Aus Lothringen nach Worms zurückgekehrt, ereilten ihn sogleich neue und dringendere Hilfegesuche Salomos, der ihm nicht allein Tribut, sondern auch die Abtretung von sechs der festesten Grenzburgen Ungarns versprach. Solche Versprechungen, für deren Einhaltung Salomo sogleich zwölf Geiseln stellte, konnten Heinrich nur erwünscht sein, doch hatte er noch andere und stärkere Beweggründe, in die ungarische Angelegenheiten einzugreifen; schien doch das ganze Resultat des glücklichen Feldzugs vom Jahre 1063 vernichtet und der Einfluß des Deutschen Reichs im Osten gebrochen, während die polnische Macht hier aufs neue breiten Raum gewann.

Ohne Verzug bot Heinrich das Reichsheer gegen Ungarn auf. Es war bei den Zerwürfnissen der Zeit nicht zu erwarten, daß die Großen jetzt mit derselben Willigkeit gegen die Ungarn die Waffen ergreifen würden wie vor elf Jahren, und Heinrich hatte allen Grund, keinen Zwang gegen die Fürsten zu üben. Der Waffenruf des Königs verhallte deshalb fast ungehört. Dennoch brach er mit einem Heere, welches aber fast nur aus niederen, in seinem besonderen Dienst stehenden Mannen bestand, um die Mitte des Augusts von Mainz auf und erreichte bald die ungarische Grenze, wo sich bayerische und böhmische Hilfsvölker ihm anschlossen. Auf dem rechten Donauufer rückte das Heer, von Salomo begleitet, bis in die Gegend von Waitzen vor. Man fand hier alles verwüstet, während Geisa mit seinem ganzen Heere auf der nahen Donauinsel eine unangreifbare Stellung genommen hatte. Hungersnot und Krankheit brachen in Heinrichs Heere aus; auch er selbst scheint erkrankt zu sein. Nach kurzer Zeit trat er deshalb mit seinen Mannen über Preßburg den Rückweg an, ließ aber Salomo mit den bayerischen und böhmischen Truppen zurück. Um den 1. Oktober traf er, von seiner Schwester Judith begleitet, wieder in Worms ein. Aber auch vom Kriegsschauplatz entfernt, folgte er mit Aufmerksamkeit den ungarischen Angelegenheiten, die sich freilich für Salomo übler und übler gestalteten. In einer blutigen Schlacht völlig geschlagen,

mußte er sich über die Donau nach Wieselburg flüchten; diese Feste gehörte zu den Grenzburgen, welche er den Deutschen übergeben hatte. Gegen Ende des Novembers besuchte Heinrich noch einmal die südöstlichen Marken des Reichs, um diese und die anderen Grenzfesten gegen einen Angriff Geisas zu schützen. Salomo scheint in Wieselburg zurückgeblieben zu sein, von wo er später noch einmal einen Versuch auf seinen Thron zurückzukehren machte; auch sein Schicksal hing vor allem von Heinrichs Glück oder Unglück ab.

Den Blick bald nach Osten bald nach Westen wendend, um die Grenzen des Reichs zu sichern und zu erweitern, hatte Heinrich doch zu keiner Zeit der Rache vergessen, welche die Sachsen mit Recht von ihm fürchteten. Aber er wollte der Ergebenheit der anderen Fürsten erst völlig sicher sein, ehe er einen neuen und, wie er hoffte, vernichtenden Schlag gegen die Sachsen führte. Wie sehr er an Achtung im Reiche gewonnen hatte, zeigte sich im Winter 1074 und 1075, als er Bayern, Schwaben und Franken durchzog. Überall fand er jetzt bereitwilliges Entgegenkommen. Als er das Weihnachtsfest zu Straßburg feierte, umgaben ihn die meisten Fürsten des oberen Deutschlands; der Hof zeigte wieder den alten Glanz. Schon damals ging er mit den ersten Männern des Reichs über einen neuen Kriegszug gegen die Sachsen im geheimen zu Rat, und sie versprachen ihm ihre Dienste; niemand zeigte sich wunderbarerweise damals eifriger für die Sache des Königs als Herzog Rudolf. Überall begann man im Reiche und mächtiger als je zu rüsten. Den Vorwand gab ein neuer Ungarnkrieg, doch war es kaum jemand verborgen, daß die Rüstungen den Sachsen galten.

Die sächsischen Fürsten wußten, was ihnen drohte. Wiederholentlich hatten sie bereits Botschaft an den König gesandt und sich zu jeder Genugtuung erboten, welche der Fürstenrat als geziemend erachten würde, doch waren ihre Boten nicht einmal vorgelassen worden. Jetzt wandten sie sich mit den kläglichsten Bitten an Erzbischof Siegfried und andere Herren, um beim König Fürsprache einzulegen; sollten sie ungehört verurteilt werden, so möchten wenigstens die Fürsten sich nicht zu blinden Werkzeugen des königlichen Zorns hergeben. Wirklich brachten sie es so zu einer Antwort Heinrichs, aber sie war wenig tröstlich. Seine Gnade, ließ er den Sachsen melden, würden sie nur dann wiedergewinnen, wenn sie sich ihm ohne jede Bedingung ergäben. Als er das Osterfest (5. April) 1075 zu Worms feierte, wies er einige sächsische Herren, die vor ihm erscheinen wollten, sofort sehr ungnädig zurück, und als sich damals an den Erzbischof von Trier bei der Predigt ein sächsischer Mann drängte und ihn aufforderte, vor dem Volke ein dargereichtes Blatt zu verlesen, verwehrte es der König auf das entschiedenste. Das Blatt enthielt einen Notschrei Sachsens an die deutschen Brüder, und der Überbringer beschwor, da er

seine Absicht vereitelt sah, laut die versammelte Menge, das Sachsenvolk nicht ungehört dem Verderben preiszugeben. Doch seine Worte verhallten wirkungslos; der König hatte schon die Stimmung ganz für sich gewonnen.

Vor allem war die Lage der sächsischen Fürsten deshalb bedenklich, weil die frühere Einhelligkeit unter ihnen selbst fehlte. Ekbert von Meißen, des Königs junger Vetter, und beinahe das ganze Meißener Land waren in den Händen des Königs; auch die westfälischen Großen waren fast sämtlich zu ihm übergetreten. Unter den sächsischen Bischöfen harrten mit Wezel von Magdeburg und Burchard von Halberstadt nur noch die Bischöfe von Merseburg und Paderborn aus; die übrigen hatten sich offen dem König angeschlossen oder hielten sich in schwankender Stellung. Überdies waren die Bauern schwierig. Sie mißtrauten mit Recht den Fürsten, welche sie dem Könige preisgegeben haben würden, wenn sie sich damit zu retten vermocht hätten, und die Fürsten mißtrauten ihnen mit gleich gutem Grunde; gingen doch selbst Friedrich vom Berge und Wilhelm von Lodersleben bald auf die Seite des Königs über, die Männer, deren Beschwerden hauptsächlich den Aufstand der Bauern entzündet hatten. Kaum auf den dritten Teil jener Streitkräfte konnten die Sachsen noch zählen, die sie einst dem König entgegenstellten.

Die verzagte Stimmung der sächsischen Großen war am Hofe nicht unbekannt, und einige Vertraute gaben dem König den Rat, sich an Erzbischof Wezel und andere gemäßigtere Männer zu wenden, um den Sieg ohne Krieg zu erlangen. In der Tat ließ der König diesen Verzeihung zusagen, wenn sie sich von seinen Feinden trennten und ihm die Hauptuheber des Aufstands, namentlich Bischof Burchard, Otto von Nordheim und den Pfalzgrafen Friedrich auslieferten. Auf einem Tage zu Goslar wurde über dieses Anerbieten des Königs öffentlich verhandelt. Man wagte nicht, es ganz zurückzuweisen, aber man wollte doch nur dann die ersten Männer Sachsens ausliefern, wenn ihr Schicksal von einem Urteil der Reichsfürsten abhängig gemacht würde. Von einer Bedingung wollte indessen der König nichts mehr hören, und so blieb der Krieg beschlossen.

Das ganze Reichsheer war aufgeboten; in den ersten Tagen des Juni hatte es sich zu Breitungen an der Werra zu sammeln. Für den glücklichen Erfolg der königlichen Waffen waren Gebete angeordnet, die während der ganzen Dauer des Krieges fortgesetzt werden sollten. Schon strömten von allen Seiten die reisigen Scharen herbei, als der König zu Worms das Pfingstfest (24. Mai) feierte; nur von wenigen Fürsten war er umgeben, da die meisten bereits auf dem Wege nach Breitungen waren. Zur bestimmten Zeit traf er selbst dort ein und fand ein Ritterheer, so stark und so gut gerüstet, wie seit Menschengedenken es keinem König zu Gebot gestanden hatte. Die geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs waren persönlich erschienen; denn der König hatte hierauf das größte Gewicht gelegt, da er den Krieg recht eigentlich als eine Sache des ganzen

Reichs ansah. Nur Anno von Köln und Dietwin von Lüttich fehlten von den Bischöfen; nicht ihr Alter hatte ihnen Urlaub erwirkt, sondern Dietwin die Sorge für die Königin, Anno Gewissensbedenken, gegen seine nächsten Verwandten die Waffen zu führen, obwohl auch er seine Mannen zum Heere stellen mußte. Selbst den alten und lahmen Abt Widerad von Fulda schaffte man auf einem Wagen herbei. Kürzlich hatte ihn ein Schlaganfall getroffen, der sich bei der Unruhe des Lagerlebens sogleich wiederholte; man brachte ihn nach Hause, wo er nach wenigen Wochen starb. Alle deutschen Stämme — selbst Sachsen fehlten nicht — mischten sich im Heere des Königs, und neben den Deutschen sah man die Scharen des Böhmenherzogs; dieser war damals der treueste Bundesgenosse des Königs und hatte ihm noch kürzlich in Ungarn zur Seite gestanden.

In dem königlichen Lager herrschten Mut und Siegesvertrauen, anders stand es auf der sächsischen Seite. Als auf die letzten Anerbietungen des Königs die Antwort erging, hatte man bereits geringe Aussichten auf eine günstige Aufnahme derselben gehegt. Überall beriet man deshalb, was in dieser Not zu tun sei, und stellte öffentliche Fasten und Betfeste an, um den Zorn Gottes zu versöhnen. Man beschloß endlich, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein, sich bewaffnet zu derselben Zeit bei Lupnitz (Groß-Lupnitz zwischen Eisenach und Langensalza) zu sammeln, wo der König das Lager zu Breitungen — wenige Meilen von Lupnitz entfernt — beziehen würde, inzwischen aber die Verhandlungen mit den oberdeutschen Fürsten fortzusetzen. Aber es war unmöglich, das Ohr dieser Fürsten zu gewinnen; der König hatte ihnen einen Eid abgenommen, sich in keine Unterhandlungen mit den Sachsen einzulassen, ehe nicht die ihm und dem Reiche angetane Schmach vollauf gebüßt wäre. Immer klarer wurde, wie der Kampf unvermeidlich sei, und die Sachsen unterließen nicht, ihre letzten Kräfte zusammenzuraffen. Die Fürsten rüsteten sich auf das sorgfältigste; auch brachte man eine große Zahl von Bauern abermals in die Waffen. Es hob nicht wenig den Mut, daß damals Gesandte von dem Polenherzog und den Liutizen erschienen und bedeutende Hilfeleistungen entweder gegen den König oder gegen die Dänen, von denen ein neuer Einfall gefürchtet wurde, in Aussicht stellten.

Als der König zu Breitungen eintraf, hatten die Sachsen Lupnitz noch nicht erreicht, ja nicht einmal die Unstrut überschritten, aber er erfuhr durch Kundschafter, daß das feindliche Heer in Anmarsch, daß es zahlreich und wohlgerüstet sei. Die Stimmung der Fürsten an der Seite des Königs war die beste. So gefürchtet die sächsischen Schwerter waren, glaubten sie doch selbst gegen eine Übermacht der Feinde bestehen zu können; denn dort seien zum großen Teil Bauern, welche nur der Zwang in den Kampf treibe, auf ihrer Seite Ritter, die das ganze Leben im Waffenhandwerk zugebracht hätten, das erlesenste Kriegsvolk der Welt. Mehr als den Kampf besorgte der König, daß durch die Bitten und verführerischen Worte der

Sachsen diese Stimmung seiner Fürsten sich ändern könne; er beschloß deshalb die Entscheidung möglichst zu beeilen. Am 8. Juni brach er mit dem Heere von Breitungen auf und rückte den Sachsen entgegen. An diesem Tage kam man bis Ellen (Ober-Ellen westlich von Eisenach), zog am folgenden Morgen eiligst weiter und langte früh am Vormittag bei Behringen an, einem Dorfe auf halbem Wege zwischen Eisenach und Langensalza. Der König ließ hier ein Lager aufschlagen und begab sich, überaus erschöpft, ein wenig zur Ruhe, als Herzog Rudolf stürmisch in sein Zelt drang und die Meldung brachte, daß die Sachsen nicht fern seien und sich sorglos beim Becher und beim Spiele vergnügten. So war es in der Tat. Auf ihrem Marsche waren sie bis an die Unstrut gekommen und hatten auf beiden Seiten des Flusses unweit Nägelstädt und Homburg[1] ein Lager bezogen; sie waren ziemlich sorglos, weil sie den König noch bei Breitungen glaubten.

Als Herzog Rudolf diese Botschaft dem König brachte, forderte er ihn auf, sogleich den Feind anzugreifen: derselbe sei völlig unvorbereitet, und den größeren Teil des Tages habe man noch vor sich. Auf das lebhafteste dankte der König dem Herzog für die Nachricht und seinen Rat; niemals, sagte er, werde er ihm diesen Dienst vergessen. Beide eilten dann aus dem Zelt und ließen sogleich das Zeichen zum Kampfe geben. In kürzester Frist schimmerte die ganze Ebene im Waffenglanze und waren die Scharen des Königs geordnet. Das Vordertreffen bildeten die Schwaben, von Herzog Rudolf geführt; sie behaupteten ein Ehrenrecht auf den ersten Angriff zu haben. Auch die anderen Züge waren nach Volksstämmen geordnet; nur den fünften, den der König selbst führte, bildete eine Auswahl heldenkühner Jünglinge aus verschiedenen Teilen des Reichs. Im Hintertreffen standen die Böhmen. Die Anordnung des Heeres war noch wesentlich dieselbe wie an jenem Tage, da Otto I. die Ungarn auf dem Lechfelde schlug[2].

Erst als die Ritter des Königs, die mit großer Schnelligkeit vorrückten, sich der Unstrut näherten und man dichte Staubwolken im Lager diesseits des Flusses aufwirbeln sah, wurden die Sachsen inne, vor welcher Gefahr sie standen. Ein panischer Schrecken ergriff sie. In wahnsinniger Wut schrie alles nach den Waffen und wappnete sich ohne Ordnung. Die Fürsten, ihre Mannen und alle, die Pferde hatten, stürzten sich aus dem Lager und stürmten in einem dichten, verworrenen Knäuel ohne Kampfzeichen und ohne Befehl auf die Schwaben los. Unweit von Homburg kam es darauf zu einem blutigen Handgemenge. Die Schwaben

[1] Homburg liegt etwas nördlich von Langensalza, nahe dem rechten Ufer der Unstrut, Thamsbrück gegenüber. Auf demselben Felde wurde die Schlacht vom 27. Juni 1866 geschlagen. Später bestand zu Homburg ein Kloster; ob schon zu Heinrichs Zeit, ist ungewiß.

[2] Man vergleiche Bd. I. S. 363.

wankten anfangs, aber Herzog Welf mit den Bayern eilte ihnen zu Hilfe, und heißer entbrannte der Kampf, mit gesteigerter Wut erneuert. Bald versagten die Speere den Dienst, und man griff zu den Schwertern. Gerade in dieser Streitart waren die Sachsen vor allem Meister, wie sie denn meist mit zwei oder drei Schwertern umgürtet auszuziehen pflegten. Auch diesmal führten sie meisterliche Streiche, unter denen viele vornehme Bayern und Schwaben verbluteten. Es blieben auf dem Kampfplatze der schwäbische Graf Engelbert, mit ihm Eberhard und Heinrich, die Söhne jenes Eberhard von Nellenburg, der damals der vertrauteste Ratgeber des Königs war. Markgraf Ernst, der so oft rühmlich sein Österreich gegen die Ungarn verteidigt hatte, wurde tödlich verwundet und starb am Tage nach der Schlacht. Mehr als einmal geriet Herzog Rudolf selbst in die äußerste Gefahr, vornehmlich als Markgraf Udo von der Nordmark einen kraftvollen Streich auf sein Haupt führte; nur die feste Rüstung rettete das Leben des Schwabenherzogs.

Trotz der erheblichen Übermacht ihrer Gegner wußten sich die Sachsen gut zu behaupten. Auch war auf ihrer Seite der Verlust weit geringer als im Heere des Königs; von den sächsischen Fürsten fiel im Kampf nur einer, Graf Gebhardt von Supplinburg, dessen Sohn Lothar noch dereinst die Kaiserkrone gewinnen sollte. Vor allem glänzte in Mitten der Sachsen an diesem Tage durch Tapferkeit und Umsicht Otto von Nordheim, von einer Schar kühner Jünglinge umringt. Bald war er vorn in den Reihen, jeder Gefahr verwegen in das Auge blickend, bald hinten, um die Ermatteten in den Kampf zurückzuführen. So hielt er die Schlacht bis um die zweite Stunde nach Mittag, und schon begannen die Bayern und Schwaben zu weichen. Nun aber erschienen auch die Franken auf dem Kampfplatze: hier fiel eine Schar unter dem Grafen Hermann von Gleiberg den Sachsen in die Flanke, dort brachen die Bambergischen Vasallen in ihre Reihen. Und schon rückten auch Herzog Gottfrieds und des Böhmenherzogs Züge heran, als die Sachsen bereits ihre Kräfte ermatten fühlten und sich zur Flucht wandten. Vergebens suchte sie Otto zu halten. Mit verhängten Zügeln sprengten alle davon und jagten dem Lager zu, wo die zurückgebliebenen Bauern in größter Seelenangst den Ausgang des Kampfes erwarteten.

Die Schlacht war vom Heere des Königs gewonnen, und vom Siege wandte es sich sogleich zur Verfolgung. Es drängte den Flüchtigen auf den Fersen nach und stand so bald vor dem Lager, daß an dessen Verteidigung nicht mehr zu denken war. Ohne Widerstand zu finden drangen die Königlichen ein; doch spornstreichs jagten schon nach der anderen Seite die sächsischen Herren mit ihrem berittenen Gefolge davon. Sie wurden ohne Aufenthalt etwa zwei Meilen im Umkreis verfolgt, aber ohne Erfolg. Die Schnelligkeit ihrer Pferde, die genaue Kenntnis der Gegend, die dichten Staubwolken weit und breit retteten sie vor den verfolgenden

Feinden. So entkamen die Fürsten und vornehmen Herren fast sämtlich über die Unstrut; nur zwei Männer von niederem Adel fanden bei der Verfolgung den Tod. Ein um so furchtbareres Blutbad war über die niederen Leute verhängt worden. Alle, die sich im Lager vorfanden, wurden von den eindringenden Rittern niedergemetzelt; man rächte es blutig, daß sich die Bauern Waffen zu tragen erlaubt hatten. Manche suchten durch die Flucht ihr Leben zu retten, aber auch sie fanden meist in dem nahen Flusse ihr Grab. Gegen achttausend vom sächsischen Volke sollen das Leben an diesem Tage eingebüßt haben. Empörend vor allem war, daß die Thüringer die sächsischen Flüchtlinge, welche, dem Tode entronnen, auf ihren Äckern umherirrten, überfielen, plünderten und über ihre Grenzen jagten; sie mochten den Zorn des Königs so von sich und ihrem Lande abzuwenden hoffen.

Mit dem einbrechenden Dunkel ließ das Reichsheer von der Verfolgung der Feinde ab und kehrte nach dem sächsischen Lager zurück, welches der Plünderung preisgegeben wurde. Man fand nicht allein Lebensmittel für lange Zeit, sondern auch eine große Menge von Gold, Silber und Prachtgewanden. Die sächsischen Herren hatten sich auf eine lange Heerfahrt eingerichtet, und so schnell war der Kampf entschieden! Der König selbst zog kurz nach Sonnenuntergang wieder in sein früheres Lager ein; ihn geleitete der Siegesjubel der Seinen, und seine Brust hob das Bewußtsein eines großen, alle Hoffnungen weit überflügelnden Erfolges. Welche Drangsale hatte ihm dieses Volk bereitet, welches nun das Schwert so scharf und so gründlich gezüchtigt hatte! Die Leiden zweier Jahre schienen durch das Glück weniger Stunden aufgewogen.

Noch einige Tage verweilte der König auf dem Kampfplatz. Er sorgte für die Bestattung der Toten, für die Heilung der Verwundeten und erwog vor allem das Ergebnis des Kampfes. So folgenreich es war, zeigte sich bald, daß der König den Sieg teuer erkauft hatte — den Verlust des Reichsheers schlug man auf tausendfünfhundert Mann an —, und daß die Feinde doch nicht völlig vernichtet waren. Der Teil des sächsischen Heeres, welcher die Unstrut noch nicht überschritten hatte und jenseits lagerte, war von dem Kampf gar nicht berührt worden; zu ihm sammelten sich bald die in der Schlacht zersprengten Fürsten und Ritter, und das Wichtigste schien, daß die Hauptanstifter des Aufruhrs entkommen waren und den Krieg fortzusetzen entschlossen schienen. Der König besorgte, daß die Gräuel des inneren Kriegs schwer auf die Gewissen der Seinen fallen möchten, und es gab in seinen Augen nur *ein* Mittel zur Beschwichtigung solcher Bedenken bei der Menge, wenn er dem Kampf einen religiösen Charakter zu leihen vermochte. Vergebens hatte er den Papst zu Kirchenstrafen gegen die Rebellen aufgefordert; williger zeigte sich jetzt Siegfried von Mainz, mindestens nahm er keinen Anstand, über die thüringischen Herren den Bann auszusprechen. Mitten im Lager, noch auf dem

Kampfplatz verkündete er in höchst ordnungswidriger Weise die Exkommunikation gegen diese seine und des Königs Feinde; den Vorwand bot ihm der Angriff, den diese Herren im vorigen Jahre auf sein Leben zu Erfurt gemacht hatten, die Rechtfertigung eine angebliche Erlaubnis des Papstes, den Bann über die Thüringer, wann und wie es ihm beliebe, zu verhängen. Allerdings war Siegfried vor wenigen Wochen in Rom gewesen, aber wir sind nicht unterrichtet, ob er wirklich damals eine so unbeschränkte Erlaubnis vom Papste erwirkte.

Nachdem die Kirchenstrafen über die Thüringer verhängt waren, durchzog das Reichsheer verwüstend Thüringen und wandte sich dann nach den Harzgegenden. Nichts wurde geschont, selbst nicht die Kirchen und das Kirchengut, und gerade die Bischöfe im Reichsheere waren es, die am wenigsten der Verwüstung des geistlichen Eigentums steuerten. Man machte in dem reichen Lande unermeßliche Beute; trotzdem wurde die Verpflegung des Heeres bald schwierig, da die dürftige Ernte des vorigen Jahres verbraucht war und das Getreide noch auf dem Halm stand. Gern hätte der König die Sache schnell beendet, und wiederholentlich sandte er Boten an die sächsischen Fürsten mit der Aufforderung, sich jetzt gutwillig zu unterwerfen. Diese Aufforderungen hatten hier und da Erfolg. Bischof Werner von Merseburg gab sich in die Hand des Königs und wurde dem Abt von Lorsch zur Bewachung anvertraut. Auch Markgraf Udo von der Nordmark stellte sich; er wurde freigegeben, da er seinen Sohn als Geisel bot. Der alte Markgraf Dedi von der Ostmark lag schwer erkrankt darnieder; seit dem Gerstunger Frieden hatte er sich parteilos gehalten, aber seine Gemahlin, die ehrgeizige Adela, hielt es doch für geraten, ihren etwa fünfjährigen Sohn Heinrich als Geisel dem König zu senden; mit Udos Sohn wurde der Knabe einem fränkischen Ritter Eberhard zur Obhut übergeben. So waren mindestens die sächsisch-thüringischen Marken sämtlich dem Könige wieder unterworfen, aber der Aufstand hatte damit noch keineswegs sein Ende erreicht.

Otto von Nordheim, die Billinger, der Pfalzgraf Friedrich, Bischof Burchard waren nicht geneigt, ihre Häupter dem Zorn des Königs, den gerade sie vor allen gereizt hatten, ohne irgendeine Bürgschaft preiszugeben; sie erboten sich dagegen, einem Gericht der Fürsten ihre Freiheit und ihr Leben anheimzustellen, indem sie ohne Zweifel hierdurch die Stimmung ihrer Standesgenossen für sich zu gewinnen hofften. Alle Anerbietungen des Königs wiesen sie deshalb entschieden zurück, selbst als er ihnen durch Siegfried und andere Fürsten baldige Befreiung aus der Haft, die Erhaltung ihrer Güter, Lehen und Ämter zusagen ließ. Am hartnäckigsten widersetzte sich Bischof Burchard der Unterwerfung; er war es auch, der den ziemlich zaghaften Wezel von Magdeburg auf der Seite der Aufständigen hielt. Als der König bis nach Goslar und Halberstadt vordrang, sammelten sich Otto von Nordheim, Burchard und ihre Genossen

um Magdeburg und besetzten hier alle festen Punkte; sie werden hier einen neuen Angriff erwartet haben.

Aber der Mangel im Heere des Königs war schon so groß, daß er an die Auflösung desselben denken mußte. Um den 1. Juli trat er deshalb den Rückweg an und führte seine Scharen schnell durch Thüringen nach Eschwege an der Werra, wo er sie entließ. Zugleich kündigte er einen neuen Kriegszug gegen die Sachsen auf den 22. Oktober dieses Jahres an; an diesem Tage sollten sich die Fürsten mit ihren Scharen zu Gerstungen sammeln. Die Fürsten versprachen es auf das bestimmteste, vor allen diensteifrig zeigte sich Herzog Gottfried, da ihn der König sich soeben in besonderer Weise verpflichtet hatte. Nach dem Tode Dietwins hatte nämlich der König das reiche und mächtige Bistum Lüttich dem Verduner Domherrn Heinrich, einem Sohne des Grafen Friedrich von Toul und nahen Blutsverwandten Gottfrieds, nach dessen Wünschen verliehen. Nach der Auflösung des Heeres begab sich der König nach Worms und belohnte reichlich seine Vasallen, um sie für weitere Dienste nur noch williger zu machen.

War Sachsen auch nicht ganz unterworfen, mit ganz anderer Macht kehrte doch der König nach Worms zurück, als er es verlassen hatte, und selbst seine Widersacher mußten bekennen, daß er nicht nur Entschlossenheit, sondern auch eine Umsicht in diesen Wirren betätigt hatte, wie sie von einem fünfundzwanzigjährigen Jüngling kaum zu erwarten war. Der königliche Name, so schmählich herabgewürdigt, gewann von neuem Ansehen und Bedeutung.

Die Unterwerfung der Sachsen

Nach dem Abzug des königlichen Heeres pflogen die Sachsen und Thüringer, welche sich noch nicht unterworfen hatten, vielfache Beratungen über die Maßregeln, welche sie jetzt zu ergreifen hätten. Aber bald wurde klar, welches Mißtrauen die Aufständischen bereits gegeneinander hegten; allerorten fehlte die Eintracht, Hader erwuchs aus Hader. Die Fürsten warfen den Bauern vor, in der Schlacht untätig geblieben zu sein, die Bauern den Fürsten, sie schutzlos nach der Schlacht den Schwertern der Feinde überliefert zu haben; auch wollten die Sachsen mit den Thüringern nichts mehr gemein haben, welche sich ihre flüchtigen Landsleute zu plündern nicht gescheut hatten. Nur mit der größten Anstrengung verhinderten Otto von Nordheim und Burchard von Halberstadt, daß es bei den Zusammenkünften nicht zu den wildesten Ausbrüchen der Zwietracht kam, die Aufständischen nicht gegeneinander die Schwerter zückten. So sehr die Bauern vordem zum Kriege gedrängt hatten, so heftig verlangten sie jetzt nach dem Frieden; sie wollten ihre Ernten nicht dem Heere des

Königs preisgeben, ihre Häuser und Scheuern nicht niederbrennen lassen und hegten zu dem Ausgang eines neuen Kampfes wenig Vertrauen. So aufgeregt war ihre Stimmung gegen die Fürsten, daß diese von den eigenen Landsleuten gebunden und dem König überliefert zu werden besorgten. Nur dadurch ließ sich die Masse endlich beschwichtigen, daß die Fürsten alles aufzubieten versprachen, um den Frieden herzustellen, ehe ein neues Kriegswetter losbräche.

Keinen besseren Fürsprecher konnten die aufständischen Fürsten, wenn es ihnen wirklich um den Frieden zu tun war, bei dem Könige finden als Liemar von Bremen, den immer Getreuen. Von Markgraf Udo begleitet, begab sich der Erzbischof nach Worms und beschwor den König, Sachsen mit einem neuen Kriegszuge zu verschonen; die Aufständischen seien sich zu unterwerfen bereit und wollten, wenn sie nur nicht am Leben und der Freiheit gestraft würden, sich jeder Buße nach dem Urteil der Reichsfürsten unterziehen. Der König, der durchaus unbedingte Unterwerfung verlangte und ohne einen neuen Heereszug sie nicht zu erreichen hoffte, gab eine ablehnende Antwort. Ohne die Fürsten, erklärte er, könne er über Krieg oder Frieden nichts entscheiden; am 22. Oktober kämen jene zu der neuen Heerfahrt nach Gerstungen, dort möchten auch die Sachsen, wenn sie ihre Auflehnung gegen das Reich bereuten, sich einstellen, um die gebührende Strafe zu empfangen. Diese Antwort war für die sächsischen Fürsten wenig tröstlich; dennoch gaben sie die Hoffnung nicht auf, einen neuen Kriegszug noch abzuwenden. Sie schickten dieselben Gesandten in Begleitung des klugen Hezilo von Hildesheim abermals ab und erklärten sich zu jeder Genugtuung bereit. Schon führten die Gesandten die Geiseln mit sich, die sie dem Könige stellen wollten. Auch die Fürsten am Hofe sollten sie zu gewinnen suchen und überhaupt nichts unterlassen, um der Fortsetzung des Krieges vorzubeugen. Sie fanden den König nicht mehr in Worms, der sich wahrscheinlich mit Absicht diesen Verhandlungen entzog, bei denen er doch nur aufs neue betrogen zu werden besorgte.

Mit einem kleinen Gefolge, welches nur aus dem Grafen Hermann von Gleiberg und 500 Rittern bestand, war Heinrich nach Böhmen aufgebrochen und wollte von dort, wie er mindestens selbst angab, nach Ungarn ziehen. In der Tat scheint dies zuerst seine Absicht gewesen zu sein. Seit einigen Monaten schwebten nämlich Unterhandlungen über die Herstellung des Friedens zwischen Geisa und Salomo, die Papst Gregor wohl auf Antrieb der Judith-Sophia und ihrer Mutter Agnes angeregt hatte. Der Papst faßte dabei eine Teilung der Regierung in Ungarn in das Auge, wollte aber zugleich eine ausdrückliche Anerkennung der Oberherrschaft Roms über das Reich des heiligen Stephan erlangen. Bei diesen Unterhandlungen mitzuwirken, um die Rechte des Deutschen Reichs und seines Schwagers zu wahren, mußte dem König von der größten Wichtigkeit sein,

und sehr glaublich ist, daß er sich zu dem Ende, wie er verlauten ließ, nach Ungarn begeben wollte. Aber die Verhandlungen blieben ohne Erfolg, und Geisa ließ sich noch in demselben Jahre zum König krönen[1]. Unter diesen Umständen konnte Heinrich für den Augenblick nicht in die ungarischen Wirren weiter eingreifen, zumal er ohne ausreichende Streitkräfte war und die Zeit heranrückte, wo das Reichsheer gegen die Sachsen wieder zusammentreten sollte. Dagegen unternahm er, von dem Böhmenherzog unterstützt, damals einen Heereszug, dessen Veranlassung ziemlich dunkel ist, der aber wohl keinen anderen Zweck haben konnte, als die sächsisch-thüringischen Marken gegen einen Angriff des Polenherzogs zu sichern.

Man weiß, wie der zweite Boleslaw in den Fußstapfen des ersten wandelte und das glorreiche Reich desselben herzustellen sich bemühte: wie hätte er da nicht daran denken sollen, auch jene deutschen Marken, die einst sein Vater besessen, aufs neue an sich zu reißen? Und kaum schien dies in einer Zeit unmöglich, wo unter seinem Beistand Ungarn das Joch der Deutschen abgeschüttelt hatte, die sächsischen Aufständischen mehr als je seiner Unterstützung bedurften und die Liutizen frei von dem deutschen Einflusse waren, wo der König gegen ihn keinen anderen Bundesgenossen als den Böhmen fand. Überdies waren diese Marken in den Händen einer Frau, die sich von jeher den Aufruhr gegen den König zu schüren bemüht hatte, und die der Pole bei ihrem maßlosen Ehrgeiz unschwer auf seine Seite ziehen konnte. Adela beherrschte nämlich nicht allein ganz die Verwaltung der Ostmark, da der alte Markgraf Dedi dem Tode zueilte, sondern übte auch auf den kaum dem Knabenalter entwachsenen Ekbert von Meißen, dem sie ihre älteste Tochter verlobt oder vielleicht bereits verheiratet hatte, den größten Einfluß. Unmöglich konnte der König in Adela, obschon er ihren Sohn als Geisel bewahrte, einen genügenden Schutz gegen den Polen sehen, und nur hieraus wird begreiflich, wie er damals einen Zug nach Meißen unternahm, obwohl Markgraf Ekbert ihm nahe verwandt und längst zum Gehorsam zurückgekehrt war.

Unerwartet erschien der König mit einem böhmischen Heere plötzlich vor Meißen, wo niemand daran dachte, ihm den Einlaß zu wehren. Dennoch wurde die Burg und die umliegende Gegend übel behandelt. Wohin die Böhmen kamen, pflegte es an Brandstiftung und Plünderung nicht zu fehlen, und die Mark Meißen verheerten sie jetzt wie ein feindliches Land, obwohl man nirgends einem Feinde begegnete. Der König war darauf bedacht, sich vor allem derer zu vergewissern, deren Treue ihm verdächtig war. So ließ er den Bischof Benno von Meißen ergreifen, der

[1] Die Krone scheint Geisa aus Konstantinopel vom Kaiser Michael Dukas erhalten zu haben; es ist dann dieselbe, die jetzt den Untersatz der ungarischen Königskrone bildet. Die Krone des heiligen Stephan wird in Salomos Händen gewesen sein. Vgl. Bd. I. S. 634.

während des letzten Krieges ihm Beweise seiner Anhänglichkeit zu geben versäumt hatte, und behielt ihn in seiner Nähe. Es entsprach diesen Absichten des Königs, daß er den jungen Markgrafen mehrere seiner Burgen und Besitzungen an Udalrich von Godesheim abzutreten nötigte; in zuverlässigeren Händen konnte sie Heinrich nicht wissen.

Der Einfall des Königs in Meißen, welchem Zwecke er auch dienen mochte, mußte den Sachsen die größten Besorgnisse einflößen. Kaum war Heinrich etwas über Meißen vorgegangen, so erfuhr er, daß die aufständischen Fürsten ein Heer von fünfzehntausend Mann gesammelt hätten und in der Nähe ständen, bereit, ihm eine Schlacht zu liefern, wenn er nicht von den Waffen weichen und ihre Unterwerfung unter den früher gestellten Bedingungen annehmen wolle. Der König war mit den Böhmen ihnen in keiner Weise gewachsen, und seine Umgebung riet ihm dringend, sein Glück nicht verwegen auf das Spiel zu setzen. Er begann deshalb zum Schein Unterhandlungen, trat aber während derselben den Rückzug an. Nicht ohne persönliche Gefahr führte er das Heer nach Böhmen zurück, von wo er sich sogleich nach Regensburg begab. Nichts bezeugt wohl deutlicher, was dieser tumultuarische Zug bezwecken sollte, als daß der König beim Tode des Markgrafen Dedi, der nach wenigen Wochen erfolgte, die Ostmark dem Böhmenherzog übergab; nur in dessen Händen mochte sie ihm gegen den Polen gesichert erscheinen. Das Erbrecht des Knaben Heinrich, der ihm vergeiselt war, ließ er unbeachtet. Auch machte es ihm wohl wenig Sorge, daß Adelas Ehrgeiz durch diese Verleihung empfindlich verletzt wurde; trug er doch kein Bedenken, noch vor Ablauf eines Jahres auch Meißen dem jungen Ekbert zu entziehen, um es in gleicher Weise dem Böhmen zu überliefern.

Inzwischen hatte Siegfried von Mainz mit geistlichen Waffen Burchard von Halberstadt zu bewältigen gesucht. Er beschied ihn vor eine Synode nach Mainz, die am 1. Oktober eröffnet werden sollte, indem er die Anklage des Hochverrats und Meineids gegen ihn erhob. Niemals würde Burchard sein Schicksal einer Versammlung, der Siegfried vorsaß, anvertraut haben, und dieser Synode hatte er überdies gesetzlichen Grund sich zu entziehen, da ihm die Vorladung nicht rechtzeitig mitgeteilt war. Aber seine und seiner Freunde Lage wurde doch mit jedem Tage schlimmer. Die letzten Gesandten, welche die Aufständischen abgeschickt hatten, fanden den König erst bei seiner Rückkehr in Regensburg und brachten eine ungenügende Antwort zurück; der gefürchtete 22. Oktober rückte inzwischen näher und näher. Unablässig gingen die Aufständischen zu Rat, ohne jemals zu einem Entschlusse zu kommen. Die verzweifeltsten Vorschläge wurden gemacht, bald das Land zu verwüsten und neue Wohnsitze jenseits der Elbe zu suchen, bald die wilden Liutizen in das Land zu rufen. Auch daran dachte man, die zerstörten Burgen herzustellen, um sich hinter ihnen gegen das einbrechende Heer zu verteidigen. Jetzt rieten selbst die Fürsten

dazu, einen eigenen Sachsenkönig zu wählen; er würde Einheit in die Kriegsführung bringen, und dann würde sich die unüberwindliche Tapferkeit der Sachsen aufs neue zeigen. Aber das Bauernvolk war auf keine Weise mehr zu Rüstungen zu bewegen und noch viel weniger für jene abenteuerlichen Pläne zu gewinnen. Nur Unterwerfung blieb übrig.

Das Reichsheer trat, wie bestimmt war, am 22. Oktober in Gerstungen zusammen. Alle Bischöfe, alle Grafen waren persönlich erschienen, von den Herzögen die beiden Lothringer und namentlich Gottfried mit einer so starken und wohlgerüsteten Schar, daß sie das ganze übrige Heer in Schatten stellte. Im übrigen ließ sich das Aufgebot nicht von fern mit dem vergleichen, welches die Fürsten im Juni dem König zugeführt hatten; vor allem war auffällig, daß die oberdeutschen Herzöge diesmal im Heere fehlten. Rudolf und seine Freunde gereute bereits der Eifer, den sie beim letzten Feldzug im Dienste des Königs bewiesen hatten.

Die Aufständischen hatten ihre letzten Streitkräfte gesammelt und ein Lager unweit Nordhausen bezogen. An ernstlichen Widerstand konnten sie freilich nicht mehr denken und sandten deshalb sogleich abermals die Bischöfe Liemar und Hezilo mit dem Markgrafen Udo nach Gerstungen, versprachen Unterwerfung und baten den König, einige Fürsten nach seiner Wahl abzuordnen, mit denen sie Rat pflegen könnten; sie seien entschlossen, sich allem, was diese ihnen anraten würden, zu fügen. Ungern ging der König auf neue Verhandlungen ein, gab aber doch endlich nach; nur wollte sich keiner der Fürsten zu dem widerwärtigen Auftrag verstehen. Endlich vermochte er die Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Gebhard von Salzburg, sich mit den Bischöfen Embriko von Augsburg und Adalbero von Würzburg und in Begleitung des Herzogs Gottfried in das feindliche Lager zu begeben. Die Wahl war den Sachsen genehm, da es Männer von dem höchsten Ansehen im Reiche waren, nicht gefügige Kreaturen des Königs.

Indessen war der König langsam den Sachsen entgegengerückt, und schon standen die beiden Heere bei den Dörfern Ebra und Spier südlich von Sondershausen einander ganz nahe, als am 24. Oktober die königlichen Gesandten bei den aufständischen Fürsten erschienen. Nichts ließen diese unversucht, um die Stimmung der Gesandten für sich zu gewinnen, aber sie hörten doch keinen andern Rat, als sich ohne alle und jede Bedingung zu unterwerfen; denn darin seien alle Fürsten einig, daß diese unerhörte Empörung gegen den König und das Reich so allein gebührend gesühnt werden könne. Wollten die Aufständischen diesem Rat folgen, so versprachen die Gesandten es sich angelegen sein zu lassen, daß jene nach der Unterwerfung weder am Leben noch an ihren Ämtern, Lehen und Vermögen gestraft werden sollten. Die Sachsen fügten sich endlich in das Unvermeidliche, verlangten aber für die Zusagen der Fürsten ausdrücklich bestimmtere Bürgschaften vom Könige selbst, und die Gesandten ver-

sprachen, ihnen solche am folgenden Tage, wenn sie zu erlangen sein sollten, persönlich zu überbringen.

Der Bericht seiner Gesandten erfreute den König nicht wenig, da die Sachsen Unterwerfung ohne Bedingung versprachen. Auch wird er ihnen eine milde Behandlung in Aussicht gestellt haben, da die Gesandten am anderen Tage in das sächsische Lager zurückzukehren nicht Anstand nahmen. Dennoch brachten sie nicht so bestimmte Bürgschaften, wie die Aufständischen erwartet hatten; denn abermals gingen die Gesandten hin und wider, abermals wurde hin und her verhandelt, und erst durch viele Bitten und Drohungen wurden die Sachsen schließlich zum Nachgeben gebracht. Unter Tränen und Seufzern erklärten sie endlich, sie würden sich ohne jede Bedingung unterwerfen und lediglich auf die Verheißungen der Fürsten und die Gnade des Königs ihr Vertrauen setzen. Aber nicht jene Verheißungen vermochten sie zu diesem Schritte, sondern einzig und allein ihre hilflose Lage und die Unmöglichkeit, den Krieg fortzusetzen.

Große Freude herrschte bei der Friedensnachricht im Lager des Königs, da man hier nach dem vielen Blut, welches an der Unstrut geflossen war, nicht ohne Besorgnis einem neuen Kampfe entgegenging. Mit lautem Jubel sah man am folgenden Tage (26. Oktober) die Aufständischen heranziehen, um sich dem Könige zu übergeben. Er selbst hatte seinen Platz auf dem Felde bei Spier genommen; in zwei langen Linien stand vor ihm sein Heer aufgestellt, und zwischen diesen Linien mußten die sächsischen und thüringischen Großen, ein Schauspiel aller, hindurchgehen. So erschienen in demütiger und unterwürfiger Haltung vor dem König Erzbischof Wezel und Bischof Burchard, Otto von Nordheim, die Billinger Magnus und Hermann, der Pfalzgraf Friedrich, die sächsischen Grafen Diedrich von Katlenburg und Adalbert von Ballenstedt, die thüringischen Grafen Ruodger, Sizzo, Berengar und Bern und andere Männer freien Standes, die sich durch Ansehen und Reichtum auszeichneten. Der König übergab sie Männern seines Vertrauens zur Bewachung, bis er mit den Fürsten seines Reichs weiter über ihr Schicksal entschieden haben würde. Außerdem ließ der König eine Frist bekanntmachen, bis zu welcher alle Männer von freier Geburt in Sachsen und Thüringen, die an dem Aufstand beteiligt und noch nicht vor seinem Throne erschienen wären, sich ihm stellen müßten; unterließen sie dies, so würden sie als Feinde des Reichs behandelt und ihre Besitzungen mit Feuer und Schwert verwüstet werden.

Der Aufstand war völlig überwältigt, die Autorität des Königs in Sachsen hergestellt. Dennoch vermied er damals, den sächsischen Boden zu betreten; auch verweilte er nur wenige Tage in Thüringen, die er zur Herstellung der Hasenburg bei Nordhausen verwandte. In kürzester Frist trat er den Rückweg an und entließ sein Heer. Den Martinstag (10. November) feierte er bereits wieder in Worms, als glücklicher Sieger gepriesen.

Vielfach und schon zu der Zeit dieser Vorgänge ist behauptet worden, daß die Aufständigen bei den Unterhandlungen betrogen seien, daß der König ihnen für den Fall der Unterwerfung entweder volle Straflosigkeit oder doch die Entlassung aus der Haft nach wenigen Tagen zugesichert, ja sogar eidlich versprochen habe. So gewiß dies nicht geschehen ist, ebenso gewiß scheint andererseits, daß der König durch seine Gesandten Aussichten auf eine schonendere Behandlung den Sachsen hatte eröffnen lassen, als sie nachher erfuhren. Man hatte die baldige Freilassung der gefangenen Fürsten erwartet, aber man sah sich darin wie in jeder anderen Hoffnung auf die Milde des Königs nur zu sehr getäuscht.

Niemand empfand das traurige Schicksal der Sachsen tiefer als Anno. Es war der nagendste Kummer seiner letzten Tage, in denen sich Leid auf Leid häufte. Auch nach dem Kölner Aufstande hatte er noch viel von der Untreue derer, die ihm nahe standen, gelitten. Nur durch besondere Fügung wurde ein Anschlag vereitelt, mit dem zwei seiner vertrautesten Diener sein Leben bedrohten; ein dritter überbrachte einen geheimen Brief mit Weisungen an Bischof Burchard dem König, der über den Inhalt in die größte Aufregung geriet, dem Erzbischof Treubruch vorwarf und ihm den Untergang drohte. Noch tiefere Wunden als die Treulosigkeit schlug dem alten Erzbischof die Liebe. Es starb ihm ein Schwestersohn, ein Knabe, den er wie sein eigenes Kind hielt und mit seinem Namen genannt hatte; wenige Tage darauf verschied sein lieber Freund Hermann, der Prior des Klosters Siegburg. Es hätte Anno nicht an den Seinen hängen müssen, wie er es tat, wenn ihm die Demütigungen Wezels und Burchards nicht das Herz hätten zerfressen sollen.

Schon sein geraumer Zeit hatte Anno mit Vorliebe klösterlichen Übungen obgelegen, und diese Neigung steigerte sich unter den Leiden der letzten Jahre. Die einzige Erquickung war ihm, seine Stiftungen in Thüringen und Westfalen zu besuchen, dort mit den Brüdern zu beten und ihnen zu dienen; in der Freigebigkeit und Sorgfalt für diese Stiftungen ist er niemals ermüdet. Am liebsten verweilte er in Siegburg; dort wollte er einst ruhen, dort bestellte er auch selbst sein Grab. Diesem mönchischen Zug entsprach, daß er einen nicht geringen Wert auf Traumbilder und Visionen legte. So nahm er infolge eines Traums Ostern 1075 den Bann zurück, den er über die flüchtigen Kölner ausgesprochen hatte, forderte sie zur Rückkehr auf und setzte sie wieder in ihre Güter ein. In einer Vision behauptete er einst die schweren Verhängnisse der kommenden Zeiten gesehen zu haben. „Wehe der armen Welt!" rief er aus, „Wehe dem ganzen Menschengeschlecht um der Bischöfe willen, die meinesgleichen sein wollen, aber Bischöfe heißen, ohne es nach ihrem Wandel zu sein!" Rätselhafte Worte, um deren Erklärung man ihn vergeblich bat; er wiederholte nur immer: „Wehe der armen Welt!" Der Gang der Dinge hienieden erfüllte ihn mehr und mehr mit Grauen. Er suchte sich von dieser

argen Welt völlig abzuwenden; mit dem Psalmisten rief er aus: „Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin; es wird meiner Seele bange, zu wohnen bei denen, die den Frieden hassen.“ (Psalm 120, 5, 6.)

Unter den Stürmen der Leidenschaften und geistlicher Erregungen begann die Körperkraft des sonst so stattlichen Mannes allmählich zu schwinden. Schon im Februar 1075 war er in eine so schwere Ohnmacht verfallen, daß man fürchtete, er möchte nicht wieder erwachen. Er erholte sich noch einmal, aber im Herbst befielen ihn gichtische Leiden der furchtbarsten Art, welche sich durch das Ungeschick der Ärzte noch steigerten. An beiden Füßen bildeten sich eiternde Geschwüre, die immer weiter um sich fraßen; das Fleisch faulte ab, so daß die bloßen Knochen hervortraten. Neun Wochen litt er unter Todesschmerzen. Als er endlich sein Ende nahe fühlte, beschied er den Grafen Gerlach aus der Nachbarschaft zu sich. Er hegte zu diesem Grafen ein besonderes Vertrauen und beschwor ihn, alles aufzubieten, daß er am folgenden Tage noch Herzog Gottfried zu sehen vermöge. Da der Graf dies wegen der weiten Entfernung Gottfrieds für unmöglich erklärte, verpflichtete er ihn eidlich, seine letzten Aufträge dem Herzog zu überbringen; sie betrafen die Sachsen und legten dem Herzog warm an das Herz, daß er sich der Unglücklichen beim Könige annehme. Dies war Annos letzte Sorge. Am dritten Tage darauf (4. Dezember) starb er im einundzwanzigsten Jahre seines erzbischöflichen Amtes. Sein Lebensalter wird er nicht weit über sechzig Jahre gebracht haben.

Gewiß war Anno in Köln nichts weniger als geliebt gewesen, gleichwohl machte sein Tod in der Stadt den tiefsten Eindruck. Denn wie man auch über seine Tyrannei klagen mochte, unleugbar hatte er das Erzbistum Köln auf eine Machthöhe gebracht, die man vorher kaum geahnt; die Kölner Kirche verdankte ihm an Glanz und Reichtum mehr als irgendeinem seiner Vorgänger. Aber auch im ganzen Reich mußte dieser Todesfall als ein bedeutendes Ereignis gelten; denn nichts war in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland geschehen, worauf Anno nicht einen großen, oft geradezu entscheidenden Einfluß gehabt hatte. An vielen Orten hielt man ihn in der Tat für das Orakel, als welches er gern angesehen werden wollte, und wo man ihn nicht verehrte, konnte man sich doch der Furcht vor ihm nicht entschlagen. Viele und schwere Demütigungen hatte er erfahren, aber niemand mochte sich rühmen, daß er ihn und seinen Einfluß vernichtet hätte. Selbst der junge König verlor niemals die Scheu vor seinem alten Zuchtmeister, so tief er ihn haßte und so rücksichtslos er seiner Leidenschaft Raum gab; er, von allen gefürchtet, fürchtete Anno, der schon der Schrecken seiner Kinderjahre gewesen war.

Mit gewaltigen Geistesgaben ausgestattet, ein durchgreifender Charakter, eine Herrschernatur durch und durch, hätte Anno, wenn er zum Throne geboren, vielleicht ein Glück für Deutschland sein können; in die

Stellung eines Untertanen, selbst eines solchen, der dem Throne am nächsten stand, wußte er sich nicht zu fügen, und sein Hochmut wurde dem Reiche verderblich. Auch Rom gegenüber hat er nicht immer die Ergebenheit gezeigt, die man dort beanspruchte; mit Hildebrand hat er kaum jemals in einem vertrauten Verhältnis gestanden. Selbst jede Schranke zu durchbrechen nur zu geneigt, suchte er die königliche Macht in enge Grenzen zu bannen; wäre ihm dies gelungen, wie er es wünschte, so würde er Roms Ansprüche kaum weniger entschieden bekämpft haben. Man kann glauben, daß er die Macht und den Ruhm seiner Nation wollte, aber kaum ein anderer deutscher Mann hat mehr die kaiserliche Gewalt untergraben, auf der doch vor allem die Machtstellung unseres Volkes damals beruhte.

Es ist das Vorrecht so starker Naturen, ihr Andenken für lange Zeiten lebendig zu erhalten. In Legende und Lied haben die späteren Geschlechter Annos Namen gefeiert, und aus dem Grabe zu Siegburg, an dem man Wunder über Wunder zu sehen glaubte, wurden im Jahre 1183 seine Gebeine als Reliquien eines Heiligen erhoben. Aber der heilige Anno ist nicht der Anno der Geschichte. Papst Lucius III. dachte, als er den Kölner Erzbischof den Heiligen der Kirche beizählte, wohl nicht mehr der schweren Bußen, welche einst Alexander II. demselben auferlegt hatte. Die Siegburger Legende vergißt, indem sie Anno als Mönchsvater verherrlicht, daß sein Name im Kloster Stablo lange nicht ohne Verwünschungen ausgesprochen wurde. Jene Kölner, welche später den heiligen Anno als ihren Wohltäter feierten, litten nicht mehr unter der Tyrannei, welche ihre Vorfahren zur Empörung trieb. Der Dichter des Annolieds feiert die Verwaltung seines Helden als die Blüte des Kaiserreichs, die nach ihm in den Staub gesunken sei, — und doch war es Anno selbst, der sie zuerst mit dreister Hand knickte.

Dem Könige mochte Annos Tod als ein nicht minder großes Glück erscheinen als die Unterwerfung der Sachsen. Wurden ihm die letzten Wünsche des Erzbischofs überbracht, so hat er ihnen schwerlich großes Gewicht beigelegt. Tieferen Eindruck mußte es auf ihn machen, als der Papst die Wiedereinsetzung der gefangenen Bischöfe in ihre Ämter forderte. Diese Forderung wurde durch Legaten gestellt, die etwa um die Mitte des Dezembers am Hofe eintrafen. Um den König waren gerade damals viele Fürsten des Reichs versammelt, mit denen er über das Verlangen des Papstes sogleich zu Rate ging. Man beschloß, demselben nachzukommen, doch sollten die Bischöfe noch bis Weihnachten in Obhut verbleiben, wo der König über die Gefangenen insgesamt zu Goslar mit den Fürsten Gericht halten wollte; bis zu dieser Zeit gedachten auch die päpstlichen Gesandten am Hofe zu verweilen.

Die Hoffnung war allgemein, daß die Gefangenen mindestens dann sämtlich der Haft entlassen und mit jeder weiteren Strafe verschont

werden würden, doch auch in dieser Erwartung fand man sich getäuscht. Alle Fürsten des Reichs waren nach Goslar beschieden, aber nur der Böhmenherzog mit wenigen anderen Großen erschien, und die Sache der Gefangenen kam gar nicht zur Sprache. Sie blieben in Haft, und viele von ihnen ließ der König wenig später sogar in entferntere Gegenden bringen, nach Schwaben und Bayern, selbst nach Italien und Burgund. Auch die Bischöfe wurden in ihre Sprengel nicht zurückgeführt, und für sie wie für ihre Genossen schien jede Aussicht auf eine baldige Erlösung zu schwinden.

Nur einer der Gefangenen wurde auf freien Fuß gesetzt, und gerade der, von dem es am wenigsten erwartet werden mochte. Es war Otto von Nordheim, der bisher mit Bischof Burchard auf einer Burg bei Bamberg bewahrt worden war. Otto stellte seine beiden Söhne dem Könige als Geiseln, dem er aber zugleich unfehlbar die stärksten Bürgschaften einer völligen Sinnesänderung gab. Denn — wunderbar genug — er gewann sofort in dem Maße das Vertrauen des Königs, daß sein Einfluß jeden anderen am Hofe in Schatten zu stellen schien. Welcher Umschlag der Dinge war erfolgt, wenn Otto jetzt für den ergebensten Diener des Königs gelten konnte! Der Glaube an Heinrichs Glücksstern mußte wahrlich groß sein, als der Nordheimer so gleichsam sein ganzes früheres Leben verleugnete.

Jetzt erst, als Otto von königlicher Gnade lebte und Anno ein stiller Mann geworden war, konnte Heinrich der Tage von Kaiserswerth und Tribur ohne Schamröte gedenken. Daß der neue Erzbischof von Köln nicht die Wege seines Vorgängers einschlagen würde: dafür wußte er zu sorgen. Er bestimmte für das Erzstift einen Goslarer Domherrn, Hildulf mit Namen, den weder vornehme Geburt noch körperliche und geistige Gaben auszeichneten; seine Wahl begegnete in Köln hartnäckigem Widerstand, aber er wußte ihn zu beseitigen.

Zum erstenmal seit der Unterwerfung der Sachsen hatte Heinrich wieder ihr Land betreten, und es ist nicht zu verwundern, wenn er nun mit voller Entschiedenheit auftrat und nach dem Recht des Siegers die Verhältnisse ordnete. Zu seinem Statthalter setzte er Otto von Nordheim ein, dem er die Harzburg herzustellen und zugleich eine andere Feste auf dem Steinberg bei Goslar zu errichten befahl. Auch die anderen im vorigen Jahre gebrochenen Burgen des Königs wurden wieder instand gesetzt und sie wie alle übrigen befestigten Orte im Lande zuverlässigen Anhängern des Königs übergeben, die er zugleich mit großen Lehen ausstattete. Die königlichen Gefälle wurden nach alter Weise erhoben und wohl strenger, als seit Heinrichs III. Tode jemals geschehen war. Von allen freien Männern, die dem König noch Besorgnis einflößten, ließ er sich Geiseln stellen. Sachsen gewann das Ansehen einer eroberten Provinz.

Die schwierigste Aufgabe, die der junge König bisher seiner Regierung gestellt hatte, schien glücklich gelöst, der Trotz der sächsischen Fürsten gebeugt, dem Sonderwesen des Sachsenvolks eine Schranke gesetzt. Eine populäre Bewegung in der Geschichte des Reichs ohnegleichen, genährt durch das nach Selbstherrschaft trachtende Fürstentum, hatte er, fast von jedem Beistand verlassen, siegreich niedergekämpft. Aber unter welchen Gefahren! Mehr als einmal hatte er in diesen Kämpfen für seine Krone zu fürchten gehabt; kaum konnte er damals dieselbe sich, geschweige denn seinem Sohne zu erhalten hoffen. Es ist bezeichnend, daß er jetzt als Sieger zu Goslar sogleich auch die Erbfolge seinem kaum zweijährigen Sohne zu sichern suchte. Er verlangte von den anwesenden Fürsten einen Eid, daß sie nur diesen als seinen Nachfolger anerkennen würden, und die Fürsten weigerten sich nicht, den Schwur zu leisten.

Nach so vielen Demütigungen hatte der König endlich eine Stellung gewonnen, wie sie der Krone würdig war, und in der er ohne Beschämung auf seinen Vater und Großvater zurückblicken konnte. Er durfte sich sagen, daß er mehr für sein Glück als das Glück für ihn getan hatte. Wie hätte er ahnen sollen, daß ihm die tiefsten Demütigungen noch bevorstanden, daß alle diese mühsam errungenen Erfolge binnen kürzester Frist vernichtet sein würden? Heinrichs Mißgeschick ließ sie verschwinden, wie der Sturm die Spreu von der Tenne fegt.

13. Bruch des Königs mit dem Papste

Unterhandlungen und Zerwürfnisse

Vom Anfange seines Pontifikats an hatte Gregor VII. die Hoffnung genährt, daß es ihm in Güte gelingen würde, sich den Sinn des Königs zu unterwerfen. Auch schien diese Hoffnung nicht zu kühn, solange Heinrich in Deutschland mit dem Aufstand der Sachsen und der treulosen Politik seiner Fürsten zu kämpfen hatte. Aber kaum fühlte dieser sich Herr in seinem Reiche, so zeigte sich, daß er sehr wohl wußte, wie seine kaiserlichen Vorfahren über Rom und die römische Kirche geboten hatten, und der Papst sah ein, daß er zu den durchgreifendsten Mitteln seine Zuflucht nehmen müßte, wenn er seine Absichten noch erreichen wollte.

Die Maßregeln, welche der Papst auf der letzten Fastensynode ergriffen, hatten nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Weder enthielt sich der König der Investitur, noch eröffnete er Verhandlungen über eine Änderung des Verbots, wie sie vom Papste gewünscht waren, noch erschienen zu ihrer Rechtfertigung in Rom jene gebannten Räte des Königs, die, wenn sie auch vielleicht auf einige Zeit den Hof meiden mußten, doch nie ganz ihren Einfluß auf ihn verloren. Dessenungeachtet fehlte viel daran, daß Heinrich damals seinen Gegensatz gegen den Papst geflissentlich verschärft hätte; der Zeitpunkt, wo sich Rudolf und die anderen oberdeutschen Herzöge wieder mehr dem Throne näherten, wäre dazu am wenigsten geeignet gewesen. Es bestand ein offenes Zerwürfnis zwischen dem deutschen Hofe und Rom; es war kein Friede, aber doch suchte man den Kampf zu vermeiden, ja es hatte sogar noch im Sommer 1075 den Anschein, als ob eine völlige Aussöhnung zwischen Papst und König eintreten könne. Gregor war einer solchen um so weniger abgeneigt, als ihn ein schwerer Schlag traf, der seine Machtstellung in Italien erheblich schwächte.

Man weiß, welchen Wert von jeher der Papst auf die feste Begründung seines Einflusses in Mailand gelegt hatte, wie seine Zerwürfnisse mit dem Könige hauptsächlich in den dortigen Verhältnissen wurzelten.

Mit großer Befriedigung mußte er deshalb sehen, wie die Pataria im Jahre 1074 nicht allein in Mailand selbst völlig die Oberhand gewann, sondern auch in Cremona und Piacenza zur Herrschaft gedieh. Ihre Hauptstütze fand sie in Erlembald, der in Mailand abermals wie ein Diktator schaltete. Aber sein gewaltsames Auftreten und vor allem die Verachtung, welche er und der Priester Liprand, sein geistlicher Beirat, gegen die alten Gebräuche der ambrosianischen Kirche an den Tag legten, erregten in der Bürgerschaft Mißstimmung. Es steigerte sie, daß kurz vor Ostern 1075 eine Feuersbrunst die Stadt aufs neue verheerte und man die Patarener entweder geradezu als die Anstifter des Brandes ansah oder doch in diesem Unglück eine gerechte Strafe Gottes für die Verhöhnung der alten kirchlichen Ordnungen zu erkennen meinte.

Ein Teil der Bürger, namentlich aus den ersten Ständen der Capitane und Valvassoren, verließ mißmutig die Stadt und stiftete eine Vereinigung, welche sich die Bewahrung des ambrosianischen Ritus und die Herstellung des alten Stadtregiments unter einem vom König eingesetzten Erzbischof zum Ziele stellte. Denn das erzbischöfliche Regiment war in Mailand so gut wie in Vergessenheit gekommen, da der vom Papste begünstigte Atto noch immer in Rom verweilte, der vom König eingesetzte Gottfried alle Achtung in der Stadt verloren hatte und sich außerhalb derselben in einer Burg eingeschlossen hielt. Die Verschworenen gewannen einen großen Teil des Landvolks für sich und rückten um den 1. Mai mit der unverhohlenen Absicht, der Tyrannei Erlembalds für immer ein Ende zu machen, in die Stadt. Die Gefahr muß Erlembald völlig überrascht haben. Mit einem Pöbelhaufen, den er eben nach seiner Gewohnheit auf dem Markte haranguiert hatte, warf er sich seinen Widersachern entgegen. Das Schwert in der Rechten, die Fahne des heiligen Petrus in der Linken, brach er als der erste in die dichtgedrängten Reihen der Feinde ein; unter lautem Kriegsruf folgte ihm die Masse. Aber von der Übermacht seiner Gegner wurde er sofort von allen Seiten umschlossen; Wunden auf Wunden bedeckten seinen Leib. Sterbend sank der Held der Pataria zum Entsetzen seiner Anhänger, die sofort nach allen Seiten zerstoben. Sein Leichnam blieb in der Gewalt der Feinde, die ihn plünderten, beschimpften und dann unbestattet liegen ließen. Erst in der folgenden Nacht bestellten einige Patarener ihrem hochgefeierten Führer in aller Stille das Grab. Über Erlembalds Genossen erging nun eine schonungslose Verfolgung; Liprand ergriff man auf der Flucht und verstümmelte ihn an Nase und Ohren, andere wurden erschlagen, vielen gelang es, sich nach Cremona zu flüchten, wo sie für den Augenblick Sicherheit fanden.

Das Ende Erlembalds brachte eine gewaltige Wirkung hervor. Zunächst änderte sich in Mailand selbst die ganze Lage der Dinge. Kaum war der Vorkämpfer der Pataria gefallen, so zogen die Mailänder noch

in den Waffen in feierlicher Prozession nach S. Ambrogio und sangen ihrem Schutzpatron, dessen Ehre nun gerettet schien, Dankeslieder. Am folgenden Tage traten sie zu einem feierlichen Gottesdienst in derselben Kirche zusammen. Jeder bekannte hier öffentlich seine Sünden, und die Priester erteilten allem Volk die Absolution. Nach einem neunzehnjährigen inneren Kampf schien der langersehnte Friede endlich hergestellt; die Freude war allgemein. Als man dann daran ging, die Verhältnisse der Stadt aufs neue zu ordnen, beschloß man, sich an den König zu wenden und ihn um die Einsetzung eines neuen Erzbischofs zu bitten. An eine Anerkennung Attos war jetzt natürlich nicht zu denken, aber auch die Herstellung Gottfrieds sah man als eine Unmöglichkeit an.

Indessen machte sich auch in den anderen norditalienischen Städten das Mißgeschick der Pataria fühlbar. Überall erhoben sich wieder die Gegner des Papstes, überall erwachte der alte Anhang des Cadalus. Das gute Verhältnis Wiberts von Ravenna mit dem Papste war schon früher gelöst; jetzt vergas er völlig die Ergebenheit, die er vor wenigen Jahren dem Nachfolger Petri gelobt, und trat wieder an die Spitze der schismatischen Bischöfe. Die überwiegende Mehrzahl des hohen Klerus in der Lombardei und Romagna stand bald in offenster Opposition gegen Rom, so daß der Papst einschreiten mußte. Über Wibert wurde die Suspension vom Amte ausgesprochen, aber die Strafe blieb ohne Wirkung.

Nicht minder gewann in Rom selbst der Widerstand, den die Reformpartei in den letzten Jahren niedergehalten hatte, neue Kraft. Mit durchgreifender Strenge war hier Gregor im Anfange seines Pontifikats gegen die kirchlichen Mißbräuche eingeschritten. Der römische Klerus lebte noch, von den Reformen wenig berührt, sorglos im Genuß seiner reichen Pfründen; jetzt sollten die Priester das kanonische Leben annehmen oder dem Genuß ihrer Einkünfte entsagen. Viele wählten das letztere, trugen aber bitteren Groll gegen den, der sie ihres Wohlstandes beraubt, im Herzen. Große Ärgernisse wurden in dem heiligsten Gotteshause, am Grabe der Apostel Petrus und Paulus, gegeben; auch sie suchte Gregor zu beseitigen. So pflegten die Kardinäle dort die teuer bezahlten Messen am Hauptaltar schon vor Tagesanbruch zu beginnen; er untersagte den Dienst vor der dritten Tagesstunde und verletzte dadurch den habgierigen Sinn dieser vornehmen Priester. Noch größeren Haß erweckte ihm, daß er die bisherigen Wächter bei S. Peter entfernte. Es waren Weltliche, die sich aber durch auffällige Mitren den Anschein von hochgestellten Geistlichen gaben; sie täuschten dadurch die unwissenden Wallfahrer, die ihnen Messen bezahlten, welche niemals gelesen wurden. Fremden Priestern, welche dort das Meßopfer darbringen wollten, wagten diese Wächter ganz unbefugte Abgaben aufzulegen, ja sie erlaubten sich sogar in der Nacht Gewalttaten der schlimmsten Art gegen die um die Kirche lagernden Pilger. Gregor mußte diesem Unwesen steuern und übergab die Aufsicht der Kirche

an Kleriker, erregte aber dadurch die ganze Wut jenes räuberischen Gesindels und aller Genossen desselben. Auch in den Sippschaften der Geistlichen, deren Ehen er aufgelöst hatte, herrschte eine nicht geringe Erbitterung gegen den mönchisch gesinnten Papst, und ein großer Teil des römischen Adels konnte ihm nimmer vergessen, daß er ein kräftigeres Regiment in der Stadt aufzurichten gewußt hatte und festhielt. Die Herren, die einst Cadalus eingelassen hatten, waren meist noch am Leben und auf ihre alten Wege zurückzukehren zu jeder Stunde bereit.

Zahlreich war die Partei der Unzufriedenen und fand bald ein Haupt in jenem übelberüchtigten Cencius, dessen Dienste Gregor gewonnen hatte, ohne ihn jedoch dauernd an sich fesseln zu können. Die Veranlassung zum Bruch gab, daß Cencius sich während der schweren Krankheit des Papstes im Herbst 1074 eine Testamentsfälschung erlaubt hatte, um ein der römischen Kirche vermachtes Gut an sich zu bringen. Sobald Gregor hergestellt war, ließ er den Betrug untersuchen und zwang den Fälscher, den Raub herauszugeben. Seitdem entbrannte in Cencius von neuem der alte Haß gegen den Papst; er umgab sich mit gefährlichen Gesellen, wie sie in der Stadt nie fehlten, und begann, alle Ordnung frech zu verhöhnen. Auf der Petersbrücke legte er einen Turm an, besetzte ihn mit Bewaffneten und trieb auf eigene Hand einen Zoll von allen ein, welche die Brücke überschreiten mußten. Der Stadtpräfekt trat ihm nach Gebühr entgegen. Cencius wurde gefangengenommen, vor ein Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Es war in den letzten Tagen des Februars 1075, als gerade die Markgräfin Mathilde zur Fastensynode nach Rom gekommen war. Ihre Fürbitte und die Verwendung mehrerer vornehmer Römer erwirkten dem ruchlosen Menschen Begnadigung. Der Papst schenkte ihm das Leben und die Freiheit, doch mußte er auf die Gebeine des heiligen Petrus Besserung geloben, Geiseln stellen und den Turm auf der Petersbrücke übergeben, der sogleich von Grund aus zerstört wurde.

An Besserung war bei Cencius nicht zu denken, zumal die Aufregung Italiens nach Erlembalds Tod seinen Racheplänen günstig genug schien. Auch fand er einen Genossen gegen den Papst in seiner unmittelbaren Nähe. Es war jener unruhige Lothringer Hugo der Weiße, Kardinalpriester vom Titel des heiligen Clemens. Es ist erzählt worden, wie Hugo nach den mannigfachen Irrgängen seines früheren Lebens sich Hildebrand in die Arme geworfen und sogar den ersten Anstoß zu dessen Erhebung auf den Stuhl Petri gegeben hatte. Glaubte er seine Verdienste um den Papste nicht genug belohnt oder fiel ihm unmöglich, den unsteten Sinn auf die Dauer zu bemeistern, bald löste er wieder den Bund, den er mit solchem Eifer geschlossen hatte, und seine Hingebung für Gregor verwandelte sich in die bitterste Feindschaft. Es wird berichtet, und die Nachricht scheint glaubwürdig, daß Hugo sich zu Robert Guiscard begeben und diesem vorgestellt habe, wie er mit Unrecht gebannt, da die Wahl des

Papstes eine ordnungswidrige sei; zugleich soll er Robert, wenn er sofort mit einem Heere gegen Rom aufbreche, die Kaiserkrone versprochen, der Normannenherzog aber solchen Versprechungen kein Vertrauen beigemessen haben. Hier zurückgewiesen, trat Hugo mit seinen alten Parteigenossen in Verbindung, mit denselben Männern, mit denen er einst schon auf Cadalus' Seite gegen Hildebrand gestritten hatte. Er begab sich zu Wibert nach Ravenna und brachte diesen und die Lombarden mit Cencius und dessen Anhang in Rom in Zusammenhang. Zum drittenmal traf Hugo jetzt als Apostat und Ketzerführer der Bann des Papstes.

Die Dinge um Gregor gewannen augenscheinlich eine gefährliche Gestalt. Die Verhältnisse des Jahres 1062 schienen sich herzustellen, nur daß noch der Gegenpapst fehlte; wie aber die Mailänder sich einen neuen Erzbischof vom König erbitten wollten, war zu besorgen, daß die schismatischen Bischöfe von ihm demnächst auch die Einsetzung eines neuen Gegenpapstes verlangen würden. Es begreift sich, wenn Gregor im Sommer 1075 seine Schritte gegen Heinrich mit großer Vorsicht bemaß, wenn er die versöhnlichste Sprache gegen ihn anstimmte.

Nicht geringes Aufsehen machte damals in Deutschland die Absetzung des Bischofs Hermann von Bamberg und nicht zum kleinsten Teil deshalb, weil König und Papst hier in völligem Einvernehmen handelten. Hermann hatte sich trotz der bindendsten Versprechungen, welche er seinen Domherren gegeben, nicht auf der letzten Fastensynode gestellt; in Bamberg, wo der Klerus Hermann gänzlich abgeneigt war, billigte man es durchaus, daß der Papst endlich Strenge gebrauchte, ihn vom Amt suspendierte und mit Absetzung drohte, wenn er sich nicht bis zum Palmsonntag in Rom einfinden würde. Erst als die Frist fast abgelaufen war, machte sich Hermann auf den Weg; ihn begleiteten der Dompropst Poppo und einige andere Domherren, die sich von seiner Rechtfertigung überzeugen sollten. Um die Mitte des Aprils war der Bischof nur noch zwei bis drei Tagereisen von Rom entfernt, als er die Nachricht erhielt, daß Erzbischof Siegfried, der sich bis dahin nach Kräften der schlimmen Sache angenommen hatte, in Rom sei und dort offen den simonistischen Handel um das Bistum Bamberg bekannt habe; Hermann erfuhr zugleich, daß infolge dieser Geständnisse der Papst ihn als einen Exkommunizierten zu meiden geboten habe, bis er sich persönlich rechtfertige und seine Lossprechung erwirke. Unter solchen Umständen wagte er die Reise nicht fortzusetzen; dagegen gingen die Bamberger Domherren eiligst nach Rom, trugen ihre Beschwerden gegen den Bischof vor und wurden vom Papste angewiesen, fortan jeden Umgang mit dem Exkommunizierten zu meiden; auch wurde unter dem 20. April ein Schreiben des Papstes an die Bamberger ausgestellt, in dem sie davon unterrichtet wurden, daß der Bann über ihren Bischof verhängt und er seines Amtes enthoben sei. Hermanns Sache war entschieden. Und doch wußte er noch einmal die Stimmung in

Rom für sich zu gewinnen. Er sandte einige seiner Leute mit kostbaren Geschenken ab, um durch sie auf den Papst und die Kardinäle zu wirken. Das letztere gelang ihm, wie wir aus Gregors eigenem Geständnis wissen, wider Erwarten. Jenes Schreiben des Papstes wurde nicht abgesandt; die Bamberger Domherren kehrten ohne dasselbe zurück, ja sogar in der Gesellschaft des exkommunizierten Bischofs, der sie mit dem Versprechen zu ködern gewußt hatte, daß er sofort seinen Stab freiwillig niederlegen und in ein Kloster gehen wolle. Kaum aber war Hermann in Bamberg angelangt, so gebärdete er sich daselbst völlig wieder als Herr, wenn er sich auch der geistlichen Amtshandlungen enthielt.

Ein innerer Krieg entbrannte sofort im Bamberger Lande. Obwohl die päpstliche Exkommunikation nicht veröffentlicht war, verweigerte der Klerus den Gehorsam dem mißliebigen Bischof, der dagegen einen bedeutenden Anhang unter den Stiftsvasallen gewann. Denn diese hielten für unerhört, daß ihr Bischof ohne Verhör und kanonische Verhandlung seines Amtes beraubt sei, fühlten in der Ehre ihres Lehnsherrn die eigene gekränkt und erklärten sich bereit, seine Sache zu verteidigen. Die widerspenstigen Domherren wurden ihrer Güter beraubt, welche der Bischof unter seine Vasallen verteilte, und die reiche Bamberger Kirche wäre vollends zugrunde gerichtet worden, wenn sich der König nicht ihrer angenommen hätte. Hermann hatte lange am Hofe im höchsten Ansehen gestanden und sich um den König noch in der letzten Zeit erhebliche Verdienste erworben; dennoch trat dieser jetzt, als die Schuld des Bischofs offenkundig zutage lag und der Bestand des Bamberger Bistums durch die inneren Zerwürfnisse gefährdet wurde, mit aller Entschiedenheit ihm entgegen. Auch der Papst glaubte nun rücksichtslos einschreiten zu müssen. Unter dem 20. Juli 1075 meldete er durch ein Schreiben den Bambergern, daß Hermann für immer seines Bistums entsetzt, überdies, bis er sich in Rom stelle und Genugtuung leiste, der priesterlichen Würde verlustig erklärt und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen sei. Er erließ zugleich an Erzbischof Siegfried und den König die Aufforderung, für die Besetzung des erledigten Bistums Sorge zu tragen.

So wenig Gregor mit dem Verfahren Siegfrieds in dieser Sache zufrieden war, so sehr belobte er das Auftreten des Königs. Und nicht allein in diesem einzelnen Fall glaubte er in ihm den löblichsten Eifer für die kirchliche Reform wahrzunehmen, sondern in seinem ganzen Verhalten. „Außer anderen vortrefflichen Werken, teuerster Sohn" — so schrieb er damals dem König —, „zu welchen Du Dich, wie uns das Gerücht meldet, voll Eifer für Deine Besserung erhebst, hat Dich ein Zweifaches ganz besonders Deiner Mutter, der römischen Kirche, empfohlen: erstens, daß Du mannhaft den Simonisten widerstehst, dann aber, daß Du das ehelose Leben der Kleriker gern siehest und einzuführen

Dich redlich bemühst. Hierdurch hast Du uns Veranlassung geboten, noch größere und schönere Hoffnungen von Dir zu fassen."

Die Hoffnungen, welche Gregor von dem König damals glaubte fassen zu können, waren keine anderen, als daß dieser sich endlich zu Unterhandlungen herbeilassen und zur Erfüllung seiner alten Versprechungen bestimmen lassen würde; und diese Hoffnungen schienen sich bald zu erfüllen. Wenige Tage, nachdem der Papst jene Worte geschrieben hatte, erschienen zwei Gesandte des Königs in Rom und überbrachten ein Schreiben desselben, welches er während seines siegreichen Vordringens in Sachsen erlassen hatte; mit der größten Freude empfing es der Papst. „Da ich sehe," schrieb Heinrich, „daß fast alle Fürsten meines Reichs mehr Gefallen an unserer Zwietracht als an einer Verständigung zwischen uns finden, sende ich im geheimen diese Männer zu Euch, die von edler Geburt und kirchlicher Gesinnung sind, und die den Frieden zwischen uns, wie ich fest überzeugt bin, hergestellt zu sehen aufrichtig verlangen. Ich wünsche, daß ihre Aufträge außer Euch, meiner Mutter, meiner Muhme Beatrix und ihrer Tochter Mathilde jedermann geheimgehalten werden. Sobald ich aus Sachsen zurückkehre, werde ich Euch andere Gesandte schicken und zwar die treuesten und vertrautesten meiner Räte; durch sie werde ich Euch die volle Geneigtheit und Ehrfurcht dartun, die ich dem heiligen Petrus und Euch schulde."

Das war inmitten der Unglücksfälle, die Gregor in Italien betroffen hatten, ihm eine hocherwünschte Botschaft. Nichts mußte er mehr wünschen, als ohne die Fürsten unmittelbar mit dem Könige zu unterhandeln. Niemals hatte ihm dieser eine so geneigte Gesinnung gezeigt, wogegen er unter den Fürsten nicht auf gleiche Ergebenheit zu rechnen hatte. Stand er auch mit den oberdeutschen Herzögen im Bunde, so war er doch mit Herzog Gottfried völlig zerfallen, der unter den weltlichen Fürsten zur Zeit großes Ansehen genoß, und die geistlichen Herren waren mit wenigen Ausnahmen ihm geradezu feindlich gesinnt. Kein Wunder daher, daß er bereitwillig auf Heinrichs Vorschlag einging.

So wenig wir die Aufträge jener Gesandten im besonderen kennen, wissen wir doch, daß sie hauptsächlich den Römerzug betrafen, der so oft verschoben war, und den der König nun endlich nach der Besiegung Sachsens auszuführen gedachte. An Aufforderungen dazu aus Italien konnte es nicht fehlen, und auch ohne solche mußte Heinrich daran denken, das Kaisertum herzustellen, welches nach einer fast zwanzigjährigen Ruhe der Vergessenheit zu verfallen drohte. Aber nicht abtrotzen wollte er, wie man sieht, dem Papste die Kaiserkrone, sondern sich vorher mit ihm verständigen. Das Glück schien dieser Absicht günstig, da die Lage des Papstes ihm Versöhnlichkeit anriet und bei den obwaltenden Verhältnissen Italiens die kirchliche Reformpartei sogar den Römerzug wünschen mußte, sobald der König nur feste Bürgschaften gab, daß er die schismatischen Bischöfe

nicht unterstützen würde. In der Tat war Gregor damals völlig bereit, die kaiserliche Krone dem Sohne Heinrichs III. aufzusetzen, wofern er solche Bürgschaften erhielt; fast scheint es, als habe er jetzt selbst von jenen Versprechungen zum Teil absehen wollen, auf deren Erfüllung er bisher so hartnäckig und so vergeblich gedrungen hatte.

Sehnlichst erwartete der Papst jene vertrauten Räte des Königs, welche den Frieden abschließen sollten. Aber sie trafen nicht ein; statt ihrer kam ein Bote, der den königlichen Gesandten ferner in Rom zu bleiben befahl. Der König, meldete er, werde die Räte erst später senden; sein Wille sei und bleibe, ohne die Fürsten mit dem Papst Frieden zu schließen. Der Bote kehrte schnell nach Deutschland zurück, und der Papst benutzte ihn, um die Antwort auf den letzten Brief des Königs zu befördern. Sie ist erhalten und beweist aufs unzweideutigste, wie sehr Gregor damals eine Ausgleichung mit dem König wünschte und hoffte. „Da wir", schreibt der Papst, „nicht allein mit Euch, den Gott am meisten auf Erden erhöht hat, sondern mit allen Menschen in Christo Frieden zu halten und jedem sein Recht zu bewahren wünschen, begehren wir nichts mehr, als ein inniges und herzliches Verhältnis zu Euch zu gewinnen. Wir wissen auch, und Euch wird es gleichfalls nicht unbekannt sein, daß alle, die Gott wahrhaft lieben und nicht die Strafen des Reichs und der Kirche zu fürchten haben, die Herstellung des Friedens zwischen uns sich angelegen sein lassen. Deshalb habe ich gute Hoffnung geschöpft, als Du unsere oder vielmehr der ganzen Kirche Sache gottesfürchtigen Männern übertrugst, die uns und nicht das Unsere lieben, und in heiliger Gesinnung nach einer Reform der christlichen Kirche trachten. Ich meinesteils, um es in Kürze zu sagen, bin gern bereit, nach dem Rat dieser Männer Dir den Schoß der heiligen römischen Kirche zu öffnen und Dich als meinen Herrn, Bruder und Sohn aufzunehmen, auch Dir jeden gebührenden Beistand zu leisten, indem ich zum Entgelt nichts anderes verlange, als daß Du heilsamen Ratschlägen das Ohr zu leihen und Deinem Schöpfer die gebührende Ehre zu erweisen Dich nicht weigerst." Im weiteren beglückwünscht der Papst Heinrich wegen seines Erfolges über die „mit Unrecht aufständigen" Sachsen. So sehr er die Opfer dieses Sieges beklagt, sieht er in ihm doch ein Mittel zur Herstellung des kirchlichen Friedens und ermahnt den König eindringlich, daß er sein Glück nicht so sehr zur Erhöhung seiner weltlichen Macht als zur Förderung der Gerechtigkeit und zum Ruhme Gottes benutze. Schließlich erinnert er den König noch einmal an die Besetzung des Bamberger Bistums, wo Hermann freilich entfernt war, aber noch keinen Nachfolger erhalten hatte.

Um den 1. September ist dieser Brief geschrieben, und so sicher Gregors Hoffnungen auf eine gütliche Ausgleichung damals noch schienen, sah er sie doch, obwohl die königlichen Gesandten auch ferner in seiner

Nähe blieben, bald darauf schwinden. Wir erfahren dies aus einem Briefe, den er an die Markgräfinnen Beatrix und Mathilde unter dem 11. September richtete, und der zugleich die Veranlassung seiner Entmutigung dartut. Der König hatte sich nämlich an die Gräfinnen gewendet und ihnen eröffnet, daß er nicht ohne die Fürsten, sondern nur unter ihrer Zustimmung seine Streitpunkte mit dem Papste erledigen könne; durch die Vermittelung der Markgräfinnen sollte ohne Zweifel die Einwilligung des Papstes für dieses veränderte Verfahren gewonnen werden. Überaus wahrscheinlich ist, daß die Meinung des Königs durch Herzog Gottfried, dessen Ansehen am Hofe immer höher stieg, geändert war; zumal sich auch der Herzog selbst bei seiner Gemahlin und deren Mutter verwandte und die besten Versprechungen für einen glücklichen Ausgang der Verhandlungen gab. Die Markgräfinnen waren ungewiß, was sie antworten sollten, und suchten bei Gregor selbst Rat, der ihnen in der größten Verwunderung über die Sinnesänderung des Königs antwortete.

Nur das eine schien dem Papste klar, daß der König einen Frieden nicht ernstlich beabsichtige, für den er jetzt die Zustimmung derer beanspruche, die er früher selbst als Gegner der Verständigung bezeichnet hatte. Auf das bestimmteste erklärte Gregor deshalb, daß er auf den neuen Vorschlag nicht eingehen werde, den er weder für geziemend noch vorteilhaft für die römische Kirche halten könne; wolle der König dagegen zu seinem früheren Entschluß zurückkehren, so werde er sich weiteren Verhandlungen nicht entziehen. Den Versprechungen Gottfrieds, meinte Gregor, sei wenig Vertrauen zu schenken; könnten die Markgräfinnen ein der Kirche förderliches Abkommen mit ihm treffen, so werde er es billigen, andernfalls nicht; unter allen Umständen aber erwarte er, daß sie treu bei ihm ausharrten; gegen Angriffe Gottfrieds hoffe er sie, seine teuersten Töchter, unter allen Umständen schützen zu können.

Weitere Verhandlungen unterblieben in der nächsten Zeit, obwohl die beiden Gesandten des Königs auch ferner noch in Rom verweilten. Auch schien äußerlich noch ein leidliches Vernehmen zwischen dem König und Papst zu bestehen. Heinrich trat wie bisher in Deutschland der Simonie entgegen. Am 30. November wurde in Bamberg der Dompropst Rupert von Goslar zum Bischof ordiniert, nachdem er vom König die Investitur erhalten; als ein vertrauter Freund des Königs und eine sehr einflußreiche Person am Hofe war er den Bamberger Domherren genehm, und der Papst erhob gegen seine Einsetzung keinen Einspruch. Hermanns, des simonistischen Bischofs, letzte Hoffnungen waren damit vereitelt[1]. Zu derselben Zeit verlieh der König die Abtei Fulda einem schlichten Mönch aus dem Kloster Hersfeld, Ruzelin mit Namen, obwohl andere ihm und den Hofleuten goldene Berge versprachen. Auch die erledigte

[1] Hermann ging in das Kloster Schwarzach und gewann bald darauf die Absolution des Papstes. Er starb in diesem Kloster im Jahre 1084.

Abtei Lorsch fiel ungeachtet großer Versprechungen, die der Propst derselben dem Könige machte, einem armen Mönch zu, der nichts weniger als solche Ehre erwartet hatte.

Um so bemerkenswerter ist dieses Verfahren Heinrichs, als der Widerstand des deutschen Klerus gegen die strengen Vorschriften des Papstes daneben in alter Weise fortdauerte. Unter dem 3. September hatte Gregor dem Erzbischof Siegfried auf die gemessenste Weise Befehl gegeben, das Zölibat endlich unter der Geistlichkeit seiner Provinz durchzuführen und zu dem Ende eine Synode zu versammeln, zu der er sogar einen eigenen Legaten in dem Bischof von Chur sandte. Im Oktober trat die Synode in Mainz zusammen, aber ein solcher Sturm erhob sich gegen Siegfried unter dem Klerus, daß er für sein Leben zu fürchten hatte. Er erklärte nun, daß er an der Durchführung der päpstlichen Verordnung verzweifle; der Papst selbst möge sehen, wie er das Zölibat durchsetzen könne. Ähnliche Auftritte wiederholen sich an anderen Orten. Niemand konnte lebendigeren Eifer für die kirchliche Reform haben als der Bischof Altmann von Passau, der frühere Kaplan der Kaiserin Agnes, aber auch er geriet in Lebensgefahr, als er auf einer Synode mit Gewalt die Dekrete Gregors durchführen wollte, und mußte sich nachgiebig zeigen.

Schwach genug waren noch immer die Aussichten für die Reform in Deutschland, obschon die oberdeutschen Herzöge sich für sie erklärt hatten, obschon unter ihrem Schutz schwärmerische Prediger Bayern und Schwaben durchzogen, um die Laienwelt gegen die simonistischen und beweibten Priester aufzuwiegeln. Die Pataria wollte auf dem fremden Boden doch nicht so schnell wie in Italien gedeihen, und die Reform schien kaum noch einen anderen Halt hier zu besitzen als in der Geneigtheit des Königs. Dennoch steigerte sich die Entfremdung zwischen ihm und dem Papste fortan mit jedem Tage, und der wachsende Zwiespalt gab sich in dem Gange der Dinge deutlich zu erkennen.

Denn schwerlich geschah es ohne den Einfluß des Papstes, wenn sich die oberdeutschen Herzöge im Herbst 1075 dem Kriegszuge gegen die Sachsen entzogen. Als dann das Unglück Burchards und seiner Genossen entschieden war, unterließ der Papst nicht, sich für die Befreiung der aufständischen Bischöfe zu verwenden (S. 276), obgleich er früher den Aufstand als ungerechtfertigt verurteilt hatte. Augenscheinlich schloß sich Rom enger den Widersachern des Königs an, und dieser begann seinerseits noch um vieles offener mit den Feinden des Papstes zu verkehren. Die gebannten Räte waren mit Herzog Gottfried wieder die einflußreichsten Männer am Hofe; die wichtigsten Geschäfte wurden ihnen übertragen. Es ist berichtet (S. 271), wie der König Udalrich von Godesheim, einen der Gebannten, in der Mark Meißen ansässig machte, um das bedrohte Land gegen die Polen zu schützen. Etwa zu derselben Zeit sandte er den alten Grafen Eberhard von Nellenburg, der gleichfalls unter dem Bann stand,

nach Italien, um dort mit den Gegnern des Papstes in Verbindung zu treten. Der Papst wäre töricht gewesen, wenn er von einem Römerzuge noch Vorteile für sich ohne die bestimmtesten Bürgschaften hätte erwarten wollen.

Als Eberhard in der Lombardei erschien, hielt er eine große Tagfahrt auf dem Ronkalischen Felde. Er belobte die Mailänder wegen ihres mutigen Auftretens gegen Erlembald und wies sie an, über die Berge zu ziehen; der König werde ihnen sofort einen Erzbischof geben, wie sie ihn wünschten. Zugleich erklärte er alle Patarener für Feinde des Reichs und des Königs und traf Anstalten, um dem Treiben derselben in Piacenza ein Ziel zu setzen. Teils mußten sie die Stadt räumen, teils ihm ausgeliefert werden und erhielten nur auf Fürbitte der Beatrix die Freiheit wieder. Allein in Cremona und den Städten der Markgräfinnen behauptete sich noch die päpstliche Partei, sonst wurde sie in der Lombardei allerorten zerstreut. Und schon eilten Eberhard und Gregor von Vercelli, der Kanzler des Königs, sich auch mit dem Manne in Verbindung zu setzen, den der Papst am meisten in Italien zu fürchten hatte, der unter dem Banne der Kirche stand. Sie begaben sich zu Robert Guiscard und forderten ihn auf, sein Land von König Heinrich als Lehen zu empfangen.

In der ehrenvollsten Weise empfing der ritterliche Normanne die Gesandten des Königs, aber ihre Aufforderung wies er mit aller Festigkeit ab. „Ich habe dies Land", sagte er, „mit großem Blutvergießen und vielen Beschwerden den Griechen entrissen, unter mannigfachen Verfolgungen meiner Landsleute behauptet und, um den Übermut der Sarazenen zu brechen, große Gefahren jenseits des Meeres bestanden. Von allen Seiten bedrängt, bedarf ich der Hilfe Gottes und der Fürbitte der heiligen Apostel Petrus und Paulus, denen alle Reiche der Welt untergeben sind; deshalb habe ich mit allen meinen Eroberungen mich dem Papste, ihrem Stellvertreter, unterworfen. Nur so glaube ich mich vor der Hinterlist der Sarazenen schützen und die hoffärtigen Griechen besiegen zu können. Denn die Griechen haben von altersher Apulien und Kalabrien beherrscht, und ganz Sizilien war in den Händen der ungläubigen Sarazenen: jetzt aber hat der allmächtige Gott mir den Sieg gegeben, mir das Land unterworfen und mich vor allen meines Volks erhöht. Ihm muß ich deshalb dienen, ihn allein als den Lehnsherrn dieses Landes erkennen, welches ihr mir zu verleihen versprecht. Indessen die Hand des Königs ist stark und reicht weit, will er mir zu dem wenigen, was ich besitze, etwas von dem Seinen geben, so werde ich ihm gern als meinem Lehnsherrn huldigen, doch nur mit Vorbehalt der Treue, welche ich der Kirche schulde." Die Gesandten verwunderten sich, wie Amatus von Monte Cassino berichtet, dieser Worte, noch mehr aber des Reichtums und der Macht des Normannen, als sie seine Städte und Burgen sahen. Sie sprachen: „Dieser Fürst ist der mächtigste Herr der Welt!" Reich beschenkt entließ sie Robert, doch hatten sie nicht von ihm erreicht, was sie erreichen sollten.

Obschon ein Bund zwischen Heinrich und Herzog Robert nicht geschlossen wurde, blieb die Gesandtschaft nicht ohne wichtige Folgen. Der Geschichtsschreiber Amatus sagt ausdrücklich, daß sie die Veranlassung gab, daß sich Robert und Richard, deren Zwietracht der Papst so lange künstlich erhalten hatte, die Hände zum Frieden reichten. Sie taten es, indem sie sich gegenseitige Unterstützung gegen jedermann, also auch gegen den König gelobten, zugleich aber mit der bestimmten Aussicht auf neue Erwerbungen. Robert war wegen Amalfis, welches sich unter seinen Schutz begeben hatte, mit Gisulf von Salerno in die heftigsten Streitigkeiten geraten und ging mit dem Plan um, den langobardischen Fürsten zu verjagen, um das Gebiet von Salerno, nach dem er so lange getrachtet, endlich unter seine Herrschaft zu bringen; Richard, der selbst nach dieser Seite hin immer sein Fürstentum hatte erweitern wollen, gab diese Absicht auf und versprach sogar, dem Herzoge vor Salerno hilfreiche Hand zu leisten, wenn dieser ihm zum Entgelt Schiffe und Ritter stellen würde, mit denen er sich Neapels bemächtigen könne. Bedeutende Unternehmungen standen im Entwurf, die im Falle des Gelingens fast den ganzen Süden Italiens unmittelbar in die Gewalt der Normannen bringen mußten. Was die römische Kurie bisher auf alle Weise zu hindern gesucht hatte, schien durch den Bund Roberts und Richards unvermeidlich.

Und schon ergossen sich die Scharen der Normannen auch über das Herzogtum Spoleto und die Mark von Camerino, über Gebiete, auf welche Rom selbst Ansprüche erhob, obwohl sie vom König Herzog Gottfried zu Lehen gegeben waren. Jener Robert von Loritello, den mit Herzog Robert zugleich der Bann des Papstes getroffen hatte, griff in der Mark den Grafen Trasimund von Chieti an, dessen Geschlecht seit Jahrhunderten hier mächtig war. Robert von Loritello war ein Neffe Herzog Roberts, ein Sohn seines Bruders Goffred. Mit besonderer Liebe hing der Normannenfürst an diesem Neffen, der nicht nur seinen Namen trug, sondern ihm auch in dem kühnen und doch umsichtigen Auftreten glich; er selbst hatte ihn zu dem Unternehmen gegen Trasimund ausgerüstet. Alle Herren der Mark eilten dem bedrängten Grafen zu Hilfe. Ein Heer von zehntausend Mann stellte man dem jungen Normannenführer entgegen, aber mit fünfhundert Rittern zersprengte dieser es in alle Winde und zeigte aufs neue der Welt, wie wenig auf den Kriegsmut der Italiener zu bauen sei. Trasimund mußte einen Teil seines Gebiets dem Normannen überlassen, den Rest empfing er als Lehen von ihm zurück. Indessen lenkte Richard von Kapua den Ehrgeiz seines Sohnes Jordan gegen das Herzogtum Spoleto, und ohne Mühe gewann dieser sich die Grafen des Marserlandes, von Amiterno und Valvi, zu Vasallen. Hier wie dort mußten fortan die Eingeborenen den Normannen Tribut entrichten. Bis in die höchsten Teile der Abruzzen, bis zum See von Celano und dem oberen Aterno breitete sich die Herrschaft der Normannen aus.

Der König und Herzog Gottfried waren unmittelbar durch diese neue Ausdehnung der normannischen Eroberungen berührt. Es geschah wohl nicht ohne Rücksicht auf dieselben, wenn Heinrich damals die erledigten Bistümer von Spoleto und Fermo ihm vertrauten Männern — deutschen Klerikern, wie es scheint, — verlieh und sie dem Papste zur Weihe sandte. Schwer, als eine Nichtachtung seiner Person und seiner Stellung empfand es Gregor, daß er ihm völlig unbekannten Klerikern in seiner unmittelbaren Kirchenprovinz, nachdem sie der König mit Gütern, die er als Eigentum des heiligen Petrus ansah, belehnt hatte, die Weihe erteilen sollte. Aber noch mehr erbitterte ihn die Art, wie der König zu derselben Zeit über die Mailänder Kirche verfügte. Als auf Eberhards Aufforderung mailändische Gesandte am Hofe erschienen, bezeichnete ihnen der König einen ihrer Landsleute aus vornehmer Familie, der ihm eine Zeitlang in Deutschland als Kaplan gedient hatte, als ihren zukünftigen Erzbischof. Man fand gegen den jungen Kleriker — Thedald war sein Name — nichts einzuwenden, und sofort erfolgte die Investitur. Die Gesandten führten Thedald dann im Auftrage des Königs nach Mailand, wo er die beste Aufnahme fand. Aber seine Ernennung war nichtsdestoweniger vom Standpunkt der Kirche durchaus verwerflich. Mochte der König Attos Wahl, an der Gregor festhielt, nicht anzuerkennen ein Recht haben, nimmermehr war die Nichtachtung Gottfrieds zu rechtfertigen, den er selbst eingesetzt, selbst hatte weihen lassen, und gegen den nie ein von ihm anerkanntes kirchliches Verfahren eingeleitet war.

Sobald Gregor Thedalds Einsetzung erfuhr — es war im Anfang des Dezembers —, beschloß er, die zuwartende Stellung, die er seit geraumer Zeit behauptet hatte, aufzugeben. Die erschütterten Ordnungen der Kirche trieben ihn, seine Stimme zu erheben, und nicht minder mußte ihn die politische Stellung, in die er geraten war, zu einem entscheidenden Schritte drängen. Alles ließ sich dazu an, daß es in nächster Zeit zu einem großen Zusammenstoß zwischen den Deutschen und Normannen auf der Halbinsel kommen würde: sollte er ruhig abwarten, welches der beiden Völker den Sieg gewinnen, sich Italien und damit auch das Papsttum unterwerfen würde? Schon sah er in der Halbinsel den politischen Einfluß Roms, den er selbst unter so vielen Mühen begründet hatte, mehr und mehr schwinden. Außer in den Markgräfinnen fand er von den Alpen bis zur Straße von Messina kaum noch irgendwo einen festen Rückhalt. Die Wege, die er bisher gewählt hatte, um den König für seine Absichten zu gewinnen, hatten ihn nicht nur zum Ziele, sondern vielmehr in nicht geringe Gefahren geführt; eine andere und sichere Straße mußte er einschlagen, um sich dieses jungen Fürsten, dem das Wohl der Kirche nicht gleichgültig schien, und der für Roms hierarchische Bestrebungen so förderlich werden konnte, zu vergewissern, um ihn seiner bisherigen Umgebung zu entreißen und dem apostolischen Stuhle dienstbar zu machen.

Weder das konnte Gregor beirren, daß sich Thedald durch einige Freunde in Rom um seine Gunst bewarb, noch daß der König noch einmal im Ton der Ergebenheit schrieb und ihm den Brief durch einen Mann schickte, der dem Papste nicht minder genehm war als die beiden anderen noch immer in Rom verweilenden Gesandten. Wir kennen den Inhalt dieses letzten Schreibens, welches vor dem Bruch der König an Gregor richtete, nicht näher, aber unzweifelhaft brachte es aufs neue die Kaiserkrönung in Anregung und suchte die Geneigtheit des Papstes für dieselbe zu gewinnen. Gregor meinte nicht mit Unrecht, die Taten des Königs ständen mit seinen Worten in keinem Einklang; sein Entschluß war gefaßt, fortan mehr auf jene als auf diese zu geben und dem Könige in einer Weise entgegenzutreten, die eine Entscheidung der so lange schwebenden Fragen herbeiführen mußte.

In diesem Sinne forderte Gregor durch ein Schreiben vom 7. Dezember Thedald auf, seine Einsetzung dem Richterspruche des heiligen Petrus zu unterwerfen und zu dem Ende spätestens bis zur nächsten Fastensynode in Rom zu erscheinen. Auf das bestimmteste untersagte er ihm, vor jenem Richterspruche die Weihen zu empfangen, und warnte ihn vor übeln Ratgebern, die ihn unter Hinweisung auf das Ansehen seines Geschlechts, die Unterstützung seiner Mitbürger und den königlichen Schutz der Übertretung des Verbots verleiten möchten. „Erwäge," schließt der Papst, „daß aller Kaiser und Könige Macht und alles Anstreben der Menschen gegen die Rechte des apostolischen Stuhls nur gleich Spreu und Asche zu achten ist, und daß es Dir nicht zusteht, auf irgendeines Menschen Antrieb oder im Vertrauen auf ihn Dich in freventlichem Leichtsinn übermütig gegen die göttlichen und apostolischen Gebote aufzulehnen." Den Suffraganen Mailands verbot der Papst durch ein Schreiben vom folgenden Tage, Thedald die Weihen zu erteilen, und bedrohte sie, wenn sie das Verbot überträten, mit sofortiger Exkommunikation; er erwarte von ihnen, sagte er, den Gehorsam, den sie in allen Stücken der römischen Kirche schuldeten.

Zu derselben Zeit war es, daß Gregor den Schritt tat, der ihn auf immer vom Könige trennte. Er sandte jene drei deutschen Gesandten, die sich noch in seiner Nähe befanden, — der eine von ihnen war Rapoto von Cham, die beiden anderen werden Adalbert und Udalskalk genannt — an den König mit einem Schreiben und mündlichen Aufträgen zurück. Von der Aufnahme dieser Botschaft und besonders der mündlichen Aufträge machte er es abhängig, was er auf die letzten Eröffnungen Heinrichs zu antworten habe, und ob er überhaupt noch die Verhandlungen mit ihm fortsetzen könne.

Das Schreiben Gregors, welches die Gesandten überbrachten, ist erhalten; es ist das letzte, das er an den König gerichtet, und schon deshalb von großem Interesse. Durchweg bewegt es sich in Vorwürfen gegen Heinrich, die sich aber wesentlich auf zwei Hauptpunkte beziehen, auf die

Nichtachtung des über die königlichen Räte ausgesprochenen Banns und auf den Widerspruch zwischen den ergebenen Äußerungen des Königs und seinen dem apostolischen Stuhle feindlichen Handlungen. Nur durch das Gerücht wußte der Papst von dem fortgesetzten Umgang des Königs mit den Gebannten, verlangte aber, wenn das Gerücht begründet sei und Heinrich sich schuldig fühle, daß er sich schleunig bei einem untadeligen Bischof Absolution erwirken solle. Den Widerspruch zwischen den Worten und Taten des Königs findet Gregor erstlich in dem Eingreifen desselben in die mailändischen Verhältnisse, welches mit seinen früheren Versprechungen völlig unvereinbar sei, dann in der Ernennung der Bischöfe von Fermo und Spoleto, endlich in seinem Verhalten in bezug auf das Investiturverbot. Eine unverantwortliche Verletzung des heiligen Petrus sieht er darin, daß Heinrich auf die ihm angebotenen Verhandlungen über Milderung des Verbots nicht eingegangen sei, sondern ohne Rücksicht auf dasselbe nach wie vor die Investitur erteilt habe. Schließlich ermahnt er den König in eindringlicher Weise zum Gehorsam gegen Gottes Gebote und beschwört ihn, die Kirche in ihrer freien Entwickelung nicht ferner zu hindern, sondern vielmehr ihre Erhebung zu unterstützen; gerade sein Sieg über die Widersacher und die ihm von Gott jetzt gewährte Macht müßten ihm besondere Rücksichten gegen die Kirche auferlegen; er solle bedenken, wie Gott Saul gestürzt, weil er im Übermut des Triumphs die Warnungen des Propheten verachtet, David aber wegen seiner Demut erhöhet habe.

So ernst der Ton ist, in welchem der Papst diese Vorwürfe und Mahnungen ausspricht, läßt er sich nicht geradezu feindselig nennen; deutlich schimmert sogar durch, daß Gregor inbetreff der Investitur noch zu Zugeständnissen bereit war, wenn der König sich von seinen Räten trennen und seine früheren Versprechungen, namentlich in bezug auf Mailand, erfüllen würde. Denn noch immer wollte der Papst weniger einen unheilbaren Bruch mit dem König herbeiführen als eine Verständigung mit demselben erzwingen, eine Verständigung allerdings, die wesentlich einer Unterwerfung des Kaisertums unter die Gewalt des apostolischen Stuhls gleichkam. Unverkennbar sollte der Brief als ein starkes Zwangsmittel dienen, und einen noch wirksameren Zwang hoffte der Papst durch die mündlichen Aufträge zu üben, die er den Gesandten mitgab.

Gregor selbst hat in einer Darlegung dieser Verhältnisse, zu der er sich später gedrängt sah, den Inhalt jener Aufträge kundgegeben. Die Gesandten, berichtet er, sollten den König im geheimen ermahnen, wegen jener Laster Buße zu tun, deren er vielfach angeklagt werde, und für welche er nicht nur bis zu gebührender Genugtuung exkommuniziert, sondern auch nach göttlichen und menschlichen Gesetzen des Reichs für immer entsetzt zu werden verdiene; sie sollten ihm ferner melden, daß der Papst nicht länger umhin könne, ihn von der kirchlichen Gemeinschaft zu trennen, wenn er sich nicht sofort von dem Umgange mit den gebannten Räten los=

sage; zugleich aber sollten sie versichern, daß ihn der Papst mit der größten Freude und Liebe im Schoße der heiligen Kirche als den Verteidiger des Friedens und der Gerechtigkeit empfangen würde, sobald er sein Leben bessern und die Ermahnungen vom Stuhle Petri beherzigen wolle. So gibt Gregor selbst an, und er scheint dabei im wesentlichen nichts anderes übergangen zu haben, als daß er durch die Gesandten dem Könige ankündigen ließ, er werde schon auf der nächsten Fastensynode die angedrohten Strafen verhängen, wofern derselbe nicht bis dahin deutliche Beweise seiner Sinnesänderung gegeben habe[1]. Es ist klar, daß dadurch der König zu einem raschen Entschluß gedrängt werden sollte.

Mochten die letzten Absichten des Papstes auch friedliche sein, diese Aufträge der Gesandten enthielten nicht allein die stärksten Drohungen, sondern auch Beleidigungen gegen den König, die ihn im tiefsten Herzen verwunden und empören mußten. Denn was hätte ihn mehr verletzen können, als daß das Oberhaupt der Kirche, von dem er vor allen Gerechtigkeit erwarten durfte, und das bisher in dem Tone väterlicher Zuneigung und schonenden Wohlwollens zu ihm gesprochen hatte, plötzlich ihm jene abscheulichen Verbrechen zur Last legte, die ihm erbitterte Feinde nachgesagt hatten, deren er aber weder geständig noch überwiesen war? War es nicht, als ob der Papst diesen Feinden, nachdem er sie im Glück nicht unterstützt, nun im Falle die rettende Hand reichen und so den Sieg des Königs vereiteln wolle? Drohte er ihm jetzt in der Tat nicht dasselbe an, was die Sachsen früher von Siegfried und in Rom selbst vergeblich beansprucht hatten? In einem sehr verdächtigen Lichte mußte dem König nun erscheinen, daß sich der Papst kurz zuvor für die Befreiung der aufständischen Bischöfe so dringend verwandt hatte. Kaum konnte er daher in dieser Botschaft etwas anderes als die offenste Feindseligkeit sehen, und Gregor, obschon er den Frieden wollte, war selbst nicht ohne Schuld, wenn aus der von ihm gestreuten Saat Zwietracht statt Eintracht aufging.

Die Gesandten verließen etwa am 8. Dezember Rom und erschienen am 1. Januar 1076 am königlichen Hoflager in Goslar. Man kann denken, welche Aufnahme sie bei einem Fürsten fanden, der eben im vollen Gefühl glänzender Erfolge stand, und den das Glück eher zur Härte als zur Nachgiebigkeit stimmte. Nicht allein daß sie kein Bekenntnis der Schuld von ihm erlangen, kein Gefühl der Reue bei ihm wecken konnten, sie mußten sogar unter den ärgsten Schmähungen, daß sie als Vasallen des Königs sich zu einer solchen Botschaft hätten gebrauchen lassen, vom

[1] Heinrich hat Gregor wiederholentlich vorgeworfen, dieser habe ihm durch die Gesandten sagen lassen, entweder werde er selbst, der Papst, untergehen oder ihm, dem Könige, Reich und Leben nehmen. Sind diese oder ähnliche Äußerungen verlautet, so ist doch der Zusammenhang, in welchem sie standen, nicht nachzuweisen. Daß der König selbst zur Fastensynode nach Rom zitiert sei, sagt Lambert, aber er allein, und gewiß ohne Grund.

Hofe weichen. Der König war in seiner Stellung und in seiner Person auf das höchste gekränkt, und im Vertrauen auf seine jetzt scheinbar so gesicherte Macht beschloß er, dem rücksichtslosen Papst nur um so rücksichtsloser entgegenzutreten. Den Sieg, den er über die Sachsen gewonnen, sah er nicht eher als vollständig an, als bis er diesen Papst beseitigt hätte, und erst dann schien sich ihm auch der Weg nach Italien und zur Kaiserkrönung zu öffnen.

In der höchsten Erregung machte der König dem Hofe bekannt, wie Hildebrand ihm nach der Krone und dem Leben trachte. Unverweilt ging er dann mit seinen gebannten Freunden und den Bischöfen, welche die Strafen Roms trugen oder sie doch zu fürchten hatten, darüber zu Rat, wie dem Übermut des verwegenen Mönchs zu begegnen sei. Leicht stellt man sich vor, welche Reden in diesem Kreise laut wurden, wie sich die Leidenschaft an der Leidenschaft erhitzte. Der König und alle, die ihn umgaben, wurden bald einig, man müsse den Papst, noch ehe er auf der bevorstehenden Fastensynode das Schwert Petri schwingen könne, seines Amtes entsetzen; so entziehe man ihm die Autorität und entkräfte vorweg die Beschlüsse der römischen Synode, wenn sie ja noch solche gegen den König zu fassen wagte. Daß Heinrich so gut wie seine Vorgänger und seine Mutter einen römischen Bischof entsetzen könne: daran zweifelte wohl niemand in Goslar. Aber unerhört mußte doch selbst hier erscheinen, daß ein deutsches Nationalkonzil die Entsetzung des allgemeinen Oberhauptes der Kirche aussprechen sollte; doch mochte man es mit der Dringlichkeit der Zeitumstände zu entschuldigen suchen und sich auf die unglücklichen Baseler Vorgänge vom Jahre 1061 berufen. Überdies war nicht unvergessen, daß Hildebrands Wahl nichts weniger als ordnungsmäßig erfolgt, daß sie vom König nie förmlich anerkannt war.

Eile war geboten, und schon zum 24. Januar berief der König die deutschen Bischöfe zu einem Konzil nach Worms. Er selbst verließ Goslar, um in Person einer Handlung beizuwohnen, welche den letzten Widersacher, den er noch fürchtete, vernichten sollte. Lange genug hatte er den Kampf mit Rom gescheut und hingehalten; derselbe schien jetzt unvermeidlich, und er hielt sich des Sieges für sicher. Er zählte nicht allein auf den Beistand der deutschen Bischöfe und so angesehener deutscher Fürsten wie Gottfried, sondern auch auf die Lombarden und Römer.

Denn schon traten dem Papste auch in Italien seine Widersacher in der dreistesten Weise entgegen. In der Lombardei wie in Rom fühlte man es, daß der Bruch zwischen der päpstlichen Kurie und dem deutschen Hofe nicht mehr ausbleiben konnte. Kaum waren die letzten Botschaften des Papstes über die Alpen getragen, so hielt Cencius die Zeit für günstig, einen verruchten Anschlag auszuführen, über welchen er lange im Stillen gebrütet. In der Christnacht des Jahrs 1075 versuchte er, den Papst lebend oder tot in seine Gewalt zu bringen.

Nach uralter Sitte feiert der Papst die heilige Nacht in der Kirche S. Maria maggiore, wo die Krippe bewahrt werden soll, in welcher das Christuskind zuerst gebettet wurde. Der nächtliche Gottesdienst wird dort gewöhnlich, obwohl die Kirche weit ab von den bevölkerten Teilen der Stadt liegt, unter einem großen Zufluß der Gläubigen gehalten. Diesmal war es anders. In Strömen ergoß sich der Regen, so daß wenige den Weg nach der Kirche antreten mochten. Nur von einem kleinen Gefolge von Klerikern und Laien war der Papst umgeben, als er dort die Vigilien und die Frühmesse hielt. Dies erfuhr Cencius und eilte mit seinen Genossen zur Stelle; sie kamen auf schnellen Rossen, gewappnet bis an die Zähne. Bei der Kirche angelangt, brachten sie ihre Pferde in Sicherheit und stürmten dann sogleich unter wildem Getümmel in das Gotteshaus. Sie hieben nieder, was ihnen im Wege stand; ohne Widerstand zu finden, durchbrachen sie die Schranken des Hauptaltars, wo der Papst eben den Laien das Abendmahl reichte. Einer der Verruchten hob sofort das Schwert, um ihm das Haupt zu spalten, aber plötzlich gelähmt, sank er zusammen und konnte den Streich nicht führen. Doch blutete der Papst gleich darauf aus einer Stirnwunde, die ihm ein anderer schlug, und bald war er ganz in der Gewalt der Rotte. Man riß ihn an den Haaren fort, beraubte ihn seiner priesterlichen Gewande und setzte ihn auf ein Pferd. So brachte man ihn, nur notdürftig bekleidet, in der schlimmen Winternacht nach einem festen Turm des Cencius, der in weiter Entfernung beim Pantheon lag.

Als der Weihnachtstag dämmerte, verbreitete sich schnell das Gerücht von dem entsetzlichen Frevel durch die Stadt. Der Regen ließ nach, und alles eilte auf die Straßen. Die Geistlichkeit schloß die Kirchen und entkleidete die Altäre ihres Schmuckes. Trompeten riefen die Stadtmiliz zusammen, um die Tore zu besetzen, damit Cencius nicht die Flucht ergreifen könne. Noch wußte man nicht, wo er den Papst geborgen, ob er ihn lebend oder tot in Händen habe. Bald aber wurde bekannt, daß Gregor im Turm des Cencius gefangen sitze, und alles stürmte dorthin. Von einer unermeßlichen Menge sah sich Cencius umlagert, und nichts anderes blieb ihm übrig, als den Papst der Haft zu entlassen. Aber das wütende Volk dürstete nach dem Blute des Frevlers, und nur mit Mühe gelang es Gregor, weiteres Blutvergießen zu hindern, um den heiligen Tag nicht durch größere Greuel zu entweihen. Kaum der Gefangenschaft entronnen, kehrte er nach S. Maria maggiore zurück, um den unterbrochenen Gottesdienst zu vollenden. Als dies geschehen, entließ er die Menge mit seinem Segen und begab sich nach dem Lateran, wo er das Fest in gewohnter Weise beging. Mit bewunderungswürdiger Fassung überstand er den Tag, der zu seinem Verderben bestimmt war, aber ihm zum schönsten Siege verhalf und sein Ansehen in der Stadt nicht wenig steigerte.

Am folgenden Tage wurde über Cencius und seine Genossen Gericht gehalten. Er selbst hatte bereits in der Nacht mit seinem Weibe und seinen Kindern aus der Stadt zu entkommen gewußt und sich der Strafe entzogen; aber sein Turm wurde dem Erdboden gleichgemacht, seine Güter mit Feuer und Schwert verwüstet, seine Dienstleute mißhandelt. Die Mitschuldigen seines Frevels wurden aus der Stadt verbannt, ihre Burgen und Häuser zerstört, ihr Hab und Gut eingezogen. Nur ein Todesurteil wurde ausgesprochen und vollstreckt; den traf es, der das Blut des Papstes vergossen hatte.

Cencius' Plan war vereitelt, aber dadurch weder er selbst noch sein Anhang vernichtet. In einer Burg der Campagna setzte er sich fest und verheerte von dort weit und breit die Besitzungen der römischen Kirche. Weder in der Umgegend Roms noch in der Stadt selbst fehlte es ihm an mächtigen Freunden; noch einmal ließ ihm der Papst die Hand zur Versöhnung bieten und erst, als er sie ausschlug, durch den Bischof von Palestrina den Bann gegen ihn erneuern. Doch auch in weiter Ferne hatten Cencius und seine Genossen Verbindungen. Durch den Kardinal Hugo stand er Wibert und den lombardischen Bischöfen nahe, welche dem Verbote Gregors zum Trotz bereits Thebald geweiht und dadurch ohne alle Scheu die Strafen Roms herausgefordert hatten. Gleich hitzige Gegner hatte der Papst, wie man sieht, jenseits und diesseits der Alpen zu bekämpfen.

Aller Widerstand dort fand gleichsam seinen Mittelpunkt in Kardinal Hugo, und dieser Mann eilte jetzt über die Alpen, um alle Widersacher des Papstes zu verbinden und die Verhältnisse so herzustellen, wie sie zu Cadalus' Zeiten bestanden hatten. Anderes ließ sich von diesem jungen und durchgreifenden König erwarten als einst von der schwankenden Kaiserin; würde der Kampf jetzt erneuert, so müßte, meinte Hugo, Hildebrands letzte Stunde geschlagen haben. Von Wibert begab sich der Lothringer Hugo zu Thebald, von ihm an den königlichen Hof; er suchte seine Heimat auf, die er seit den Tagen Leos IX. kaum wieder betreten hatte. Er kam nach Worms zur rechten Stunde, um dort die Erbitterung gegen den Papst zu jenem maßlosen Haß zu steigern, der ihn selbst gegen einen Mann beseelte, den er zur größten Höhe erhoben zu haben glaubte, ohne billigen Dank zu ernten.

Der König entsetzt den Papst

Am 24. Januar 1076 wurde, wie bestimmt war, in Gegenwart des Königs das Nationalkonzil in Worms eröffnet. Man zählte vierundzwanzig deutsche Bischöfe, zu denen sich noch ein burgundischer und ein italienischer gesellten. Von den Erzbischöfen waren nur zwei erschienen, Siegfried von Mainz und Udo von Trier, da der neue Erzbischof von

Köln noch nicht geweiht war, Wezel von Magdeburg sich in Haft befand, die Erzbischöfe von Salzburg und Bremen sich wohl geflissentlich der mißlichen Sache entzogen. Von den Bischöfen fehlten etwa zehn, meist aus äußeren Gründen: nur wenige waren gleich Altmann von Passau wegen Gewissensbedenken ausgeblieben. Auch die Klostergeistlichkeit war in großer Zahl herbeigekommen, spielte jedoch bei den Verhandlungen keine eingreifende Rolle. Unter den weltlichen Fürsten, deren nicht wenige dem Konzil beiwohnten, ragte durch seine ganze Stellung und durch die Einwirkung, welche er auf die Verhandlungen übte, am meisten Herzog Gottfried hervor. Den Vorsitz bei den Besprechungen der Bischöfe führte der Erzbischof von Mainz. Wie jetzt die Sachen standen, war niemand königlicher gesinnt als er; wie oft er um die Gunst dieses Papstes gebuhlt hatte, den er jetzt verurteilen wollte, hatte er entweder vergessen oder hätte es doch vergessen mögen.

Es bedurfte wenig, um die Versammlung in die lebhafteste Aufregung zu versetzen, weniger als die boshaften Erfindungen des Kardinals Hugo, der als Ankläger des Papstes auftrat. Dieser Mann, der so lange in Rom und wenigstens zeitweise in der größten Vertrautheit mit Gregor gelebt hatte, scheute sich nicht, die unglaublichsten Dinge von ihm dem Konzil zu berichten, wie derselbe, im niedrigsten Stande geboren und im Kloster erzogen, aus maßlosem Ehrgeiz dasselbe verlassen, bei Zeiten der früheren Päpste durch List und Gewalt alle Macht an sich gerissen und große Reichtümer erworben, dann sich auf unrechtmäßige Weise des Stuhls Petri bemächtigt habe, den er durch den anstößigsten Lebenswandel beflecke; vor allem warf er dem Papste vor, daß er sich mit einem Gefolge vornehmer Frauen umgebe und mit der Markgräfin Mathilde im Ehebruch lebe.

Hugos Anschuldigungen waren teils vom Hasse erfunden, teils in hohem Maß übertrieben. Es waren genug Männer in der Versammlung, die ihren Ungrund leicht hätten dartun können. Auch hat der König schwerlich Hugos Märchen Glauben geschenkt; noch weniger ist zu erwarten, daß der Kardinal Herzog Gottfried überzeugt haben sollte, so widerwärtig dem Herzog die Vertraulichkeit seiner Gemahlin mit dem Papste sein mochte, die diesem eben so große Zuneigung schenkte, wie sie ihm Kälte bewies. Aber nachdem einmal der Papst auf die unerwiesenen Verdächtigungen der Sachsen gegen den König Gewicht gelegt hatte, schien es nur eine gebührende Vergeltung, wenn man seinem persönlichsten Widersacher williges Ohr lieh. Und zu allen Zeiten hat unter ähnlichen Verhältnissen gegen die Leidenschaft ruhige Erwägung nicht standgehalten, zu allen Zeiten haben erregte Parteien weniger nach dem Wahren oder Wahrscheinlichen gefragt als nach dem, was ihren Zwecken dient. So wurden auch Hugos Märchen damals für wahr gehalten oder doch dafür ausgegeben und sind Jahrhunderte lang von Gegnern der römischen Hierarchie meist in gutem Glauben, oft auch wider besseres Wissen nacherzählt worden.

Die Bischöfe beschlossen, wie es der König wünschte, daß der Papst, weil er widerrechtlich den Stuhl Petri bestiegen, denselben verlassen müsse und nicht ferner als Haupt der Kirche anzuerkennen sei. Sie folgten dabei großenteils eben so sehr ihrem eigenen Herzen als dem Willen des Königs. Einzeln unterschrieben sie dann nicht nur das Absetzungsdekret, sondern stellten jeder besonders noch eine Erklärung aus, daß sie fortan Hildebrand weder gehorchen noch ihn als apostolischen Vater anerkennen oder anreden wollten. Die meisten leisteten willig die Unterschrift. Nur die Bischöfe Adalbero von Würzburg und Hermann von Metz, die persönlich dem Papste früher in Rom ihre Ehrfurcht bezeigt hatten und die Lügen Hugos besser als andere durchschauen mochten, erhoben gegen das außergewöhnliche und den kanonischen Bestimmungen widerstreitende Verfahren schließlich Bedenken. Doch der alte Bischof Wilhelm von Utrecht, ein sehr unterrichteter, aber stolzer und hochfahrender Mann, der bei dem König und Herzog Gottfried[1] viel vermochte, ließ die Schwankenden hart an; bebend unterschrieben auch sie. In eigentümlicher Weise wollte sich der schlaue Hezilo von Hildesheim vor jedem Nachteil schützen. Er vermerkte unter seinen Namen das Zeichen eines Speers, womit man in den Handschriften apokryphe Stellen anzudeuten pflegte; so meinte er seiner Unterschrift im Fall der Gefahr die Bedeutung benehmen zu können.

Darauf erließen die Bischöfe gemeinschaftlich ein Schreiben an den Bruder Hildebrand, wie sie ihn nun anredeten, in welchem sie ihm den Gehorsam aufkündigten und die Gründe ihres Verfahrens angaben. Sie hätten — so heißt es in dem Schreiben — bisher gehofft, daß er durch Rechtschaffenheit und Tätigkeit seine ihnen längst bekannte widerrechtliche Ergreifung der höchsten Kirchengewalt in Vergessenheit bringen werde, aber dem üblen Anfang seines Pontifikats seien im Fortgange immer größere Übel gefolgt; Friede und Liebe seien aus der Kirche gewichen, da er als ein Bannerträger des Schismas mit Härte und mit Übermut aufgetreten sei und die Flammen der Zwietracht, die er erst in Rom entzündet, über alle Kirchen Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Spaniens verbreitet habe; alle Gewalt der Bischöfe habe er, so weit es bei ihm gestanden, gebrochen und die Verwaltung der Kirche der Wut des Pöbels preisgegeben, so daß niemand mehr Bischof oder Priester sein könne, wer sich nicht in schimpflicher Weise vor Rom demütigen wolle; die ganze herrliche Ordnung der Kirche, wie sie von den ältesten Zeiten bestanden, sei durch seine Dekrete vernichtet worden, denn während er die Bischöfe herabgewürdigt, habe er sich selbst eine neue ganz ungebührliche Macht beigelegt, indem er behaupte, daß niemand ein Recht auf die Schlüsselgewalt habe als er selbst oder der, dem er sie übertrage; nach solchen und ähnlichen Erfahrungen könnten sie nicht länger mehr schweigen, sondern müßten endlich

[1] Gottfried hatte kurz vorher bei Wilhelm in Utrecht das Weihnachtsfest mit großem Glanz gefeiert.

offen aussprechen, aus welchen Gründen er nicht auf dem apostolischen Sitze bleiben könne, ja ihn niemals habe besteigen dürfen.

Im weiteren Verlauf des Schreibens führen die Bischöfe dann einzeln die Gründe auf, weshalb Gregors Wahl ungültig gewesen und die Fortführung des Pontifikats ihm nicht mehr gestattet werden könne. Er habe, sagen sie, in den Tagen Heinrichs III. diesem einen Eid geschworen, daß er bei des Kaisers oder seines Sohnes Lebzeiten weder selbst Papst werden noch einen anderen als solchen anerkennen wolle, wofern nicht die Wahl vom Kaiser oder seinem Sohne gebilligt werde; ferner habe er einst, als sich mehrere Kardinäle um das Papsttum bewarben, einen Eid abgelegt, daß er selbst niemals sich in den Besitz desselben setzen werde, um auch jene dadurch zu einem gleichen Gelöbnis zu bewegen; endlich sei durch das Wahldekret Nicolaus' II. unter Androhung des Bannes bestimmt worden, daß niemand Papst werden dürfe ohne Genehmigung des Königs, und dieses Dekret habe er selbst abgefaßt, durchgesetzt und unterschrieben: hätte er schon hiernach den Stuhl Petri nie besteigen dürfen, so sei er durch den wiederholten Eidbruch vollends desselben unwürdig, zumal er durch den über Gebühr vertrauten Verkehr mit dem Weibe eines anderen das schwerste Ärgernis der gesamten Kirche gebe; aus Schamgefühl wollten sie nicht alles sagen, was ihnen zu Gebote stände, aber überall würden Klagen laut, daß alle Verhandlungen beim apostolischen Stuhl durch Frauen geführt und durch diesen neuen Weibersenat die ganze Kirche geleitet werde; die Worte versagten ihnen, um alle die niederen Schmähungen wiederzugeben, welche sich der Papst gegen die Bischöfe erlaube, indem er sie Hurensöhne zu nennen oder in ähnlicher Weise zu schimpfen sich erdreiste. „Da Du", schließt das Schreiben, „mit schweren Meineiden dein Amt angetreten, die Kirche Gottes durch deine Neuerungen in die größten Gefahren gestürzt, Deinen Wandel durch Verbrechen befleckt hast, so sagen wir Dir den Gehorsam auf, den wir Dir nie versprochen haben und in Zukunft nicht leisten werden, und da keiner von uns, wie Du öffentlich zu äußern pflegtest, Dir bisher als Bischof galt, so wirst Du auch keinem von uns fortan als Papst gelten."

In Verbindung mit diesem Schreiben der Bischöfe wurde ein anderes im Namen des Königs ausgestellt, welches die bezeichnende Aufschrift trägt: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern durch Gottes heilige Einsetzung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den falschen Mönch." Denn der besondere Inhalt des Schreibens, welches im übrigen nur die Beschuldigungen der Bischöfe wiederholt, beruht wesentlich in der Ausführung, daß der König seine Macht unmittelbar von Gott habe, Gregors Gewalt dagegen als eine durch List, Geld, Volksgunst und Gewalt erworbene nicht von Gott stamme, daß ihm deshalb in keiner Weise zugestanden habe, den Gesalbten des Herrn zu berühren, über den nach dem Ausspruche der Väter das Gericht Gott allein vorbehalten sei, und

der, so lange er nicht den Glauben verlasse, wegen keines Verbrechens abgesetzt werden könne. So schließt das Schreiben: „Der heilige Petrus, ein Papst in Wahrheit, sagt: ‚Fürchtet Gott, ehret den König'; Du aber, weil Du Gott nicht fürchtest, verunehrst in mir seine Ordnung. Der heilige Paulus, wo er den Engel vom Himmel nicht schont, der anderes als das Evangelium predigen würde, hat Dich, der anderes auf Erden lehrt, nicht ausgenommen, wenn er sagt: ‚So irgend jemand, ob wir oder ein Engel vom Himmel, euch würde das Evangelium predigen anders, denn euch gepredigt ist, der sei verflucht'[1]. Durch diesen Fluch und unser und unserer Bischöfe Urteil verdammt, steige also herab, verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl; es besteige den Thron Petri ein anderer, der da nicht Gewalt unter dem Deckmantel der Religion übt, sondern die lautere Lehre des heiligen Petrus verkündet. Ich Heinrich, König von Gottes Gnaden, rufe Dir mit allen meinen Bischöfen zu: „Steige herab, steige herab!"

Man beschloß, daß diese Schreiben zuerst durch die Bischöfe Huzmann von Speier und Burchard von Basel im Namen des Konzils den lombardischen Bischöfen zu einer zustimmenden Erklärung vorgelegt, dann aber nach Rom überbracht und vor der versammelten Synode dem Papste zugefertigt werden sollten; Hildebrands Absetzung sollte dort öffentlich verkündigt und die Römer aufgefordert werden, eine Gesandtschaft an den Hof zu schicken, um aus der Hand des Königs einen neuen Papst zu empfangen. Herzog Gottfried erbot sich, den Erwählten nach Rom zu geleiten, und bereits Pfingsten wollte der König dann selbst nach Rom kommen, um in Sankt Peter die Kaiserkrone von dem Papst seiner Wahl zu empfangen. Man mochte glauben, plötzlich wieder in die Tage Heinrichs III. zurückversetzt zu sein. Wie schnell stürmen oft inmitten großer Erfolge die Gedanken über die Zeiten dahin!

Als das Konzil in Worms sich trennte, machten sich die beiden Bischöfe sogleich auf den Weg. Sie begleitete im Auftrage des Königs der alte Graf Eberhard, der unter den Lombarden bekannt genug war. Auch erreichten die Gesandten unter den lombardischen Bischöfen leicht ihren Zweck. Eine zu Piacenza versammelte Synode trat mit der größten Bereitwilligkeit den Beschlüssen zu Worms bei, ja die einzelnen Bischöfe verpflichteten sich sogar eidlich, Hildebrand nicht ferner Folge zu leisten. Aber man konnte sich nicht verhehlen, daß es gefahrvoll sei, dem Papst in Rom selbst mit den Botschaften des Königs entgegenzutreten; denn die Stimmung war dort gegen Gregor wesentlich anders, als man in Deutschland erwartet hatte.

Gleich nach den Wormser Beschlüssen hatte sich nämlich der König brieflich an die Römer gewandt, um sie von denselben in Kenntnis zu setzen und zum Widerstand gegen Hildebrand aufzurufen. Er teilte ihnen

[1] Galater 1, 7.

zugleich ein Schreiben mit, welches er an letzteren gerichtet, um das bisher zwischen ihnen obwaltende persönliche Verhältnis für immer zu lösen. Nicht mit kirchlichen Phrasen überladen, in der Sprache der Leidenschaft geschrieben, läßt dieses Schreiben in das wahre Verhältnis des Königs zum Papst einen tieferen Blick werfen und verdient, seinem ganzen Wortlaut nach mitgeteilt zu werden.

So schrieb der König dem Papst: „Heinrich, König von Gottes Gnaden, an Hildebrand. Da ich bisher von Dir väterliche Gesinnungen erwartete und Dir in allem zu großem Mißfallen meiner Getreuen Gehorsam bewies, hast Du dies so erwidert, wie es der schlimmste Feind meines Lebens und meines Reichs nicht ärger vermocht hätte. Denn nachdem Du mir zuerst alles, was ich als ererbtes Recht von Deinem Sitze beanspruchen durfte, durch übermütiges Wagnis entrissen, hast Du, weiter fortschreitend, auch das italienische Reich durch die abscheulichsten Ränke mir zu entziehen gesucht. Und damit noch nicht zufrieden, hast Du gegen die ehrwürdigsten Bischöfe, die uns auf das engste gleichwie die Glieder dem Haupt verbunden sind, die Hand zu erheben Dich nicht gescheut und sie mit den dreistesten Beleidigungen und empfindlichsten Schmähungen gegen göttliches und menschliches Recht, wie sie selbst sagen, verfolgt. Ich suchte dies alles mit scheinbarer Geduld zu übersehen; Du aber hieltest meine Geduld für Zaghaftigkeit und wagtest, Dich sogar gegen mich, das Haupt selbst, zu erheben; denn Du sandtest mir die Dir wohl bekannte Botschaft, daß Du, um Deine eigenen Worte zu gebrauchen, entweder sterben oder mich um Reich und Leben bringen würdest. Diesem unerhörten Hochmut meinte ich nicht mehr mit Worten, sondern mit der Tat entgegentreten zu müssen und berief eine Versammlung aller Bischöfe meines Reichs auf ihre eigenen Bitten. Als hier, was bisher aus Scheu und Ehrfurcht verschwiegen, bekannt wurde, trat aus den wahrhaften Aussagen derselben gegen Dich, die Du aus ihrem Briefe erfahren wirst, klar an den Tag, daß Du nicht länger den apostolischen Stuhl einnehmen kannst. Ihr Urteil, weil es gerecht und billig vor Gott und Menschen schien, habe ich genehmigt: deshalb spreche ich Dir jedes Recht ab, was Du bisher als Papst geübt hast, und gebiete Dir nach dem Rechte des Patriziats, welches mir Gott verliehen und die Römer eidlich bestätigt haben, daß Du von dem Bischofsstuhle der Stadt herabsteigst."

Der König meinte, die Römer würden aus diesem Schreiben sehen, wie Hildebrand nicht nur die Kirche unterdrückt, sondern auch als ein Feind des Reichs sich erwiesen habe; er forderte sie deshalb auf, sich kräftigst gegen ihn zu erheben. „Wir sagen nicht," heißt es am Schluß des an die Römer gerichteten Schreibens, „daß Ihr sein Blut vergießen sollt, da ja das Leben ihm nach seiner Entsetzung nur eine härtere Strafe als der Tod sein wird, sondern daß Ihr ihn, wenn er es nicht willig tut, den päpstlichen Stuhl zu verlassen zwingt und einen anderen, der von uns nach

Eurem und aller Bischöfe Rat erwählt werden soll, als Papst aufnehmt, einen Mann, der jene Wunden, die Hildebrand der Kirche geschlagen, zu heilen den Willen und die Kraft besitzt.“

Diese Schreiben des Königs hatten auf die Römer ihre Wirkung verfehlt. Wenn auch der Papst Widersacher in der Stadt hatte, so war doch sein Ansehen seit dem gescheiterten Anschlag des Cencius so gestiegen, daß er für seine persönliche Sicherheit kaum noch zu sorgen hatte. Wohl war es deshalb ein Wagnis, mit den Botschaften des Königs und der abfälligen Bischöfe inmitten einer von Gregor berufenen Synode, umringt von einer ihm ergebenen Bürgerschaft, vor ihn hinzutreten, ein Wagnis, zu welchem sich wenige stark genug fühlen mochten. Ein Kleriker aus dem schismatischen Parma, Roland mit Namen, und ein königlicher Ministerial übernahmen es endlich, die gewichtigen Schreiben nach Rom zu bringen und dem Papst vor seiner Synode den Gehorsam aufzukündigen. Großen Lohn scheint man ihnen versprochen zu haben[1], und unter Todesängsten haben sie ihn sauer verdient.

Der Papst bannt und entsetzt den König

Eine stattliche Versammlung hatte sich in der Kirche des Lateran zusammengefunden, als in der Fastenzeit[2] der Papst die Synode eröffnete. Die Zahl der anwesenden Bischöfe wird auf hundertundzehn angegeben. Sie mochten aus dem südlichen und mittleren Italien, aus Burgund und Frankreich gekommen sein, aus Deutschland und der Lombardei war keiner zugegen. Viele Äbte und Mönche hatten sich von nah und fern eingefunden, und eine dichte Menge von römischen Klerikern und Laien füllte die weiten Räume der Kirche. Auch die Kaiserin Agnes war gegenwärtig, um das ihrem Herzen Schmerzlichste zu erleben.

Roland und sein Gefährte waren erst am Tage zuvor in Rom angekommen, aber sie zögerten keinen Augenblick ihren gefährlichen Auftrag zu erfüllen. Sie begaben sich in die Synode und übergaben ihre Briefe im Namen des Königs. Roland rief dem Papste vor der versammelten Menge die Worte zu: „Der König und unsere Bischöfe gebieten dir, von dem Stuhle Petri zu steigen, den du nicht nach dem Recht, sondern durch Raub erlangt hast!“ Darauf wandte er sich zu den römischen Kardinälen und forderte sie auf, Gesandte nach Deutschland zu schicken, um aus der Hand des Königs, der Pfingsten selbst nach Rom kommen werde, einen anderen Papst zu empfangen; „denn dieser“, fügte er hinzu, „ist kein Papst, sondern ein reißender Wolf.“ Bei diesen Worten brach ein furcht-

[1] Roland erhielt bald darauf das Bistum Treviso.

[2] Die Synode war auf die erste Fastenwoche (14.—20. Februar) berufen, scheint aber erst in der folgenden Woche am 21. Februar eröffnet zu sein.

barer Sturm in der Versammlung los. Der Kardinal-Bischof Johann von Porto rief: „Ergreift ihn!“ Der Präfekt Cencius, ein von Jugend an dem Papst überaus ergebener Mann, zückte sein Schwert; alle Bewaffneten in der Versammlung folgten seinem Beispiel und stürmten auf die Gesandten ein. An der heiligen Stätte würden sie vor den Augen des Papstes niedergemetzelt sein, wenn er sie nicht mit seinem Leibe gedeckt und den Wütenden entrissen hätte. Er ließ sie dann zu seinen Füßen niedersitzen und stellte die Ruhe her. Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang; der Papst leitete sie, dem Befehle des Königs trotzend. Der erste Tag der Synode verlief ohne weitere Störung.

Auch bei diesem Sturm hatte Gregor eine sichere Haltung bewahrt, die ihn überhaupt in dem Drange ungewöhnlicher Dinge, so heiß sonst sein Blut wallte, am wenigsten zu verlassen pflegte. Schon am anderen Tage kam ihm Botschaft von einigen deutschen Bischöfen, die ihm Reue über ihr unbedachtes Beginnen zu erkennen gaben, und diese Botschaft stärkte seinen Mut. Als er in die Synode kam, ließ er die Briefe des Königs und der Bischöfe verlesen und stellte zur Beratung, wie gegen die Verächter des apostolischen Stuhls zu verfahren sei. Die Synode beschloß, was er wünschte. Siegfried von Mainz wurde, „weil er sich die Bischöfe und Äbte des Deutschen Reichs von der heiligen römischen Kirche, ihrer geistlichen Mutter, zu trennen erdreistet hätte“, vom Amt suspendiert und vom Genuß des Abendmahls ausgeschlossen. Auch über alle deutschen Bischöfe, die freiwillig dem Schisma beigetreten waren und in demselben verharrten, wurde die Suspension vom Amte und die Ausschließung vom Abendmahl verhängt, dagegen die Bestrafung für diejenigen, die nur gezwungen beigetreten, bis auf Petri Kettenfeier (1. August) verschoben; erst wenn sie bis dahin nicht in Person oder durch Boten dem römischen Stuhle Genugtuung geleistet hätten, sollten auch sie das Amt verlieren. Die lombardischen Bischöfe schloß der Papst insgesamt, „weil sie mit Verachtung der Kirchengesetze sich gegen den heiligen Petrus verschworen hätten“, von ihrem Amt und der Gemeinschaft der Kirche aus. Außerdem wurden einige Strafen, welche Hugo von Die, der übereifrige Legat des Papstes, in Burgund verhängt hatte, bestätigt. Das Wichtigste aber war, daß der Papst, was er dem König angedroht hatte, zur Ausführung brachte; er sprach den Bann über Heinrich aus, entsetzte ihn seiner königlichen Gewalt und entband alle Untertanen von dem Eide, den sie ihm geschworen hätten oder noch schwören würden.

In einem Gebet an den heiligen Petrus verkündete Gregor vor der Synode sein Urteil über den König. Es sind folgenschwere und ewig denkwürdige Worte, die er damals vom apostolischen Stuhle sprach: „Heiliger Petrus“, so hub er an, „du Fürst der Apostel, neige zu uns, ich bitte dich, gnädig dein Ohr; vernimm mich, deinen Knecht, den du von Kindesbeinen an ernährt und bis auf diesen Tag aus der Hand der Gottlosen

errettet hast, die mich wegen meiner Treue gegen dich gehaßt haben und hassen. Du selbst bist mein Zeuge, und mit dir meine Herrin, die Mutter Gottes, und der heilige Paulus, dein Bruder unter den Seligen, daß deine heilige römische Kirche mich wider meinen Willen zu ihrer Leitung berief, daß ich es nicht für einen Raub ansah, deinen Stuhl zu besteigen, sondern lieber in der Fremde mein Leben beschließen als deinen Sitz um irdischen Ruhmes willen durch weltliche Ränke gewinnen wollte. Und deshalb, nach deiner Gnade, nicht nach meinem Verdienst, war es, wie ich glaube, und ist es dein Wille, daß die Christenheit, wie sie dir besonders befohlen ist, so auch mir als deinem Stellvertreter besonders gehorchen soll, und um deinetwillen ist mir von Gott die Macht verliehen, zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. In diesem Vertrauen untersage ich nun zur Ehre und zum Schutz deiner Kirche im Namen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, in Kraft deiner Vollmacht dem König Heinrich, Kaiser Heinrichs Sohn, der sich mit unerhörtem Hochmut gegen deine Kirche erhoben hat, die Regierung des ganzen Deutschen Reichs und Italiens, löse alle Christen von der Verpflichtung des Eides, den sie ihm geleistet haben oder noch leisten werden, und untersage hiermit jedermann, ihm als einem König zu dienen. Denn es gebührt sich, daß, wer die Würde deiner Kirche herabzusetzen sucht, selbst die Würde, die er besitzt, verliere. Und weil er als Christ weder gehorchen wollte noch zu dem Herrn, den er verlassen hatte, zurückkehrte, indem er mit Gebannten Gemeinschaft pflog, die Mahnungen, die ich — du bist mein Zeuge — nur um seines Heiles willen an ihn ergehen ließ, verachtete und von deiner Kirche, die er zu spalten suchte, sich trennte, deshalb schlinge ich um ihn in deinem Namen die Bande des Fluches. Und ich spreche im Vertrauen auf dich diesen Bann aus, auf daß alle Völker wissen und erkennen sollen, daß du bist Petrus und auf deinen Felsen der Sohn des lebendigen Gottes seine Kirche gebaut hat und die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden."

Nie waren ähnliche Worte vom Stuhle Petri gesprochen, nie ein Strafurteil von ähnlicher Bedeutung von einem Papste gefällt worden. Wohl hatte man erlebt, daß der Nachfolger Petri Kronen verteilte, wohl waren kirchliche Strafen von ihm über die Könige großer Reiche verhängt worden, und Gregor selbst hatte vor Jahren den König von Frankreich mit Absetzung bedroht, aber unerhört war und mit keinem früheren Vorgang zu vergleichen, daß der Erbe des Kaisertums, der oberste Schutzherr der abendländischen Kirche, in dem man den Urquell aller weltlichen Macht bisher verehrte, und von dem der römische Bischof selbst in mehr als einer Beziehung abhing, jetzt von diesem entthront und alle Lehnseide, die ihm je geschworen, gelöst wurden.

Der Lehnsstaat beruhte seiner Natur nach auf dem Lehnseid; wer die Macht hatte, diesem Eid seine Kraft zu nehmen, in dessen Hand lag die

letzte Entscheidung, war die Summe der Dinge gegeben. Offen sprach jetzt Gregor aus, daß er als Stellvertreter des heiligen Petrus diese Macht und damit die höchste Gewalt in der Christenheit besitze, daß nicht er vom König, dem Inhaber der kaiserlichen Gewalt, sondern dieser von ihm abhängig sei, daß nicht allein in Spanien, England, Frankreich und Ungarn, sondern auch in Deutschland und Italien dem römischen Bischof die Oberherrschaft gebühre, daß mit einem Worte nicht das Kaisertum, sondern das Papsttum den Ausgangspunkt jeder weltlichen Ordnung zu bilden, das Kaisertum selbst nur von ihm seine Autorität zu empfangen habe. Was er einst schon durch die Krönung Nicolaus' II. im Jahre 1059 bezeichnet, was er dann oft bald mehr bald minder deutlich als das Recht des heiligen Petrus beansprucht hatte[1], führte er jetzt in einer großen und verhängnisvollen Aktion in die Geschichte ein. König Heinrich sprach wenig später aus, Hildebrand habe auf jener Fastensynode gezeigt, daß er alle geistliche und weltliche Gewalt in einer, in seiner Hand vereinigen wolle, und dadurch in gleicher Weise die bisherigen Ordnungen des Staats wie der Kirche erschüttert: hierin liegt in der Tat die wesentliche Bedeutung des Vorgangs, der mit Recht die ganze Welt in Erstaunen versetzte.

Die Befugnis, in dieser Weise zu verfahren, hat Gregor ebenso hartnäckig behauptet, wie sie ihm von der Gegenseite bestritten ist. Wiederholentlich hat er teils durch kanonische Bestimmungen, teils durch Berufung auf frühere Vorgänge sein Verfahren zu rechtfertigen gesucht. Jene Vorgänge sind wenig beweisend, und daß die kanonischen Formen auf der römischen Synode nicht strenger beobachtet wurden als auf dem Wormser Konzil, läßt sich unschwer dartun; auch wurde seinen Ausführungen schon damals mit guten Gründen begegnet, und mit besseren könnte man sie heute widerlegen. Aber welthistorische Vorgänge, mit denen sich die Pforten einer neuen Zeit erschließen, lassen sich nicht allein nach dem Maß aus der Vorzeit überlieferter Rechtsgrundsätze messen, und für den Historiker hat eigentlich nur die Frage eine wesentliche Bedeutung, ob Gregors Schritt ein notwendiger war — und diese Frage muß man, wenn ich nicht irre, bejahen.

Wir wissen, wie das Papsttum sich an die Spitze einer großen kirchlichen Reformbewegung gestellt hatte, welche vom Kaisertum erst begünstigt, dann vergeblich bekämpft, schließlich mit unzureichenden Mitteln in halber Weise unterstützt wurde, wie zugleich der römische Bischof, als die deutsche Macht in Italien hinschwand, hier in die Mitte der nationalen Bewegung trat, wie ihm endlich eine universelle Stellung zufiel, noch weniger befestigt, aber doch weitgreifender und aussichtsreicher, als sie je ein deutscher Kaiser besessen; wir wissen, wie Gregor diese kirchlich-weltliche Macht des Stuhls Petri, die er zum großen Teil selbst begründet hatte,

[1] Man sehe oben S. 38, 39 und S. 228.

mit dem Bewußtsein, daß er ihr zum vollständigen Siege über ihre Widersacher zu verhelfen von Gott berufen sei, in dem Vorgefühle eines unzweifelhaften Triumphs übernahm. Ob ihn nun persönlicher Ehrgeiz beseelte oder nicht, nimmermehr war ihm möglich, vom Stuhle Petri herabsteigen und mit seiner Person eine Sache, die ihm Gottes Sache war, aufzugeben, weil es ein junger König so verlangte, der sich zum Verderben des Papstes mit einer Zahl den römischen Forderungen hartnäckig widerstrebender Bischöfe vereinigt hatte und kaiserliche Rechte in Erinnerung brachte, die seit geraumer Zeit kaum noch geübt waren. Konnte aber Gregor nicht von dem Stuhle Petri weichen, so konnte er nach allem, was vorangegangen war, nur so verfahren, wie er tat. Er mußte dem Könige mit gleicher Entschiedenheit begegnen, wie dieser ihm begegnet war; wie seine Autorität der König zu entkräften gesucht hatte, so mußte er die des Königs so tief wie möglich erschüttern. Man irrt, wenn man glaubt, daß des Papstes nächste Absicht bei diesem Schritte gewesen sei, Heinrich zu verderben; obwohl Gregors Untergang unfehlbar vom Könige beschlossen war, wollte er doch damals den König nicht vernichten, sondern vielmehr durch das letzte und äußerste Zwangsmittel zur Unterwerfung nötigen. Das Verfahren, welches er einschlug, war das einzig mögliche, wenn er das Papsttum und sich selbst in der Stellung behaupten wollte, die sie durch den Gang der Dinge gewonnen hatten.

Wie große Gefahren ihn umgaben, entging Gregor nicht; aber er stand in dem Bewußtsein, daß der heilige Petrus, als dessen Werkzeug er sich lediglich ansah, ihm durchhelfen werde. Auf das Gebet der Getreuen setzte er seine Hoffnung. Er unterließ nicht, ihnen sofort seine Lage mitzuteilen, damit sie zu Gott flehen möchten, „daß er entweder die Herzen der ruchlosen Widersacher zur Reue stimme oder durch die Vernichtung ihrer bösen Absichten zeige, wie wahnsinnig alle seien, welche den von Christus gegründeten Felsen zu erschüttern und die von Gott gegebenen Privilegien anzutasten sich erdreisteten".

Aber Gregor war nicht der Mann, weltlichen Mächten nur mit Gebet zu begegnen. In die größte Tätigkeit warf er sich, um Waffen, Freunde und Bundesgenossen zu gewinnen. Mehr als je warb er um die Gunst des römischen Volkes. Ihm zu Liebe ließ er die Gesandten des Königs, die er auf der Synode vom Tode errettet, in den Kerker werfen, grausam foltern und dann zum Schauspiel der Menge durch die Straßen der Stadt führen; ein Verfahren, welches mit Recht den schwersten Tadel erfuhr, doch wußte der Papst, womit auf diese rohe Masse zu wirken war. Zugleich verstärkte er sein Heer in der Stadt. Wir wissen, daß er von dem Tridentiner Bischof Mannschaft verlangte; in gleicher Weise wird er andere Freunde nahe und fern in Anspruch genommen haben. Robert Guiscard und dessen Bruder Roger suchte er sich damals zu nähern und begann mit den Normannen Friedensverhandlungen. Er fand sie äußerst willig; „nach

Gott", schrieb er nach Mailand, „wollen die Normannen nur den heiligen Petrus zum Herrn und Kaiser haben." Vor allem aber schloß er sich auf das engste an Mathilde an, die um diese Zeit zur alleinigen Herrschaft in den von ihrem Vater einst beherrschten Ländern und Städten gelangte. Am 26. Februar starb ihr Gemahl Herzog Gottfried, fern von ihr, wie er schon seit Jahren fern von ihr gelebt hatte, am 18. April endete auch ihre Mutter Beatrix zu Pisa das Leben. Immer mehr lösten sich die Bande, die Mathilde an Deutschland und das Kaiserhaus knüpften, und immer entschiedener wandte sie sich der Sache der Kirche und Italiens zu, immer fester zog sich ihr Verhältnis zum Papste. Ihm scheint sie damals willig das von der römischen Kurie so oft beanspruchte Herzogtum Spoleto mit der Mark von Camerino überlassen zu haben, welches ohnehin zum großen Teil in den Händen der Normannen war; auch ohne diese Länder blieb ihr eine der glänzendsten Herrschaften des Abendlands. Voll von Ehrgeiz und Enthusiasmus, war dieses dreißigjährige Weib zum Dienst des Papstes, dem sie ihren Geist und ihr Herz ergeben hatte, stets bereit, eine getreue Magd des heiligen Petrus, wie er sie nannte.

Die lombardischen Bischöfe und Äbte kamen auf Antrieb Wiberts von Ravenna gleich nach Ostern in Pavia zusammen und sprachen feierlich den Bann über den Papst aus. Die Trennung der Kirche Norditaliens von Rom schien damit vollzogen und hier dem Papste keine Hoffnung weiter zu bleiben. Aber bald zeigte sich, daß das entschiedene Vorgehen desselben doch auch in der Lombardei Eindruck gemacht hatte. Die Pataria erhob sich von neuem; selbst in Mailand, wo ein Ritter Wifred an die Spitze derselben trat und sich sofort mit dem Papste in Verbindung setzte. Nichts mußte Gregor erwünschter sein, als daß die Anhänger des heiligen Petrus in Mailand abermals zu den Waffen griffen: er versprach Wifred die verlangte Unterstützung, aber wirksameren Beistand, als er jetzt gewähren konnte, fanden die Patarener bei der großen Gräfin. Die Städte Lombardiens wurden aufs neue der Schauplatz religiöser, mit großer Erbitterung geführter Kämpfe.

Die Hauptsache war, welche Aufnahme die Beschlüsse der römischen Synode in Deutschland finden würden. Kein Zweifel kann obwalten, daß sie noch ein Menschenalter zuvor hier den furchtbarsten Sturm erregt haben würden. Aber die Verhältnisse hatten sich inzwischen geändert. Das Königtum übte nicht mehr den alten Zauber auf die Gemüter; der Bruch des Lehnseides war bei den Fürsten an der Tagesordnung, und nichts war ihnen willkommener, als wenn die Religion selbst ihren Treubruch zu heiligen schien; die Verdächtigungen des Königs, welche von den Sachsen ausgegangen waren, hatten Mißstimmung gegen ihn in allen Teilen des Reichs verbreitet, die zugleich alle Klassen des Volks ergriff. Während so der Glanz der Krone mehr und mehr erblich, gewann der Name des heiligen Petrus einen immer volleren Klang. In den neuen

Klöstern kluniazensischer Richtung hegte man die ausschweifendsten Vorstellungen von der Macht des römischen Bischofs, und die eifrigen Mönche derselben verbreiteten dieselben nicht nur unter die gesamte Klostergeistlichkeit, sondern auch weit unter die Masse. Kaum erscholl deshalb die Kunde vom Bann des Königs, so wurde es in Sachsen abermals unruhig, die oberdeutschen Herzöge traten zu einer Verschwörung zusammen, die Mönche im Schwarzwalde, Franken, Thüringen und Sachsen predigten dreist von dem Rechte des apostolischen Stuhles, Könige und Kaiser vom Throne zu stürzen. Die Saat ging auf, die Rom seit Jahren gestreut hatte[1]; üppiger schoß sie empor, als der Papst selbst wohl erwartet hatte.

Es fehlte Gregor nicht an Freunden in Deutschland, die ihm die Hand entgegenstreckten. Selbst unter den Bischöfen, wußte er wohl, war der Bund nicht so fest, wie es zu Worms geschienen hatte, und nicht ohne Grund hatte er diejenigen, die unfreiwillig seine Absetzung unterschrieben hatten, von den anderen geschieden. Gleich nach der Synode schrieb er an den Erzbischof Udo von Trier, die Bischöfe Dietrich von Verdun und Hermann von Metz und bat sie, in den Schoß der Kirche zurückzukehren; sie waren sämtlich dem Papste als religiöse Männer persönlich bekannt, und das Schreiben verfehlte nicht seine Wirkung. Udo und Dietrich bewahrten dem Könige ihre Treue, aber Udo trat doch alsbald die Reise nach Rom an und unterwarf sich[2]; Hermann ging sogleich offen zu den entschiedenen Widersachern des Königs über. Dasselbe tat Bischof Adalbero von Würzburg, der gleich ihm zögernd in Worms unterschrieben und wohl unverzüglich den Papst seiner Reue versichert hatte. Bald fanden sich noch andere Bischöfe, die es doch lieber mit dem Papste als mit dem Könige halten wollten, und selbst Siegfried begann, den gewagten Schritt zu bereuen, zu dem er sich hatte verleiten lassen. Der Papst schrieb an den Bischof von Trient: „Petri Kettenfeier wird nicht vorübergehen, ohne daß aller Welt klar vor Augen liegt, daß Heinrich mit dem vollsten Recht exkommuniziert ist.“ Petri Kettenfeier hatte er als Termin den deutschen Bischöfen gestellt; er hoffte, sie dann wohl insgesamt bereits reuig zu seinen Füßen zu sehen.

Aber so groß die Zahl der Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland auch war, jenen äußersten Schritt, den Gregor getan hatte, billigten dennoch viele mitnichten. Deshalb erließ er an die Bischöfe, Herzoge, Grafen und alle, „die im deutschen Reiche den christlichen Glauben verteidigen“, ein ausführliches Rechtfertigungsschreiben. Er entwickelt in demselben den Verlauf seiner Streitigkeiten mit dem König, allerdings weder vollständig noch im einzelnen überall richtig; dann gibt er noch einmal seine Gründe für das Anathem an, welches selbst dann aufrecht-

[1] Vgl. oben S. 198, 199.
[2] Dies mochte bei Dietrich nicht nötig erscheinen, da er das Absetzungsdekret nicht unterschrieben hatte.

erhalten werden müßte, wenn es nicht aus genügender Ursache oder nicht ganz ordnungsgemäß von ihm verhängt sein sollte; endlich ermutigt er die Getreuen zur Standhaftigkeit, indem er die Hoffnung, daß der König doch noch in sich gehen und reuig in den Schoß der Kirche zurückkehren werde, ihnen eröffnet. „Wenn er umkehren will, wird er uns, was er auch gegen uns im Schilde führen mag, doch immer bereit finden, ihn in die Gemeinschaft der Kirche, in welcher Weise Ihr, Geliebte, es uns anraten werdet, wieder aufzunehmen." Viele Freunde mußte ihm unter den deutschen Großen gewinnen, daß er so von ihrer Mitwirkung den Austrag des Streites abhängig machte.

Übrigens waren schon bald nach der Synode Versuche gemacht worden, den Streit zwischen Kaiser und Papst in Güte beizulegen. Aber den Männern, die ein solches Friedenswerk betrieben, gab der Papst zur Antwort, nur dann könne er dem König die Hand reichen, wenn er seine Vergehen gegen die Kirche nach den Anweisungen des apostolischen Stuhles wieder gut machen, mit anderen Worten, wenn er sich ihm so vollständig, wie er es einst versprochen hatte, unterwerfen würde. Zu Zugeständnissen wäre Gregor früher bereit gewesen; jetzt würde er kaum im geringsten nachgegeben haben. Er meinte wohl, daß das Reich des Teufels jetzt in der Welt offenbar sei, doch glaubte er bemerkt zu haben, daß die Macht desselben dann am schnellsten zusammenbräche, wenn sie am meisten sich brüste. Seine Art war es, Wehe über die Zeiten, in denen er leben müsse, zu rufen. Dennoch war Petri Schifflein jetzt in eine Strömung geraten, die seine Fahrt wundersam begünstigte, und niemand wußte dies besser als der kluge Mönch, der das Steuer führte.

Der Hader zwischen König und Papst, den beide noch vor kurzem beizulegen gehofft hatten, war nicht nur nicht beigelegt, sondern hatte sich so erhitzt, daß an eine Vermittelung kaum noch zu denken war. Weder Roms Dekrete gegen Simonie und Priesterehe, noch Gregors Investiturverbot hatten den unmittelbaren Anlaß zum Bruche gegeben, sondern die Verhältnisse Mailands und die gesamte Lage Italiens. Aber die nächste Veranlassung war nicht der letzte Grund, der tief in der ganzen Entwickelung der Dinge lag. Sobald sich der römische Bischof als den Statthalter Gottes auf Erden, als den Schiedsrichter in den wichtigsten geistlichen und weltlichen Dingen zu fühlen anfing, mußte er über kurz oder lang mit dem Erben des deutschen Kaisertums, der sich von Gott zum Oberherrn der abendländischen Christenheit eingesetzt glaubte, in Kampf geraten. Die beiden Mächte, welche im Okzident allein eine universale Bedeutung besaßen, waren durch den Gang der Geschichte allmählich und fast unvermerkt in den schroffsten Gegensatz geraten; man war sich nun dessen völlig bewußt geworden, und der offene Kampf schien nicht mehr zu vermeiden. Die neue Zeit mußte zum Bruche mit den Traditionen der Vergangenheit führen, nachdem alle Versuche zur gütlichen Ausgleichung von

Gegensätzen, die sich schwer ausgleichen ließen, gescheitert waren. Ein Konflikt war ausgebrochen, der den ganzen Bestand der Dinge im Abendlande in Frage stellte, wie ihn die Geschichte der christlichen Welt bisher nicht gekannt hatte. Wie ein Erdbeben den Boden zu lösen scheint, hatte der Bannspruch des Papstes alle Vorstellungen, die man von der Weltordnung hegte, in Verwirrung gesetzt.

Der König hatte den Papst entsetzt und wollte ihn vernichten; der Papst hatte den Erben des Kaisertums gebannt und entthront, um ihn und mit ihm das Kaisertum sich zu unterwerfen. Noch war die große Frage unentschieden, wer von beiden seine Absicht durchsetzen könne; von der Entscheidung derselben schien es abzuhängen, ob das Kaisertum wie bisher auch ferner die Geschicke der Völker leiten sollte, oder ob es von seiner Höhe zu steigen und die Zügel der Weltherrschaft dem Papsttum zu überlassen habe.

14. Heinrich IV. im Bann

Die Wirkungen des Bannes

In dem Bewußtsein eines großen Erfolges war der König von Worms nach Goslar zurückgekehrt, um seine Maßregeln zur Bezähmung des Sachsenvolkes weiter durchzuführen. Die Herstellung der alten Burgen wurde eifrig gefördert, neue Festen zu den alten gebaut, die eingezogenen Güter erprobten Verteidigern der königlichen Sache übergeben; Edikte ergingen gegen alle frei Männer in Sachsen und Thüringen, die sich der Aufforderung des Königs zuwider noch nicht gestellt und unterworfen hatten. Erst gegen die Mitte des März verließ Heinrich Goslar und begab sich nach Lothringen, wo seine Anwesenheit dringend gefordert wurde.

Vor kurzem war Herzog Gottfried eines gewaltsamen Todes gestorben. Er hatte sich in die neugewonnenen friesischen Länder begeben, die von Robert dem Friesen und dessen Stiefsohn Graf Dietrich von Holland bedroht waren. Bei der Feste Vlaardingen, als er zur Nachtzeit einen abgelegenen Ort zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse aufsuchte, lauerte ihm Gislebert auf, ein Dienstmann des Grafen Dietrich, bohrte ihm von hinten ein Schwert in die Eingeweide und ergriff die Flucht. Zu Schiff wurde der tötlich verwundete Herzog nach Utrecht gebracht und starb dort nach kurzer Zeit[1]. Nach seinem Wunsche wurde er in Verdun zur Seite seiner Väter bestattet. Mit ihm starb der Mannesstamm eines Geschlechtes aus, welches seit mehr als hundert Jahren auf die Geschicke Lothringens einen großen, oft geradezu entscheidenden Einfluß geübt hatte.

Gottfrieds Tod war ein Ereignis von weitgreifender Bedeutung. Freund und Feind unter den Zeitgenossen sind darüber einig, daß er ein Fürst von großer Einsicht und ungemeiner Tatkraft war, der unter den weltlichen Großen neben sich nicht seinesgleichen fand. Lothringen empfand schwer seinen Verlust, da unter ihm ein ungewöhnlicher Friede im

[1] Bald nach Gottfrieds Tode fiel Graf Dietrich, von seinem Stiefvater unterstützt, über die friesischen Gegenden her und riß Yſſelmuiden unweit von Vlaardingen an sich.

Lande geherrscht hatte und man bald an seine glücklichen Zeiten nur mit Seufzen gedenken konnte. Noch schwerer traf Gottfrieds Tod den König. Dem Lothringer vor allem dankte er die Unterwerfung der Sachsen, und auf seine gewichtige Unterstützung hätte er jetzt unbedingt auch gegen Gregor rechnen können; keinen deutschen Fürsten gab es, der in gleicher Weise die Verhältnisse Italiens kannte, und der unmittelbarer bei ihnen beteiligt gewesen wäre. Überdies schien Gottfried der einzige Mann, der durch klugen Rat den hochfahrenden und gewaltsamen Sinn des jungen Königs zu mäßigen vermochte.

Zunächst begab sich Heinrich nach Köln, um dort persönlich die Weihe Hildulfs durchzusetzen, die noch immer auf mannigfachen Widerspruch stieß. Selbst Wilhelm von Utrecht war dem Goslarer Domherrn abgeneigt, verstand sich aber zur Weihe, als einem seiner Verwandten das erledigte Bistum Paderborn versprochen wurde. Sobald Hildulf geweiht war, eilte der König von Köln nach Utrecht, wo er das Osterfest (27. März) bei Bischof Wilhelm beging; hier stellte sich ein Neffe Herzog Gottfrieds am königlichen Hofe ein, den er sterbend als seinen Erben bezeichnet hatte. Es war ein Sohn seiner Schwester Ida und des Grafen Eustachius von Boulogne; er trug den Namen des Oheims, der ihm besonders zugetan gewesen war und große Hoffnungen von ihm gehegt hatte, obwohl er kaum ahnen konnte, daß dieser Jüngling eine Königskrone in sein Haus bringen sollte.

Der junge Gottfried von Bouillon — unter diesem Namen kennt ihn die Welt — erhielt Verdun und die alten Stammgüter seines Geschlechtes, auch wurde er mit der Grafschaft Antwerpen und den benachbarten friesischen Gegenden vom König belehnt, mit der Mark Antwerpen, wie man fortan diese Besitzungen nannte[1]. Aber das Herzogtum seines Oheims fiel nicht ihm zu, sondern der König verlieh es seinem eigenen zweijährigen Sohne, demselben Knaben, dem er vor kurzem auch die Erbfolge im Reiche bereits hatte zusichern lassen. Nichts anderes bedeutete dies, als daß Heinrich nach der Weise seines Vaters und Großvaters eine der wichtigsten Provinzen des Reichs unmittelbar an die Krone ziehen wollte. Man weiß, wie ein solches Verfahren die Fürsten stets mit dem größten Mißtrauen erfüllte. Schon hatten sie einem ähnlichen Versuche des Königs in Sachsen sich mit aller Energie widersetzt; auf Widerstand mußte er auch jetzt gefaßt sein, aber für so gesichert hielt er bereits seine Stellung, daß er jede Auflehnung leicht besiegen zu können vermeinte.

Zu Utrecht war es, wo der König zuerst die Vorgänge auf der römischen Fastensynode erfuhr, die schmähliche Behandlung der Gesandten

[1] Für diese Belehnung mußte der junge Gottfried nach dem Geschichtsschreiber Berthold vierzig Pfund Goldes geben, und dies ist sehr glaublich, da es dem Brauch der Zeit entsprach. Zweifelhafter ist, ob der König, wie Berthold gleichfalls versichert, Gottfried früher auch das Herzogtum versprochen hatte.

und den Widerstand Hildebrands gegen die königlichen Befehle. Auch ein König milderer Gemütsart als Heinrich würde bei der Nachricht, daß der Mönch den Bannstrahl gegen ihn zu wenden, ihn seines Thrones verlustig zu erklären und alle Untertanen ihres Eides zu entbinden gewagt habe, Tod und Verderben dem Verwegenen geschworen haben. Heinrichs Zorn kannte keine Grenzen; die Bischöfe tobten, die Genossen des Königs wüteten ohne Maßen. Es hieß nicht anders, als Hildebrand sei ein Scheinheiliger, ein Ketzer, ein Mörder, Meineidiger und Ehebrecher; der Bann, den er auf den König geschleudert, sei null und nichtig und müsse nach allem Recht auf sein verruchtes Haupt zurückgeschleudert werden.

Am Hofe befand sich mit einigen anderen lothringischen Bischöfen der Bischof Pibo von Toul, früher Kanzler des Königs und ihm treu ergeben, aber voll von Gewissensbedenken in den Wirren der Kirche: ihn ersah man, um feierlich am Osterfest vor dem versammelten Volk im Namen der anwesenden Bischöfe das Anathem gegen Hildebrand zu verkünden. Aber Pibo entzog sich dem bedenklichen Auftrag; heimlich verließ er in der Nacht vor dem Fest, begleitet vom Bischof Dietrich von Verdun, seinem Sinnesgenossen und Freunde, die Stadt. Was ihm das Gewissen belastete, tat ungescheut Wilhelm von Utrecht. In die ärgsten Schmähungen ergoß er sich in der Festpredigt gegen Hildebrand und endete mit einer Flut von Verwünschungen über den meineidigen Mönch, der seine Hand gegen den König erhoben habe. Dies Verfahren des Bischofs mißbilligten viele, und auf die zum Fest versammelte Menge machte es einen tiefen Eindruck, daß an demselben Tage der Blitz in den Utrechter Dom schlug und ein Werk, welches der Bischof mit großen Kosten und vieler Sorgfalt erbaut hatte, gründlich zerstörte.

Mit dem Anathem, wie es Wilhelm gegen Hildebrandt verkündet hatte, war allein wenig getan; der König mußte auf Mittel denken, durch die er seinen Widersacher von dem Stuhle, den er freiwillig nicht räumte, mit Gewalt vertreiben könnte. Zu dem Ende beschloß er, mit seinen Anhängern ein neues großes Nationalkonzil in Worms zu Pfingsten (15. Mai) zu versammeln; dort sollte nach den Kirchengesetzen förmlich ein gerichtliches Verfahren gegen Hildebrand eingeleitet, er auf Grund desselben entsetzt und ein anderer auf den Stuhl Petri erhoben werden, den der König dann sofort nach Rom geleiten wollte. Drei ältere Bischöfe aus den Zeiten Heinrichs III. wurden bestimmt, um zu Worms durch ihr Zeugnis die gegen Hildebrand erhobene Anklage des Meineids darzutun; es waren Wilhelm von Utrecht, Ebbo von Naumburg und Altwin von Brixen. Die Frist des Konzils war wohl deshalb weiter hinausgeschoben, um Hildebrand nach den Bestimmungen der Kirchengesetze förmlich vorladen und die Römer zur Beschickung des Konzils auffordern zu können.

Der König blieb in Lothringen, die Zeit des Konzils abwartend, während die Berufungen nach allen Seiten ausgingen. Das Schreiben des

Königs an Altwin von Brixen ist uns erhalten; es ist voll der eindringlichsten Vorstellungen über die Gefahr, welche der Kirche und dem Reich von Hildebrand drohe, da er beide zusammen beherrschen, das geistliche und weltliche Schwert, die Gott getrennt habe, in einer Hand vereinigen wolle. Zum erstenmal wird hier die Lehre von den zwei Schwertern in der Weise vorgetragen, wie sie nachher im Mittelalter so oft wiederholt ist. Altwin entschloß sich, trotz seines hohen Alters dem Wunsche des Königs zu entsprechen, aber zu seinem Unglück. Nicht allein, daß ihn das Anathem des Papstes traf, auf der Reise wurde er vom Grafen Hartmann von Dellingen überfallen und in einen Kerker geworfen. Auch Wilhelm von Utrecht ereilte vor dem Wormser Tage das Verderben. Am 27. April starb er eines plötzlichen Todes; im Bann des Papstes hauchte er den letzten Atem aus, wohl nicht ohne Reue, daß er dem Könige zu willig gewesen. Denn das Bistum Paderborn hatte doch nicht, wie er wünschte, sein Verwandter davongetragen, sondern jener Propst Poppo von Bamberg, der den Sturz Bischof Hermanns besonders herbeigeführt hatte. Es konnte kaum anders sein, als daß Wilhelms Tod als eine göttliche Strafe vom Volke betrachtet wurde, zumal man die furchtbarsten Dinge über seine letzten Augenblicke geflissentlich verbreitete. Wilhelms Bistum erhielt der Kämmerer des Mainzer Erzbistums, Konrad mit Namen; es galt, Siegfried bei guter Stimmung zu erhalten.

Von den drei geladenen Zeugen traf nur Ebbo von Naumburg in Worms zu Pfingsten beim Könige ein. Schon war Heinrich die erwünschte Nachricht zugekommen, daß ohne Verzug die lombardischen Bischöfe zu Pavia Hildebrands Anathem mit dem Anathem gegen ihn erwidert hatten; aber er irrte, wenn er gleiche Bereitwilligkeit bei allen deutschen Bischöfen voraussetzte. Viele scheuten bereits den Umgang mit dem Gebannten und hielten sich absichtlich vom Hofe fern. Manche fehlten zu Worms, auf deren Erscheinen der König mit Sicherheit gerechnet hatte. Noch auffälliger war das Betragen der oberdeutschen Herzöge und ihrer Anhänger. Auch sie waren nach Worms eingeladen worden, hauptsächlich wohl, um die Anordnungen wegen des Römerzugs mit ihnen zu verabreden. Aber keiner von ihnen stellte sich ein; dagegen kam Kunde, daß sie mit den Bischöfen, die den Hof mieden, verdächtige Zusammenkünfte hielten. Man sah in Worms bald, daß unter solchen Umständen keine wirksamen Beschlüsse gegen Hildebrand zu fassen waren, und verschob alles auf eine neue Zusammenkunft, die am Peter-und-Paul-Tage (29. Juni) in Mainz stattfinden sollte. Die eindringlichsten Ermahnungen ergingen an die Bischöfe und Fürsten, sich einzustellen; auch an die Römer, die nach Worms keine Gesandtschaft geschickt hatten, erließ man wohl eine neue Mahnung.

Der König, der sich bisher des Erfolges sicher gefühlt hatte, fing an zu begreifen, daß der Bann des Papstes nicht ungehört verhallt sei, zumal

mit jedem Tage die Wirkungen desselben sichtbarer hervortraten. Schon hatten sich die Herzöge Rudolf, Welf und Berthold mit Gebhard von Salzburg, Adalbero von Würzburg und Altmann von Passau verständigt, daß man nicht allein den gebannten König meiden, sondern ihm auch kräftig entgegentreten müsse, da die verhaßten Räte mehr als je bei ihm vermöchten und seine Härte gegen die sächsischen Großen dartue, was alle Fürsten von ihm zu erwarten hätten. Reich und Kirche schienen ihnen und ihren Anhängern auf gleiche Weise unter diesem König gefährdet, und der Widerstand gegen ihn, nachdem der Papst den Lehnseid gelöst, ohne Bedenken. Es war kaum noch ein Geheimnis, daß die oberdeutschen Fürsten sich vom König lossagen wollten. Mit diesen Fürsten im Einverständnis stand Hermann von Metz, ein Mann von nicht geringer Bedeutung. Aus der Lütticher Schule hervorgegangen, ein Freund Berengars von Tours, hatte er sich das Vertrauen des Königs erworben und war erst vor wenigen Jahren durch ihn zu seinem Bistum gelangt. Dennoch hatte er widerwillig in Worms seine Zustimmung zu Hildebrands Absetzung gegeben und bald die tiefste Reue darüber empfunden; denn er war nicht nur persönlich dem Papste befreundet, sondern sein ganzes Herz hing auch an den Ideen einer kirchlichen Reform, wie sie Rom in das Leben zu führen suchte. Keinen Augenblick zögerte er daher, den Widersachern des Königs die Hand zu reichen, sobald sie sich nur offen für die Sache des Papstes erklärten. Um keinen Zweifel über die Entschiedenheit seiner Gesinnung zu lassen, gab er sofort den sächsischen Fürsten, die seiner Obhut vom Könige anvertraut waren, die Freiheit. Es waren die Grafen Hermann der Billinger und Dietrich von Katlenburg; spornstreichs eilten sie in ihre Heimat zurück.

Mit beispiellosem Jubel wurden die Grafen von den Sachsen aufgenommen, die zähneknirschend die aufgedrungenen Steuern zahlten, seufzend zur Herstellung der Burgen Spann- und Handdienste leisteten. Verhaßter als jemals war der König im Lande, und schon als gleich nach seinem Aufbruch von Goslar zwei junge Männer aus einem vornehmen Hause den Aufstand dort neu zu beleben gesucht hatten, waren sie nicht ohne Anhang geblieben. Dietrich und Wilhelm, die Söhne des an der Saale ansässigen Grafen Gero von Brena, die Neffen des jüngst verstorbenen Markgrafen Dedi, waren die Urheber dieses Aufstandes. Zur Zeit der sächsischen Unterwerfung hatten sie sich zu den Wenden über die Elbe geflüchtet, waren aber bald in die Saalegegenden zurückgekehrt und hatten hier als Wegelagerer ihr Leben zu fristen gesucht. Da sie und ihr Gefolge gern mit den Steuereintreibern des Königs Händel suchten, galten sie als Verteidiger der unterdrückten Freiheit des Volks, und eine nicht unbedeutende Zahl Unzufriedener, selbst von Männern aus dem ritterlichen Stande, gesellte sich zu ihnen. So war das Feuer des Aufstandes bereits im Lande aufs neue entzündet und verbreitete sich von Tag zu

Tag weiter; in helle Flammen schlug es auf, als jetzt die von Bischof Hermann entlassenen Fürsten unter ihren Landsleuten erschienen. Bald kamen auch andere sächsische Herren in die Heimat zurück, ihrer Haft auf gleiche Weise von des Königs Widersachern entlassen; jeder neue Ankömmling steigerte den Jubel und gab frische Kraft der Empörung.

In kurzer Zeit stand der größte Teil Sachsens wieder im Aufstand, und alle Klassen des Volkes waren bei demselben beteiligt. Das Mißtrauen, welches die Bauern früher gegen die Fürsten gezeigt hatten, schien verschwunden; freiwillig griffen sie, Gut und Blut für die alten Rechte ihres Landes hinzugeben bereit, abermals zu den Waffen. Die königlichen Burgen wurden von den Aufständischen umschlossen; einige ergaben sich sofort, andere wurden erstürmt. Alle Besatzungen des Königs mußten das Land räumen, seine Steuereinnehmer wurden verjagt, seine Anhänger vertrieben und ihre Güter verheert, wenn sie sich nicht freiwillig von ihm lossagten. Schon bestimmte man Ort und Stunde, wo man den allgemeinen Bund zur Verteidigung des Vaterlandes aufs neue schließen wollte; alle, deren Gesinnung verdächtig sei, sollten dann des Landes verwiesen werden, wenn sie sich nicht entschieden gegen den König erklärten.

Zu den Verdächtigen gehörte vor allem Otto von Nordheim. Ruhig saß er, der Statthalter des Königs, auf der Harzburg, ohne der Empörung zu wehren und ohne sich ihr anzuschließen. Seine Ruhe beängstigte die Aufständischen, und sie ließen ihn endlich durch Gesandte zu einer offenen Erklärung auffordern. Sie überhäuften ihn mit Vorwürfen, daß er allein aus dem Unglück des Landes Vorteil gezogen habe, gaben ihm zu verstehen, daß er die Fürsten nur deshalb zur Unterwerfung veranlaßt, um sie desto sicherer zu verderben, und forderten ihn auf, den Makel seiner Ehre jetzt durch das einzige ihm gelassene Mittel, durch eine offene und männliche Verteidigung der wiedergewonnenen Freiheit zu tilgen; wolle er sich dazu nicht entschließen, so würden sie ihn als einen Verräter des Vaterlandes aus den Grenzen desselben verjagen und seine Habe verwüsten. Otto beschwor sie, nicht übereilt zu verfahren; er werde den König zur Nachgiebigkeit zu stimmen suchen und hoffe, seine Absicht zu erreichen; sollte dies nicht der Fall sein, so werde er die Freiheit Sachsens bis zum letzten Atemzuge verfechten. In der Tat sandte er Boten an den König und riet ihm, in die Forderungen der Sachsen zu willigen, zugleich aber zog er bereits die Besatzungen von der Harzburg und dem Steinberg zurück und begann, mit den aufständischen Fürsten freundlich zu verkehren, als ob er nicht mehr Statthalter des Königs wäre, als ob es keine königliche Macht im Lande mehr gäbe.

Des Königs Zuversicht begann zu wanken, als der Aufruhr so allerorten zugleich das Haupt erhob; er zeigte sich unentschlossener, als sonst seine Art war. Eine Zeitlang dachte er daran, Metz zu belagern und den rebellischen Bischof zu züchtigen; doch stand er von dem Unternehmen

wieder ab, da er durch dasselbe die Auflehnung anderer Fürsten nur zu beschleunigen besorgte. Noch weniger wollte er sich in den Kampf gegen die Sachsen stürzen, da der Mainzer Tag nahe bevorstand; dort hoffte er nicht nur Beistand gegen Hildebrand, sondern auch ausreichende Mittel zur Bewältigung der sächsischen Empörung zu gewinnen. Vorläufig schien ihm deshalb genug erreicht, wenn nur die noch verhafteten Fürsten nicht entkämen, wenn vor allem Burchard von Halberstadt, den er am meisten fürchtete, nicht in die Heimat zurückkehren könne. Obgleich er diesen seinen Todfeind damals in seiner unmittelbaren Nähe bewahrte, glaubte er ihn doch selbst hier nicht völlig gesichert und beschloß, ihn nach Ungarn zu schaffen. Als seine Schwester Judith die Reise zu ihrem Gemahl antrat, der wohl noch immer in Wieselburg verweilte, gab Heinrich ihr den Bischof mit und traf Veranstaltungen, daß er unterwegs auf das strengste bewacht würde. Aber Burchard fand in der Ferne einen Freund; mit Hilfe desselben entkam er an der Donau und eilte zu derselben Zeit, wo der König die Fürsten in Mainz erwartete, der Elbe zu.

Von den oberdeutschen Herzögen und den sächsischen Großen stellte auch in Mainz sich keiner ein, dagegen fanden sich die Bischöfe, die noch zum Könige hielten, in großer Zahl zusammen. Außer den Erzbischöfen von Mainz und Köln sah man dort Udo von Trier, der erst vor kurzem von Rom heimgekehrt war. Er hatte sich vor dem Papste gerechtfertigt und die Erlaubnis von ihm erhalten, mit dem König verkehren zu dürfen, um dessen Gemüt auf andere Bahnen zu lenken. So trat er mit Heinrich in Verhandlung, verweigerte aber jede Gemeinschaft mit Siegfried von Mainz und den anderen Exkommunizierten. Durch Udos Auftreten kam in den deutschen Episkopat eine noch tiefere Spaltung. Manche Bischöfe — und gerade die strengeren und ernsteren — verfielen in schwere Bedenken und entfernten sich vom Hofe; die anderen gerieten in den heftigsten Zorn gegen Udo, den sie einen Verräter am Reiche nannten. Die Gemüter erhitzten sich mehr und mehr; man ergoß sich in immer leidenschaftlichere Reden gegen Hildebrand und rief den König auf, endlich das Schwert gegen den Verwegenen zu zücken. Wirklich kam es dazu, daß der über Heinrich ausgesprochene Bann für ungerecht und ungültig erklärt, dagegen über den Papst auf Grund der gegen ihn vorgebrachten Zeugnisse die Exkommunikation verhängt wurde. Damit war aber wenig von dem erreicht, was in des Königs Absichten bei der Berufung der Versammlung gelegen hatte. An die Bestellung eines neuen Papstes, an die Romfahrt des Königs wurde nicht mehr gedacht: und wie wäre auch letztere bei der verdächtigen Stellung der oberdeutschen Herzöge und den reißenden Fortschritten des sächsischen Aufstandes jetzt noch möglich gewesen?

Schon verzweifelte der König daran, seinen Gegnern mit Gewalt zu begegnen, und legte sich auf Verhandlungen. Er sandte versöhnliche Botschaften an die oberdeutschen Fürsten und ließ zugleich mehrere der ge-

fangenen Sachsen nach Mainz bringen, um sie gegen ein Lösegeld freizugeben. Ein Zufall gab diesen Gefangenen die Freiheit auch ohne Lösegeld. Zwischen dem Mainzer Stiftsvasallen und der Bamberger Dienstmannschaft, die mit Rupert gekommen war, brach ein Streit in Mainz aus; die Bamberger steckten ein Haus in Brand, und die Feuersbrunst griff so um sich, daß ganze Quartiere der Stadt eingeäschert wurden. Während der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung, welche dies Unglück hervorrief, entkamen die Gefangenen; unter ihnen war auch Gertrud, die Witwe des Herzogs Ordulf, die Stiefmutter des gefangenen Magnus. Inzwischen gewann der sächsische Aufstand mit jedem Tage an Kraft, da er den rechten Führer erhalten hatte.

Kein größerer Freudentag war seit lange von den Sachsen gefeiert worden als der, an dem sie Bischof Burchard wieder in ihrer Mitte begrüßten. Alles lief herbei, um ihn zu sehen. Es war, als ob das Grab einen Toten zurückgegeben habe und gerade den, dessen man vor allem bedurfte. Für den König war die Nachricht von der Heimkehr des Bischofs ein Donnerschlag. Bisher hatte er von Milde gegen die sächsischen Großen nichts hören wollen; jetzt sah er in der Nachgiebigkeit die letzte und einzige Rettung. Er ließ die sächsischen Fürsten, die noch in seiner Gewalt waren, zu sich bringen — es waren der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg und Meißen, der Billinger Magnus, Pfalzgraf Friedrich nebst einigen anderen sächsischen und thüringischen Herren — und versprach, sie zu entlassen, wenn sie ihm in Zukunft treu zu bleiben und zur Beruhigung Sachsens Beistand zu leisten gelobten; sogar große Belohnungen stellte er ihnen in Aussicht, wofern es durch ihre Mühwaltung gelänge, die Sachsen zum Gehorsam zurückzubringen. Sie gelobten eidlich, was der König verlangte, sie aber entweder von vornherein nicht zu halten gedachten oder doch bald genug brachen. Was galten auch Eide, nachdem von Petri Stuhl der Eidbruch geheiligt war!

Otto von Nordheim hatte wiederholentlich dem Könige zur Nachgiebigkeit geraten und mit ihm eine Zusammenkunft in Saalfeld verabredet, wo man über die Mittel zur Beruhigung Sachsens beraten wollte. Der König glaubte sich nun nachgiebig genug gezeigt zu haben, aber den Landfriedensbruch der Söhne Geros wollte er deshalb nicht ungerächt lassen, zumal derselbe nach seiner Meinung ohne Zweifel mit dem Ehrgeiz Adelas und ihrer Sippschaft wie mit neuen Ränken des Polenherzogs in Verbindung stand (S. 270). Mit großer Hast brach er deshalb, nur von wenigen Vasallen begleitet, von Mainz auf und nahm seinen Weg nach Böhmen, um von dort durch die Mark Meißen einen Angriff auf Geros Söhne zu unternehmen. Er verlangte, daß die Fürsten, die er soeben der Haft entlassen, in der Mark zu ihm stoßen sollten; gleiches verlangte er auch von Otto, zu dem er den Bischof Ebbo nach Saalfeld sandte, da er selbst nicht dort nach der Verabredung erscheinen konnte. Es war wohl

in dieser Zeit, daß er auch die Söhne Ottos, die er noch als Geiseln in Händen hatte, dem Vater zurückgab.

Von Herzog Wratislaw und einem kleinen böhmischen Heere unterstützt, rückte der König alsbald in die Mark Meißen ein, aber vergebens erwartete er den Zuzug der sächsischen Herren. Otto hatte dem Bischof geantwortet, er wolle mit dem Könige, der sich mehr auf die Böhmen als die Deutschen verlasse, nichts ferner gemein haben; er halte sich, da man seine Ratschläge verachte und ihn zwinge, unschuldiges Blut zu vergießen, an seinen Eid nicht mehr gebunden; die gerechte Sache seines Volkes werde er mit den Waffen in der Hand bis zum letzten Atemzug verteidigen. Auch die anderen sächsischen Fürsten erklärten Ähnliches den Boten des Königs. Und hätten sie wirklich ihren Versprechungen nachkommen wollen, sie würden es kaum vermocht haben; so allgemein war der Aufstand, so gereizt die Stimmung des ganzen Volkes gegen den König. Sobald die Sachsen vernahmen, daß Heinrich mit einem böhmischen Heere in das Meißensche einrücke, griff alles zu den Waffen. Viele Tausende sammelten sich, voll brennenden Eifers, dem verhaßten Feinde des Sachsenlandes auf dem Kampfplatz zu begegnen und sein Blut zu vergießen. Als es unmöglich fiel, die immer mehr anwachsende, wirre Heeresmasse in Bewegung zu setzen, eilten mindestens die Söhne des Gero mit siebentausend Reitern dem Könige entgegen.

Das Heer des Königs war inzwischen bis an die Mulde gekommen. Nur der stark angeschwollene Strom schützte Heinrich gegen einen Überfall der Feinde, den er mit seinen unzureichenden Streitkräften kaum hätte aushalten können. Er beschloß den Rückzug nach Böhmen, übergab aber zuvor die Mark Meißen, ohne auf des jungen Markgrafen Ekbert Anrecht weiter zu achten, an Herzog Wratislaw, wie er vor einem Jahr demselben auch schon die Ostmark verliehen hatte. Böhmische Besatzungen blieben hier wie dort in den Burgen liegen, zum großen Verdruß der Sachsen und vor allem Adelas. Auch mit den Liutizen, den alten Feinden des sächsischen Namens, scheint der König damals aufs neue Verbindungen angeknüpft zu haben. Denn nur so wird erklärlich, weshalb die Sachsen alsbald mit Heeresmacht in das Gebiet der Liutizen einfielen und es mit Feuer und Schwert verheerten. Übrigens blieben auch die Böhmen in den Marken nicht unangegriffen. Kaum war das Wasser in der Mulde gefallen, so kehrte Ekbert mit einem sächsischen Heere nach Meißen zurück und verjagte Wratislaws Besatzungen aus allen Burgen. Hier verdrängt, konnten sich auch in der Ostmark die Böhmen kaum noch halten.

Der König sah, Sachsen war ihm verloren. Otto von Nordheim und Burchard von Halberstadt, seine gefährlichsten alten Widersacher, standen abermals wider ihn in den Waffen; auf Treue hatte er bei den sächsischen Fürsten nirgends mehr zu rechnen. Äußerst niedergeschlagen hatte er sich in Böhmen von dem Herzog getrennt und seinen Weg nach Bayern ge-

nommen. Er stellte zu Regensburg dem Markgrafen Liutpold von Österreich ein Privilegium aus, und die ungarischen Angelegenheiten, bei denen beide so nahe beteiligt waren, und die sich aufs neue zu verwickeln schienen, mögen sie wohl lebhaft beschäftigt haben. Aber wichtiger für den König war doch zu erkunden, wie sich Herzog Welf mit seinen Freunden verhalte. Er erfuhr, daß sie das Schlimmste gegen ihn im Schilde führten, ernstlicher als je an seine Absetzung dachten. Als Heinrich etwa im Anfang des Septembers zu seiner Gemahlin nach Worms zurückkehrte, war seine Macht in Deutschland, die noch vor kurzem so gesichert schien, bereits ganz untergraben, seine Lage voll der größten Gefahren.

Wie sich die Stimmung vollständig geändert hatte, sah man am klarsten an Erzbischof Siegfried. Die Wetterfahne kann nicht anders als sich nach dem Winde drehen. Schon dachte er, der mit seiner Autorität vor allem die Wormser Beschlüsse getragen und noch auf dem Mainzer Tage das Anathem gegen den Papst geschleudert hatte, lediglich daran, wie er seinen Frieden mit Rom, mit den Sachsen und den oberdeutschen Fürsten machen könnte. Er war es, der den letzten Geiseln Sachsens zur Freiheit verhalf. Es waren die unmündigen Söhne der Markgrafen Udo und Dedi, welche der König einem fränkischen Ritter übergeben hatte (S. 267). Einen unbewachten Augenblick auf der Jagd hatten die Knaben zur Flucht benutzt und waren ungefährdet bis Mainz gekommen. Hier erreichte sie ihr Wächter und verlangte die Auslieferung. Aber der Erzbischof trat ihm entgegen, nahm sich der Knaben an und sorgte dafür, daß sie unter sicherem Geleit zu den Ihrigen kamen. Adela erhielt so ihren Sohn zurück; nichts hinderte sie jetzt mehr, ihren Haß gegen den König frei walten zu lassen. Noch bedeutender war, daß Siegfried bei dieser Gelegenheit offen aller Welt zeigte, daß er seine Sache abermals von der des Königs trenne; es konnte nicht anders sein, als daß viele Bischöfe seinem Beispiele folgten. Wie der Schnee an der Sonne zerrann der Anhang des Königs.

Wie hatte Heinrich noch vor wenigen Monaten auf seine Erfolge und seine Macht getrotzt, mit welcher Siegesgewißheit war er Gregor entgegengetreten — und wie war jetzt sein Mut gebrochen! Schon sah er sich von allen Seiten verlassen, selbst von jenen deutschen Bischöfen, die ihn zum Angriff gegen Rom gedrängt hatten. Kein leeres Wort war es gewesen, wenn der Papst die Eide löste: sie hatten wirklich ihre Kraft verloren, der Treubruch war in den deutschen Ländern fast allgemein. Heinrich selbst mußte sich gestehen, daß er die Macht, welche dem apostolischen Stuhle zugewachsen war, nicht gekannt, daß er die Wirkungen des Bannstrahls nicht zu schätzen gewußt hatte; er sah, daß der deutschen Krone ein anderer und gefährlicherer Feind erstanden war als jemals zuvor. Hilfloser war Heinrich als selbst in jenen Tagen, da er von der Harzburg floh, und doch blieben ihm, um seine Krone zu retten, auch jetzt keine anderen Mittel als

dieselben, die er damals bereits angewendet hatte. Abermals mußte er sich Demütigungen unterwerfen und die gegen ihn vereinigten Gegner in ihren Interessen zu teilen versuchen; wohl mochte er selbst zweifeln, ob sich diese Mittel noch einmal bewähren würden.

Die oberdeutschen Herzöge und die mit ihnen verbündeten Bischöfe, die eigentlich päpstliche Partei, hatten inzwischen mit Rom in ununterbrochenen Verhandlungen gestanden. Am 25. Juli schrieb Gregor diesen seinen Anhängern voll Freude über ihren Eifer und forderte sie auf, nichts unversucht zu lassen, um den König zu aufrichtiger Reue zu bewegen. Zeige er sich bußfertig, so erkläre sich der Papst bereit, ihn wieder in den Schoß der Kirche aufzunehmen, obwohl nur unter Bedingungen, die es dem König unmöglich machen würden, abermals die Christenheit zu verwirren und die Kirche mit Füßen zu treten; beharre jener aber in seinem Trotz, so wollten sie g e m e i n s a m bestimmen und beschließen, wie dem kirchlichen Verderben kräftig zu steuern sei. Die bisherigen Anhänger des Königs, die sich von ihm trennen wollten, gab der Papst Vollmacht, unbedenklich zu absolvieren, gebot dagegen, alle zu meiden, die bei dem König verharrten, da diese Menschen es seien, die nicht allein ihn, sondern auch das Reich und die Kirche zugrunde richteten.

Gregors Anweisungen wurden mißverstanden. Manche glaubten in Deutschland, daß auch der König, wofern er nur eine reumütige Gesinnung an den Tag lege, von einem deutschen Bischof vom Banne gelöst werden könne, und man meinte zu wissen, daß er bereits damit umgehe, sich auf solche Weise die Absolution zu gewinnen. Durch ein Schreiben an Hermann von Metz vom 25. August erklärte deshalb der Papst auf das nachdrücklichste, daß niemand ohne seine besondere Genehmigung den König vom Banne lösen dürfe; zeige derselbe sich zu aufrichtiger Buße geneigt, so solle man ihm zuverlässige Meldung machen, damit er Legaten schicke und dann mit den deutschen Großen g e m e i n s a m die Bedingungen feststelle, unter welchen die Absolution zu erfolgen habe. Wenige Tage darauf unterrichtete er noch durch ein zweites Schreiben alle Getreuen des heiligen Petrus von dieser seiner Entschließung.

Aber schon erfuhr Gregor, daß seine Bundesgenossen in Deutschland nichts anderes beabsichtigten, als an Heinrichs Stelle, da er durch den Spruch des heiligen Petrus im Banne sei, einen anderen König einzusetzen, daß sie sogar über die Person des neuen Herrschers bereits berieten. Man verlangte, seinen Rat zu hören, und nichts ist merkwürdiger als sein Schreiben an die Deutschen vom 3. September, in dem er ohne allen Rückhalt seine Meinung über die wichtigste Angelegenheit der Zeit entwickelt. Er geht davon aus, daß Heinrich durch den Spruch des apostolischen Stuhls allerdings entsetzt und alle ihm geschworenen Eide gelöst seien, einen Anspruch an den Thron er demnach nicht mehr habe. Indem

er dies erklärt, beschwört er aber die Deutschen, gegen Heinrich nicht nach dem strengen Recht, sondern mit Milde zu verfahren; er bittet sie, mit Rücksicht besonders auf seine frommen Eltern, die unter den Fürsten der Zeit nicht ihresgleichen fänden, ihn in der Herrschaft zu erhalten, wofern er sich nur von ganzem Herzen bekehre und sichere Bürgschaften gäbe, daß er nicht neues Unheil über Kirche und Reich bringen werde. Diese Bürgschaften gibt der Papst dann näher dahin an: die exkommunizierten Räte müssen entlassen werden und kirchlich gesinnte Männer in ihre Stelle treten, der König muß die Kirche, die er bisher als Magd behandelt, als eine Herrin über sich anerkennen und zum Nachteil der kirchlichen Freiheit eingeführte Gewohnheiten — es sind besonders die Investituren gemeint — nicht aufrechterhalten. Gäbe Heinrich hierfür und für einige andere notwendige Dinge genügende Bürgschaften, so sollten die Deutschen es sogleich dem Papste mitteilen, damit sie dann gemeinsam die notwendigen Schritte beschlössen, keinesfalls aber dürfe der König ohne besondere Genehmigung Roms vom Banne gelöst werden.

Der Papst wollte am liebsten, wie man sieht, Heinrich auf dem Throne erhalten, freilich nur unter der Bedingung, daß er sich ihm vollständig unterwürfe. Dennoch faßte er auch die Möglichkeit der Wahl eines neuen Königs in das Auge. „Was wir", schreibt er, „über die sich kreuzenden Absichten mancher in betreff der Wahl hören, erregt uns Bedenken, und wir besorgen, daß dabei Menschengunst und Menschenfurcht im Spiele ist. Bekehrt sich indessen Heinrich unseren Wünschen entgegen nicht aufrichtig zu Gott, so muß allerdings unter göttlichem Beistand zur Regierung des Reichs ein anderer berufen werden, aber nur ein Mann, der die obigen Bedingungen und andere, welche für die christliche Kirche und das Reichswohl notwendig sind, durch ein völlig unverbrüchliches Versprechen zu erfüllen sich anheischig macht. Und damit wir Eure Wahl, wenn eine solche notwendig wird, durch apostolische Autorität bekräftigen und die neue Ordnung in gleicher Weise zu unseren Zeiten, wie es dereinst von unseren heiligen Vorfahren geschehen ist, genehmigen, zeigt uns die Verhältnisse, die Eigenschaften und die Denkungsweise des Mannes Eurer Wahl möglichst schnell an, damit Ihr durch Eure frommen und heilsamen Bestrebungen die Gunst des apostolischen Stuhls und den Segen des Apostels Petrus gewinnt." Auf das unzweideutigste sprach so Gregor aus, daß er eine Bestätigung der Wahl in Anspruch nahm, und wir wissen aus späteren Vorgängen, daß er die Bestätigung nur einem Manne zu erteilen gewillt war, der sich einen förmlichen Vasalleneid dem Nachfolger Petri zu leisten entschloß. Bei dieser seiner Forderung schwebten dem Papste offenbar Erinnerungen an die Rolle vor, die seine Vorgänger bei der Erhebung der Pipiniden gespielt hatten; auf jenes Ereignis scheint er auch in dem Briefe selbst anzuspielen.

Die Deutschen hatten einst der Kaiserin Agnes — wie es scheint, un-

mittelbar nach dem Tode Heinrichs III. — eidlich versprochen, in dem Falle, daß ihr Sohn vor ihr sterben würde, nicht ohne ihre Einwilligung über den deutschen Thron zu verfügen. Dieser Eid erregte jetzt manche Bedenken, auf welche der Papst zuletzt in dem erwähnten Schreiben eingeht. Er erklärt den der Agnes geleisteten Schwur für unverbindlich, hält aber für passend, wenn Heinrichs Absetzung unabwendbar sein sollte, gleich ihm auch die Kaiserin bei der Wahl zu Rate zu ziehen; bereite sie dann Schwierigkeiten, so werde die Kirche leicht jedes Hemmnis der gerechten Sache beseitigen.

Etwa zu derselben Zeit, wo dieser Brief nach Deutschland ging, hielten die oberdeutschen Herzöge mit mehreren Bischöfen eine Zusammenkunft in Ulm, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu beraten. Verwundert sah man hier selbst Otto von Konstanz, der von dem Papste als ein Gegner der Reformbestrebungen lange bekämpft und dann zu Worms sehr hitzig gegen ihn aufgetreten war, erscheinen, um sich von Altmann von Passau absolvieren zu lassen und an den Verhandlungen teilzunehmen. Die versammelten Großen beschlossen, auf den 16. Oktober nach Tribur einen allgemeinen Fürstentag auszuschreiben, um dort den gestörten Frieden der Kirche und des Reichs herzustellen. An alle deutschen Fürsten erging die Einladung, begleitet von den eindringlichsten Bitten, sich unter keinen Umständen dieser hochwichtigen Beratung zu entziehen. Auch den Papst setzte man von der Zusammenkunft in Kenntnis, und er bestimmte für dieselbe zu seinen Legaten den Bischof Altmann von Passau, den er schon früher zu seinem Vikar in Deutschland bestellt hatte, und den Patriarchen Sieghard von Aquileja, einen früheren Kanzler des Königs.

Allerdings war die Lage des Papstes in Italien damals nicht ohne Gefahren. Auf die Anhänglichkeit der Römer konnte er, seitdem die Normannen in unmittelbarer Nähe die Stadt bedrängten, nicht mehr mit voller Sicherheit bauen. Der Friede mit Robert und Richard war nicht zustande gekommen, und nirgends schien man mehr den vordringenden Normannen wehren zu können. Seit Monaten wurde Salerno belagert, die Mark von Camerino und das Herzogtum Spoleto waren zum Teil erobert, Benevent und die Campagna in gleicher Weise bedroht. Und zugleich hatte sich die ganze Lombardei und Romagna, soweit die Macht der Bischöfe reichte, völlig von Rom losgesagt, jeden Gehorsam dem apostolischen Stuhle offen aufgekündigt. Nur mit Mühe bewahrten Mathilde und die Pataria die Sache des heiligen Petrus in Italien vor dem Untergange. Dennoch war Gregor voll der besten Hoffnungen, wenn er auf den Gang der Dinge in Deutschland sah, und dorthin verwies er die Seinen, wenn ihr Mut sinken wollte. Am 31. Oktober schrieb er den Patarenern in Mailand: „Die Zahl der Getreuen ist in Deutschland in stetem Wachstum, und schon sprechen sie offen von der Wahl eines neuen Königs. Soweit es die Gerechtigkeit zuläßt, haben wir versprochen, ihr Vorhaben

zu unterstützen, und werden unser Versprechen halten." Eine Besorgnis vor Heinrichs Macht regte sich nicht mehr in seiner Seele.

Und in Wahrheit sah Heinrich unter Furcht und Zittern dem Tage von Tribur entgegen. Er wußte, daß seine Absetzung eine so gut wie beschlossene Sache war. Das Wort, welches er Hildebrand zugerufen: „Steige herab!" hatte sich zu einem furchtbaren Hohn gegen ihn selbst gewendet. Eine andere Kraft, wie sich nun zeigte, war in den Worten des Mönchs gewesen, als er auf dem Stuhle Petri Heinrich, dem Sohne Kaiser Heinrichs, die Regierung des Deutschen Reichs und Italiens untersagte.

Die Beschlüsse von Tribur und Oppenheim

Zahlreich versammelten sich die deutschen Fürsten am 16. Oktober in Tribur, an einem bedeutungsvollen Ort. Hier hatten einst ihre Väter den letzten Kaiser aus dem echten Stamm der Karolinger entsetzt, und jetzt waren sie mit dem besten Willen gekommen, dem Beispiele derselben zu folgen.

Alle waren wirklich einmal völlig einig. Wenig über ein Jahr war verflossen, seit die Schwerter der Oberdeutschen sich mit sächsischem Blut gefärbt hatten, und man befürchtete, bei der Begegnung möchten die Schwerter wieder aus der Scheide fahren; aber die Bayern und Schwaben zogen den Sachsen entgegen und begrüßten sie als Freunde und Brüder. Wie vieles trennte Otto von Nordheim von dem undankbaren und treulosen Welf, der ihm die Tochter beschimpft, ihn um Bayern gebracht hatte! Jetzt reichte der Sachse seinem bösen Schwiegersohn die Hand und bot ihm die Lippen zum Kuß; sie wurden eins, daß der künftige König ihren Streit über Bayern schlichten und jeder von ihnen die Entscheidung desselben unweigerlich anerkennen sollte. So versöhnten sich auch die anderen Fürsten Sachsens und gleich ihnen ihre Vasallen und Aftervasallen mit ihren alten Feinden; alles, was sie gegeneinander auf dem Herzen hatten, vergaben sie sich unter Tränen. Dann schlugen die Sachsen ihre Zelte den Oberdeutschen so nahe auf, daß die Worte vernehmlich herübertönten; dennoch hörte man von keinem Streite, keinem Zwiste. Als man von der Wahl des neuen Königs zu sprechen anfing, wollten die Sachsen nur einen Oberdeutschen, diese nur einen Sachsen wählen.

Auch die Spaltung unter den Bischöfen, welche in Mainz noch so ärgerliche Szenen herbeigeführt hatte, schien ausgeglichen. Die geistlichen Herren, welche noch nicht absolviert waren, eilten zu Altmann von Passau und wurden ohne Schwierigkeit losgesprochen; selbst Siegfried von Mainz wurde vom Banne gelöst. Schon war der größerer Teil der Bischöfe, die zu Worms dem Papste so dreist entgegengetreten waren, zu Kreuz gekrochen; nur wenige hielten es noch mit dem Könige.

Die Stimmung war in Tribur so papistisch wie möglich. Besondere Verehrung genossen die päpstlichen Legaten und einige Laien, welche der Papst unmittelbar von Rom gesandt, und die durch ihr ganzes Auftreten nicht geringes Aufsehen erregten. Sie waren von vornehmem Stande, hatten aber den Glanz ihres weltlichen Lebens Gott und dem Stuhle Petri zum Opfer gebracht, sich freiwillige Armut erwählt und ganz dem Dienste des Papstes hingegeben. Diese Männer hörte man allerorten verkündigen, daß Heinrich mit Recht von dem Bannstrahle des Papstes getroffen sei und der Beistand Roms den Deutschen nicht fehlen würde, sobald sie sich einen neuen König wählen wollten. Mit ähnlicher Sorgfalt mieden sie jeden, der mit dem König oder einem anderen Gebannten, mit simonistischen oder verheirateten Priestern irgend in Berührung gekommen war, und schärften so die Gewissen der Gläubigen. Mit ihnen war von Rom auch ein ritterlicher Mann aus Schwaben, Kadalaus mit Namen, gekommen, der vordem seine Waffen niedergelegt und einen stillen Platz im Kloster St. Blasien im Schwarzwalde gesucht und gefunden hatte. Dem Tode nahe, war er nach Rom gepilgert, um dort Vergebung seiner Sünden zu erwirken, und der Papst hatte sie ihm versprochen, wenn er eine Botschaft nach Tribur brächte. Er vollführte den Befehl des Papstes und starb bald darauf in seinem Kloster.

Als man zu den Verhandlungen schritt, wurden von den Weltgeistlichen und Mönchen zuerst die Fragen erörtert, ob der Papst überhaupt einen König exkommunizieren könne, und ob er es in diesem Falle aus gerechten Ursachen getan habe. Leicht wird man über beide Fragen einig geworden sein, denn über ihre Bejahung konnte bei den Anwesenden kaum eine wesentliche Meinungsverschiedenheit herrschen. Schwieriger mochte dagegen die Entscheidung der weiteren Fragen scheinen, ob Heinrich, weil ihn der Papst entsetzt und alle Untertanen ihrer Verpflichtungen gegen ihn entbunden habe, nicht mehr als König anzuerkennen sei und ohne Anstand nun ein anderer auf den Thron gesetzt werden dürfe. Gewiß gestanden die Fürsten — denn über diese Frage werden sie ohne Zweifel sich selbst die Entscheidung vorbehalten haben — dem Papste das Recht nicht zu, durch einen einseitigen Machtspruch über den deutschen Thron zu verfügen, doch waren sie nur zu geneigt, ihrerseits als eine Folge der Exkommunikation die Entsetzung Heinrichs auszusprechen und ihm einen Nachfolger zu wählen. Noch einmal ergoß sich ein Strom von Klagen über das verbrecherische Leben des Königs, seine Härte und Grausamkeit, die schmähliche Behandlung der ersten Fürsten, die Auflösung aller Ordnung im Inneren, die hinschwindende äußere Macht des einst so blühenden Reiches, die Gefahren der christlichen Kirche. Der König war in den Augen dieser tugendhaften Fürsten die Wurzel aller Übel der Zeit: weshalb sollten sie länger zaudern, diese arge Wurzel auszureißen?

Und doch verhandelten sie sieben Tage zu Tribur, ohne zu einem

Beschluß zu kommen! Wenn ein solcher nicht herbeigeführt werden konnte, lag der Grund unfehlbar zumeist in den keineswegs entschiedenen Äußerungen des Papstes. Noch immer hatte er sich die Möglichkeit offen gelassen, dem reuigen König die Absolution zu erteilen und die Regierung des Reichs wieder zu gestatten. Man wußte recht wohl, daß er gewisse persönliche Beziehungen zu Heinrich festhielt; überdies hatte er zu seinen Legaten zwei Männer bestellt, die dem jungen König nicht fern standen, und Altmann, der frühere Kaplan und vertraute Freund der Kaiserin Agnes, mußte das Interesse seiner Herrin noch besonders im Herzen tragen. Was geschah aber dann, wenn der Papst nach einer Neuwahl, deren Bestätigung er sich vorbehalten hatte, diese verweigerte und den gedemütigten Heinrich wieder zu Gnaden annahm? Um so näher lag diese Frage, als Heinrich nichts unterließ, um den Legaten und den Fürsten seine Bereitwilligkeit zur Buße an den Tag zu legen.

Der König war, als die Fürsten nach Tribur zogen, mit seinen Freunden von Worms aufgebrochen und nach Oppenheim gegangen; nur der Rhein trennte ihn hier von dem Felde, wo seine Widersacher über sein Schicksal beschlossen. Ihn umgaben die wenigen Bischöfe, die ihm treu geblieben waren, seine vom Papst gebannten Räte und eine Dienstmannschaft, so zahlreich er sie eben aufzubringen vermochte. Er war völlig entmutigt und zu jeder Demütigung entschlossen, welche die Fürsten fordern würden. Er wußte, sie wollten ihm die Krone nehmen, doch hoffte er, durch Unterwerfung sie jetzt wiederum umzustimmen wie vor drei Jahren, als er hier in Oppenheim in gleich verzweifelter Lage war (S. 246). Täglich schickte er Gesandte nach Tribur hinüber, gelobte Besserung seines Lebenswandels, versprach, den Fürsten die Regierung des Reiches zu überantworten, wenn sie ihm nur den königlichen Namen und die Reichsinsignien beließen, bot Geiseln und eidliche Versicherungen an, die keinen Zweifel an der Erfüllung aller dieser Versprechungen aufkommen lassen konnten; er beschwor sie, den Glanz des Deutschen Reiches, Jahrhunderte hindurch rein und unversehrt von ihren Vorfahren erhalten, nicht durch den Makel eines schmählichen Abfalles für alle Zeiten zu trüben.

Leicht begreift sich, daß die Fürsten diesen Versprechungen wenig Glauben schenkten; sie wußten nur zu gut, daß dieser junge Fürst ein anderes Gesicht in den Stunden der Not, ein anderes in den Tagen des Glückes zeigte. Ihre Antworten waren verletzend genug. Sie könnten auf des Königs Worte, sagten sie, nachdem sie so oft hinter das Licht geführt seien, nicht mehr bauen; nicht mit stürmischer Eile wären sie zum Äußersten geschritten, sondern hätten Leiden über Leiden durch viele Jahre erduldet, ruhig erduldet um ihrer Eide willen, bis sie der Papst jetzt von diesen gelöst habe; nun aber könnten sie ohne Gefahr für ihr Seelenheil mit dem Könige nicht länger verkehren und müßten die ärgsten Toren sein, wenn sie nicht jetzt, da Zeit, Ort und Umstände ihnen günstig, die welt-

lichen und geistlichen Gesetze nicht hinderlich seien, sofort ausführten, was sie lange beabsichtigt hätten; sie würden sich demnach einen anderen König wählen, der sie vor allem gegen jeden übermütigen Frevler an der römischen Kirche in den Kampf führen solle.

Und die Fürsten schienen Ernst zu machen. Schon gab Heinrich die Hoffnung auf, sie zu erweichen, schon besorgte er sogar, von ihnen überfallen zu werden und zog seine Reisigen am Rhein zusammen; denn er sah, wie der Erzbischof von Mainz Fahrzeuge auf dem Flusse herbeischaffen ließ. Da erschienen ganz unerwartet Gesandte von den sächsischen und oberdeutschen Großen zu Oppenheim und erklärten, daß die Fürsten mit dem Könige verhandeln wollten. Sie überbrachten Vorbedingungen der schmählichsten Art; doch keine Bedingung gab es, welche der König in diesem Augenblicke nicht eingegangen wäre, um seine Krone zu erhalten. Der aufwallende Zorn drohte, ihn zu ersticken: dennoch erklärte er sich bereit, alles zu tun, was die Fürsten des Reiches von ihm verlangten.

Umsonst forscht man nach den Umständen, welche die Fürsten noch in der letzten Stunde zu solcher Sinnesänderung vermochten. Nur das hören wir, daß der Abt Hugo von Cluny sich damals zum König begeben, und daß er, die Kaiserin Agnes und die Gräfin Mathilde auf eine Verständigung der Fürsten mit Heinrich eingewirkt haben. So sehr diese drei der Sache Roms ergeben waren, hatten sie doch ein nahes und persönliches Interesse, daß Heinrich die Krone erhalten bliebe. Wie hätte Agnes ruhig diesen Dingen zusehen sollen? Mochte sie ihren Sohn für einen Verführten halten, den mit Recht die Strafen Roms getroffen hätten, ihr Mutterherz mußte doch im Innersten bewegt werden, als die deutschen Fürsten ihm die Krone des Vaters rauben wollten. Auch in Mathilde scheinen sich die verwandtschaftlichen Gefühle für Heinrich geregt zu haben. Den Abt von Cluny kümmerten wenig die Händel der deutschen Großen mit ihrem Könige, während ihn in tiefster Seele das Unglück des Kaisersohns ergriff, den er einst aus der Taufe gehoben hatte. Dem Abt — denn Agnes und Mathilde waren nicht gegenwärtig — scheint es der König am meisten verdankt zu haben, wenn die Fürsten von einer Neuwahl abstanden; nächst ihm wohl Altmann von Passau, dem Legaten des Papstes und Freunde der Kaiserin Agnes. Aber alle persönlichen Verwendungen, die für Heinrich eintraten, würden doch kaum zum gewünschten Ziele geführt haben, wenn die Meinung des Papstes selbst entschiedener ausdrückt worden wäre, wenn er eine Versöhnung mit Heinrich nicht noch immer in Aussicht genommen hätte.

Die Verhandlungen mit dem König wurden in Oppenheim eröffnet und in den nächsten Tagen zum Abschluß gebracht. Über den Gang derselben sind wir nicht unterrichtet, aber ihr Ergebnis ist bekannt genug. Die Hauptsache war, daß der König in allen Dingen dem Papste den schuldigen Gehorsam zu leisten, seine Fehler gegen den apostolischen Stuhl

demütig zu bekennen und zu büßen sich anheischig machen mußte; die anderen schweren Beschuldigungen, welche man gegen ihn erhoben hatte, versprach er entweder durch den Beweis der Unschuld oder ein Gottesurteil zu entkräften oder, wenn ihm dies nicht gelingen sollte, eine angemessene Buße auf sich zu nehmen. Von dieser seiner Unterwerfung und diesen Versprechungen mußte er dem Papste und allen Würdenträgern seiner Reiche durch in Gegenwart der Fürsten besiegelte Schreiben Kenntnis geben und alle seine Anhänger, die noch im Banne ständen, anweisen, unmittelbar beim Papste die Absolution nachzusuchen. Auch er selbst sollte nur durch den Papst vom Banne gelöst werden können und die Lossprechung spätestens bis zum Jahrestag des Bannes (22. Februar) erfolgen. Die Fürsten beschlossen aber zugleich, den Papst zu einer Tagfahrt, die auf Mariä Reinigung (2. Februar) in Augsburg festgesetzt ward, einzuladen, damit er dort mit den Fürsten die Sache des Königs verhandele und über die Zukunft des Reichs und der Kirche entscheide. Gelänge es dem Könige nicht, bis zum Ablauf der jährlichen Frist die Absolution zu erlangen, so habe er für immer, erklärten die Fürsten, das Reich verwirkt. Die Legaten und alle Fürsten gelobten eidlich, daß sie dann Heinrich nicht mehr als ihren Herrn anerkennen, ihm den königlichen Namen nicht mehr geben würden; auch schriftlich verzeichneten die geistlichen Herren dies ihr Gelöbnis.

Als die Fürsten Heinrich für immer des Thrones verlustig erklärten, wofern er sich innerhalb Jahr und Tag nicht vom Banne löse, beriefen sie sich auf Reichsgesetze. Es waren dies vielleicht Bestimmungen, die sich nicht auf den Kirchen-, sondern auf den Gerichtsbann bezogen und jeden, der diesem über Jahresfrist nicht Folge leistete, mit Verlust der Habe, der Lehen und Würden bedrohten, aber weder diese noch andere Reichsgesetze paßten auf den vorliegenden Fall. Indessen so wenig sich in Wahrheit die Beschlüsse der Fürsten durch Reichsgesetze begründen ließen, mußten sie doch als eine Notwendigkeit erscheinen, nachdem man dem Papste einmal das Recht, den König zu bannen, eingeräumt und Heinrichs Exkommunikation als gültig anerkannt hatte. Denn klar war, daß bei der Stimmung in Deutschland Heinrich im Bann nicht auf die Dauer regieren konnte, und nach anerkannten Bestimmungen des kanonischen Rechtes war ein volles Jahr die äußerste Frist, innerhalb deren die Lösung vom Banne nachgesucht werden mußte. Unterwarf man einmal die deutsche Krone dem Papste, so konnte kaum fehlen, daß man sie auch von Satzungen der römischen Kirchendisziplin abhängig machte.

In den Oppenheimer Beschlüssen überlieferten die deutschen Fürsten ihren König dem Urteilsspruche Roms, aber sie nutzten zugleich die Gelegenheit, um ihn ihre eigene Macht empfinden zu lassen. Die sächsischen Fürsten nötigten den König, ihren entronnenen Geiseln Straflosigkeit zu gewähren. Die vollständigste Genugtuung gewann sich der gekränkte

Bischof von Worms. Heinrich mußte ihm Worms zurückgeben, seine Besatzung herausziehen und ihm gegen eine neue Auflehnung der Bürger Sicherheit stellen. Es war eins der schwersten Opfer für den König, die treue Stadt zu verlassen und der Wut ihres erbitterten Herrn zu überliefern.

Auch wurden Bestimmungen getroffen, wie sich der König bis zu seiner Absolution zu verhalten habe. Zum Aufenthaltsorte wies man ihm und seiner Gemahlin Speier an. Hier sollte Bischof Dietrich von Verdun, ein allseitig geachteter Mann, an Heinrichs Seite bleiben, außerdem eine Anzahl von Hofleuten und Dienern, welche die Fürsten ausgewählt hatten. Von seinen bisherigen Räten mußte sich der König völlig zu trennen versprechen. Man untersagte ihm ferner jede selbständige Verwaltung der Reichsgeschäfte, jede Entfaltung königlichen Glanzes und das Tragen der Reichsinsignien bis zur erfolgten Lossprechung vom Banne.

Wunderbar, daß man zugleich mit dieser tiefsten Erniedrigung des Königtums die Herstellung des Kaisertums beschloß! Es wird glaubhaft berichtet, daß die Fürsten dem König, wenn er an seinen Versprechungen festhielte, ihre Unterstützung zum Römerzuge zusagten, um nicht nur ihm die Kaiserkrone zu gewinnen, sondern auch die Normannen aus Italien zu verjagen. Einen lockenden Lohn des Gehorsams stellten sie ihm damit in Aussicht, zugleich aber umgaben sie ihn mit allen Schrecken des Wortbruches. Wenn er irgend eines seiner Versprechen nicht hielte, erklärten sie, seien sie jeder Pflicht und jeder Treue gegen ihn entbunden und würden, ohne auf das Urteil des Papstes weiter zu warten, für das Wohl des Reiches nach ihrem eigenen Ermessen sorgen.

Indem sich Heinrich den zu Oppenheim gefaßten Beschlüssen unterwarf, gab er offenbar seine ganze bisherige Stellung auf. Er erkannte an, daß er kein Recht zur Entsetzung des Papstes, dieser aber ein Recht, ihn zu bannen, gehabt habe, er unterwarf sich dem Urteilsspruche des römischen Bischofs, über den er bisher richterliche Rechte beansprucht hatte, er bekannte sich ihm zum Gehorsam verpflichtet „in allen Dingen". Und zugleich räumte er ein, daß er im Unrecht gewesen sei, wenn er die Macht der Krone den Fürsten gegenüber als eine selbständige zur Geltung zu bringen suchte. Mochte er nun auch demnächst durch das Urteil des Papstes und des Augsburger Tages wieder in den vollen Besitz der Regierungsgewalt, mochte er selbst zur Kaiserkrone gelangen, so blieb er doch nimmerdar als ein Kaiser und König von Gottes Gnaden bestehen, sondern alles, was er so wurde, war er von Gnaden des Papstes und der Fürsten; seine Gewalt blieb nicht frei, sondern wurde von Rom und den deutschen Herren abhängig. Nur der Zwang geht Verpflichtungen ein, in denen das ganze Selbst zum Opfer gebracht wird, und es liegt in der Natur des Menschen, sich solchem Zwange zu entwinden, am meisten in der Natur eines Mannes, der sich zur höchsten Freiheit berufen glaubt.

Man fühlte recht wohl schon in Oppenheim, daß der König die eingegangenen Verpflichtungen nur so lange halten würde, als er sich in der Gewalt seiner Feinde befinde. Die Netze waren rings um ihn zusammengezogen, so daß nicht leicht ein Ausweg zu finden war; aber man kannte die Klugheit des Vielgewandten und fürchtete, daß es ihm dennoch gelingen möchte. Die Fürsten trennten sich deshalb nicht, ohne sich zuvor gegenseitigen Beistand für den Fall zuzuschwören, daß der König das Schwert zur Rache gegen sie ziehen sollte; viele wagten ihm nicht einmal zum Abschiedsgruß unter die Augen zu treten. Nichts besorgten die Fürsten mehr, als daß Heinrich den Papst für sich zu gewinnen und gegen sie einzunehmen suchen würde, und seine Absichten hatten sie damit nur zu gut erraten.

Heinrich ergab sich scheinbar geduldig in sein Schicksal. Seine Räte und Freunde entließ er und ging mit seiner Gemahlin nach Speier, wo er in größter Stille gleich einem Gefangenen lebte. Er mied allen öffentlichen Verkehr, enthielt sich der Reichsgeschäfte, besuchte als Gebannter selbst den Gottesdienst nicht. In trüber Einförmigkeit schleppten sich ihm die Wintertage hin. Aber der junge König erschien geduldiger, als er war. Unablässig arbeitete sein Geist, um die Fesseln zu sprengen, in die ihn seine Feinde geschlagen; unablässig dachte er daran, wie er seine Krone und sein königliches Recht retten könne. Alles schien ihm zunächst darauf anzukommen, den Augsburger Tag zu vereiteln, wo der Bund des deutschen Fürstentums mit dem römischen Bischof zur Knechtung der königlichen Gewalt besiegelt werden sollte, und nur ein Mittel sah er, jene Zusammenkunft zu hintertreiben, wenn er nämlich binnen kürzester Frist die Absolution des Papstes gewinne und denselben überzeuge, daß es ihm mit seinen Versprechungen Ernst sei. Gelang ihm dies, so durfte er hoffen, nicht allein dem Reichstage zu entgehen, sondern auch den Bund des Papstes und der Fürsten zu sprengen. Er hatte nicht vergessen, daß vor einem Jahre Gregor nichts mehr gewünscht hatte, als ohne die Fürsten mit ihm zu verhandeln. So entschloß er sich, sofort in Rom selbst Buße zu tun, wenn sich der Papst ihn dort loszusprechen bereit erklärte. Dem Erzbischof Udo von Trier, der die Unterwürfigkeitserklärung nach Rom überbringen sollte, trug er auf, nichts unversucht zu lassen, um den Papst für eine schleunige Absolution zu gewinnen.

Gregor hörte voll Freude den Ausgang der Oppenheimer Verhandlungen. Was er seit Jahren erstrebt hatte, sah er erreicht: die Rückkehr des Königs zu den Versprechungen, deren Erfüllung er bisher so hartnäckig verweigert hatte, und zugleich die Unterwerfung der deutschen Kirche. Seine kühnsten Erwartungen überstieg es, wenn ihn die deutschen Fürsten überdies in ihre Mitte einluden, um das Schicksal Deutschlands zu entscheiden und über den König Gericht zu halten. Welcher Triumph für den heiligen

Petrus, nachdem die deutschen Herren mehr als einmal über seine Nachfolger in Rom das Urteil gesprochen!

Die ersten Nachrichten über die wichtigen Vorgänge in Deutschland erhielt der Papst wohl durch Huzmann von Speier und einige andere Bischöfe, welche Altmann zu ihrer Lossprechung nach Rom gesandt hatte. Sie hatten bisher treu zum Könige gehalten und mußten hart ihre Treue büßen; denn sie wurden zu strengen Bußübungen in verschiedene römische Klöster eingesperrt und erst nach längerer Zeit auf Bitten der Kaiserin Agnes entlassen. Bald darauf kamen die Gesandten der deutschen Fürsten nach Rom, um den verlangten Bericht abzustatten und Gregor zu dem Augsburger Tage einzuladen. Endlich erschien auch Erzbischof Udo von Trier, der Gesandte des Königs, mit seinen Begleitern; geraume Zeit hatte ihn der Bischof Dionysius von Piacenza, welcher der Reise einen dem Könige feindlichen Zweck beimaß, zurückgehalten und erst auf einen Brief aus Speier die Fortsetzung des Wegs ihm gestattet. Etwa zu derselben Zeit kam auch der Abt von Cluny nach Rom; schwerlich war Gregor mit dessen Bemühungen in Oppenheim unzufrieden, aber der Abt mußte doch dafür Kirchenbuße tun, daß er ohne Erlaubnis des Papstes mit dem gebannten Könige verkehrt hatte.

Wie wenig Gregor noch immer Heinrich traute, zeigte sich sogleich beim Empfang der königlichen Botschaft. In Gegenwart der fürstlichen Gesandtschaft ließ er das Schreiben des Königs vorlesen, und es ergab sich sofort, was er vermutet hatte, daß es nicht so lautete, wie es in Gegenwart der Fürsten besiegelt war. Vergeblich suchte Udo die Änderung in Abrede zu stellen; er mußte sie einräumen, nur beteuerte er, nicht zu wissen, wer der Urheber derselben sei. Sie lief wesentlich darauf hinaus, daß die Stelle wegen der dem Könige beigemessenen moralischen Verbrechen verdunkelt und am Schluß die Forderung hinzugefügt war, auch der Papst solle sich wegen der gegen ihn erhobenen Anklagen rechtfertigen. Die Enthüllung dieser Fälschung — anders läßt sich die Änderung nicht bezeichnen — machte den übelsten Eindruck und steigerte das Mißtrauen des Papstes. Als ihm daher Udo im geheimen die Absicht des Königs eröffnete, sofort nach Rom zu kommen, um sich die Absolution zu gewinnen, fand er nichts weniger als williges Gehör. Der Papst erklärte trotz alles Andringens auf das bestimmteste, daß er die Buße des Königs in Rom nicht annehmen, sondern nach Augsburg kommen werde, um mit den Fürsten des Reichs zu bestimmen, was für Kirche und Staat ersprießlich sei. Die Gesandten der Fürsten schickte er mit einem Schreiben zurück, worin er ihnen meldete: trotz des Widerspruchs seiner Freunde in Rom werde er über die Alpen kommen; denn für die Freiheit der Kirche und das Wohl des Reiches scheue er sich keiner Gefahr in das Auge zu sehen und sei selbst sein Leben zu opfern bereit; so sehr hoffe er, seine Reise zu beschleunigen, daß er schon am 8. Januar in Mantua eintreffe; er forderte

sie auf, Anstalten zu sicherem Geleit und einem geziemenden Empfang für ihn zu treffen, auch für den Landfrieden bei sich zu sorgen, damit seine heilsamen Absichten für das Reich keine Hindernisse fänden.

Der Papst brannte, wie man sieht, seinen Triumphzug anzutreten. Es duldete ihn nicht länger in Rom, welches er kurz vor Weihnachten verließ, indem er zugleich noch einmal ein Schreiben an die Deutschen mit der Aufforderung sandte, alles zu seinem Empfange bereit zu halten. Am 28. Dezember war er in Florenz, um Neujahr ging er über den Apennin und traf in der Lombardei schon etwa zwanzig Tage vor dem Termin ein, an dem ihn einer der Herzöge an der Etschklause erwarten sollte. Bis Mantua gab ihm Mathilde das Geleit, und zur bestimmten Zeit (8. Januar) scheint er dort eingetroffen zu sein; weiter sollte ihn Gregor von Vercelli, den er absolviert hatte, und der damals eine sehr zweideutige Rolle spielte, zu der Klause geleiten. Aber die Frist verstrich, ohne daß sich dort das Geleit einfand und bald kam die unvermutete Botschaft aus Deutschland, daß Heinrich heimlich Speier verlassen habe und man bei der dadurch entstandenen Verwirrung das Geleit nicht stellen könne. Zugleich erhielt der Papst durch Bischof Gregor sichere Kunde, daß der König über die Alpen gekommen und in Vercelli eingetroffen sei. Er konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Heinrich durch einen kühnen Entschluß den Netzen seiner Feinde entronnen sei.

Gregor stand in der Lombardei auf gefahrvollem Boden. Zwar hatte Heinrich ihm noch kurz zuvor abermals Boten geschickt, Reue und Unterwerfung an den Tag gelegt, demütigst um die Lossprechung vom Bann und den apostolischen Segen gebeten, aber rauh und streng hatte der Papst abermals diese Bitte zurückgewiesen. Wie, wenn der König nun erzwingen wollte, was er nicht anders erreichen konnte? Überall fand er in der Lombardei Waffen gegen Rom; mit leichter Mühe konnte er ein Heer sammeln, dem Mathilde kaum die Spitze zu bieten vermochte. Gregor mußte an seine Sicherung denken; er ging über den Po zurück und begab sich nach Kanossa, der festesten Burg der großen Gräfin. Hier konnte er, für den Augenblick ungefährdet, Heinrichs weitere Schritte abwarten und danach seine Entschließung richten. Schon nach kurzer Zeit erfuhr er, daß der König nicht mit feindlichen Absichten kam. Heinrich verlangte zunächst nichts auf Italiens Boden als die Lossprechung vom Banne, und sie wußte er in der Tat dem widerstrebenden Papst abzudringen.

Die Tage von Kanossa und die Lossprechung vom Banne

Als der König in Speier vernahm, daß Gregor seine Buße in Rom nicht annehmen wolle, vielmehr die Reise nach Deutschland auf alle Weise beschleunige, entschloß er sich, dem Papste, ehe er noch die Alpen erreichte,

entgegenzutreten, um ihn zur Absolution zu bewegen; er durfte keinen Augenblick säumen, wenn er den Papst noch erreichen und den Augsburger Tag hintertreiben wollte. Der Plan zur Flucht von Speier war schnell entworfen und wurde glücklich ausgeführt. Man hat allen Grund, anzunehmen, daß Dietrich von Verdun selbst um die Absicht des Königs wußte.

Einige Tage vor Weihnachten entkam der König mit seiner Gemahlin, mit dem kleinen Konrad und einem treuen Diener seinen Wächtern und nahm zunächst seinen Weg nach Hochburgund zu dem Vetter seiner Mutter, dem Grafen Wilhelm; hier feierte er, schon der Gefahr entronnen, das Weihnachtsfest zu Besançon.

Die Absicht des Königs war seinen Freunden ohne allen Zweifel nicht unbekannt geblieben. Denn um dieselbe Zeit machten sich fast alle Bischöfe, die noch im Banne waren, wie die meisten früheren Räte des Königs auf den Weg, um ebenfalls dem Papste in der Lombardei zu begegnen. Auch müssen die deutschen Fürsten einen solchen Anschlag des Königs erwartet haben, da die Pässe der Alpen von Rudolf, Welf und Berthold sorglich gehütet wurden. So kam es, daß Bischof Rupert von Bamberg, der große Schätze mit sich genommen hatte, von Herzog Welf an den Alpen angehalten wurde und dann von Weihnachten bis gegen Ende August in Gefangenschaft blieb. Auch Dietrich von Verdun, der dem Könige nach Italien folgen wollte, geriet in Gefangenschaft; der Graf Adalbert von Calw ergriff ihn und ließ ihn erst nach längerer Zeit gegen ein Lösegeld frei. Die meisten Anhänger des Königs wußten den Wachen der Fürsten zu entgehen und gelangten glücklich auf den lombardischen Boden; auch Heinrich selbst, indem er einen Weg einschlug, wo ihn die Nachstellungen seiner Feinde nicht erreichen konnten.

Nur einen Tag verweilte der König in Besançon und setzte dann mit einem bereits ziemlich zahlreichen Gefolge die Reise fort. Bei Genf über die Rhone setzend, erreichte er bald das Gebiet seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Adelheid von Turin. Mit ihrem Sohn Amadeus kam sie dem König entgegen und empfing ihn ehrenvoll. Aber der Moment schien ihr günstig, die Bitte verlauten zu lassen, daß ihr der König über die fünf Bistümer Verfügung beließe, welchen das geistliche Aufsichtsrecht in ihren Ländern zustand. Heinrich war nicht in der Lage, ihr eine Bitte versagen zu können; dennoch trug er Bedenken, eine so außerordentliche Forderung zuzugestehen. Er suchte Adelheid durch die Abtretung eines Teils von Burgund, wahrscheinlich des Bugey zwischen Rhone und Ain, zu befriedigen. Auf alle Weise unterstützte übrigens die Markgräfin die Reise ihres Schwiegersohnes, ihrer Tochter und ihres kleinen Enkels, eine Reise, deren Beschwerden sich nun mit jedem Tage steigerten.

Der König wählte wahrscheinlich den Weg über den Mont Cenis, und die ohnehin mühevolle Straße mußte gerade damals fast unübersteigliche Schwierigkeiten bieten. Schon sehr früh war der Winter mit unerhörter

Strenge eingetreten, und die Kälte dauerte in ungewöhnlicher Weise an. Große Schneemassen bedeckten bereits im November das obere Deutschland und die Alpengegenden; Rhein und Po waren so fest gefroren, daß sie monatelang Rosse und Wagen trugen. Gewiß war es ein Wagnis für den König, mit einer zarten Frau und einem dreijährigen Knaben unter solchen Umständen den Weg über das Hochgebirge zu nehmen, aber er mußte eben alles wagen, wenn er seine Krone erhalten wollte.

Große Not standen der König und seine Begleiter aus, bis sie die Paßhöhe erreichten. Die Straßen waren völlig verschneit und mußten erst mühsam durch Landleute, die man aufbot, gangbar gemacht werden. Die Hindernisse mehrten sich aber noch, als man die Höhe erreicht hatte und das Hinabsteigen begann. Unmöglich war es, auf dem abschüssigen, spiegelglatt gefrorenen Boden sich zu halten, und mehr als einmal verzweifelte man, je das Tal zu erreichen. Kriechend auf Händen und Füßen oder die Schultern der Führer umklammernd, bald strauchelnd, bald weite Strecken hinabrollend, kamen die Männer endlich herunter. Die Königin und ihre Dienerinnen wurden auf Rindshäute gesetzt und so hinabgezogen. Die meisten Schwierigkeiten machte das Wegschaffen der Pferde. Man ließ sie teils mit Winden herab, teils schleppte man sie mit gebundenen Füßen fort, aber die meisten verendeten doch oder wurden mindestens unbrauchbar. Endlich kam man aus den Bergen heraus, und welche Schrecken man auch überstanden hatte, kein Menschenleben war verloren gegangen. Der König vergaß die bestandenen Leiden um so leichter, als er überall, wohin er kam, die beste Aufnahme fand: in Susa, Turin, Vercelli und Pavia.

Von allen Seiten strömten die Bischöfe und Grafen, die Capitane und Valvassoren herbei; alle sammelten sich um den König, die an der Herstellung der alten Ordnungen ein Interesse hatten, die Widersacher des Papstes, Mathildens und der Patarener kamen zuhauf. So lange hatten sie den Erben des Kaisertums erwartet, und sie dachten nicht anders, als daß er jetzt käme, um seine Macht zu zeigen und jenen verwegenen Mönch zu züchtigen, der ihm seine Krone bestritten und Roms Bannstrahlen über die Lombardei ausgeschüttet hatte, als gäbe es hier keinen anderen Herrn. Ein gewaltiges Gefolge, gleichsam ein Heer, sammelte sich um den König, und es hätte nur bei ihm gestanden, dem Papste mit gewaffneter Hand entgegenzutreten.

Aber Heinrichs Gedanken waren damals, wie wir wissen, auf ganz anderes gerichtet. Er sagte den Lombarden: er sei nicht gekommen, um den Papst anzugreifen, sondern um mit ihm über den Bann zu verhandeln, den er mit Unrecht gegen ihre Bischöfe und gegen ihn selbst geschleudert habe; diese Verhandlung sei ihm wegen der Beschlüsse der deutschen Fürsten geboten, ein feindliches Auftreten jetzt gegen den Papst würde das Reich in namenlose Verwirrung stürzen. Nur mit Mühe überzeugte

er sie, daß ihm die Klugheit für den Augenblick zu weichen riete, aber sie gaben endlich doch seinen Gründen nach, nur beschworen sie ihn, möglichst bald mit Gregor ernst zu machen, der sonst ihn und mit ihm sie alle verderben würde.

Inzwischen hatte der König erfahren, daß sich der Papst nach Kanossa begeben habe, daß Mathilde und der Abt Hugo um ihn seien, und brach unverweilt auf, um diese Burg zu erreichen. Die Bischöfe und Herren, die sich ihm angeschlossen hatten, ließ er großenteils in Reggio zurück; von seiner Schwiegermutter, seinem Schwager Amadeus und dem Markgrafen Azzo von Este nebst einigen anderen Herren begleitet, ritt er auf Kanossa zu und sah die stattliche, weithin schimmernde Feste vor sich, der er durch seine Buße einen ewig denkwürdigen Namen verleihen sollte.

Auf einem nackten, hohen und fast nach allen Seiten abschüssigen Felsen lag Kanossa, von Natur fest und durch Mathildens Vorfahren sorglich mit allem ausgerüstet, was nach der Kunst der Zeit einen Platz zu sichern vermochte. Ein dreifacher Mauerring umgab die Burg, die für unbezwinglich galt, selbst wenn sie nur von einem kleinen Häuflein verteidigt wurde. Sie war von nicht geringem Umfang und schloß geräumige Wohngebäude, eine Kirche und ein Mönchskloster in ihren starken Mauern ein. Jetzt sind von dem alten Glanz keine Spuren mehr geblieben, aber an den Trümmern der Burg und am Fuße des Berges lebt eine zahlreiche Bevölkerung von Bauern. Sie wird selten an den Triumph denken, den hier das Papsttum fast widerwillig feierte, indem sich ein deutscher König, und zwar der stolzesten einer, zu der tiefsten Erniedrigung vor einem römischen Bischof drängte.

Erst vor wenigen Tagen war Gregor auf Kanossa angelangt, aber schon hatte er manchen Büßer sich den Mauern der Burg nahen sehen. Jene gebannten Bischöfe und Räte Heinrichs, die glücklich über die Alpen gekommen, waren dem Papste auf den Fersen gefolgt und flehten bald barfuß und in härenen Kleidern vor dem Burgtore um Einlaß. Einige von ihnen scheinen sogleich absolviert zu sein, bei anderen behielt sich der Papst die Lossprechung vor, bis Heinrichs Sache entschieden sei. Denn schon hörte er, daß auch der König, der größte Sünder gegen den heiligen Petrus, sich Kanossa nahe. Darüber konnte er nicht mehr im Unklaren sein, daß Heinrich als Büßer und nur, um sich zu unterwerfen, komme; dennoch trug er Bedenken, die Buße und Unterwerfung des Königs anzunehmen.

Als Heinrich mit seinem Gefolge am Fuße des Berges anlangte, ließ er Mathilde und den Abt Hugo zu einer Unterredung auffordern. Beide erschienen, und er zeigte ihnen seine Bereitwilligkeit, jeder Forderung des Papstes zu entsprechen, wenn er nur die Lossprechung vom Banne erwirke. Seinen Wünschen ohnehin nicht abgeneigt, versprachen sie, ihren Einfluß aufzubieten, um den Papst zur Milde zu stimmen. Von Adelheid, Amadeus

und Azzo begleitet, kehrten sie in die Burg zurück, und alle legten hier ihre Fürsprache für den König ein. Aber Gregor verschloß sich ihren Vorstellungen; nur unter der Bedingung soll er sich zur Absolution bereit erklärt haben, wenn Heinrich ihm die Krone übergeben und dem königlichen Namen für immer entsagen wolle. Wurde eine solche Bedingung gestellt, so konnte Gregor dabei keine andere Absicht haben, als sich dem Anliegen des Königs zu entziehen, welches ihm überaus lästig sein mußte, da er durch frühere Versprechungen gebunden war, Heinrichs Sache nur gemeinschaftlich mit den deutschen Fürsten zu entscheiden[1], diese aber wesentlich verändert wurde, sobald er vom Banne ihn löste. Er mußte fürchten, daß sein Bund mit den Deutschen sich in demselben Augenblick lockerte oder gar löste, wo er sich bewegen ließe, eine solche Vorentscheidung zu treffen.

Daß der Papst nicht durch Vorstellungen zu erweichen sei, muß Heinrich sogleich erfahren haben. Denn er schritt ohne Verzug zu dem äußersten, um dem Papste durch sittlichen Zwang die Lossprechung abzudringen. Er entschloß sich, öffentlich die strengsten Bußübungen vorzunehmen, welche die Kirche von reuigen Sündern fordert, um vor aller Welt zu zeigen, daß er jede Genugtuung dem Papste zu leisten bereit sei, die derselbe beanspruchen könne; weigerte sich dieser auch dann, ihm den Schoß der Kirche zu öffnen, so lag klar vor Augen, daß ihm die Eigenschaft fehlte, die kein Priester und am wenigsten der höchste Priester der Christenheit verleugnen darf, die Barmherzigkeit. Der Papst richtete sich selbst, wenn er die unzweideutige Buße des Königs verwarf, und dieser gewann gerade in der tiefsten Erniedrigung einen sittlichen Sieg von unberechenbarer Bedeutung.

Es war am 25. Januar, als der König und mit ihm einige andere Gebannte barfuß und in härenen Büßerhemden vor dem Burgtor erschienen und Einlaß begehrten. Die Pforten blieben trotz des dringenden Flehens des königlichen Mannes, trotz der bitteren Kälte geschlossen. Auch als am folgenden Morgen Heinrich von neuem um Aufnahme bat, als er bis zum Abend unter Tränen das Mitleid des apostolischen Vaters anzurufen nicht müde wurde, öffneten sich die Tore nicht. Gregors Herz blieb unbewegt; er gewann es über sich, daß Kanossa noch am dritten Tage dies kläglichste aller Schauspiele ansehen mußte. Doch schon war der Papst von allen, die Kanossas Mauern umfingen, der einzige, der ohne Herzensregung den Sohn Heinrichs III. in solcher Erniedrigung anblicken konnte. Man bestürmte ihn unter Tränen, sich durch Heinrichs Not erweichen zu lassen, warf ihm unerhörte Herzenshärtigkeit vor und schalt ihn, wir wissen es aus seinem eigenen Munde, einen rohen und grausamen Tyrannen.

Schon wollte Heinrich Kanossa verlassen, als der Papst endlich nachgab. Der Abt von Cluny und vornehmlich Mathilde hatten ihn zum Weichen gebracht. Unaufhörlich während dieser drei Tage hatten sie mit

[1] Vgl. oben S. 310 und 322, 323.

Heinrich und seinen Anhängern verhandelt und endlich in der letzten Stunde eine Verständigung erzielt. Sie vermochten den König, Sicherheiten zu stellen, wie sie der Papst teils im Interesse Roms, teils zur Sicherung der deutschen Fürsten zu bedürfen meinte; sie vermochten den Papst, gegen solche Sicherung Heinrich wieder in den Schoß der Kirche aufzunehmen.

Am 28. Januar traten von seiten des Papstes zwei Kardinalbischöfe, zwei Kardinalpriester, zwei Kardinaldiakone und ein Subdiakon, von seiten des Königs der Erzbischof von Bremen, die Bischöfe von Vercelli und Osnabrück, der Abt von Cluny und mehrere vornehme Laien zusammen, um die Sicherheiten, welche der Papst verlangte, schriftlich festzustellen. Wir besitzen den Wortlaut des Schriftstückes, welches aus diesen Beratungen hervorging, und der wesentliche Inhalt desselben faßt sich in folgenden Sätzen zusammen: Heinrich gelobt, zu einer von Gregor festzusetzenden Frist den von ihm abgefallenen Fürsten nach dem Urteil des Papstes Genugtuung zu geben oder sich mit ihnen nach dem Wunsch des Papstes zu vergleichen; sollte er oder der Papst jene Frist einzuhalten aus bestimmten Gründen verhindert sein, so wird der König sich nach Beseitigung des Hindernisses die Anberaumung einer anderen Frist gefallen lassen; sollte endlich der Papst über die Alpen oder sonstwohin reisen wollen, so verspricht der König ihm und seinem Gefolge Sicherheit des Leibes und Lebens wie Beseitigung jeder Verzögerung auf der Reise, das gleiche auch in bezug auf alle Gesandte, welche der Papst auszusenden für gut finden sollte.

Diese Bestimmungen genügten dem Papste, doch verlangte er, daß sie vom König in Person beschworen würden. So hart die Bedingungen Heinrich und seinen Freunden schienen, hatte er sie in der Not des Augenblicks sich gefallen lassen, aber sich dem Papst persönlich gegen das Herkommen durch einen Eid zu verpflichten, weigerte er sich entschieden. Gregor stellte sich endlich damit zufrieden, daß die Bischöfe von Vercelli und Naumburg, der Markgraf Azzo und einige andere Laienfürsten im Namen des Königs auf Reliquien beschwuren, daß alles in den Sicherheiten Versprochene unverbrüchlich gehalten werden sollte. Der Abt von Cluny, der als Mönch nicht schwören durfte, verbürgte sein Wort vor den Augen des allsehenden Gottes. Er, die Markgräfinnen Mathilde und Adelheid, einige andere geistliche und weltliche Fürsten bestätigten überdies das Schriftstück durch ihre Unterschrift.

Als sich so der Papst für gesichert hielt, ließ er die Pforte der Burg öffnen, und Heinrich trat mit den anderen Gebannten ein. Bald standen sie vor den Augen des gewaltigen Priesters, der mit seinem Anathem das Kaisertum entwaffnet hatte; unter einem Strom von Tränen warfen sie sich vor ihm zu Boden. Gregors ganze Umgebung weinte laut, und auch ihm, dem noch vor wenigen Stunden so eisernen Mann, feuchteten sich die Augen. Er hörte Heinrichs Schuldbekenntnis, die Beichte seiner Genossen

und erteilte den Reuigen die Absolution mit dem apostolischen Segen. Dann erhob er sie und führte sie nach der Burgkirche. Nach einem feierlichen Dankgebet reichte er hier ihnen allen die Lippen zum Kuß und hielt dann selbst die Messe.

Lambert von Hersfeld erzählt, der Papst habe, als er die Hostie konsekriert, sich zum König gewendet und in eindringlicher Rede demselben vorgehalten, wie man mit Unrecht auf ihn, den Nachfolger Petri, die schwersten Beschuldigungen häufe; zum Zeugnis seiner Unschuld habe der Papst dann die Hälfte der gebrochenen Hostie verzehrt und den König die andere Hälfte zu nehmen aufgefordert, wenn er in gleicher Weise sich frei von den Sünden wisse, die ihm zum Vorwurfe gemacht würden; der König aber habe Schwierigkeiten erhoben und sich schließlich solchem Gottesurteile entzogen. In ergreifendster Weise stellt Lambert den Vorgang dar, und auch von einem anderen Zeitgenossen wird ähnliches berichtet. Dennoch erwachsen die begründetsten Zweifel, ob sich solche Dinge in Kanossa zugetragen haben. Nicht nur Gregors Politik steht damit im Widerspruch, daß er dem König sofort ein Mittel zu vollständiger Rechtfertigung geboten hätte, sondern auch die Aussage mehrerer Quellen, daß Papst und König miteinander das Abendmahl feierten, macht bedenklich. In Deutschland wurde ohne Frage erzählt und nacherzählt, was wir bei Lambert lesen, und die Gegner Heinrichs sahen in der Zurückweisung der Hostie den klarsten Beweis für das Schuldbewußtsein des Königs.

Nach der Messe setzte sich der Papst mit dem König an derselben Tafel zum Mahle. Als dies beendet war, verlangte der König, die Burg zu verlassen. Beim Abschiede erinnerte ihn der Papst noch einmal an seine Versprechungen und warnte ihn vor erneutem Umgang mit den Exkommunizierten, namentlich vor jeder kirchlichen Gemeinschaft mit den lombardischen Bischöfen, von denen er ihm jedoch ausdrücklich Hofdienste anzunehmen erlaubte. Er versprach überdies, sich des Königs bei den obwaltenden Streitigkeiten mit den Fürsten anzunehmen und nicht allein Gerechtigkeit, sondern auch Nachsicht gegen ihn zu üben, so weit es ihm ohne ihrer beider Seelenheil zu gefährden möglich sei; in bindender Weise und, wie er selbst sagt, mit voller Aufrichtigkeit gab er dies für den König so wertvolle Versprechen. Nachdem er dann ihm nochmals den Segen erteilt, verabschiedete er ihn; es war das erstemal, daß er den König seit dessen Knabenjahren gesehen und gesprochen hatte. Mit anderen Gefühlen ritt Heinrich von der Burg, als er gekommen war. Er hatte erreicht, was er zunächst erreichen wollte; aber die Erinnerung an die vier Tage von Kanossa hat doch ewig auf seiner Seele gebrannt.

Der König hatte durch seine Bußfahrt über die Alpen seine Absichten durchgeführt: der Augsburger Tag war vereitelt und die Absolution ihm gewonnen. Mit der letzteren glaubte er zugleich das Recht erlangt zu

haben, ohne weiteres die Regierungsgeschäfte wieder zu üben, die ihm ja nur wegen seiner Exkommunikation entzogen waren. Hatte er auch dem Papste versprochen, seine Streitigkeiten mit den deutschen Fürsten nach dessen Entscheidung auszutragen, so war doch die selbstverständliche Voraussetzung dieses Versprechens, daß er der König sei und bleibe, und der Papst selbst räumte ihm jetzt anstandslos den königlichen Namen ein, was er früher nicht getan hatte. Freilich berichtet Lambert von Hersfeld, der Papst habe ausdrücklich alle Regierungshandlungen dem Könige bis auf weiteres untersagt, alle Eide der Untertanen bis zur endgültigen Entscheidung des zwischen dem Könige und den Fürsten entstandenen Streites auch ferner für gelöst erklärt; doch ist Lamberts Darstellung hier erweislich irrig, und selbst Gregor hat, obwohl er das größte Interesse dabei gehabt hätte, Ähnliches niemals behauptet. Wohl hat er später darauf Gewicht gelegt, daß er mit der Lösung vom Banne Heinrich nicht ausdrücklich die Regierung des Reichs wieder übertragen habe, aber eine solche Übertragung hat Heinrich auch weder gefordert, noch hätte er sie fordern können, ohne dem Papste ein Recht einzuräumen, welches ihm nicht einmal die deutschen Fürsten bisher zugestanden hatten. Ihre Beschlüsse zu Oppenheim, soweit sie die Regierung des Reichs betrafen, beruhten lediglich auf der Annahme, daß der König im Banne nicht regieren könne, und schienen deshalb mit der Lösung des Bannes ihre Bedeutung zu verlieren. Nicht anders sah Heinrich die Sache an und hatte unseres Erachtens das Recht auf seiner Seite. Waren die Oppenheimer Beschlüsse durch die Vorgänge in Kanossa in ihrem Fundament erschüttert, so hatten dafür die deutschen Fürsten mehr den Papst als den König in Anspruch zu nehmen.

Aber was der König auch gewonnen hatte, es war mit einem Opfer erkauft, dessen Schwere jeden Gewinn überbot. Offen vor den Augen der ganzen Welt hatte er bekannt, daß der römische Bischof das Recht habe, ihn zu binden und zu lösen; ihm, der als deutscher König und Erbe des Kaisertums das höchste Richteramt im Abendlande überkommen hatte, war das Geständnis entwunden, daß der Erwählte der römischen Kardinäle und des römischen Volks der Mächtigere sei, der ihn in den Staub stürzen, ihn aus dem Staube erheben könne. Als Heinrich vor dem Tore von Kanossa im Büßerhemde vergeblich um Einlaß flehte, erblaßte der Glanz des deutschen Kaisertums, und eine neue Glorie bildete sich um das Haupt des römischen Bischofs. Jene Tage von Kanossa konnten niemals wieder vergessen werden; Blutströme sind in mehr als hundertjährigen Kämpfen vergossen worden, um das Andenken an dieselben zu tilgen, aber sie haben es nimmer vermocht. Von ihnen beginnt eine neue Periode unserer Kaisergeschichte wie der Geschichte des Papsttums, von ihnen zählt eine neue Epoche der Weltgeschichte.

Als der Roms Geboten widerstrebende Erbe der kaiserlichen Gewalt verlassen und vernichtet am Boden lag, war er nach der Meinung Gregors

an der Stelle, die ihm und jedem gebühre, der dem heiligen Petrus sich nicht willig fügte; da sah er endlich einmal erfüllt, was er Gerechtigkeit nannte und allein als solche begriff. Es war ein glänzender Triumph der Kirche, in dem Gregor für die zahllosen Mühen und langen Kämpfe eines arbeitsvollen Lebens wohl hätte einen genügenden Lohn finden können. Aber gewiß ist, dieser Triumph befriedigte ihn nicht. Ein köstlicherer Sieg wäre ihm bereitet worden, wenn er im Herzen Deutschlands inmitten der deutschen Fürsten über den höchsten Thron des Abendlandes hätte verfügen, wenn er dort Heinrich hätte aus dem Staube erheben können, und diesen Sieg hat ihm Heinrichs Klugheit damals und für immer entzogen.

War dieser Erfolg ihm mißgönnt, so rechnete Gregor doch noch auf andere und größere Siege der Sache, die er für die gerechte hielt. Er begriff, daß die Saat, die er ausgestreut, tausendfältige Frucht tragen müsse; auch war die Ernte reich genug, nur sollte er sie nicht selbst mehr in die Scheuern bringen. Die Tage in Kanossa, so wenig er sich ihrer gefreut hat, waren doch der Höhepunkt seines Lebens. Noch stand er, obschon von Feinden rings umgeben, frei und beherrschend da; bald geriet er von Verwickelungen in Verwickelungen, aus denen er sich nicht zu lösen wußte, und sein Ende war der Triumph seiner Gegner. Nach wenigen Jahren mußte er aus seinem Rom vor dem Manne flüchten, dem er das Tor von Kanossa geschlossen. Aber wohl nie ermißt der Sterbliche, wann er die Höhe seiner Laufbahn erreicht hat; ein gnädiges Geschick hat ihm diese vernichtende Erkenntnis versagt.

Ergebnis

Schritt für Schritt nach allen Seiten hin haben wir die Erhebung der päpstlichen Macht verfolgt; sie beruht auf einer Entwicklung eigentümlichster Art. Reformatorische Ideen, die zunächst nur ein unmittelbar kirchliches Interesse berühren, die von einer französischen Klosterkongregation weithin durch die Welt getragen und von den deutschen Kaisern lange begünstigt sind, ergreift Rom mit ganzer Energie in einem Augenblick, wo das Kaisertum in den Erbansprüchen eines Kindes ruht und der realen Bedeutung entbehrt. Mitten in die kirchliche Bewegung, in die mächtigste Strömung der Zeit, tritt damit das römische Bistum; die im Augenblick wichtigsten geistigen Interessen des Abendlands finden bei ihm Vertretung und Förderung; der Nachfolger Petri wird wirklich einmal, was er immer zu sein behauptet hatte, der höchste Regent der abendländischen Kirche.

Aber Kirche und Staat waren längst in eine völlig unlösbare Verbindung getreten, mit-, durch- und ineinander fest und eng verwachsen: deshalb führt die Herrschaft über die Kirche auch sofort Rom zu den tiefsten Eingriffen in den Gang der weltlichen Dinge. Die fortschreitende Lösung

Italiens vom Deutschen Reiche, die Vertreibung der Araber aus Sizilien, die Ausbreitung der christlichen Herrschaften in Spanien, die Vernichtung der angelsächsischen Macht auf der britischen Insel, der Thronwechsel in Ungarn, die Erhebung der fürstlichen Gewalten gegen das Königtum in Deutschland und Frankreich, fast jede andere folgenreiche Bewegung der Zeit erfolgt unter dem Einfluß der päpstlichen Kurie, welche dem Gang der Dinge oft die entscheidende Wendung gibt. Die Erlasse der römischen Bischöfe werden für die Entwickelung der staatlichen Verhältnisse nicht minder wichtig als für die Förderung kirchlichen Lebens; die apostolischen Legaten dienen jetzt in ähnlicher Weise zugleich weltlichen und kirchlichen Zwecken wie einst die Königsboten Karls des Großen; nicht die klerikalen Interessen allein, auch die politischen finden in Rom ihren Mittelpunkt, wie es im Abendland zur Zeit keinen zweiten gibt. Die großen Synoden, wie sie nun in Rom mit dem Anspruch allgemeiner Konzilien alljährlich in der Fastenzeit gehalten werden, sind nicht nur eine Repräsentation der ganzen abendländischen Kirche, sondern des Okzidents überhaupt; von ihnen gehen Gesetze aus, welche Geltung gewinnen, so weit der Primat Petri anerkannt wird.

Man weiß, wie Pseudoisidor der Kirche die Gestalt einer absoluten Monarchie vorgezeichnet, dem Papste die Rechte eines absoluten Herrschers in der Kirche eingeräumt hatte; jetzt war es an der Zeit, diese Rechte in vollem Umfange in Anspruch zu nehmen, und trotz des heftigsten Widerspruchs geschah es mit großem Erfolg. Es lag aber in der Natur der Dinge, daß die weltliche Macht des römischen Bischofs sich nach demselben Ideal gestaltete, daß ihm bei dem kirchlichen Primat vor Augen stand, daß er eine absolute Gewalt auch in der Herrschaft über die Staaten anstrebte. Die Analogie, die man allerwege in Kirche und Staat durchzuführen geneigt war, leitete ihn dahin, wie ihm jede geistliche Gewalt nur als eine von ihm delegierte galt, so auch alle Macht weltlicher Fürsten nur als einen Ausfluß seiner Plenipotenz anzusehen. Nie ist in der Tat der Gedanke einer absoluten Vollgewalt über alle staatliche und kirchliche Dinge zugleich, der Gedanke der absolutesten Universalmonarchie in schärferer Weise im Abendlande ausgesprochen worden, als es damals vom Stuhle Petri geschehen ist.

Häufig hat man diese Erhebung des Papsttums lediglich als ein Werk Hildebrands angesehen, und ohne Frage beruht sie zum großen Teil auf seiner in ihrer Art einzigen Persönlichkeit. Denn wo hat sich je eine gleiche Verbindung religiöser Devotion mit irdischer Betriebsamkeit, mönchischer Weltverachtung mit imperatorischem Triebe, idealen Aufschwungs mit berechnender Staatskunst gefunden? Seine Seele lebt in den heiligen Schriften, und wohl hört man die Friedensworte des Neuen Testaments von seinen Lippen tönen, aber neben ihnen wiederholt er immer von neuem mit furchtbarem Nachdruck die scharfen Drohungen der Propheten des

alten Bundes. „Ungehorsam ist Abgötterei", sagt Samuel[1], und kein Wort kehrt häufiger in Hildebrands Briefen wieder; nächst ihm liebt er vornehmlich den Ausspruch des Jeremias[2]: „Verflucht sei, der das Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße." Jeder Ungehorsam gegen Roms Gebot ist nun in Hildebrands Augen Abgötterei, und wo er immer auf Ungehorsam stößt, fühlt er sich das Schwert zu zücken verpflichtet. Allerdings versteht er unter dem Schwert zunächst geistliche Waffen, aber keineswegs diese allein. Ein Friedensfürst nach seinem mönchischen und priesterlichen Stande, hält er sich doch auch zum Kampf mit weltlichen Waffen gegen die Feinde des Herrn berufen. Er sammelt eine Miliz des heiligen Petrus um sich, zieht selbst gegen die Normannen ins Feld, mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele ergreift er den Gedanken, sich an die Spitze eines großen Heerzuges zur Befreiung des Heiligen Grabes zu stellen. Mit der Kunst des gewandtesten Demagogen weiß er dann den inneren Krieg in Italien und Deutschland zu nähren: die Gemeinden ruft er zum Kampf gegen ihre Bischöfe auf, die Untertanen entbindet er von der Treue gegen ihren König. Die Autorität gilt ihm alles, aber für ihn gibt es nur *eine*, die eine selbständige Bedeutung besitzt, die des römischen Bischofs, der an Petri Statt die Welt zu regieren bestimmt ist. Alles in ihm ist Eifer und Kraft, zugleich aber Plan und Berechnung.

Wieviel man indessen auch Hildebrands Persönlichkeit zuschreiben mag, klar ist doch, daß die Ideen seiner Zeit ihn ebenso beherrschten wie er sie. Die hierarchischen Tendenzen, die sich seit Jahrhunderten bald offener, bald mehr im stillen entwickelt hatten, brachen in gewaltiger Gärung mit einer nicht mehr zu hemmenden Gewalt durch, als das Kaisertum, nachdem man seinen Druck stärker als je gefühlt hatte, gerade die ungenügendste Repräsentation erhielt. Was Hildebrand die unwiderstehliche Gewalt über die Gemüter gab, war doch zuletzt nichts anderes, als daß er die Ideen der Zeit in ihrer Konsequenz ergriff, in ein übersichtliches, leicht faßliches System brachte und diesem unter der Gunst der Verhältnisse Geltung zu geben wußte. Theokratische Vorstellungen beherrschten längst die Gemüter, und Hildebrands System war lediglich die vollendete Theokratie.

Das hierarchische System, die Summe der tiefsten Erregungen jener Zeit und die Keime einer ungeheuren Revolution in sich schließend, mußte aber mit Notwendigkeit das Papsttum in Kampf mit allen Gewalten, die ihre Selbständigkeit festhalten wollten und ein unzweifelhaftes historisches Recht hierfür aufweisen konnten, in Streitigkeiten verwickeln. Wir sahen, wie der Streit auf dem kirchlichen und politischen Gebiet zugleich ausbrach, wie er bald zu Konflikten zwischen dem Papste und dem Erben des Kaisertums führte und führen mußte. Denn keine Macht gab es, die

[1] 1. Buch Samuelis 15, 23.
[2] Jeremias 48, 10.

höhere, weitgreifendere Anrechte durch die Geschichte begründen konnte als das Kaisertum, keine, deren Ansprüche sich so unmittelbar überall mit den den neuen Anforderungen des Papsttums begegneten. Die Weltherrschaft, welche der Nachfolger Petri verlangte, sah der deutsche König als Nachfolger Karls des Großen als sein ererbtes Recht an und leitete aus ihr, wenn sie seine Vorgänger auch niemals hatten durchsetzen können, eine Summe von Befugnissen ab, die er weder aufgeben wollte noch konnte.

Mit großer Klugheit wußte Hildebrand den Ausbruch eines blutigen Kampfes mit dem deutschen König hinzuhalten; die Umstände schienen ihm günstig, auch ohne Waffengewalt das mächtigste Reich des Abendlandes mit allen seinen Anrechten an das allgemeine Imperium dem römischen Bistum zu unterwerfen. Die Vormundschaft erst eines schwachen Weibes, dann hadernder Bischöfe brach die innere Kraft des Reiches, ehe der junge König zur Selbständigkeit reifte; dann suchte dieser mit leidenschaftlicher Hitze, nicht ohne Willkür und Härte die Stellung seiner Vorfahren wiederzugewinnen und erregte dadurch einen Widerstand, den er nicht zu besiegen vermochte, und der ihn mehr als einmal mit dem Verlust seiner Krone bedrohte. Indem der Papst diese inneren Kämpfe mehr nährte als erstickte, brachte er, bald der geheime, bald der offene Bundesgenosse der aufständigen Großen, es in der Tat dahin, daß der König ihm Unterwerfung gelobte, in der offenkundigsten Weise sich vor ihm erniedrigte. Nie war es Gregors Absicht gewesen, das Kaisertum, welches mit den kirchlichen Ideen verwachsen war, ganz zu beseitigen, doch sollte die kaiserliche Gewalt gleich jeder anderen Macht eine von Rom abhängige, von dem Nachfolger Petri lediglich delegierte werden; und schien nicht ihre Selbständigkeit nun in Kanossa für alle Zeiten gebrochen?

Aber es schien nur so. Bald mußte Gregor erfahren, daß mit jenem Bußakt, zu dem sich der junge König im Augenblick höchster Bedrängnis verstanden hatte, die Widerstandskraft desselben und des deutschen Kaisertums keineswegs erschöpft war. Mit Gewalt raffte sich Heinrich aus der Tiefe des Elends auf und schlug an das Schwert, seine letzte Hoffnung. So wenig ihm sonst das Glück hold war, in den Waffen wußte er dasselbe zu fesseln. Der Papst mußte erleben, wie seine Bundesgenossen in Deutschland und Italien zu Paaren getrieben wurden, wie der König dann ohne Aufenthalt gegen ihn selbst vordrang. Der Kampf, den Rom hatte vermeiden wollen, entbrannte nun in der schreckendsten Gestalt; mit einer Hartnäckigkeit ohnegleichen wurde er geführt, so daß die ihn begannen, das Ende nicht sahen. Es handelte sich bei ihm nicht allein um Priesterehe oder Simonie oder Laieninvestitur, sondern um die höchste Gewalt im Abendlande, um die ganze weitere Entwickelung des europäischen Lebens.

Nur das Bewußtsein einer gerechten Sache und einer unausweichlichen Notwendigkeit konnte den König zu diesem Kampf ermutigen. Denn wie

hätten ihn nicht die Erfahrungen seines bisherigen Regiments auf das tiefste beugen sollen? Und schien nicht der Kampf, wenn er seine Mittel überschlug, der ungleichste von der Welt? Wohl waren die Ansprüche des deutschen Königtums die alten, aber die Machtstellung desselben hatte sich in den beiden letzten Jahrzehnten erheblich gemindert.

Wir wissen, wie vollständig der Abfall der Großen des Reiches war, wie die Treue jetzt Schmach statt Ehre brachte; wenige Wochen nach dem Tage von Kanossa wurde Heinrich trotz seiner Absolution von den deutschen Fürsten entsetzt, die einen anderen König wählten. Das Werk der Treulosigkeit vollendete sich und mußte sich wohl vollenden. Schon oft waren unsere Könige mit den Fürsten in die erbittertsten Streitigkeiten geraten, und der Verrat gegen die Krone war in unserer Geschichte wahrlich keine neue Erscheinung. Aber unerhört war, daß der Eidbruch mit der Autorität des Papstes gerechtfertigt wurde, und daß der Aufstand sich zum Ziel setzte, mit deutscher Fürstenmacht zugleich die beanspruchten Rechte des römischen Pontifex zur Geltung zu bringen. Und auch das hatte man zuvor nicht erlebt, daß der deutsche Episkopat in der Mehrzahl dem Throne den Rücken wandte. So lange hatte das Königtum in den deutschen Bischöfen die kräftigste Stütze gegen die weltlichen Fürsten gesucht und gefunden; diese Stütze brach nun zusammen, und keine andere war zu ihrem Ersatze bereit.

Die deutsche Geistlichkeit war bisher nicht sonderlich dem Romanismus ergeben gewesen; jetzt machte er bei ihr und namentlich in dem Mönchsstande reißende Fortschritte. Wiederum waren Klostergründungen an der Zeit, doch waren die neuen Stiftungen ebenso papistisch in ihrer Grundlage, wie die früheren mit der Geschichte des Königtums in enger Verbindung standen. Auch in der Literatur macht sich die veränderte Richtung der Geistlichkeit bemerkbar genug. Nachdem die literarische Produktion lange sich in den engen altgewohnten Geleisen bewegt, schlägt sie nun weitere Bahnen ein. Die Chronik gewinnt Wärme und Leben, der theologische Traktat wirft sich auf die großen kirchlichen Fragen des Augenblicks; jedes Buch verrät, daß es mitten in einer großen Bewegung der Geister entstanden ist. Aber fast alles, was in den letzten und in den nächstfolgenden Jahren geschrieben, zeigt wenig Anhänglichkeit an das Königtum, das meiste eine entschiedene Abneigung. Adam von Bremen steht noch in der alten Zeit, und königlicher als in seinem Domstift war man nirgends, aber Vorliebe für den königlichen Hof wird man ihm nicht nachsagen können. Der Altaicher Annalist lebt ganz in den Erinnerungen der alten Kaisermacht, er ist der giftigste Widersacher Ottos von Nordheim, des Unterdrückers seines Klosters, und doch deckt auch er rücksichtslos die Mißstände des Regiments auf. Unverhohlen tritt der Ingrimm gegen die Gewalttaten Heinrichs in Lambert von Hersfeld hervor, und doch war sein Kloster eins von denen, wo man am längsten königliche Gesinnung

pflegte. Wie papistisch die Ansichten in den schwäbischen Klöstern waren, zeigen Berthold von Reichenau und Bernold von Konstanz; beide knüpften ihre Annalen an das Werk Hermanns von Reichenau, doch ist der Geist ihrer Arbeit ein völlig anderer.

In den Bürgerschaften der rheinischen Städte, auch hier und da in der Ritterschaft, namentlich in Bayern, war man dem Könige hold; doch im ganzen und großen stand die deutsche Nation ihm nicht zur Seite, und auf willige Opfer von seiten derselben hatte er kaum zu rechnen. Noch weniger durfte er auf Unterstützung zählen bei den unterworfenen Völkern, wenn man von solchen noch sprechen konnte. Denn mit dem Wachsen der inneren Zerwürfnisse war der Einfluß des Deutschen Reiches auf die Nachbarstaaten fast völlig geschwunden; das Prinzipat desselben bestand in der Erinnerung seiner glänzenden Zeiten dem Namen nach fort, eine wirksame Bedeutung besaß er damals nirgends. So gebietend die Stellung des durch eine starke Regierungsgewalt geeinten Deutschlands gewesen war, verriet sich doch die innere Lähmung der zusammenhaltenden Kraft sogleich überall in den äußeren Verhältnissen. Das uneinige Deutschland war gegen seine Nachbarn so ohnmächtig, wie es immer im Widerstreit der Parteien gewesen ist und sein wird.

Die Vorfahren des Königs hatten dem Reiche besonders einen überlegenen Einfluß im Osten durch die Abhängigkeit der Herrscher von Ungarn und Polen zu sichern gewußt; was sie da erreicht hatten, war inzwischen untergegangen. Man weiß, wie Heinrichs Schwager König Salomo aus Ungarn mit polnischem Beistand vertrieben wurde, wie sich Geisa die freie Krone der Magyaren aufs Haupt setzen ließ. Vergebens suchte Salomo sie ihm mit deutscher Unterstützung zu bestreiten und die Rückkehr in sein Reich zu gewinnen. Am Weihnachtsfest 1076 ließ sich auch Boleslaw von Polen in Gegenwart von fünfzehn Bischöfen als König krönen; wie überall, wandelte er auch hier in den Bahnen Boleslaw Chabrys. Mit Recht sahen die deutschen Fürsten in dem Unterfangen des Polen eine Schmach für ihr Reich, dessen tributpflichtiger Vasall derselbe einst gewesen war; sie warfen sich einander vor, daß ihre Streitigkeiten die Ehre der deutschen Nation beeinträchtigten. Die Erkenntnis kam ihnen zu spät; noch wenige Jahre zuvor hatte sie der König zu einer großen Heerfahrt gegen Polen aufgerufen, aber sie hatten dieselbe zu vereiteln gewußt. Dem ehrgeizigen Polenfürsten gegenüber blieb Heinrich kein anderer Rückhalt als der Böhmenherzog, der einzige verläßliche Bundesgenosse der Deutschen im Osten und doch die verhaßteste Person bei den deutschen Herren.

Wie der polnische Einfluß damals die östlichen Reiche beherrschte, zeigten die russischen Thronstreitigkeiten nach des Großfürsten Jaroslaw Tode. Das Reich war unter seine Söhne geteilt worden, von denen der älteste, Isäslaw, der Kiew zum Sitz erhielt, eine Oberherrschaft über die

Brüder führen sollte, jedoch bald mit ihnen zerfiel. Aus dem Reiche vertrieben, wurde er durch den Polenherzog, seinen Schwestersohn, hergestellt, fand aber, nach nicht langer Zeit abermals verjagt, nicht nur bei diesem kein Gehör weiter, sondern sogar Mißachtung schlimmster Art. Hilfeflehend wandte er sich nun an König Heinrich (1075), und dieser sandte eine Botschaft unter dem Dompropst Burchard von Trier nach Kiew, wo damals Isäslaws Bruder Swätoslaw herrschte[1]. Aber die Gesandtschaft des Königs richtete nichts aus; ebensowenig brachte es Isäslaw Gewinn, daß er seinen Sohn nach Rom schickte, um das Reich Ruriks vom Papste zu Lehen zu nehmen. Swätoslaw blieb Herr in Kiew, weil es Boleslaw so wollte; erst nach Swätoslaws Tode kehrte Isäslaw zurück und jetzt abermals durch polnische Unterstützung (1077).

Auch im Norden war die Achtung vor dem deutschen Namen im Schwinden. Einen bedeutenden Einfluß hatten dort lange unsere Kaiser durch das Erzbistum Hamburg-Bremen geübt; jetzt aber lag Hamburg in Schutt und Asche, und mit der alten Herrlichkeit des nordischen Patriarchats ging es auf die Neige. Es war hohe Zeit, daß sich Meister Adam daran machte, mindestens die Erinnerung an dieselbe durch sein berühmtes Buch der Nation zu erhalten. Der alte Svend Estrithson galt als ein Freund des fränkischen Königshauses, das gleiche ließ sich von seinen Söhnen nicht rühmen. Als sie nach dem Tode des Vaters (1076) in Streitigkeiten gerieten, trat nicht König Heinrich, sondern der Papst als Vermittler ein und wandte sich an den Norwegerkönig, um einer Zersplitterung des Dänenreichs, die nicht ohne Gefahr für den Bestand der christlichen Kirche war, vorzubeugen. Seit Erzbischof Liemar im Banne stand, entwöhnten sich die skandinavischen Bischöfe, die Weihen in Bremen zu suchen, und noch vor Ablauf eines Menschenalters erhielt der Norden seine eigene Metropole in Lund.

Schwand das Ansehen des Deutschen Reiches bei jenen noch halbbarbarischen Völkern, so erstarb dasselbe vollends bei den entwickelten Nationen im Westen und Süden, zumal überdies, während die Entwickelung der germanischen Elemente in Stillstand geriet, das Leben der Romanen einen bemerkenswerten Aufschwung gewann. Mit dem Ruhme seiner Waffentaten erfüllte jenes halbschlächtige Mischvolk der Normannen, welches durch französische Sprache und Sitte seine nordische Abkunft in Vergessenheit gebracht hatte, damals die weite Welt. Im ganzen Westen Europas gab es keinen gefürchteteren Namen als den Wilhelms des Eroberers; an allen Gestaden des Mittelländischen Meeres erzählte man von Robert Guiscard und seinen Rittern. Wer wie Amatus von Monte Cassino das Glück der Normannen auf dem Felde von Hastings, vor

[1] Als Swätoslaw dem deutschen Gesandten seine Schätze zeigte, sagte dieser: „Das alles ist tot und dient zu nichts; besser sind Ritter, denn sie werden dir auch noch Größeres gewinnen." So erzählt der russische Chronist Nestor.

den Toren von Barbastro und Palermo, auf den Bergen Sklavoniens und den Hochebenen Armeniens übersah, mußte wohl zu der Meinung kommen, daß Gott dieses Volk zu besonderen Dingen ersehen habe. Aber es waren nicht die Normannen allein, welche die romanische Ritterlichkeit zu Ehren brachten; neben der Eroberung Siziliens ging die Ausbreitung der christlichen Reiche in Spanien, gingen die Seekämpfe der Pisaner gegen die arabischen Flotten. Und nicht nur in kriegerischer Tüchtigkeit schritten die Romanen voran, auch das geistige Leben entfaltete bei ihnen frische und kräftige Triebe. Berengars Streitigkeiten gaben den philosophischen und theologischen Studien in den französischen Schulen neues Leben; Medizin und Jurisprudenz fingen an in Italien mit Eifer gepflegt zu werden.

Früher ist darauf hingewiesen worden, wie die normannische Eroberung Englands das Übergewicht der Romanen im westlichen Europa feststellte; zu derselben Zeit geschah es, daß sich Italien dem deutschen Einfluß fast völlig entzog. Wie lange hatten sich unsere Kaiser den Süden der Halbinsel zu gewinnen bemüht: das Schicksal desselben wurde jetzt für lange Zeit entschieden, und es geschah nicht zugunsten der deutschen Macht. Mit der Eroberung Salernos, welches nach siebenmonatlicher Belagerung am 13. Dezember 1076 in Herzog Roberts Hände fiel, waren die Normannen hier völlig Herr geworden, und die schwächliche Selbständigkeit, welche Neapel und Benevent noch fristeten, kam kaum in Betracht. Wir wissen, wie wenig Robert Guiscard und Richard von Kapua eine Abhängigkeit vom deutschen König anzuerkennen geneigt waren, wie sich auch der Papst als ein völlig selbständiger Herr ansah; schon verfügte er über das Herzogtum Spoleto und die Mark von Camerino, als ob diese Länder sein Eigentum wären. Und was galt sonst die königliche Autorität jenseits der Alpen? Bereits ging Mathilde, die alles, was sie war, nur durch Gottes Gnade sein wollte, mit dem Gedanken um, ihren großen Besitz dem heiligen Petrus zu vermachen. Die lombardischen Bischöfe mit ihrem adeligen Anhang erschienen allerdings zeitweise als die eifrigsten Partisane des deutschen Königtums, aber doch nur, weil sie dasselbe als Schild gegen Rom und die Pataria brauchten. Als sie den König mit dem Papst im Einverständnis glaubten, fehlte wenig daran, daß sie ihm absagten und seinem dreijährigen Sohne Italiens Krone aufsetzten. Und nicht anders war es in den Bürgerschaften der lombardischen Städte. Nach den Tagen von Kanossa zogen sie Heinrich nicht mehr mit Fackeln in festlichen Aufzügen entgegen wie einst seinen Vorgängern; sie öffneten ihm nicht einmal ihre Tore, sondern wiesen ihm in den Vorstädten Wohnung an. Mit Riesenschritten schien Italien der Selbständigkeit entgegenzueilen.

Eine mächtigere Erhebung des Romanismus zeigte sich allerorten; und jene hierarchischen Tendenzen, welche das Papsttum aufnahm, wurzelten nicht auch sie zum größten Teil in dem Ideenkreis der romanischen

Völker? Es war ein großer gemeinsamer Zug in der ganzen Entwickelung, der, unbehindert seiner Richtung folgend, nicht allein die Herrschaft unserer Könige, sondern auch jede freie Entwickelung des deutschen Lebens gefährdet hätte. Nicht länger war zu säumen, wenn nicht das Deutsche Reich und die deutsche Nation von der forteilenden Bewegung der Zeit überholt und niedergeworfen werden sollten. Es war ein Glück, daß Heinrich noch zur rechten Stunde die Erinnerungen des deutschen Kaisertums erweckte: dadurch rettete er Deutschland und Europa von der Gefahr, mit der sie römischer Absolutismus aufs neue bedrohte.

Siebentes Buch

Heinrichs IV. Kämpfe um die Erhaltung des Kaisertums 1077—1106

1. Spaltung des Reiches

Die Stellung der Parteien

Der Gedanke der Kirchenreform, lange von den deutschen Kaisern begünstigt, aber nie von ihnen in seiner Konsequenz durchgeführt, war von dem römischen Bistum in dem günstigen Zeitpunkte aufgenommen worden. Nicht im Einverständnis mit dem Kaisertum, sondern jetzt im Widerspruch gegen dasselbe hatte das reformierte Papsttum die welterschütternden Lehren von der Ehelosigkeit des Klerus und der freien Wahl zu den geistlichen Ämtern verkündigt und selbst mit den Waffen verteidigt: es hatte zugleich den Vorrang der geistlichen vor den weltlichen Gewalten in einer Weise in Anspruch genommen, wie es nie zuvor geschehen war. Die Kirchenreform nahm damit eine politische, dem Kaisertum feindliche Richtung, und alsbald schlossen sich alle demselben widerstrebenden Gewalten ihr an. Eine große Revolution begann im Abendlande, welche sich im wesentlichen auf die Befreiung vom Druck der kaiserlichen Übermacht in den geistlichen und weltlichen Verhältnissen richtete, eine Emanzipation der römischen Kirche, des deutschen Fürstentums, der beherrschten Nationen in Aussicht stellte. Die Bewegung wuchs mit jedem Tage, und an ihrer Spitze stand nun der römische Bischof.

Gregor VII. war ganz der Mann, um diese Revolution, die er zum großen Teil selbst hervorgerufen, im Fortgang zu erhalten. Auch hatte es ihm und seiner Sache, die er für Gottes Sache hielt, nicht an glänzenden Erfolgen gefehlt. Nichts Geringeres konnte er zu erreichen hoffen als die Erhebung des Stuhls Petri über den Kaiserthron, der Kirche über den Staat, den Sieg eines Systems, welches das Papsttum zum Ausgangspunkt und Mittelpunkt jeder geistlichen und weltlichen Gewalt auf Erden machte. Schon sah er in Kanossa das deutsche Königtum gedemütigt zu seinen Füßen, und nur von ihm schien abzuhängen, ob das Kaisertum noch den Nachfolgern Ottos des Großen verbleiben und unter welchen Bedingungen es fortbestehen solle.

Man begreift, daß es so weit kommen konnte, obwohl erst zwei Jahrzehnte seit der glanzvollen Regierung Heinrichs III. vergangen waren. Mochte das deutsche Kaisertum die Tradition der Jahrhunderte für sich haben: nur Geist und Kraft, nicht die verdämmernden Schatten früherer Herrlichkeit halten eine Welt zusammen. Alles, was der Stütze bedarf, wendet sich nach seiner Natur der Stärke zu, und am deutschen Hofe sah das Abendland seit dem Abscheiden des letzten Kaisers nur Unsicherheit und Willkür, während im Reiche selbst mehr als einmal der innere Krieg entbrannte. So löste sich das Band, welches die deutsche Herrschaft um die Christenheit des Okzidents geschlungen hatte, und mit einer gewissen Notwendigkeit sahen sich die Völker nach einer anderen sie zusammenhaltenden Macht um. Ihre Blicke konnten sich da nur auf das Papsttum richten, welches allein neben dem Kaiser eine universelle Stellung besaß, und schon war Rom mehr als bereit, jede dargebotene Huldigung anzunehmen. Die geistigen und materiellen Kräfte, welche vordem dem Kaisertume gedient hatten, wandten sich mehr und mehr dem Stuhle Petri zu, und Gregor wußte sie klug zu benutzen, um die Erben der kaiserlichen Gewalt zu dem beschämenden Geständnis ihrer Schwäche zu zwingen.

Weil das Kaisertum in innerer Auflösung begriffen schien, hatten sich die Anfänge einer neuen Weltordnung begründen lassen, doch über Anfänge war man bisher kaum hinausgekommen. Denn was Jahrhunderte schaffen, pflegt ein Menschenalter nicht zu vernichten. Noch wurzelte der Bestand der Dinge wesentlich in der Vorstellung, daß das Kaisertum die höchste, von Gott selbst verordnete Macht auf Erden, die Quelle jeder anderen obrigkeitlichen Gewalt sei; der Makel freventlicher Usurpation war daher noch keineswegs von denen genommen, die sich gegen das Kaisertum erhoben. Nicht wenige gab es noch immer, namentlich im deutschen Volke, welche das Kaisergebot über den Bannspruch des Papstes stellten, und weitverbreitet war die Meinung, daß selbst der Papst nicht die Eide, die man dem Kaiser geschworen, zu lösen vermöge. Die Versuche, diesseits der Alpen eine papistische Partei unter den niederen Volksklassen zu begründen, hatten bisher noch keinen entscheidenden Erfolg gehabt.

Auch verhehlten sich die Gegner der alten Ordnung nicht, wie wenig gesichert bisher ihre Macht sei, welche Gefahr ihnen drohe, wenn sich der Erbe des kaiserlichen Namens aufraffen sollte, um alles, was Interesse oder Überzeugung an ihn wies, um sich zu sammeln und mit Entschlossenheit sein ererbtes Recht zu verteidigen. Welche Demütigungen der junge Heinrich erfahren hatte, man zweifelte, ob sein Mut vollends gebrochen sei. Man wußte, daß er beherzt, klug und herrschlustig war, und ein langes Leben schien vor ihm zu liegen. War er der würdige Sproß seines Stammes, so verhieß dieses Leben noch Kämpfe im Übermaß um die ihm bestrittene Gewalt seiner Väter. Der Enthusiasmus, welcher die Ahnung einer neuen Freiheit zu erregen pflegt, und welcher die Anhänger zukünftiger

Ideen selbst über die augenfälligen Hemmnisse gemeinhin verblendet, fehlte auch damals den Gegnern des Kaisertums nicht, ja er steigerte sich vielfach zum äußersten Fanatismus; so hoffnungsreich war aber kaum einer, daß er nicht den Sohn Heinrichs III. gefürchtet, ja alles von ihm für eine Sache gefürchtet hätte, die sonst einen ernstlichen Widerstand auf die Dauer kaum zu erwarten hatte.

Nicht daß es dieser Sache auch an anderen Feinden gefehlt hätte; es gab deren zahlreiche und höchlich erbitterte, offene und geheime. Die Kirchenreform, sobald sie von Rom aus angegriffen war, hatte, wie wir wissen, in den Städten der Lombardei einen blutigen Parteikampf hervorgerufen, und die päpstliche Partei war in demselben bisher nicht Sieger geblieben; die lombardischen Bischöfe und der ihnen anhängende städtische Adel wüteten gegen Gregor und die ihm anhängenden Patarener. Auch der römische Adel, in der Herrschaft über die Stadt beschränkt, schien nur die Gelegenheit zu erwarten, um die Waffen gegen den Papst zu ergreifen. In Deutschland waren die Gegner der Reform für den Augenblick zwar zum Schweigen gebracht, aber die Opposition war deshalb nicht erstorben. Jene zahllose Schaar niederer Kleriker, welche an ihren Weibern und ihren erkauften Ämtern hingen, nährten den Unwillen gegen den Papst unter sich und in den unteren Klassen des Volkes. Die deutschen Bischöfe hatten sich allerdings insgesamt wieder dem Papste unterworfen, aber viele von ihnen waren doch vorher gegen Gregor mit großer Entschiedenheit aufgetreten, und nichts war wahrscheinlicher, als daß sie mit einem Glückswechsel abermals ihre Stellung verändern würden. Schon machte sich fühlbar, daß auch die päpstliche Herrschaft mit großen Ansprüchen hervortrat, und Besorgnisse wegen dieser Ansprüche regten sich hier und dort, vielleicht am stärksten im deutschen Episkopat. So mächtig die Zeitströmung war, alles war nicht von ihr fortgerissen.

Aber die Gegner der neuen Ordnung hatten doch keinen anderen Namen, in dem sie etwas vermochten, als den Heinrichs IV., des Kaisers der Zukunft. Deshalb hatten sie, obschon von dem deutschen Hofe vielfach getäuscht, sich immer wieder auf seine Rechtsansprüche gestützt. Ihr offener oder geheimer Widerstand mußte jedoch endlich erlahmen, wenn sich der König nicht mutig erhob und einmal wieder das Banner des Reiches mit kräftiger Hand aufrichtete. Aber sobald sich Heinrich dazu entschloß und mit sicherem Schritte als der Erbe seiner Väter hervortrat, konnte ihm ein zahlreicher Anhang nicht fehlen. Große Erwartungen knüpften sich an seinen Namen; wie die Anhänger der Reform alles von ihm fürchteten, so hatten die Gegner derselben alles von ihm und nur von ihm zu hoffen. Ob sie ihn liebten oder nicht, sie mußten zu ihm, als dem Erben der Kaiserkrone, halten. Mochte er einmal zum Fall kommen, man hoffte, daß er von dem Fall erstehen und die Rechte seiner Vorfahren durchkämpfen werde. Mit demselben Glauben, mit dem man auf der

anderen Seite an der neuen Zeit hing, klammerte man sich hier an die Vergangenheit.

Schon erschütterte der Konflikt zwischen Kaisertum und Papsttum, zwischen Kirche und Reich die Welt. Diesseits und jenseits der Alpen war es zu unerhörten Auftritten gekommen: der König mit seinen Bischöfen hatte dem Papst, der Papst und die deutschen Fürsten hatten dem König die Herrschaft abgesprochen. Der Gegensatz in seiner ganzen Schroffheit lag offen vor Augen. Aber noch hatten König und Papst nicht selbst gegen einander die Waffen ergriffen, und doch schien nur ein allgemeiner Kampf, in welchen alle weltbewegenden Kräfte eintraten, die Wirren der Zeit lösen, die neue Ordnung der Dinge sichern zu können. Freilich drohte dieser Kampf den Frieden der Christenheit auf ungewisse Zeiten zu stören, über die ganze Weite des Abendlands seine Schrecken zu verbreiten und furchtbarer zu werden, als je einer ausgestritten. Kein Wunder daher, daß gerade diejenigen, die ihn am leichtesten entfesseln konnten, und die zugleich am meisten bei ihm zu gewinnen oder zu verlieren hatten, vor ihm zurückbebten. Gregor, so siegesgewiß er sonst schien, scheute sich doch, den Kampfesruf gegen Heinrich zu erheben und ein Glaubensheer gegen ihn zu führen; kein Mittel der Politik ließ er unversucht, um sich dem König zu unterwerfen, ehe er sich die Welt in die Waffen zu rufen entschloß. Und selbst der junge, heißblütige Fürst auf dem deutschen Throne hielt sein Schwert, welches er ohne Zaudern gegen andere Feinde gerichtet hatte, gewaltsam in der Scheide, als ihn die Lombarden es gegen den Papst zu brauchen mahnten.

Wie lange und wie oft war zwischen Gregor und Heinrich schon verhandelt! Selbst als es bereits zum Äußersten gekommen war und der Bruch zwischen ihnen unheilbar schien, selbst da haben sie noch einmal an eine friedliche Ausgleichung der Gegensätze, welche die Zeit verwirrten, zu denken gewagt. Die Verabredungen zu Kanossa sollten der Welt den Frieden sichern, ein gütliches Abkommen zwischen dem Papste, dem Könige, den deutschen Fürsten und lombardischen Bischöfen ermöglichen. Die Erniedrigung Heinrichs erregte dem Papste die Hoffnung, die großen Angelegenheiten noch in seinem Sinne friedlich ordnen zu können, und in der Tat schien für Heinrich jetzt ein nachhaltiger Widerstand kaum mehr möglich. Aber bald zeigte sich doch, daß die Gegensätze mächtiger waren als die Personen, die Parteien hitziger als ihre Führer, daß sich der Zwiespalt der Zeit nicht durch gütliche Mittel heben ließ. Gerade die Vorgänge in Kanossa führten zum Ausbruch des lange gefürchteten Kampfes.

Niemand wird glauben, daß Heinrich zerknirschten Herzens im Büßergewande vor Kanossa stand; gewiß haßte er den Mönch, der ihm die Burgtore verschloß, nur tiefer als je zuvor. Aber Heinrichs Unterwerfung war deshalb doch kein leeres Spiel. Ernstlich lag ihm daran, den Bund

des Papstes mit den deutschen Fürsten zu lösen und die Autorität des Stuhls Petri womöglich gegen diese zu wenden; er wollte, wie er es schon früher mit Glück versucht hatte, auch jetzt seine Widersacher voneinander trennen. Er konnte den Papst nur gewinnen, wenn er sich vom Bann löste, Roms Autorität nur gegen die Fürsten benutzen, wenn er ihm die verlangten Zusicherungen gab und hielt, wenn er zugleich jede Verbindung mit den alten Gegnern der Reform vorläufig abbrach. So ertrug er das Widerwärtige, ja selbst Schmachvolle, weil er im Augenblicke keine andere Möglichkeit sah, seine Gewalt in Deutschland herzustellen. Aber er tat es in der Hoffnung, daß er sich dadurch die Krone erhalten hätte, daß der Papst selbst ihm zur Befestigung seiner Macht in Deutschland die Hand bieten würde. Und in der Tat hatte ihm dieser in Kanossa die bestimmte Zusage erteilt, sich nach Kräften der königlichen Sache gegen die Fürsten anzunehmen. Alles mußte Heinrich wünschenswert machen, Gregor in versöhnlicher Stimmung zu erhalten; man kann kaum an seiner Absicht zweifeln, daß er alles treulich erfüllen wollte, was er dem Papste beim Abschiede versprochen hatte.

Aber ein Verhalten, wie es sich der König vorgezeichnet hatte, war schwer zu behaupten; stand er doch in der Lombardei auf dem Boden, welchen die kirchlichen Parteien am meisten durchwühlt hatten, wo die Streitfragen über Priesterehe, Kirchenkauf, Investitur längst das ganze Leben beherrschten, wo der Papst seine eifrigsten Anhänger und zugleich seine erbittertsten Feinde zählte, wo sich die letzteren bisher eng an das deutsche Königtum angeschlossen hatten. Wenn sich Heinrich jetzt von den exkommunizierten Bischöfen Lombardiens trennte, lief er Gefahr, den Anhang zu verlieren, auf den er bisher am sichersten rechnen konnte; er mußte den Verlust Italiens besorgen, ehe er Deutschland wiedergewonnen. Man hatte sich zu Kanossa der Hoffnung hingegeben, die exkumminizierten Bischöfe beschwichtigen und zum Gehorsam gegen Rom zurückführen zu können. Gregor unterließ nichts, um ihnen die Rückkehr zu erleichtern. Er sandte sofort den Bischof Ebbo von Naumburg an die zu Reggio versammelten Bischöfe; dieser vertraute Rat des Königs war selbst soeben erst vom Bann gelöst und konnte die Milde des Papstes, die er erfahren, seinen Amtsbrüdern empfehlen. Aber ein furchtbarer Sturm des Unwillens brach gegen ihn, gegen den Papst und den eigennützigen König los, der sich selbst im sicheren Hafen geborgen hatte, während er die Seinen dem stürmischen Meere preisgab. Die Lombarden wollten sich dem Papste nicht bedingungslos unterwerfen und standen auf dem Punkt, einem Könige abzusagen, der sie gleichsam mit gebundenen Händen ihrem erbitterten Widersacher überlieferte. Die ausschweifendsten Gedanken ergriffen sie; sie dachten daran, sich des Knaben Konrad, des Sohnes des Königs, zu bemächtigen, ihm die lombardische Krone aufzusetzen und ihn dann sofort zur Kaiserkrönung nach Rom zu geleiten, wo er alle Amtshandlungen

Hildebrands aufheben, ihn entsetzen und einen neuen Papst aufwerfen sollte. Augenscheinlich waren die Lombarden in grenzenloser Aufregung, und Heinrich mußte mit Vorsicht auftreten, um sich nicht diejenigen, die ihn noch vor kurzem jubelnd empfangen hatten, zu unversöhnlichen Feinden zu machen.

Nachdem einige Fürsten[1], die er vorausgesandt, sein Verfahren mit dem Drange der Umstände entschuldigt und die Gemüter einigermaßen beschwichtigt hatten, kam Heinrich selbst nach Reggio. Als er nun hier mit königlicher Autorität auftrat, Rechtsfragen entschied, die ihm vorgelegt wurden, Männer seines Vertrauens in die lombardischen Städte sandte, um Gericht zu halten und die rückständigen Gefälle der Krone einzutreiben, begegnete er nur finsteren Mienen und widerwilligen Gemütern. Noch einmal machte er einen Versuch, eine Aussöhnung der lombardischen Bischöfe mit Rom herbeizuführen; noch einmal soll er deshalb mit dem Papst und Mathilde in Bianello in den ersten Tagen des Februar eine persönliche Zusammenkunft gehabt haben. Es wird berichtet, daß man eine Tagfahrt in Mantua verabredet habe, zu der sich der Papst selbst begeben wollte. Aber Gregor wagte sich nicht unter die „lombardischen Stiere", und auch die Lombarden hegten gegen die Absichten des Papstes und des Königs das größte Mißtrauen. Schon suchten viele das Weite. Um den König wurde es immer stiller. Als er von Reggio aufbrach, begleitete ihn nur ein geringes Gefolge; es bestand aus seinen alten Räten, die sich vom Bann gelöst hatten, und einigen Lombarden. Der Zug hatte weder ein stattliches Ansehen, noch fand er in den Städten eine würdige Aufnahme. Die gewohnten Empfangsfeierlichkeiten unterblieben, die Hofdienste wurden spärlich geleistet, meist mußte man in den Vorstädten übernachten.

Nichts erschwerte die Stellung des Königs mehr, als daß inzwischen auch der innere Krieg in den lombardischen Städten aufs neue ausgebrochen war. Die Vorgänge in Kanossa belebten den Mut der Patarener, namentlich in Mailand. Kaum hörte man hier von dem Triumphe des Papstes, so schickte man Boten an ihn, bezeugte ihm Reue über die geschehenen Dinge und gelobte Unterwerfung. Unter den Boten waren Mitglieder des Mailänder Klerus, die der Pataria bisher fern gestanden hatten, wie der Geschichtsschreiber Arnulf. Der Papst sandte sogleich zwei ihm sehr vertraute Männer nach Mailand, die Bischöfe Gerald von Ostia und Anselm von Lucca. Mit Jubel wurden sie in der Stadt aufgenommen, predigten dort drei Tage unter gewaltigem Zulauf, ermutigten die Getreuen und nahmen die Reuigen wieder in den Schoß der Kirche auf. Eine vollständige Gesinnungsänderung schien in der Stadt erfolgt. Der vom König eingesetzte Erzbischof Thedald verlor alle Macht; ein Versuch, der Pataria noch einmal mit Gewalt entgegenzutreten, mißlang. Im Bewußtsein

[1] Es waren wohl Heinrichs Schwager Amadeus und der Markgraf Azzo von Este.

großer Erfolge verließen die päpstlichen Legaten Mailand, um in Pavia und in anderen lombardischen Städten in ähnlicher Weise zu wirken. Auch hier stärkten sie die Patarener und belebten ihren Widerstand gegen die Bischöfe, bis Bischof Dionysius von Piacenza der Tätigkeit der Legaten ein schnelles Ende bereitete. Als sie sich seiner Stadt näherten, ließ er sie überfallen und festhalten. Anselm, ein Lombarde, wurde sogleich wieder auf freien Fuß gesetzt, Gerald aber, der deutsche Kardinal, auf eine Burg des Dionysius geschleppt und dort in sicheren Gewahrsam gebracht. Der Kampf der Pataria mit den lombardischen Bischöfen stand, wie man sieht, wieder in lichten Flammen: konnte der König sich in demselben parteilos halten, ohne sich seine treusten Anhänger ganz zu entfremden?

Wenige Tage nach Geralds Mißgeschick, etwa in der Mitte des Februar 1077, kam der König nach Piacenza. Er war willens, nach Mailand oder Pavia weiter zu ziehen, um sich die eiserne Krone auf das Haupt setzen zu lassen. Es erregte ihm indessen Bedenken, sie von einem exkommunizierten Bischof ohne besondere Erlaubnis des Papstes zu empfangen; er bat deshalb Gregor, entweder den Erzbischof von Mailand oder den Bischof von Pavia oder auch einen anderen Bischof zur Krönung zu ermächtigen. Die Bitte konnte nicht wohl gewährt werden, und Gregor schlug sie um so entschiedener ab, als er in der Gefangennehmung seines Legaten bereits einen offenen Bruch der Versprechungen sah, die ihm Heinrich zu Kanossa geleistet. Dringend verlangte er dagegen die Freigebung des Kardinal-Bischofs, mit dem, wie er sagte, der heilige Petrus selbst in Bande gelegt sei. Auch die Kaiserin Agnes, die Rom verlassen und ihren Sohn zu Piacenza erreicht hatte, sparte keine Bitte, um ihren Sohn zu einem glänzenden Beweis des Gehorsams gegen den apostolischen Stuhl zu vermögen. Aber Heinrich tat nichts für den gefangenen Kardinal; er wußte, daß jeder Schritt für die Freigebung desselben den vollständigen Bruch mit den Bischöfen Lombardiens zur Folge haben mußte[1]. Er stand vorläufig von der Krönung ab, setzte aber die Reise nach Pavia fort.

Mit jedem Tage wuchs fortan das Mißtrauen zwischen dem König und dem Papste, aber in demselben Maße fühlten sich die lombardischen Bischöfe mehr zu Heinrich hingezogen. Zahlreicher kamen sie jetzt an den Hof, williger leisteten sie dem Könige Dienste. Um ihn sammelten sich bereits in Pavia alle Elemente, die in Italien bisher dem Papsttum feindlich entgegengetreten waren; selbst ein Cencius hoffte, nun bei Heinrich Unterstützung und Lohn zu finden. Es war diesem schlimmen Gesellen gelungen, bei einem Überfall Roms den Bischof Rainald von Como, den vertrauten Freund Gregors und der Kaiserin, in der Nähe der Petruskirche aufzugreifen, und er führte seinen einflußreichen Gefangenen jetzt dem Könige zu. Aber er fand bei Heinrich nicht die erwartete Aufnahme; erst auf sein

[1] Gerald ist erst später auf Verwendung der Kaiserin und der Markgräfin Mathilde der Haft entlassen worden.

wiederholtes Ansuchen wurde ihm Aussicht eröffnet, den König zu sprechen, und ehe er noch dies erreicht hatte, raffte ein jäher Tod ihn dahin. Die lombardischen Bischöfe bereiteten dem verruchten Menschen in Pavia ein feierliches Leichenbegräbnis; denn in ihren Augen hatte er mindestens das eine Verdienst gehabt, den Papst mit tödlichem Haß zu verfolgen. Den Bischof von Como, von dessen Gefangenschaft nichts weiter verlautet, scheint der König alsbald auf freien Fuß gesetzt zu haben.

Mochte der König auch gegen den Papst noch Rücksichten beobachten, seine ganze Umgebung mußte doch die Besorgnisse unaufhörlich steigern, welche die Gefangenschaft des Legaten erregt hatte. Schon umstanden auch Eberhard von Nellenburg, Udalrich von Godesheim, Berthold von Mörsburg und die anderen dem Papste so verhaßten Räte des Königs wieder den Thron desselben und übten den alten Einfluß. Gregors Argwohn, daß der König alle seine Versprechungen bald in den Wind schlagen und sich offen den Feinden Roms anschließen würde, schien sich zu bestätigen. Doch auch Heinrich fehlte es nicht an Veranlassung, dem Papste zu mißtrauen. Er wußte, daß die deutschen Fürsten auch nach seiner Lösung vom Bann die Absicht, ihn zu entthronen, nicht aufgegeben hatten und mit dem Papste verhandelten: er fürchtete mit Recht, daß der Papst bei diesen Verhandlungen noch andere Zwecke verfolgte, als die Absicht der Fürsten lediglich zu vereiteln.

Man kann nicht verkennen, auch der Papst war in eine schwierige Lage geraten; die Vorgänge in Kanossa hatten sein Verhältnis zu den deutschen Fürsten, im Augenblick seinen zuverlässigsten Bundesgenossen, in ähnlicher Weise getrübt wie das Heinrichs zu den Lombarden. Wiederholt hatte er den deutschen Fürsten versprochen, nur gemeinschaftlich mit ihnen über Heinrichs Schicksal zu entscheiden, und nun hatte er doch unter dem Zwang der Verhältnisse ohne ihr Mitwissen durch die Lossprechung vom Bann den Beschlüssen von Oppenheim den Boden entzogen, auf dem sie ruhten; überdies hatte er sich verpflichtet, Heinrichs Sache, so weit es sein Gewissen zuließe, zu unterstützen. Die Fürsten, welche jene Beschlüsse in das Leben gerufen hatten, mußten die ganze Leidenschaftlichkeit des Königs fürchten, wenn er je wieder zur Macht gelangte, und zu derselben schien ihm der Papst selbst jetzt den Weg zu bereiten. Man konnte sich nicht wundern, daß ihr Vertrauen zu Gregor zu schwinden begann, wenn sie auch den Bund mit ihm nicht sofort lösen konnten, ohne sich selbst in die größte Gefahr zu stürzen.

Gregor verhehlte sich nicht, wie seine ganze Autorität in Deutschland auf dem Spiele stehe, wenn sich die Fürsten von ihm lossagten. Deshalb erstattete er ihnen von den Vorgängen in Kanossa sogleich selbst ausführlichen brieflichen Bericht. Nichts von dem wahren Verlaufe der Dinge verbarg er ihnen, gab aber zugleich deutlich genug zu verstehen, daß sie selbst hauptsächlich die Schuld des Geschehenen trügen, indem er durch das Aus-

bleiben des Geleits verhindert gewesen sei, die Alpen rechtzeitig zu überschreiten. Zugleich sprach er ihnen Mut ein, da ja noch im wesentlichen alles weiterer Entscheidung vorbehalten sei und er selbst demnächst über die Alpen zu kommen gedenke; ausdrücklich forderte er sie zu einmütigem Beharren in der Sache auf, die sie unternommen hätten. Diese Aufforderung war vieldeutig genug und entsprach mindestens nicht dem, was der König vom Papste erwartet hatte und erwarten mußte.

Hatte schon die Nachricht, daß der König Speier verlassen, die Fürsten so verwirrt, daß sie nicht mehr an das Geleit des Papstes, nicht mehr an den Reichstag dachten, so war die erste Kunde von der Absolution Heinrichs wie ein Donnerschlag unter sie gefahren. Man verabredete endlich, in Ulm zusammenzutreffen, um bestimmte Entschlüsse in so gefahrvoller Lage zu fassen. Gegen Mitte des Februar 1077 erschienen hier der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Würzburg und Metz, die Herzoge Rudolf, Welf und Berthold nebst einigen schwäbischen Herren. Der Winter war hart und die Straßen mit Schnee bedeckt: deshalb mochten manche Fürsten, auf die man rechnete, ausgeblieben sein. Die Sachsen konnten bei der Kürze der Zeit kaum eintreffen. Aber viele Herren fehlten auch gewiß, weil sie, seit Heinrich vom Bann gelöst war, sich auf dem betretenen Wege zu bleiben scheuten. Um so entschlossener waren alle, die sich eingefunden hatten. Um keinen Preis würden sie sich Heinrich wieder unterworfen haben; sie wollten den Widerstand gegen ihn fortsetzen, selbst wenn sie der Papst verließe. Bald genug erfuhren sie, daß sie dies nicht zu besorgen hatten. Das erwähnte Schreiben Gregors wurde bekannt und beruhigte die Gemüter um so mehr, als der Bote — es war derselbe Rapoto von Cham, der schon einmal dem Stuhle Petri in einer wichtigen Mission gedient hatte — im mündlichen Auftrage des Papstes noch besonders zu versichern hatte, daß Rom die Wünsche und Absichten der Fürsten nach Kräften unterstützen werde.

Der Brief des Papstes ermahnte zur Beharrlichkeit; dieser Mahnung bedurfte es kaum. So klein das Häuflein in Ulm war, zeigte es sich nicht nur beharrlich, sondern schritt sogar kühn zu dem folgenreichen Beschlusse vor: am 13. März solle ein großer Reichstag zu Forchheim abgehalten werden, um dort endgültig über die Zukunft des Reichs zu entscheiden. Man beschloß, zu diesem Tage alle Fürsten besonders zu berufen und auch an den Papst eine Einladung mit der Bitte zu erlassen, daß er im Falle seines Ausbleibens brieflich und durch Legaten seine Meinung kundgäbe.

Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß man sich schon in Ulm darüber einigte, daß Heinrich trotz der erfolgten Absolution, weil er die zu Oppenheim gegebenen Versprechungen nicht gehalten, für abgesetzt zu halten sei; nicht einmal eine Aufforderung erließ man an ihn, sich in Forchheim zu seiner Rechtfertigung einzustellen. Nicht minder deutlich ist, daß man sich auch über die Wahl Rudolfs bereits dort verständigte. Der

Schwabenherzog war es, der sofort Maßregeln ergriff, um jedes Hindernis einer Neuwahl zu beseitigen. Nichts hatte er mehr zu fürchten, als daß sein Schwager nach Forchheim eile, um die Fürsten abermals umzustimmen. Deshalb sandte er sogleich Rapoto über die Alpen zurück; er sollte Heinrich vorstellen, daß sein Erscheinen in Deutschland in diesem Augenblick gefahrvoll sei, wie es der königlichen Sache viel besser dienen würde, wenn er seine Mutter oder den Papst voraussende, um ihm die Wege zu bereiten. Zugleich sollte Rapoto den Papst selbst auffordern, nach Forchheim zu kommen, aber nicht ohne sicheres Geleit des Königs. Es war klar, daß Rudolf und seine Freunde über Heinrichs Krone in dessen Abwesenheit entscheiden wollten; sie luden die Personen ein, deren Zustimmung zu einer Neuwahl Gregor früher als wünschenswert bezeichnet hatte (S. 323 f.). Ob Rudolf wirklich nach der Gegenwart des Papstes aufrichtig verlangte, sei dahingestellt; eher mochte er die schwache Kaiserin über die Alpen zu locken wünschen, da der ihr geschworene Eid Bedenken einflößte und er ihren Widerstand unschwer zu brechen hoffen durfte.

Es fiel Heinrich nicht schwer, die Absichten seines Schwagers zu durchschauen. So wenig Neigung er hatte, Italien zu verlassen, wo er sich jetzt als König anerkannt sah, um sich neuen Demütigungen durch die deutschen Fürsten zu unterwerfen, so war er doch noch weniger gewillt, den Papst seinen Feinden in Deutschland zuzuführen. Um Gregor von den deutschen Fürsten zu trennen, war er nach Italien gekommen und hatte die Schmach von Kanossa auf sich genommen; nichts lag ihm ferner, als dem Papste nun selbst die Mittel zu einer neuen Verständigung mit Männern zu bieten, die ihm nach der Krone trachteten.

Wie aber dachte Gregor? Er war entschlossen, wenn irgend möglich, über die Alpen zu gehen. Sofort sandte er deshalb Boten an Heinrich und verlangte sicheres Geleit. Lambert von Hersfeld erzählt, daß der Papst Heinrich aufgefordert habe, ihn selbst nach Forchheim zu begleiten, damit er dort seine Streitigkeiten mit den Fürsten entscheide, der König habe aber vorgeschützt, daß seine Anwesenheit in Italien jetzt notwendig, auch die Frist zu kurz bemessen sei, um rechtzeitig in Forchheim einzutreffen. Hat Gregor wirklich eine solche Aufforderung gestellt, so hat er wohl auch nur eine solche Antwort erwartet, zu welcher der König durch das Abkommen von Kanossa ohnehin befugt war. Sicher ist nur, daß Gregor das Geleit und die Zustimmung des Königs zu der Reise verlangte, aber ebenso sicher, daß er starke Zweifel an der Gewährung seiner Forderungen hegte. Denn noch ehe seine Boten von Heinrich zurückgekehrt waren, traf er bereits Anordnungen für die Forchheimer Versammlung. Er sandte den Kardinaldiakon Bernhard und den gleichnamigen Abt von St. Victor in Marseille über die Alpen, mit ihnen ein Schreiben, in welchem er abermals besonders hervorhob, daß der Augsburger Tag nur durch die Saumseligkeit der Fürsten vereitelt sei, daß er aber auch jetzt noch ihren Wün-

schen entsprechen wolle; er sei entschlossen, ob mit, ob wider Willen des Königs, über die Alpen zu kommen; sollten seine Feinde ihm dies unmöglich machen, so würde er doch für den Glauben der Fürsten beten, damit sie für die kirchliche Freiheit und das Wohl Deutschlands heilsame Beschlüsse faßten. Zugleich sprach er sehr bestimmt aus, daß er mit Heinrichs Verhalten, welches die schlimmsten Feinde der Kirche nur in ihrem Trotz ermutigte, unzufrieden und die Aufrichtigkeit seiner feierlich gegebenen Versprechungen schon zweifelhaft sei.

Gregor wußte, was die Fürsten beabsichtigten, und niemand kann behaupten, daß er ihren Absichten hindernd entgegentrat. Das Schreiben, welches die Legaten überbrachten, konnte die Entschlüsse der Fürsten nicht hemmen, und die mündlichen Aufträge der Legaten gaben ihnen noch freieren Spielraum. Denn diese waren angewiesen, die Fürsten aufzufordern, die Entscheidung über das Reich, wofern dies ohne Gefahr geschehen könne, bis zur Ankunft des Papstes aufzuschieben, anderenfalls sollten sie sich dem Willen der Fürsten nicht widersetzen. Gregor wollte also in erster Linie in Forchheim selbst über das Deutsche Reich entscheiden; konnte er diese Stellung nicht einnehmen, so überließ er den Fürsten, nach ihrem Gutdünken zu verfahren. Wollte er sich die Geneigtheit der deutschen Fürsten erhalten und den Bund mit ihnen nicht lösen, so mochte ihm kein anderer Ausweg bleiben, aber sein Verfahren entsprach nimmermehr seinen Zusagen in Kanossa. Er hatte sich eben so weit von denselben entfernt wie Heinrich von den Versprechungen, die er dem Papste gegeben.

Der Papst hatte mit der Absendung der Legaten geeilt. Erst am 1. März, am Tage nach ihrem Abgange, erschien der schwäbische Graf Manegold von Veringen vor ihm, um ihn im Namen der Ulmer Verbündeten zum Forchheimer Tag einzuladen. Der Papst erklärte aufs neue seine Bereitwilligkeit, der Einladung zu entsprechen, und sandte noch an demselben Tage den Grafen mit dem Kardinaldiakon Gregor an den König ab, um die erwartete Antwort desselben wegen des Geleits zu beschleunigen; würde sie zusagend lauten, so sollte der Kardinal sogleich nach Deutschland eilen, um jeden entscheidenden Schritt dort bis zur Ankunft des Papstes zu verhindern, im anderen Falle aber zu ihm zurückkehren. Der König wies die Forderung des Geleits entschieden zurück. Manegold eilte darauf nach Forchheim, der Kardinal begab sich wieder zum Papste, der nun selbst dem Reichstage beizuwohnen aufgab; er ließ dem Gange der Dinge jetzt freien Lauf.

Auffallend ist, daß auch Heinrich nichts anderes zu tun schien, daß er nicht sofort den Anschlägen seiner Feinde in Deutschland entschlossener entgegentrat. Bei seiner sonst bewiesenen Rührigkeit hätte man erwarten sollen, daß er über die Alpen stürmen und den Forchheimer Tag sprengen würde. Die bedrohliche Lage Italiens mochte ihn abhalten, mehr aber wohl die Meinung, daß die Fürsten ohne den Papst seine Absetzung nicht

wagen, daß sie jetzt nach seiner Absolution nur noch größere Besorgnisse beschleichen würden als einst zu Tribur. Wie weit der Papst in seiner Nachgiebigkeit gegen die Fürsten gegangen war, konnte Heinrich nicht ahnen; man muß sagen, daß er dem Papste noch zu viel Vertrauen schenkte.

Wir sehen, jene Versprechungen, welche Papst und König in Kanossa ausgewechselt, waren von beiden Seiten schlecht und nur auf einige Tage gehalten worden; beide hielten sich kaum noch an dieselben gebunden. Die Hoffnungen, welche sich an die scheinbare Aussöhnung der beiden an die Spitze gestellten Parteihäupter geknüpft hatten, waren bereits hinfällig; die Parteien selbst hatten sie vereitelt, indem sie ihre besonderen Zwecke nach wie vor mit einer Hitze verfolgten, welche weder der Papst noch der König mäßigen konnte. So drohte der gefürchtete Kampf dennoch auszubrechen. Jeder Tag konnte ein Ereignis bringen, welches alle feindlichen Elemente der Zeit in einen allgemeinen Krieg hineinriß. Viel kam darauf an, wer die Fackel anzulegen wagte, um den Weltbrand zu entzünden.

Gregor stand in steter Besorgnis, daß die Lombarden sich seiner Person bemächtigen wollten. Und hätte sich Heinrich damals von einem exkommunizierten Bischof die Krone Italiens aufsetzen lassen und wäre an der Spitze der Lombarden aufgebrochen, um Gregor und die große Gräfin zu fangen, wer möchte sagen, welchen Ausgang die Dinge nach einem solchen Unternehmen, welches kaum zu verwegen schien, genommen hätten? Die Lombarden bebten vor einer solchen Tat wahrlich nicht zurück, wohl aber Heinrich, welcher die Lage Deutschlands vor allem ins Auge faßte. In Wahrheit nicht von ihm wurde das Ereignis herbeigeführt, welches den Ausbruch des Kampfes unvermeidlich machte, sondern von jenen deutschen Fürsten, welche Gregor als die Getreuen des heiligen Petrus, als die Verteidiger der christlichen Religion zu bezeichnen pflegte. Sie unter dem Beistande päpstlicher Legaten taten den Schritt, der Heinrich keine Wahl zwischen Kampf und Verhandlung mehr ließ. Als Gregor die letzte Botschaft mit der Forderung des Geleits an den König sandte, färbten sich, wie man erzählt, drei Finger seiner rechten Hand plötzlich bis zur Mitte mit Blut. Eine schlimme Vorbedeutung sah man in dieser Erscheinung, und Blut ist nur zu bald in Strömen geflossen.

Die Wahl Rudolfs zum Gegenkönig

Noch immer lag der Schnee hoch auf den Bergen und in den Tälern Frankens, als sich am 13. März die Ulmer Verbündeten zu Forchheim abermals versammelten. Sie sahen viele von denen, die sie geladen hatten, ihnen zuziehen, namentlich aus Franken und Sachsen. Eine beträchtliche Zahl der deutschen Fürsten fand sich zusammen, doch als eine vollständige Vertretung des Reichs konnte die Versammlung kaum gelten. Unter den

dreizehn Bischöfen, die gegenwärtig waren, kamen nur zwei aus Bayern, einer aus Lothringen; aus Schwaben hatte sich keiner der Bischöfe eingestellt. Wie viele man aber auch vermissen mochte, man war zu dem entscheidenden Schritt entschlossen. Dort, wo einst Ludwig das Kind und Konrad I., unglücklichen Andenkens, erwählt waren, wollte man einen neuen König bestellen, unter welchem die Fürsten frei wieder schalten könnten und der Kirche ihre Selbständigkeit gewahrt sei. Siegfried von Mainz mochte sich ein anderer Hatto bedünken und von neuen goldenen Zeiten für sein Erzstift träumen.

Die Legaten des Papstes erschienen rechtzeitig. Weder das Schreiben des Papstes, welches sie trugen, noch ihre mündlichen Aufträge konnten die Fürsten in ihrem Entschlusse hemmen, zumal Graf Manegold die Nachricht brachte, daß Gregor wegen des verweigerten Geleits nicht mehr zu erwarten sei. Nachdem die Legaten in voller Versammlung ihr Schreiben übergeben hatten, geleitete man sie in ihre Herberge; hier ließen die Fürsten einzeln wieder die alten Klagen über Heinrichs Tyrannei und Treulosigkeit laut werden, und die Legaten sollen dabei ihre Verwunderung, daß man so lange einen solchen König ertragen, nicht verhehlt haben. So ging der erste Tag hin. Am anderen Tage kamen die Fürsten wieder in die Wohnung der Legaten und stellten ihnen vor, daß eine gefährliche Spaltung dem Reiche drohe, wenn man nicht sogleich zur Königswahl schreite. Die Legaten erwiderten kurz nach ihren Aufträgen, es scheine ihnen das beste, mit der Wahl wo möglich zu warten, bis einst der Papst selbst erscheinen könne, aber das Wohl des Reichs unterliege nicht so sehr ihrer Beurteilung wie der Entscheidung der Fürsten, welche die Bedürfnisse desselben am besten kennen müßten. Damit war alles in die Hand der Fürsten gelegt.

Gleich darauf trat man zu einer neuen Beratung in der Wohnung des Erzbischofs von Mainz zusammen. Bald waren die Fürsten darüber einig, daß sie unverzüglich zur Wahl schreiten könnten, da der Papst ihnen kein Hindernis in den Weg lege und sie als freie Männer Heinrich gegenüberständen; die Eide, die sie ihm geschworen, seien vorlängst vom Papste gelöst und durch die Absolution habe sie derselbe weder in ihrer Gültigkeit herstellen können noch wollen; über ein Jahr sei das Reich ohne König und eine Neuwahl deshalb zur Notwendigkeit geworden. Nur darum handelte es sich also noch, wen man auf den Thron erheben solle; hierüber berieten dann die geistlichen und weltlichen Fürsten gesondert.

Die Bischöfe vereinigten bald ihre Stimmen auf Rudolf von Schwaben, dessen Wahl ja längst in das Auge gefaßt war. Seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, seine enge Verbindung mit der Kaiserin und dem Papste ließen ihn als die geeignetste Persönlichkeit unter den obwaltenden Verhältnissen erscheinen; überdies hatte er sich in den kirchlichen Streitigkeiten den Neuerungen überaus günstig gezeigt, so daß alle, die das

Heil der Welt von Gregors Reformen erwarteten, seine Erhebung vor allem wünschen mußten. Auch die weltlichen Fürsten schlossen sich endlich dieser Wahl an, doch war es unter ihnen vorher zu ärgerlichen Verhandlungen gekommen. Otto von Nordheim wollte Rudolf nicht eher seine Stimme geben, als bis derselbe ihm das Herzogtum Bayern zurückzustellen versprochen habe; andere stellten andere Forderungen, und ein schmählicher Handel um die Wahlstimmen stand in Aussicht. Da untersagten die päpstlichen Legaten ausdrücklich ein solches Verfahren, welches sie mit Recht als Simonie brandmarkten; so nur wurden auf Rudolf auch die Stimmen der weltlichen Fürsten vereinigt.

Dennoch drangen die Legaten selbst darauf, daß sich Rudolf zu zwei wichtigen Zugeständnissen herbeiließ. Er mußte erstlich das Recht des Volkes, d. h. der Großen, nach seinem Tode frei über das Reich zu verfügen, anerkennen und jedem Erbrecht seiner Kinder auf die Krone ausdrücklich entsagen; er mußte ferner die Besetzung der Bistümer durch freie kanonische Wahlen gestatten. Einen förmlichen Verzicht auf die Investitur scheinen die Legaten von Rudolf nicht verlangt zu haben, und dies ist um so auffälliger, als der Papst wenig später bestimmte Veranstaltung traf, um das Investiturverbot in Frankreich zu anerkannter Geltung zu bringen.

Aus einem Wahlreich war das deutsche Kaisertum hervorgegangen, aber das Streben, die kaiserliche Gewalt nach dem Vorbilde der fränkischen Monarchie erblich zu machen, hatte sich früh gezeigt, und wenigstens tatsächlich war die Erblichkeit des Kaisertums längst durchgesetzt. Und nicht minder wichtig als die erbliche Fortpflanzung der höchsten Gewalt war bisher für den Bestand des Reichs gewesen, daß die Besetzung der Bistümer wesentlich in der Hand des Königs lag, daß er an Kleriker seiner Wahl die Bischofsstühle in Deutschland, Italien und Burgund erteilen konnte. Mochte Heinrich III. sich noch so entschieden gegen die Simonie erklärt haben, nie hatte er das Recht, frei über die Besetzung der hohen Kirchenämter zu verfügen, aufgegeben, und zum großen Teil waren die obwaltenden Zerwürfnisse mit dem Papsttum gerade dadurch entstanden, daß Heinrich IV. von diesem Recht denselben Gebrauch wie seine Vorfahren, namentlich in Italien, gemacht hatte. Wenn Rudolf daher das Recht der freien Königswahl den Fürsten und das Recht der freien Bischofswahl Rom und dem Klerus einräumte, so gab er damit das Kaisertum der deutschen Nation, wie es bisher bestanden hatte, im wesentlichen auf. Rudolf mochte ein König nach dem Sinne der Fürsten sein, mochte die Anerkennung der Kirche gewinnen, ein Kaiser nach der Weise seiner Vorfahren konnte er nimmerdar werden.

Doch auch auf solche Bedingungen hin erklärte sich Rudolf die Krone zu empfangen bereit. Unsere Quellen berichten, daß er nur notgedrungen die Wahl angenommen habe, und Rudolf selbst hat dies alsbald dem Papste versichert. Aber schwerlich hat Gregor solchen Worten Glauben

geschenkt. Längst hatte Heinrich seinem Schwager vorgeworfen, daß er ihm nach der Krone trachte, und mindestens nach dem Tage von Tribur traten unverkennbare Beweise persönlichen Ehrgeizes in Rudolfs Verhalten hervor. Sein Auftreten zu Ulm, seine Verhandlungen nachher zeigen, daß er die höchste Gewalt nicht floh, sondern suchte[1]. Er erreichte sein Ziel. Am 15. März 1077 wählten ihn die versammelten Fürsten einstimmig auf dem Pilatushofe zu Forchheim zum deutschen König, und das umstehende Volk erkannte die Wahl durch Zuruf an.

Der Wahltag war nicht glücklich gewählt. An den Iden des März war das Blut jenes Cäsar geflossen, nach welchem unsere Kaiser sich nannten, und an demselben Tage taten die Fürsten, soviel an ihnen war, um dem Kaisertum die schwerste Wunde zu schlagen. Gerade damals fing der Schnee an aufzugehen, und man wollte darin eine Vorbedeutung sehen, daß die schlimmen Zeiten für das Reich wie der Schnee nun dahinschwinden würden; näherliegend wäre die Deutung gewesen, daß die Kraft der deutschen Herrschaft in ihrer Auflösung begriffen sei. Auch der Wahlplatz konnte trübe Ahnungen wecken. Die Könige, die vordem in Forchheim gewählt waren, hatten unter großen Gefahren kaum ihre Macht aufrecht erhalten und schlimme Zeiten über Deutschland gebracht. Selbst der Name des Pilatushofes schien anstößig genug für die Erhebung eines Königs, der sich vorzugsweise zum Verteidiger der christlichen Kirche berufen glaubte; in Volksliedern wurde er ein zweiter Pilatus genannt. Auch in anderen Beziehungen war es eine anstößige Wahl. Wie oft hatten die Sachsen über Beeinträchtigung durch die Schwaben Klage geführt, und nun wählten sie den Schwabenherzog, der sein Schwert zu ihrem Verderben geführt, zum Oberhaupt des Reichs. Man wollte einen kirchlichen König auf den Thron setzen, und man erhob einen Herzog, der mit den Bischöfen seines Landes in unausgesetzten Streitigkeiten lebte, dessen Lebenswandel selbst Rom zu tadeln gehabt hatte. Mit dem Namen „Burgunder" bezeichnete man damals in Deutschland einen treulosen Menschen; jetzt setzte man sich einen König, der aus burgundischem Blute stammte.

Bereits früher hatte sich Gregor die Bestätigung für den Fall einer Neuwahl vorbehalten (S. 323); die Anerkennung des Papstes beeilte sich jetzt Rudolf zu gewinnen. Schon in den nächsten Tagen schickte er Botschaft über die Alpen und verpflichtete sich in allen Dingen der römischen Kirche zum Gehorsam; zugleich lud er brieflich den Papst ein, zur Herstellung der kirchlichen Ordnung nach Deutschland zu kommen und verhieß, ihm sofort sicheres Geleit zu senden. Aber er sollte erfahren, daß der Segen des heiligen Petrus nicht so leicht zu gewinnen sei. Bald

[1] Die Krone, mit welcher Rudolf gekrönt wurde, soll er sich bereits vorher im geheimen im Kloster Ebermünster an der Ill haben schmieden lassen; ein Schwestersohn Rudolfs war Abt dieses Klosters.

mußten er und seine Anhänger staunend hören, daß die Wahl nicht auf den Rat des Papstes erfolgt, sondern allein sie selbst die Verantwortung derselben zu tragen hätten, daß sich Rom die Entscheidung vorbehielte, wer von beiden Königen ein größeres Recht auf das Reich besitze.

Und schon früher wurde Rudolf klar, daß er eine dornenvolle Bahn betreten habe. Man eilte mit der Krönung. Von seinem Anhang begleitet, zog der Erwählte schleunig über Bamberg und Würzburg nach Mainz. Siegfried, frohlockend über die neue Krönung in der alten Metropole, erteilte hier dem Manne seiner Wahl am Sonntag Lätare (26. März) die Königsweihe, welcher die päpstlichen Legaten, der Erzbischof von Magdeburg mit anderen Bischöfen, viele weltliche Fürsten und eine große Menge des Volks beiwohnten. Es fehlte der Krönung nicht an Pracht, und doch war es eine traurige Feier. Schon das erregte Ärgernis, daß das Chrisma zur Salbung fehlte und erst am Krönungstage selbst gegen die Gewohnheit geweiht werden mußte, daß dann der Diakon, der beim solennen Hochamt das Evangelium lesen sollte, auf Rudolfs Befehl vom Altar entfernt wurde, weil die Anklage der Simonie auf ihm ruhte. Aber das bedenklichste war, daß am Nachmittage des Krönungstags ein Aufstand der Bürgerschaft gegen das königliche Gefolge und den neuen König selbst ausbrach.

Welche Achtung konnten die Mainzer vor einem Erzbischof haben, den sie fortwährend aus Habgier und Schwäche die Stellung wechseln sahen, und der, sich in alle Händel verwickelnd, auch sie zugleich aus Wirren in Wirren zog? Noch lag ja ein Teil der Stadt seit jenem traurigen Tage, wo die Bamberger und Mainzer Stiftsvasallen aneinander gerieten, in Schutt und Asche (S. 319). Es kann nicht verwundern, wenn da die Bürger Abneigung auch gegen den Pfaffenkönig hegten, den Siegfried in ihren Mauern krönte, und ihn mit seinem Gefolge möglichst bald aus ihrer Nähe entfernen wollten. Die simonistischen Geistlichen, welchen der König beim Krönungsakt selbst mit solcher Entschiedenheit entgegengetreten war, unterließen überdies nicht, die Mißstimmung der Bürgerschaft gegen den König zu nähren. Es bedurfte nur des geringsten Anlasses, um einen Tumult in der Stadt zu erregen.

Leicht fand sich der Anlaß. Es war Sitte, am Sonntag Lätare sich mit Spielen zu vergnügen; selbst die Geistlichkeit nahm daran Anteil. Nach der Mittagsmahlzeit fanden sich deshalb mehrere junge Ritter zu fröhlicher Lust zusammen; sie trugen keine Waffen, welche die Sitte während der Fastenzeit zu führen verbot. Ein Bursche aus der Stadt mischte sich unter sie und war keck genug, einem der Ritter heimlich von einem kostbaren Pelzkragen ein Stück abzuschneiden. Der Bursche wurde ergriffen, mußte seinen Raub ausliefern und wurde dem Stadtschultheißen übergeben, der ihn sogleich wieder freigab. Aber die Mainzer wollten Tumult. Die Glocken wurden gezogen, man schleppte Waffen herbei

und stürmte nach dem Dom und der anstoßenden Pfalz; Drohungen erschollen, man werde den Pfaffenkönig töten.

Der König hatte sich nach dem Dome zur Vesper begeben; die Pfalz wurde inzwischen von seinen Rittern, obschon sie meist ihre Waffen in den Herbergen zurückgelassen hatten, tapfer verteidigt, so daß der König nach vollendeter Vesper in seine Gemächer zurückkehren konnte. Das Volk wurde es endlich müde, die Pfalz zu bestürmen. Der Hauptangriff wandte sich jetzt gegen den Dom. Der König griff nach dem Schwerte; er wollte selbst dorthin und sich unter die Masse stürzen. Nur mit Mühe hielt man ihn zurück. Indessen eilten einige Fürsten mit ihren Vasallen, nachdem sie sich Waffen verschafft hatten, in den Dom, stärkten sich hier durch Gebet zum Kampfe und brachen dann mit dem Gesange Kyrie eleison aus der am meisten bedrohten Pforte des Domes heraus. Obwohl ihre Zahl nicht groß war, verbreiteten diese ritterlichen Kämpfer doch einen gewaltigen Schrecken unter den Städtern. Alles sprengte flüchtend auseinander, und manche stürzten, obwohl die Ritter nicht weit über den Kirchhof vordrangen, blind bis zum Rhein und warfen sich in den Strom. Von beiden Seiten war Blut geflossen; unter den Schwertern der Ritter erlagen manche Städter, andere waren in die Gefangenschaft der Königlichen gefallen.

Einige angesehene Männer der Stadt fürchteten für das Leben der Gefangenen und besorgten das Schlimmste, wenn sich ähnliche Ereignisse wiederholten. Sie baten deshalb am anderen Tage den Erzbischof, sich beim Könige zu verwenden. Siegfried tat dies, aber Rudolf war nicht gerade versöhnlich gestimmt. Allein die Rücksicht, daß er der Gefahr noch keineswegs entronnen war, scheint ihn zur Nachgiebigkeit vermocht zu haben. Die Mainzer gingen so gut wie straflos aus; nur eine geringe Kirchenbuße wurde von den Legaten den Ruhestörern auferlegt. Und auch diese wurde nicht abgebüßt. Denn alsbald rottete sich das Volk von neuem zusammen; es kam abermals zu Raufereien mit dem Gefolge des Königs; man drohte sogar, Feuer in die Pfalz zu werfen. Siegfried geriet in die größte Bestürzung und verbürgte sich endlich den Bürgern für die schleunige Abreise des Königs. Sie erfolgte sogleich; bei Nacht verließ Rudolf mit seinem ganzen Geleit, fast wie ein Flüchtling, die Stadt. Auch der Erzbischof fühlte sich dort nicht mehr sicher; unter den Schmähungen der Bürger zog er aus den Toren und ist niemals wieder zu seinem Bischofssitz zurückgekehrt.

Erklärten sich die Mainzer in solcher Weise entschieden gegen die neue Königswahl, so standen sie nicht allein. Dieselbe Gesinnung herrschte in Würzburg, und kaum hatten die Heinrich so treu ergebenen Wormser vernommen, daß auch ihr Bischof sich an der Wahl beteiligt, so sammelten sie kriegerische Mannschaft, um sich gegen ihren Herrn und dessen König zu verteidigen. Rudolf vermied jedoch Worms; über Tribur und Lorsch nahm er seinen Weg eilends nach Schwaben, seinem alten Herzogtume.

Palmsonntag (9. April) feierte er in Ulm; von dort brach er sogleich nach Augsburg auf. Denn hier wollte er Ostern halten und auf einem großen Hoftage wichtige Beschlüsse für Reich und Kirche herbeiführen.

Aus Schwaben und Burgund erwartete Rudolf vor allem die Mittel für seine Herrschaft zu gewinnen; hier, wo er seit zwei Jahrzehnten mit herzoglicher Gewalt schaltete, mußte sein Wort am meisten gelten. Waren ihm auch die Bischöfe nicht gewogen, so hatten sich unter seinem Schutze hier doch bereits die Anfänge einer deutschen Pataria gebildet, welche dem Episkopat Bedenken und Furcht erregten. Die Klöster im Schwarzwald, im Elsaß und am Bodensee, welche in Hirschau und Sanct Blasien ihre Mittelpunkte hatten, verbreiteten mehr und mehr die neuen kirchlichen Ideen; zahlreiche Missionare gingen von dort aus, um das niedere Volk gegen den papstfeindlichen König einzunehmen und Rudolf, dem Freunde Gregors, die Wege zu bereiten. Überdies waren die Zähringer, das erste Geschlecht Alemanniens, samt ihrem großen Anhange mit Heinrich völlig zerfallen; ihre und Rudolfs Sache schien eine und dieselbe.

Aber schon in Augsburg erfuhr Rudolf, daß er sich in den Schwaben geirrt hatte. Der dortige Bischof Embriko trat ihm und den ihn begleitenden Legaten mit großer Schroffheit entgegen; zwei Tage verweigerte er ihnen jede Obedienz, dann fügte er sich ihnen zum Schein, bewahrte aber im Herzen dem rechtmäßigen König die Treue. Gleich ihm dachten die Augsburger, und die Legaten steigerten nur die Mißstimmung der Stadt gegen sich, als sie am Osterfest die althergebrachten Augsburger Zeremonien nach römischer Weise zu ändern suchten. Augsburg war und blieb auf Heinrichs Seite. Und auch sonst zeigte man dem Gegenkönig wenig Willfährigkeit. Der beabsichtigte Hoftag konnte in Augsburg nicht gehalten werden; nicht nur daß die zu demselben beschiedenen Herren ausblieben, auch ein großer Teil seines bisherigen Gefolges verließ Rudolf; schon hatte er nicht mehr so viele Ritter bei sich, um das versprochene Geleit dem Papste zu schicken. So berief er auf Mitte Mai einen neuen Tag nach Eßlingen; inzwischen wollte er in die Schweizer Gegenden und nach Burgund ziehen, um dort, während Welf und Berthold Mannschaften in Schwaben zusammenbrächten, seine Getreuen zu sammeln.

Von den Legaten begleitet, nahm Rudolf seinen Weg über Reichenau nach Konstanz und Zürich. Aber auch hier fand er die Stimmung überall wenig günstig. Der Bischof Otto von Konstanz, ein hitziger Widersacher Gregors und der Gregorianer, zog sich auf eine Burg des Grafen Otto von Buchhorn zurück und spottete hier aller Drohungen der Legaten. Als sich bald darauf der Abt von Marseille auf den Weg machte, um nach Rom zurückzukehren, wurde er von dem Grafen Udalrich von Lenzburg[1] gefangengenommen und in einen Kerker geworfen. Vor allem zeigte sich hier deutlich, wie wenig die Predigten der päpstlichen Mönche auf das

[1] Lenzburg zwischen Zürich und Aarau.

Volk gewirkt hatten; dieses nahm sich überall der simonistischen Geistlichkeit an und verfolgte mit Verwünschungen die Legaten und ihren König. Schon gab es Rudolf auf, selbst nach Burgund zu ziehen; er sandte seine Gemahlin Adelheid dorthin und kehrte von Zürich zurück, um auf dem Eßlinger Tag nicht zu fehlen.

Diese Mißstimmung, welche dem neuen König entgegentrat, war seinen Freunden ebenso unerwartet wie unbegreiflich. Aber in Wahrheit war das Regiment des Emporkömmlings nie in Schwaben beliebt gewesen, und es war auf der anderen Seite wohl nicht ohne Wirkung geblieben, daß Heinrich sich vorzugsweise mit schwäbischen Rittern und schwäbischen Klerikern umgeben hatte. Die Legaten versetzten ihre üblen Erfahrungen in die größten Besorgnisse; schon hatten sie auch im Elsaß, in Franken und Lothringen eine gemeinsame Erhebung für Heinrich befürchtet und deshalb im Namen des Papstes an die dortigen Bischöfe ein Schreiben erlassen, worin sie alle Friedensstörungen mit Ernst untersagten und Heinrich ferner zu gehorsamen verboten. Auch der Eßlinger Tag bot Rudolf und seinen Freunden kaum neue Hoffnungen. Unmittelbar von dort brach er gegen die Burg Sigmaringen auf, um dieselbe zu belagern; er hatte etwa 5000 Mann um sich und hoffte, daß sich dort noch größere Streitkräfte um ihn sammeln würden. Er zog in den Kampf, aber trübe Ahnungen begleiteten ihn und die Seinen.

Ohne Zweifel wußte Rudolf bereits, daß Heinrich die Alpen überschritten hatte und ein Heer in Bayern zusammenzog. Unerwartet traf ihn jedoch vor Sigmaringen die Nachricht, daß dieses Heer schon die schwäbischen Grenzen erreicht habe. Er wollte sogleich ihm entgegeneilen; ein Gottesgericht sollte zwischen ihm und Heinrich entscheiden. Aber sein Heer war schon vor dem Kampfe entmutigt; es verweigerte nicht allein ihm den Dienst, sondern verlangte sogar, daß er Schwaben ohne Schwertstreich räumen solle. Mit blutendem Herzen entließ er seine Scharen, übertrug Berthold und Welf, Schwaben nach Kräften gegen Heinrich zu schützen, und entschloß sich, nach Sachsen zu ziehen, wo er allein noch ausreichende Streitkräfte gegen seinen Widersacher zu finden hoffen durfte.

Pfingsten (4. Juni) feierte Rudolf noch im Kloster Hirschau. Von hier sandte er eine Botschaft an den Papst, um ihn zu entscheidenden Schritten zu vermögen. Wenige Tage später verließ er den schwäbischen Boden, den er nie wieder betreten sollte. Ihn begleiteten nur der Kardinal Bernhard, die Bischöfe von Passau, Würzburg und Worms nebst einigen vertrauten Räten. Seinen ältesten Sohn Berthold, der kaum das Knabenalter überschritten hatte, ließ er unter dem Schutze Welfs und der Zähringer zurück. Seine Gemahlin Adelheid blieb in dem fernen Burgund unter Mühen und Sorgen; nie hat sie die Krone und den Glanz des Thrones mit ihrem Gemahl geteilt.

Eine schwere Prüfung war dem stolzen und ehrgeizigen Rheinfelder

aufgelegt. Seine Rolle war jedoch noch nicht ausgespielt. Als er nach Erfurt kam, zog ihm zur Begrüßung eine große Menge aus dem Thüringer Lande entgegen. Mit königlichen Ehren empfing ihn dann das Sachsenland; es schien ihm gewähren zu wollen, was ihm Schwaben versagt hatte. Erst in Sachsen fand der Mann von Forchheim ein Volk und ein Heer, einen Hof und einen Thron; erst jetzt konnte er als König gelten, wenn auch nur als ein König der Sachsen.

Augenscheinlich hatte die Partei, welche zunächst Rudolf aufgeworfen hatte und die Verteidigung der Kirchenreform und der deutschen Fürstenfreiheit als ihre Hauptaufgabe ansah, schwere Niederlagen erlitten, ehe sie noch einmal mit Heinrich selbst sich gemessen hatte. Wie Erzbischof Siegfried aus Mainz, hatte ihr König Rudolf aus Schwaben weichen müssen. Mit großem Unrecht würde man die Gründe dafür allein in der Persönlichkeit des Gegenkönigs suchen. Rudolf hatte früher mit Glück die Waffen geführt — ihm vornehmlich hatte Heinrich den Sieg bei Homburg zu danken gehabt —, er hatte in den Reichsverhältnissen bisher eine zwar nicht glänzende, aber doch einflußreiche Wirksamkeit entfaltet, nicht ohne Umsicht hatte er sich in den bedenklichsten Lagen behauptet. Weder Energie noch Erfahrung fehlten ihm, um die gewonnene Würde zu behaupten. Wenn ihn dennoch nur Mißgeschick über Mißgeschick ereilte, so lag es vor allem daran, daß er und seine Freunde die reale Macht der neuen Ideen in Deutschland weit überschätzt hatten. Noch waren die deutschen Verhältnisse mit den Erinnerungen an das Kaisertum und mit diesem selbst zu innig verwachsen, als daß ein König, der mit römischen Legaten einherzog, willigen Gehorsam erwarten konnte.

Sachsen allein war aus Gründen, die ursprünglich mit der kirchlichen Reform nichts gemein hatten, mit dem Erben des Kaisertums völlig zerfallen; es wollte sich um jeden Preis der Herrschaft desselben entziehen, um jeden Preis seine Freiheit sichern. Und nur indem sich Rudolf zum Verfechter der Sachsenfreiheit machte, vermochte er seine Krone noch zu behaupten. Vor allem als Sachsenkönig erscheint er fortan, wie man ihn auch bald zu bezeichnen liebte. Welche Beschwerden die Sachsen auch gegen ihn haben mochten, sie erkannten ihn doch jetzt willig an; denn sie fühlten, daß sie, um nicht abermals zu unterliegen, der Bundesgenossen bedurften, daß sie ihrer Sache eine allgemeinere Bedeutung geben mußten. So ergaben sie sich dem Schwaben und seinen Freunden; so schlossen sie den Bund mit Rom. Weihte der Sieger von Homburg jetzt seine Waffen der sächsischen Freiheit, so erhoben sie dagegen ihre Schwerter unter dem Schlachtruf: Heiliger Petrus! für ihn und für die Freiheit der Kirche. Die Sachsen hatten das deutsche Kaisertum einst begründet, jetzt waren sie die unversöhnlichsten Feinde desselben; zu seiner Demütigung reichten sie einem römischen Bischof die Hand, um dessen Reformideen sie sich kaum kümmerten, und dessen theokratisches System ihrem Sinne wenig entsprach.

Ausbruch des inneren Krieges in Deutschland

Wie oft hatte Heinrich gegen widrige Strömungen anstreben müssen! Endlich einmal schien die Flut sein Fahrzeug leichter dahintreiben zu wollen, und er zögerte nicht, die Gunst des Augenblicks zu ergreifen. Noch standen seine Anhänger in Deutschland verwirrt und ratlos, als er bereits kampfgerüstet über die Alpen eilte.

Kaum hatte der König zu Pavia gehört, daß das Unerwartete geschehen, daß seine Feinde ihn entsetzt und eine neue Wahl getroffen hätten, so war sein Entschluß gefaßt. Sein Herz stürmte in der gewaltigsten Aufregung, seine Seele brannte, dem abtrünnigen Schwager entgegenzutreten, mit dem Schwert den Thronräuber zu züchtigen. Sogleich sandte er an den Papst und verlangte den Beistand der Kirche gegen den Meineidigen. Gregor konnte nicht anders als ausweichend antworten; die gerechte Sache, erwiderte er, werde er gern unterstützen, aber erst müsse er beide Teile hören, um zu wissen, was die Gerechtigkeit heische. Diese Antwort befriedigte den König nicht, aber verhinderte mindestens den, der sie gab, offen sogleich für Rudolf Partei zu ergreifen, und schon das war für Heinrich Gewinn. Mit einem großen Gefolge brach er unverweilt von Pavia nach Verona auf, wo er den Palmsonntag feierte. In zahlreicher Versammlung klagte er hier die Verräter an, die ihm seine Krone rauben wollten, welche er bis zum letzten Blutstropfen verteidigen werde; er beschwor die Lombarden, treu wie bisher zu ihm zu halten. Sie gelobten es und empfingen gleichsam zum Unterpfand des geschlossenen Bundes den kleinen Sohn des Königs, welcher der Obhut des Erzbischofs von Mailand übergeben wurde. Von einem kriegerischen Gefolge begleitet, verließ Heinrich den Boden Italiens, den er als Büßer betreten hatte.

Die bayerischen und schwäbischen Alpenpässe hielten Rudolf und Welf besetzt: Heinrich blieb deshalb nur der Weg durch das Friaul und Kärnten offen. Er hatte Bundesgenossen gewonnen, die ihm hier unvergleichliche Dienste leisteten, den Patriarchen Sieghard von Aquileja und das Geschlecht der Eppensteiner. Sieghard, einst zu den Zeiten des Erzbischofs Adalbert deutscher Kanzler, hatte sich in seiner Führung des bischöflichen Amts das Vertrauen des Papstes gewonnen, als Legat desselben dem Tage zu Tribur beigewohnt. Damals schien er wohl die Seele der Opposition gegen den König, vielleicht mehr, als er es in Wahrheit war; jetzt trat er offen auf Heinrichs Seite. Durch große Vergünstigungen war er gewonnen; der König hatte ihm noch in Pavia die Markgrafschaft Friaul verliehen, zu der auch bald Krain und Istrien kamen. Zu derselben Zeit hatte der König mit dem Herzogtum Kärnten, welches durch des Zähringers Verrat erledigt war, den Eppensteiner Liutold[1] belehnt; der neue

[1] Liutolds Vater Markward (vgl. S. 149) war, wie es scheint, vor kurzem gestorben; denn von ihm ist in unseren Quellen nicht mehr die Rede.

Herzog war dem Könige verwandt und entstammte einem Hause, welches schon früher die kärntensche Fahne getragen hatte, und dessen Besitzungen weit zerstreut in den östlichen Alpen lagen.

In dem Gebiet von Aquileja feierte der König das Osterfest (15. April) und setzte dann, von seiner Gemahlin, dem Patriarchen, Herzog Liutold und einem mäßigen Gefolge begleitet, ohne Hemmnis die Reise durch Kärnten fort. Wichtige Dienste leistete ihm damals Bischof Altwin von Brixen und wurde dafür mit großen Schenkungen bedacht. Unerwartet schnell erreichte der König die Grenzen Bayerns und fand den Weg nach Regensburg offen. In treuer Gesinnung, wie gleichzeitige Annalen sagen, bewillkommte ihn hier das Volk.

Nur mit einer kleinen Schar, aber mit bedeutenden, in Italien gesammelten Geldsummen erschien Heinrich um den 1. Mai in Regensburg. Unter Tränenströmen klagte er hier vor den Bayern Rudolf und dessen Anhänger der Undankbarkeit und des Verrats an, und seine Worte hallten in empfänglichen Herzen wieder. Mit Leidenschaft griff man nach den Schwertern, um den rechtmäßigen König an dem treulosen Vasallen und Schwager zu rächen. Anhänglichkeit an das alte Königshaus, Abneigung gegen den Pfaffenkönig und noch mehr gegen Herzog Welf, den Fremdling, Ehrgeiz und Gewinnsucht sammelten bald eine erhebliche Kriegsmacht um Heinrich. Auch brauchte, wer jetzt für ihn zu den Waffen griff, darum nicht gerade für einen Feind der Kirche zu gelten; hatte sich Heinrich doch vom Banne gelöst, stand doch jener Patriarch an seiner Seite, den man als Vertrauensmann Roms von Tribur her kannte.

Mit einem Heer von etwa 12 000 Mann brach Heinrich um die Mitte des Mai von Regensburg auf. Es bestand aus Bayern und Kärntnern und nahm seinen Weg zunächst nach Ostfranken, wo die Scharen des Böhmenherzogs zu ihm stießen; dann brach es unerwartet aus den Maingegenden in Schwaben ein. Wir wissen bereits, daß ihm Rudolf nicht zu begegnen wagte; ungehemmt ergoß es sich so über das Neckarland und zog darauf von Eßlingen der Donau zu. In Ulm versammelte Heinrich einen großen Reichstag; zum ersten Male zeigte er sich hier wieder inmitten der Deutschen in königlicher Pracht, in der ganzen Fülle seiner richterlichen Gewalt. Hier auf schwäbischer Erde hielt er das große Strafgericht über die aufständischen Herzöge; nach schwäbischem Recht wurden Rudolf, Bertold und Welf des Todes schuldig befunden, aller ihrer Würden entsetzt und ihrer Lehen entkleidet. Einen Teil der eingezogenen Lehen verteilte der König sogleich unter seine Anhänger; die Herzogtümer Bayern und Schwaben behielt er vorläufig selbst in der Hand.

Froh, wieder frei seiner Überzeugung leben zu können, eilte Bischof Embriko von Augsburg nach Ulm; er nahm öffentlich die Hostie darauf, daß Heinrich allein der rechtmäßige Herrscher sei. Mit noch größerem Eifer wirkte der Patriarch für die Sache des Königs; sogar untergeschobener

Schriftstücke soll er sich bedient haben, um darzutun, daß der Papst selbst jetzt Heinrichs Sache unterstützte. Kaum bedurfte es solcher Mittel, denn wie die Saat aufschoß, wuchs mit jedem Tage die Zahl der Getreuen. Die Burgunder erhoben sich wie ein Mann für Heinrich, und die unglückliche Adelheid, in einer Burg eingeschlossen, verlebte grauenvolle Zeiten. Fast alle Bischöfe Schwabens und des Elsasses, voran die von Basel und Straßburg, ergriffen die Waffen für den rechtmäßigen König. Den ganzen Rhein entlang erklärte man sich für Heinrich oder hielt sich mindestens parteilos; selbst der rheinische Pfalzgraf Hermann, den sich Rudolf zum Eidam ersehen hatte, verließ dessen Sache. In Lothringen, wo der Gedanke der Kirchenreform vordem den fruchtbarsten Boden gefunden hatte, regte sich kaum eine Hand für den zu Forchheim Erwählten, so daß Hermann von Metz sich ruhig zu halten genötigt wurde. Vielleicht wirkte hier, daß Cluny eine unentschlossene Stellung zwischen den Parteien einnahm.

Heinrichs mutiges Auftreten hatte seine Widersacher im ersten Augenblick völlig verwirrt. Sie unterwarfen sich wieder ihrem König und Herrn; selbst die ältesten Freunde und nächsten Blutsverwandten des Gegenkönigs scheuten sich nicht, diesen Weg zu betreten, oder verkrochen sich in scheuer Furcht. Wer die Partei nicht wechseln wollte, floh meist nach Sachsen oder in abgelegene Berggegenden. Nur einzelne mächtige Herren rüsteten ihre Burgen, um dem Feind zu begegnen, wie Berthold und Welf in Schwaben, Graf Ekbert von Formbach[1] und Gebhard von Salzburg in Bayern; es war damals, daß Gebhard die Burg über St. Peter wie die Festen zu Werfen und Friesach anlegte. Aber was bedeutete solcher Widerstand gegen die allgemeine Stimmung, die völlig verändert schien? Ein Umschlag der Meinung war im oberen Deutschland erfolgt, wie man sich ihn kaum schroffer vorzustellen vermag.

Noch vor Pfingsten verließ Heinrich Schwaben, wo er keinem Heere begegnet war, und kehrte nach Bayern zurück. Auch hier fand er keinen Feind, der ihm offen entgegentrat, obwohl Gebhard von Salzburg und Ekbert im Widerstande beharrten. Bald begab er sich nach Ostfranken zurück; schon dachte er daran, Rudolf in Sachsen anzugreifen. Auf einem Hoftage in Nürnberg (11.—13. Juni) umgaben ihn sein treuester Bundesgenosse Herzog Wratislaw von Böhmen und dessen Bruder, der Bischof Jaromir von Prag, damals zum deutschen Kanzler erhoben[2], ferner Herzog Liutold von Kärnten, Markgraf Dietbold vom Nordgau, Pfalzgraf Kuno von Bayern, der Patriarch von Aquileja, der Bischof von Augsburg und viele andere Bischöfe und Herren. Diese stattliche Ver-

[1] Ekbert, der Schwager des Bischofs Adalbero von Würzburg, war einer der angesehensten Herren Bayerns; er hatte durch seine Gemahlin die Erbschaft des Grafen von Lambach und Pütten im wesentlichen gewonnen.

[2] Jaromir nennt sich als Kanzler Gebhard. Man vergleiche über ihn oben S. 191, 192.

sammlung beriet den Sachsenkrieg. Man beschloß, das Heer aufzulösen, um alsbald mit neuen größeren Streitkräften Rudolf und die Sachsen anzugreifen. Der König wollte nach dem rheinischen Franken gehen, um dort Streitkräfte zu sammeln; inzwischen sollten in Bayern und Böhmen neue Mannschaften zusammengezogen und durch Schwaben dem Könige zugeführt werden. Nach solchen Verabredungen trennte man sich, und der König zog nach Mainz, welches seine freundlichen Gesinnungen gegen ihn bereits hinreichend betätigt hatte. Hier bildete er ein Heer, welches jener Zeit wunderbar genug erschien; es bestand aus Bürgern der Rheinstädte, „aus Kaufleuten", wie die Zeitgenossen sagten. Die Ritter sahen ebenso spöttisch jetzt auf die rheinischen Kaufleute herab wie vor wenigen Jahren auf die sächsischen Bauern; es schien eine Tollkühnheit, mit solchen Scharen dem Gegenkönig und den sächsischen Herren begegnen zu wollen.

Rudolf kannte Heinrichs Rüstungen und eilte, ihm zuvorzukommen; auch ihn verlangte nach Kampf, und er wollte denselben nicht erst an den Grenzen Sachsens erwarten. Schon am Peter-und-Paul-Tage (29. Juni) hatte er den zu Merseburg versammelten Fürsten erklärt: man dürfe nicht müßig in Sachsen feiern, sondern müsse dem Feinde entgegenrücken und durch einen großen Schlag seinen Übermut brechen. Gegen Ende des Juli führte er dann ein starkes sächsisches Heer nach Ostfranken, zunächst gegen Würzburg, welches er dem vertriebenen Bischof Adalbero wiedergewinnen wollte[1]; hier gedachte er sich mit Berthold und Welf zu verbinden, die er zu seinem Beistand entboten, und die ein schwäbisches Heer ihm zuzuführen versprochen hatten.

Würzburg stand treu zu Heinrich und hielt im August eine harte Belagerung aus; auch die Sturmböcke, welche gegen die Mauern gerichtet wurden, vermochten nicht, die Städter zur Übergabe zu bringen. Indessen rückten Berthold und Welf, welche etwa 5000 Mann, meist schwäbische Ritter, aufgebracht hatten, gegen den Neckar vor. Heinrich vernahm von ihrem Marsche und zog ihnen von Mainz mit seinem Bürgerheere entgegen. Bis auf zwei Meilen näherte er sich ihnen — wohl bei Lorsch —, dann aber brach er plötzlich sein Lager ab, setzte über den Rhein und begab sich eilends nach Worms. Er scheute sich wirklich, wie es scheint, mit diesen Kaufleuten einem Ritterheere die Spitze zu bieten. Unbehindert führten so Berthold und Welf ihre Mannschaften Rudolf vor Würzburg zu.

Heinrichs Lage war nicht gefahrlos; der Feind verstärkte sich, während er die Böhmen und Bayern noch immer vergeblich erwartete. Um sich die Möglichkeit einer Vereinigung mit ihnen offenzuhalten, ging er gegen Ende des August wieder über den Rhein zurück und nahm in der Gegend

[1] Adalbero war bald nach Rudolfs Krönung aus Würzburg verjagt worden. Die Verwaltung des Bistums übergab Heinrich dem aus seinem Sprengel längst vertriebenen Ebbo von Naumburg.

von Ladenburg eine Stellung, in welcher er auf einer Linie von drei Meilen, wohl mit Hilfe aufgebotener Bauernschaften, alle Übergänge über den unteren Neckar besetzt hielt; denn er besorgte, daß man ihn hier mit überlegenen Kräften angreifen würde. In der Tat zog Rudolf bald nach der Vereinigung mit den Herzögen mit sehr überlegener Macht Heinrich entgegen. Aber er fand dessen Stellung am Neckar unangreifbar. Vergebens forderte er einen offenen Kampf, vergebens erbot er sich, zwei Meilen vom Flusse zurückzuziehen, wenn Heinrich übersetzen wolle, oder selbst herüberzukommen, wofern man ihm Sicherheit stelle. Heinrich würdigte solche Anträge nicht einmal einer Antwort. Auch zu einem Zweikampf soll Rudolf seinen Widersacher vergeblich herausgefordert haben. Als er dann durch einen verstellten Rückzug den Feind zu täuschen suchte, hatte auch dies keinen besseren Erfolg. Heinrich blieb unbeweglich in seiner Stellung; er wollte nur Zeit gewinnen, bis die Böhmen und Bayern zu seinem Heere stießen.

Da begann das alte Spiel von neuem. Die Fürsten von beiden Seiten legten sich in das Mittel, um die Entscheidung des Streits in ihre Hand zu bringen. Sie schienen damit einer Anordnung des Papstes nachzukommen, welche bis dahin erfolglos geblieben war.

Sobald nämlich Gregor von den Rüstungen Heinrichs vernommen hatte, war er den Ausbruch des inneren Krieges in Deutschland zu verhüten bedacht gewesen. Durch ein Schreiben vom 31. Mai hatte er die Legaten angewiesen, beide Könige aufzufordern, ihm sicheres Geleit zu schicken, damit er selbst nach Deutschland kommen und dort mit den Fürsten nach dem Recht den Thronstreit entscheiden könne; wofern einer der beiden Könige das Geleit verweigerte, sollten die Legaten ihn und seine Anhänger mit dem Bann strafen, dagegen diejenige Partei auf alle Weise unterstützen, die sich der Anordnung des apostolischen Stuhles füge. Von dieser seiner Entschließung hatte der Papst zugleich in einem besonderen Schreiben die deutschen Fürsten unterrichtet und sie aufgefordert, seinem Willen nachzukommen. Die Schreiben gingen dem Kardinal Bernhard zu, aber er fand auf beiden Seiten wenig Geneigtheit, den Forderungen des Papstes zu entsprechen. Rudolf und die Sachsen konnten bei der Lage der Dinge freies Geleit kaum gewähren; überdies empfanden sie übel, daß der Papst von zwei Königen sprach und das Urteil in einer Sache in Anspruch nahm, in der seine Legaten zu Forchheim nach ihrer Meinung bereits entschieden hatten. Noch weniger wollte Heinrich auf eine Botschaft hören, die ihm durch einen Legaten zuging, dessen Betragen bisher das feindseligste gegen ihn gewesen war und im offenen Widerspruch mit den Zusagen des Papstes stand. Er hegte Zweifel, ob diese Schreiben wirklich von Rom aus erlassen seien, oder stellte sich wenigstens so, als ob er solche Zweifel hege; auf alle Weise suchte er die Verbreitung jener Schriftstücke unter den Seinigen zu verhindern. Den

Kardinal Bernhard, den Begleiter des Gegenkönigs, behandelte Heinrich als einen persönlichen Feind, obwohl er sich sonst gegen Rom selbst gerade damals nichts weniger als störrig zeigte. Auf die Verwendung des Abts von Cluny befahl er sogar, dem anderen Legaten, der noch in dem Kerker des Grafen von Lenzburg schmachtete, die Freiheit zu geben. Der Abt von Marseille begab sich darauf in das Kloster Hirschau und lohnte schlecht seinem Befreier; denn er unterließ nichts, um Schwaben und die rheinischen Gegenden gegen denselben aufzuwiegeln, und man muß ihm nachrühmen, daß seine Tätigkeit nicht ohne Erfolg war. Heinrich hatte allen Grund, jede Verbindung fortan auch mit diesem Legaten zu meiden.

Gregors Friedensruf war in dem Kriegsgetümmel, welches bereits Deutschland erfüllte, wirkungslos verhallt. Er gab endlich selbst die Hoffnung auf, in der nächsten Zeit über die Alpen zu gehen, verließ die Lombardei, wo seine Lage immer gefahrvoller wurde, und kehrte im September nach Rom zurück. Als der große Schiedsrichter konnte er jetzt nicht in Deutschland auftreten; eine Aussicht verhüllte sich ihm, die ihn lange aus der Ferne gelockt hatte. Aber zu derselben Zeit nahmen die deutschen Fürsten seinen Gedanken auf, dem Streit durch ein rechtliches Verfahren ein Ziel zu setzen, nur daß sie selbst statt des Papstes als Schiedsrichter eintreten wollten. „Wozu", meinten sie, „soll das Schwert entscheiden, was wir mit Worten schlichten können?" Einige Große von Heinrichs Seite, wahrscheinlich Lothringer, sollen zuerst die Herzöge Welf und Berthold um die Herstellung eines Waffenstillstandes angegangen haben, um sich mit Männern der Gegenpartei besprechen zu können. Rudolf willigte ohne weiteres in den Waffenstillstand und in die Besprechung. Heinrich dagegen machte Schwierigkeiten und gab den Unterhändlern Udo von Trier und Hermann von Metz endlich nur unter der ausdrücklichen Bedingung seine Einwilligung, daß an den Verhandlungen weder der Kardinal Bernhard Anteil nähme, noch bei denselben die letzten päpstlichen Schreiben verlesen würden. Beides versprachen die Bischöfe, aber konnten doch nicht verhindern, daß sich bei den Verhandlungen der Kardinal eindrängte und die Schreiben des Papstes vortrug. Freilich beschloß man nicht, was Gregor verlangte; man bestimmte vielmehr, daß sich am 1. November ein Fürstentag am Rhein versammeln solle, um ohne die beiden Könige, aber in Gegenwart der päpstlichen Legaten den Thronstreit zu entscheiden; wer von den streitenden Königen sich dem Urteil dieses Tages nicht unterwerfen wolle, sei dann als ein gemeinsamer Feind im Sinne des päpstlichen Schreibens zu behandeln; bis zu diesem Tage hätten die Waffen zu ruhen.

Rudolf fügte sich diesen Bestimmungen und zog vom Neckar ab; er selbst kehrte nach Sachsen, Welf und Berthold nach Schwaben zurück. Heinrich blieb in seiner bisherigen Stellung, wo auch nach einigen Tagen die Bayern und Böhmen zu ihm stießen. An das Abkommen der Fürsten,

bei dem man sich über die von ihm gestellten Bedingungen rücksichtslos hinweggesetzt hatte, hielt er sich nicht gebunden. Dennoch gab er einen Angriff auf Sachsen auf, da die fränkischen und lothringischen Großen ihm, ohne ihr Wort zu verletzen, jetzt nicht weiter dienen konnten. Er beschloß, mit den Böhmen und Bayern den Rückweg durch Schwaben zu nehmen und hier den Anhängern Rudolfs, Bertholds und Welfs ein übles Spiel zu bereiten. Nachdem er um den 1. September sein städtisches Heer aufgelöst, verließ er die Neckargegenden und zog auf die Donau zu. Furchtbare Verwüstungen bezeichneten seine Straße. Das arme Volk flüchtete sich in die Gotteshäuser, aber auch diese steckten die Böhmen in Brand; mehr als hundert Menschen fanden allein in der Kirche zu Wiesloch [1] den Tod. Ringsherum sah man die Dörfer brennen, als Heinrich eines Tags auf freiem Feld seinem Kaplan Siegfried das durch Embrikos Tod erledigte Bistum Augsburg und dem Eppensteiner Udalrich, dem Bruder des Herzogs Liutold, die reiche Abtei St. Gallen übertrug.

Es war ein Glück für Schwaben, daß der König seinen Marsch beschleunigte. Schon am 8. September war er in Augsburg, um Siegfried in sein Bistum einzuführen. Er stieß dabei auf Widerstand, denn ein Teil der Domherren hatte bereits einen aus ihrer Mitte, namens Wigold, gewählt und wollte ihn jetzt nicht aufgeben. Heinrich hielt indessen seine Wahl aufrecht, und Wigold mußte weichen [2]. Zu derselben Zeit wurde ein anderer Augsburger Domherr zu einer wichtigen Stellung erhoben; es war Heinrich, welchen der König zum Nachfolger des Patriarchen Sieghard bestellte. Denn dieser Kirchenfürst, dem er so viel verdankte, war ihm plötzlich entrissen worden. Von Nürnberg im Juni nach Aquileja zurückgekehrt, machte er sogleich neue Rüstungen, um dem König abermals in den Krieg zu folgen; er brach auf, aber schon zu Regensburg (12. August) ereilte ihn der Tod. Gleichzeitig starben mehrere aus seinem Gefolge, so daß es scheint, als ob ein hitziges Fieber ansteckender Art unter demselben ausgebrochen sei; viele aber sahen in Sieghards Tode eine göttliche Strafe für seinen Abfall, und allerdings hatte er in den letzten Wirren eine sehr zweideutige Rolle gespielt.

Von Augsburg kehrte der König nach Regensburg zurück, aber nur um kurze Zeit dort zu weilen. Denn abermals mußte er an den Rhein, um den angesagten Fürstentag zu vereiteln. Vergebens bemühte er sich, zuvor den Erzbischof Gebhard von Salzburg, der ihm allein von den Bischöfen Bayerns noch widerstand, zu gewinnen. Gebhard erschien zwar, als ihm freies Geleit zugesichert war, in Regensburg, doch gelang es Heinrich nicht,

[1] Südlich von Heidelberg.

[2] Wigold flüchtete zu Rudolf und erhielt Ostern 1078 durch den Erzbischof von Mainz die bischöfliche Weihe, zugleich auch aus der Hand desselben Ring und Stab; erst nach der Ordination belehnte ihn Rudolf mit den Regalien, wir wissen nicht unter welchem Zeichen. Wigold machte bald darauf einen vergeblichen Versuch, sich in Augsburg festzusetzen; in der Folge lebte er meist im Kloster Füssen.

ihn von dem Gegenkönig zu trennen. Als Gebhard nach Salzburg zurückgeführt wurde, entkam er heimlich seinen Begleitern und eilte zu seinen Freunden nach Schwaben (14. Oktober). Er fühlte selbst, daß ein Mann seiner Gesinnung in Bayern nicht mehr ausdauern konnte. Der König war damals mit einem mäßigen Gefolge bereits wieder auf dem Wege nach Franken; schon am 30. Oktober finden wir ihn wieder in Worms.

In der Tat waren einige Fürsten am Rheine zusammengekommen, um das Gericht über die Könige zu halten. Aber ohne Mühe gelang es Heinrich, ihr Vorhaben zu vereiteln, hatte es doch nicht einmal die Billigung des Papstes gefunden. Erzbischof Udo von Trier und König Rudolf hatten nämlich inzwischen Botschaften nach Rom gesendet, um die Meinung des Papstes zu erfahren; sie erhielten keine andere Antwort als eine Verweisung auf die früheren Anordnungen desselben, nach denen sie verfahren und in ihrem Eifer für die Kirche ausharren sollten. Deutlich verriet der Papst seine Mißstimmung, daß er weder von der einen noch von der anderen Seite sicheres Geleit bisher habe erlangen können; es war klar, daß er keine Entscheidung, die man ohne ihn treffen würde, anerkennen wollte.

Unverrichteter Sache gingen die Fürsten auseinander, und Heinrich begab sich alsbald auf dem kürzesten Wege wieder nach Bayern. Von einer neuen Verheerung Schwabens nahm er Abstand, weil er mit Berthold und Welf einen ernsten Kampf zu befürchten hatte, zu dem er nicht hinreichend gerüstet war. Er benutzte vielmehr die Winterszeit, um seinen mächtigsten Gegner in Bayern zu vernichten. Es war der Graf Ekbert. Drei seiner Burgen am Inn und an der Traun wurden gebrochen, und da der König mit seinen böhmischen Kriegsscharen trotz der rauhen Jahreszeit von dem Kampfe nicht abließ, flüchtete endlich der Graf mit seiner Gemahlin nach Ungarn. Zur Weihnachtszeit kehrte Heinrich nach Regensburg zurück, zog aber nach wenigen Tagen wieder in die östlichen Gegenden Bayerns, um im Bistum Passau die Getreuen Altmanns zu verjagen; auch im Salzburgischen wird er jetzt alles nach seinen Absichten eingerichtet haben. Immer größer wurde die Zahl derer, die sich nach Ungarn flüchteten. Die durchgreifende Art, wie Heinrich verfuhr, scheint sogar Besorgnisse bei dem Markgrafen Liutpold von Österreich erweckt zu haben, der sich bald offen von ihm lossagte. Aber für den Augenblick war Heinrich Herr im ganzen Bayernlande; triumphierend kehrte er um Mitte der Fasten 1078 nach Regensburg zurück.

Dagegen stand in Sachsen zu dieser Zeit die Autorität des Gegenkönigs nicht minder unbestritten da. Die Heinrich zugetanen Bischöfe hatten das Land geräumt; einige westfälische und thüringische Herren, die Rudolfs Gewalt nicht anerkennen wollten, unterwarf er mit dem Schwerte. Die entschiedensten Verteidiger der kirchlichen Freiheit unter den deutschen Bischöfen hatten sich um ihn gesammelt, und bald hofften sie auch außer-

halb Sachsens ihm einen bedeutenden Anhang zu gewinnen, wenn man mit neuen Kirchenstrafen gegen Heinrich einschritte. Das Mittel, welches sich schon einmal so glänzend erprobt hatte, sollte von neuem versucht werden. Am 12. November 1077 sprach der Legat feierlich zu Goslar abermals den Bann über Heinrich aus, erklärte Rudolf für den rechtmäßigen König und befahl, ihm allein als solchem in den deutschen Ländern zu gehorsamen. Der Kardinal glaubte sich, nachdem Heinrich die letzten Friedensverhandlungen vereitelt hatte, zu diesem Schritt durch die früheren und jetzt eingeschärften Anweisungen des Papstes berechtigt; fraglich ist freilich, ob er damit den wahren Absichten des Papstes entsprach, der sich lange genug das Verhalten seines Legaten anzuerkennen weigerte. Aber der Kardinal ging mutig auf den einmal betretenen Pfaden weiter. Unter seiner Billigung verkündigte alsbald auch der Erzbischof von Mainz mit sieben seiner Suffragane gegen Heinrich, den er als sein Pfarrkind ansah, den Bann. Endlich schleuderte noch der Bischof von Würzburg gegen den Zerstörer seines Bistums das Anathem. Der vom Papste Absolvierte stand wieder unter dreifachem Bann.

Mit geflissentlicher Schaustellung ungewöhnlicher Pracht feierte Rudolf das Weihnachtsfest zu Goslar. In der Tat hatte sich seine Autorität mehr befestigt, als es in den Anfängen seines Regiments möglich schien. Seit den gescheiterten Friedensverhandlungen hatten manche sich offen oder im geheimen von Heinrich abgewandt; so sehr die Berechtigung des Legaten und der Bischöfe zu den über ihn verhängten Kirchenstrafen in Zweifel gezogen wurde, blieben sie doch nicht ohne alle Wirkung. Dennoch war Rudolfs und seiner Anhänger Lage noch immer bedenklich genug, und nichts beunruhigte sie mehr als die unentschlossene Haltung ihres großen Führers jenseits der Alpen. Deshalb sandten sie alsbald eine Botschaft an ihn, legten ihm die Lage der bedrängten Kirche in Deutschland an das Herz und beschworen ihn, die durch den Legaten erneute Exkommunikation öffentlich anzuerkennen. Die Botschaft schien nicht die eines Königs; es waren Männer ohne Ansehen, die den Zweck ihrer Reise verhehlten und alles Aufsehen vermieden; nur so konnten sie nach Rom zu gelangen hoffen.

Stattlicher zog zu derselben Zeit eine andere Gesandtschaft über die Alpen. Es waren die Bischöfe Benno von Osnabrück und Dietrich von Verdun, welche Heinrich nach Rom sandte, um auf der bevorstehenden Fastensynode seine Sache zu führen. Die lombardischen Bischöfe hatten bereits bald nach des Königs Abzug aus ihrem Lande auf einer Versammlung in den Ronkalischen Feldern den Bann gegen Gregor erneuern wollen, und nur der plötzliche Tod Gregors von Vercelli hatte die Versammlung vereitelt; das erfolgreiche Auftreten Heinrichs in Deutschland und die Rückkehr des Papstes nach Rom hatten ihnen dann wieder ein entschiedenes Übergewicht verliehen. Den Gesandten Heinrichs kam daher jetzt

die günstigste Stimmung entgegen, und sie wußten durch reiche Geschenke bald neue Freunde zu den alten zu gewinnen. Wie im Triumphe zogen sie nach Rom, und auch hier fanden sie eine entgegenkommende Aufnahme.

Wiederum ging jetzt Heinrich selbst den Papst an, ein entscheidendes Wort in deutschen Angelegenheiten zu sprechen. Freilich nicht seine Krone wollte er aus den Händen desselben empfangen, aber doch die Unterstützung Roms gegen seine Widersacher gewinnen; er wollte Gregor an den Beistand, den er ihm einst in Kanossa versprochen hatte, gleichsam mahnen. Er war nicht mehr derselbe, der einst dort vor dem Papste im Büßerhemde gelegen. Widerwillig hatte er sich mit den simonistischen Bischöfen Italiens verbunden, nur gezwungen dann das Schwert gegen deutsche Fürsten gezogen, welche die Reform der Kirche predigten und ihm seine Krone raubten, aber einmal in den Kampf hineingerissen, führte er ihn mit solcher Energie und zugleich mit solcher Klugheit, daß seine Feinde zitterten und ihm wider Willen Anerkennung zollen mußten. Kaum war er zum Manne gereift, doch seine Erfolge waren die eines erfahrenen Staatsmannes und Feldherrn. In wenigen Monaten hatte er sich ganz Bayern unterworfen, in Schwaben die Macht seiner Gegner bedroht, in Franken die Bürgerschaften an sich gekettet, Böhmen zu stets bereiter Hilfe gewonnen, die Bischöfe der Lombardei und die Großen Burgunds boten ihm die Hand zum Bunde, und das sonst so streitlustige Lothringen ließ gegen ihn seine Waffen ruhen.

Das alte Königtum hatte sich in Deutschland wieder erhoben, und wie es mit der Macht jener Partei stand, welche sich als die Getreuen des heiligen Petrus bezeichnete, zeigten die flüchtigen Bischöfe von Salzburg, Passau, Würzburg und Worms. Die Freiheit der Kirche mußte sich hinter die sächsische Freiheit flüchten; den Gegenkönig, welchen die päpstlichen Legaten und die römisch gesinnten Bischöfe erhoben, schützten nur sächsische Schwerter und Burgen. Der Kampf war freilich nicht ausgekämpft, sondern erst begonnen. Schwaben vor allem hatte seine traurigen Anfänge gesehen, und die verwüsteten Länder am Neckar und der Donau wiesen nur zu deutlich auf die Schrecken hin, welche er weiter über Deutschland zu bringen drohte.

2. Gregor inmitten der streitenden Könige

Gefahrvolle Lage des Papstes

Seit dem Tage von Kanossa hatte das Glück den jungen Heinrich getragen, und die Hoffnungen auf eine Herstellung der alten Kaisermacht gewann damit neues Leben. Dagegen sah sich der Papst, in dessen Hand bereits die Weltgeschicke zu liegen schienen, zu dessen Füßen der Erbe des Imperium gesunken war, bald darauf von Schwierigkeiten umgeben, die seine freie Entschließung hemmten. Italien, dessen Kräfte er vor allem gegen das Kaisertum wenden wollte, entzog sich ihm; rings war er hier von mächtigen Feinden umdrängt, denen selbst seine Klugheit und unermüdliche Tätigkeit kaum gleichzeitig zu begegnen wußte.

Der Widerstand der lombardischen Bischöfe hatte sich gegen ihn gerade damals, als er in ihrer Mitte lebte, aufs neue belebt. Er verließ endlich diesen Boden, wo ihn das Verderben täglich umlauerte. Aber nicht die Furcht vertrieb ihn aus den Burgen Mathildens; er zog sich zurück, weil er den Gedanken, über die Alpen zu gehen, aufgeben mußte und zugleich alles ihn nach seiner Hauptstadt heimzukehren drängte. Denn während seiner Abwesenheit hatten sich in Rom die ihm feindseligen Elemente des Adels abermals erhoben.

Wir wissen, wie sich bald nach Gregors Abreise jener schlimme Cencius, des Stephanus Sohn, mit seinen Mordgesellen wieder in der Stadt zeigte, wie ihm bei St. Peter den Bischof von Como aufzuheben gelang. Fand Cencius auch bald darauf seinen Tod in der Ferne, sein Anhang erstarb nicht und beunruhigte nach wie vor die Stadt; das Haupt desselben war jetzt Stephanus, des Cencius Bruder. Im Sommer 1077 unterlag den den Nachstellungen dieses Mannes selbst der Präfekt, jener treue Trasteveriner, dem der Papst die Obhut der Stadt anvertraut hatte. Die Masse der Bevölkerung war aber noch immer dem Papste zugetan; sie stürmte die Burg des Stephanus, bemächtigte sich seiner und brachte ihn auf die grausamste Weise um. Auch seine Genossen mußten ihr Verbrechen teils mit dem Leben, teils mit Verbannung büßen. Mit ungewöhnlichen

Ehren wurde die Leiche des ermordeten Präfekten bestattet; man legte sie in einen antiken Marmorsarkophag und setzte sie im Paradies von St. Peter neben Päpsten und Kaisern bei. Bald wollte man am Grabe dieses neuesten Märtyrers Wunderzeichen wahrnehmen; denn zu allen Zeiten hat Rom Zeichen und Wunder geliebt.

Als der Papst wenige Tage später nach Rom zurückkehrte, empfing man ihn festlich. Die Stadt war ihm gesichert, aber ein Flüchtling, der sich sogleich einstellte, zeigte ihm andere nahe Gefahren. Es war Gisulf von Salerno, dessen Macht inzwischen zusammengebrochen war. Ein roher Tyrann, hatte er doch mit Energie die letzten Hilfsmittel seines Fürstentums zusammengerafft, um sich der immer weiter um sich greifenden Macht der Normannen zu widersetzen, und deshalb hatte ihn der Papst von jeher begünstigt. Dennoch konnte sich Gisulf nur so lange behaupten, als Robert Guiscard und Richard von Kapua verschiedene Interessen verfolgten; sobald sich beide gegen ihn die Hände reichten (S. 290), war sein Untergang unvermeidlich. Nach langer Belagerung ergab sich Salerno an Robert Guiscard; Gisulf mußte sich und seine Burg seinem ländergierigen Schwager übergeben und hatte von Glück zu sagen, daß dieser ihn nicht zu einem traurigen Ende in einem Kerker Palermos verdammte. In das Elend hinausgestoßen, wandte Gisulf zunächst seine Schritte nach Kapua; denn er rechnete auf ein neues Zerwürfnis zwischen Richard und Guiscard, da dieser jenen nicht nach Wunsch bei der Belagerung von Neapel unterstützte. Aber seine Berechnungen waren irrig; der Bund der Normannen zog sich nur fester. Gisulf verließ deshalb Kapua und eilte nach Rom, wo er mit offenen Armen empfangen wurde.

Gregor bedurfte eines kriegskundigen und verwegenen Mannes, wie der Salernitaner war, gegen den ihm widerstrebenden Adel der Stadt, noch mehr gegen die Normannen, welche, des Bannes spottend, einen Teil des römischen Gebiets nach dem andern an sich rissen; noch in jüngster Zeit hatte Richard neue Eroberungen in der Campagna gemacht. Die Streitkräfte des apostolischen Stuhls stellte der Papst deshalb unter Gisulfs Befehl, der so gleichsam des erschlagenen Präfekten Nachfolger wurde. Er überwachte die Stadt und suchte die Normannen aus der Campagna zu vertreiben. Aber er war außerstande, ihre Fortschritte zu hemmen; schon bedrängten sie Rom in unmittelbarster Nähe, und man befürchtete, daß sie in der Stadt selbst Verbindungen unterhielten. Inzwischen hatten sie auch Benevent von neuem angegriffen. Am 17. November 1077 war Landulf VI., der letzte Fürst des alten Herrscherhauses, der als Vasall Roms das Regiment geführt hatte, ohne Erben gestorben, und am 19. Dezember hatte Robert Guiscard die Stadt, das Eigentum des Stuhls Petri, rings mit seinen Scharen umschlossen. Tapfer wehrten sich die Beneventaner gegen ihren alten Feind, doch ihr Widerstand schien hoffnungslos, so lange der Papst die Belagerten nicht zu unterstützen vermochte. Ein

neuer großer Verlust drohte dem Stuhle Petri. Und wo auf der Halbinsel hätte er nicht in diesem letzten Jahre schwere Einbußen an Macht und Ansehen erlitten?

Es war nicht so lange, daß Rom geglaubt hatte, alle Kräfte Italiens sammeln zu können, um das Joch der deutschen Herrschaft abzuschütteln; diese Kräfte wandten sich jetzt gegen den apostolischen Stuhl selbst und hinderten den Papst, in die deutschen Angelegenheiten, die sich so heillos verwickelten, mit Entschiedenheit einzugreifen. Wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß er unablässig zu Gott betete, dem Blutvergießen in Deutschland Einhalt zu tun, und auch die Fürbitten anderer dafür in Anspruch nahm; denn von der Fortsetzung des Kampfes fürchtete er nicht nur für das deutsche Volk, sondern für die gesammte Christenheit unermeßliches Elend und grenzenlose Zerrüttung. Was in seinen Kräften stand, hat er getan, um in Deutschland einzugreifen, ehe die Schwerter gezückt wurden. Aber sie waren gezogen, und dem Ausgang des blutigen Streits sah er mit stets wachsender Besorgnis entgegen. Weder Heinrichs Sieg noch Niederlage wünschte er. Denn beide mußten gleicher Weise ihn von dem Ziele entfernen, welches er bisher mit so großer Festigkeit verfolgt hatte; denn noch immer wollte er nichts anderes, als den Erben des Kaisertums demütigen, um durch ihn das deutsche Reich und die deutsche Kirche nach seinen Absichten zu lenken, um durch ihn seine Herrschaft über die abendländische Welt zu stützen. Keinen sicheren Ausweg aus diesen Wirren fand er in seinem Geiste, und äußerlich stand er unter dem Zwang von Verhältnissen, die sich von Tag zu Tag übler gestalteten.

In dieser inneren und äußeren Bedrängnis schlug er eine Politik ein, welche keinen anderen Zweck haben konnte, als jede große Entscheidung möglichst hinzuhalten. Während seine Legaten in Deutschland nichts versäumten, um die Macht Rudolfs zu befestigen, verweigerte er ihren Schritten, die er nicht offen verwerfen konnte, da sie seinen Weisungen nicht widersprachen, nicht nur jede Anerkennung, sondern trat sogar selbst immer aufs neue mit Heinrich in Unterhandlung. Eine Sache, welche die Legaten längst entschieden hatten, bezeichnete er hartnäckig als eine schwebende, deren Entscheidung er sich vorbehalten, und wagte doch die Entscheidung jener nicht umzustoßen. Es war eine zweideutige Politik, welche die Leiden Deutschlands, so tief von ihm beklagt, nicht minderte, sondern mit jedem Tage vermehrte, um derentwillen viel deutsches Blut umsonst vergossen ist.

Sicher erwartete Gregor, noch auf diesem Wege an sein Ziel zu gelangen und Heinrich zu seinen Absichten zu nötigen. Mit geringem Unterschied wiederholten sich auch jetzt nur die alten Praktiken, die den König schon einmal zu den Füßen des Papstes geworfen. Aber die Dinge hatten inzwischen eine völlig andere Gestalt gewonnen. Vor allem hatte Heinrich Erfahrungen gemacht, die ihm nicht verlorengingen. Wenn er auch mit

Rom zu unterhandeln nicht müde wurde, so überwachte er doch mit nur zu gerechtfertigtem Mißtrauen jeden Schritt des Papstes und seiner Legaten und unterhielt unablässig seine Verbindungen mit den Lombarden. Und auch die deutschen Fürsten und die Sachsen waren vorsichtiger geworden; auch sie dachten an den Tag von Kanossa und wollten nicht eine zweite Aussöhnung des Papstes mit dem König erleben, die sie noch mehr kosten konnte als die erste. Bald genug hatte Gregor Worte von ihnen zu hören, wie sie noch selten zu einem Statthalter Petri gedrungen waren.

Je mehr den Papst die deutschen Angelegenheiten bedrängten, desto schmerzlicher mußte er den Tod zweier Personen empfinden, die, tief in diese Verhältnisse eingeweiht, ihm bis dahin bei der Behandlung derselben den wirksamsten Beistand geleistet hatten. Am 8. Dezember 1077 starb in Rom der Kardinalbischof Gerald, nicht lange nachdem er dem Kerker des Bischofs von Piacenza entronnen. Nur wenige Jahre hatte dieser Nachfolger des Petrus Damiani auf dem Bischofsstuhle von Ostia gesessen, dennoch dankte ihm Rom manchen wichtigen Dienst; seine Legation nach Deutschland im Jahre 1074 und dann seine letzte nach Mailand kennt die Geschichte. Gerald, ein deutscher Mann, hatte einst den Weg über Cluny nach Rom gefunden; denselben Weg nahm sein größerer Nachfolger. Es war kein anderer, als jener Otto, welcher dereinst unter dem Namen Urban II. das Werk Gregors mit eben so viel Geschick als Glück fortsetzen sollte. Der neue Kardinalbischof stammte aus einer französischen Adelsfamilie, die auf ihren Burgen in der Champagne saß; früh war er der Kirche zu Reims übergeben worden, hatte dort die unteren Weihen empfangen und war bis zum Archidiakonus aufgestiegen, als er, von den Ideen der kirchlichen Reform ergriffen, in das Kloster Cluny ging. Bald gewann er als Prior auf die Verwaltung des Klosters einen bedeutenden Einfluß und bewahrte denselben, bis er mit Erlaubnis seines Abts das Kloster verließ, um das Bistum Ostia zu übernehmen. Otto war längst in Italien nicht unbekannt. Schon vor seinem Eintritt in Cluny hatte er dort mehrere Klöster, wie La Cava bei Salerno und Banzi in Apulien besucht; er wird damals auch Rom gesehen haben, und die ausgezeichneten Gaben des Mannes werden Gregor bekannt geworden sein.

Der Deutsche wurde durch einen Franzosen ersetzt. Aber unersetzlich war der andere Verlust, welcher den Papst wenige Tage später traf. Am 24. Dezember beschloß die Kaiserin Agnes ihr Leben, wenig über fünfzig Jahre alt. In unablässigen Kasteiungen hatte sie ihren Leib so geschwächt, daß sie nur noch ein Schatten ihrer selbst war und bei einem Fieberanfall alsbald diese gebrechliche Hülle zusammensank; sie selbst, der Heilwissenschaft nicht unkundig, hatte vergebens die Kraft des Fiebers zu brechen gesucht. Sie starb in Gegenwart des Papstes, aller ihrer Freunde und Getreuen mit großer Ergebenheit; ihr Ende war erbaulich, wie es ihr Leben in den letzten Jahren allen andächtigen Seelen gewesen war.

Unermüdlich in frommen Werken, den Armen und Kranken in aller ihrer Hoheit mit beispielloser Aufopferung dienend, keine Entbehrung und Gefahr scheuend, um im Interesse des Stuhls Petri aller Orten zu wirken, hatte sie sich da zugleich als die leidenschaftlichste Gegnerin der Simonie und Priesterehe, als eine unversöhnliche Gegnerin aller gezeigt, welche sich den Bestrebungen des Papstes widersetzten; selbst das Wohl jenes Reichs, welches sie einst beherrscht hatte, selbst die Zukunft ihres Sohnes galten ihr wenig, wo es sich um die Macht des apostolischen Stuhls handelte.

Mitten in den großen Kampf widerstrebender Zeitrichtungen versetzt, hat Agnes Unendliches erlitten, und die Geschichte wird über eine solche Dulderin nicht hart richten, zumal sie selbst ihre Zeitgenossen zu einem milden Urteil gestimmt hat. Dennoch läßt sich nicht verschweigen, daß es ein unglücklicher Tag für unser Vaterland war, als sie von den Ufern der Loire ihm zugeführt wurde. Ihre Schwäche hat unser nationales Königtum in einem entscheidenden Augenblick so gelähmt, daß es niemals wieder zu seiner früheren Bedeutung erstarken konnte, und zugleich hat sie das kaiserliche Ansehen, erst im Bunde mit Cadalus die Reform der Kirche bekämpfend, dann als Genossin Papst Gregors die neuen Ideen mit Feuereifer verfechtend, auf das äußerste gefährdet. Kaum ist irgendeine Persönlichkeit für das deutsche König- und Kaisertum verhängnisvoller gewesen als die einst von so vielem Glanz umstrahlte Gemahlin Heinrichs III., die Tochter Wilhelms von Aquitanien. Sie, aus dem Stamm der letzten selbständigen Könige Italiens entsprossen, schien wie vom Schicksal bestimmt, um ihr Geschlecht und die Heimat ihrer Ahnen an den Nachfolgern Ottos des Großen zu rächen. Wie anders als sie hatte einst jene griechische Theophano als Reichsverweserin ihre Aufgabe erfaßt, neben deren kaiserlichem Gemahl jetzt Agnes ihr Grab fand![1] Sie ist die einzige unserer Kaiserinnen, deren Gebeine Rom verblieben sind, und Rom hatte ein Recht, sich dieser Reliquien zu rühmen.

Unter ungünstigen Vorzeichen ging Gregor der Fastensynode entgegen, wo er seine Politik der Welt darlegen sollte. Daß er nicht in kampfbereiter Stimmung war, zeigte die ehrenvolle Aufnahme der Gesandten Heinrichs in Rom, zeigte noch deutlicher das in der mildesten Form abgefaßte Einladungsschreiben an Wibert von Ravenna und die lombardischen Bischöfe. Gegen hundert Bischöfe, zahllose Äbte, Kleriker und Laien stellten sich auf der Synode ein; eine stattliche Versammlung, in welcher man freilich viele Häupter der lombardischen Kirche vermißte, und in der auch der deutsche Klerus nicht zahlreich vertreten sein konnte.

Die wichtigste Entscheidung war offenbar in den deutschen Angelegenheiten zu treffen. Schon am ersten Tage der Synode wurden Heinrichs Abgesandte gehört. Sie entwickelten beredt die traurige Lage des Reichs,

[1] Agnes wurde bei St. Peter in der Kirche der heiligen Petronilla bestattet.

warfen alle Schuld auf den Treubruch Rudolfs und seiner Anhänger und forderten die Strafen der Kirche gegen die Abtrünnigen; nicht daß ihr König nicht selbst sie mit leichter Mühe niederwerfen könne, sondern weil es geziemend sei, das Urteil des apostolischen Stuhls in einer so wichtigen Sache zu hören. Viele in der Versammlung rieten, sogleich den Bann über Rudolf und seine Genossen zu verhängen. Der Papst widersetzte sich einer voreiligen Entscheidung, da die Sache reiflicher Überlegung bedürfe; erst am Schluß der Synode werde er seine Entschließung kundgeben. Viele andere Sachen wurden noch an diesem und den folgenden Tagen verhandelt. Bischof Hugo von Die, unter den heftigen Gregorianern der heftigste, war gegenwärtig; als päpstlicher Legat hatte er auf den Synoden zu Dijon, Clermont und Autun zum Mißfallen selbst der Kluniazenser eine lange Reihe von Absetzungen und Exkommunikationen verhängt und gab über sein Verfahren Rechenschaft. Auch was in der Lombardei, was im römischen Gebiet und in den Ländern der Normannen vorgegangen war, bot zu manchen traurigen Verhandlungen Anlaß, zugleich aber auch Gelegenheit, den Anhängern des Papstes neuen Mut einzuflößen. So verhandelte man in der Synode über die Wunder, welche am Grabe des erschlagenen Präfekten bemerkt sein sollten; auch die Gebeine Erlembalds in Mailand sollten sich wundertätig erwiesen haben. Man war auf dem Wege, diese letzten Märtyrer für Roms Sache selig zu sprechen.

Am Sonnabend, dem 3. März, trat der feierliche Schluß der Synode ein. Nach der Gewohnheit bezeichnete ihn eine lange Reihe von Anathemen. Sie trafen in der Masse alle Normannen, welche die Besitzungen des heiligen Petrus angegriffen und die Stadt in Verwirrung zu bringen suchten, dann im besonderen Thedald von Mailand und Wibert von Ravenna, welche sich ketzerisch und frevelhaft gegen die römische Kirche erhoben, jenen Roland von Parma, der sich durch seine Gesandtschaft im Jahre 1076 das Bistum Treviso gewonnen (S. 303), den Kardinal Hugo, der als Apostel und Häresiarch die Kirche in Verwirrung gebracht, den Bischof Arnulf von Cremona und den Erzbischof Gaufred von Narbonne. In bezug auf den Streit der Könige bestimmte endlich der Papst, daß demnächst neue Legaten nach Deutschland geschickt werden sollten, um auf einem Konvent aller frommen und die Gerechtigkeit liebenden Männer geistlichen und weltlichen Standes entweder einen gerechten Frieden aufzurichten oder doch sich zu vergewissern, auf welcher Seite das größere Recht sei, damit die andere Partei zur Ruhe verwiesen und durch das päpstliche Ansehen die gerechte Sache geschützt werden könne; welche Macht, hoch oder niedrig, sich diesem Friedenswerk widersetzen würde, die solle an Leib und Seele verflucht, jedes Lebensglücks beraubt sein und ihre Waffen nie wieder der Sieg begleiten. Die Bannstrafen trafen so nicht allein die Schuldigen, sondern auch die, deren Vergehen noch im Dunkel der Zukunft ruhten. Die brennenden Kerzen in den Händen des Papstes

und seiner Suffragane wurden darauf zur Erde gesenkt und verlöscht; die Gebannten sollten wie diese Lichter auf ewig vernichtet sein.

Inmitten der schwersten Bedrängnisse hat Gregor, wie man sieht, das Bewußtsein seiner Stellung nicht verloren; allen Gefahren bietet er im Gefühl der gerechten Sache die Stirn. Aber so kühn er, die Blitze des Anathems gegen die Trotzigen schleudernd, aufzutreten scheint, handelt er doch nicht in der alten Siegesgewißheit, sondern mit sehr bemerkenswerter Vorsicht. Auf derselben Synode hat er Bestimmungen getroffen, welche den Umgang mit den Gebannten in manchen Fällen gestatteten und vielfachen Tadel von den strengen Verfechtern des kanonischen Rechts erfuhren. Die harten Strafbestimmungen Hugos von Die für Frankreich und Burgund bestätigte er nicht allein nicht, sondern hob sie sogar gleich darauf zum großen Teil auf. Nicht massenweise wurde der Bann aufs neue über die Lombarden verhängt, sondern traf nur einige wenige Häupter, welche den Zorn des Papstes besonders gereizt hatten. Keinen deutschen Bischof — und der ungehorsamen gab es viele — erreichte die Strafe. Gewiß ist auch das nicht ohne Bedeutung, daß Gregor das Investiturverbot ausdrücklich zu erneuern unterließ und zu derselben Zeit sich gefügig genug gegen Bischöfe erwies, welche wie Heinrich von Aquileja und Huzmann von Speier Ring und Stab vom Könige trotz des Verbots genommen hatten. Allerdings untersagte er auf der Synode unter der Strafe des Bannes jedem Laien oder Kleriker, Bistümer, Abteien, Propsteien, Kirchen sowie Zehnten oder irgendwelche kirchliche Gerechtsame irgend jemandem, sei es einem Kleriker oder Laien, zu Lehen zu geben, aber diese Bestimmung, so allgemein und unbestimmt sie gehalten war, wurde nicht wie die anderen Beschlüsse der Synode schriftlich verbreitet und gewann nur eine beschränkte Publizität.

Und wie verhielt sich der Papst in dem Streite Heinrichs und Rudolfs? Er gab es endlich auf, persönlich in Deutschland den verhängnisvollen Hader zu schlichten: statt seiner sollten Legaten in Gemeinschaft mit den deutschen Fürsten den Frieden des Reichs herstellen. Aber nicht jene Legaten, welche bei Rudolfs Wahl und Krönung zugegen gewesen waren und sich so entschieden auf dessen Seite gestellt hatten. Unzweifelhaft erklärte schon damals Gregor, wie er es später öfters getan hat, daß die Wahl und Weihe Rudolfs nicht auf seinen Befehl oder Rat erfolgt sei. Die Erneuerung des Bannes durch seinen Legaten erkannte er, so sehr die Sachsen darauf drangen, nicht nur nicht an, sondern gab sich sogar den Anschein, als ob er von derselben nichts wisse. Mit den Gesandten Rudolfs verkehrte er nur im geheimen; vor der Synode selbst waren sie gar nicht erschienen. Es konnte dem Gegenkönig wenig nützen, wenn sie ihm nichts anderes als den Segen und Gruß des heiligen Vaters von Rom zurückbrachten.

Von ganz anderer Bedeutung war es, wenn der Papst offen Heinrichs

Gesandte empfing, wenn er mit ihnen einen besonderen Legaten an ihn zurücksandte, wenn er endlich einen offenkundigen Anhänger Heinrichs mit den Einleitungen zu jenem Konvent beauftragte, auf welchem über die Zukunft des Reichs entschieden werden sollte. Es war der Erzbischof Udo von Trier, der Bruder jenes Eberhard von Nellenburg, der noch immer im Rate des Königs am meisten vermochte. In einem besonderen Schreiben wurde Udo angewiesen, sich mit irgendeinem Bischof der Gegenpartei zu verständigen; gemeinschaftlich sollten sie dann eine Zusammenkunft beider Parteien herbeiführen, auf welcher Zeit und Ort des Friedenskonvents bestimmt, ein Waffenstillstand bis auf zwei Wochen nach Auflösung desselben geschlossen und Sicherheit für die Legaten bestellt würde, welche der Papst zu dem Konvent entsenden wolle. Diese Bürgschaften sollte Udo persönlich — entweder in Gemeinschaft mit dem anderen Unterhändler oder allein — nach Rom überbringen und die Legaten dann unter seinem Geleit über die Alpen ziehen. Von diesen seinen Entschließungen unterrichtete der Papst in einem zweiten Schreiben auch die deutschen Fürsten.

Offenbar waren die Hoffnungen, welche Rudolf und die Sachsen auf die Botschaft nach Rom gesetzt hatten, bitter getäuscht; weder hatte der Papst die Wahl von Forchheim noch den Bann bestätigt, welchen sein Legat gegen Heinrich verkündigt hatte. Allerdings hatten sie früher bereits in einen Fürstentag zur Entscheidung des Thronstreits gewilligt, aber sie dachten dabei nur an Verhandlungen unter dem Einfluß jener Legaten, welche Rudolf bisher auf alle Weise unterstützt hatten, deren Ansicht unzweifelhaft war. Fast mit Sicherheit war zu erwarten, daß die neuen Legaten, von Udo über die Alpen geführt, die Wege ihrer Vorgänger, welche der Papst jetzt zu billigen beanstandete, nicht beschreiten würden. Maßregeln, welche wesentlich unter dem Einfluß Udos durchgesetzt werden sollten, verhießen von vornherein einen Heinrich günstigen Ausgang.

Die Mißstimmung der Sachsen gegen den Papst gibt sich am deutlichsten in einem Schreiben zu erkennen, welches sie um diese Zeit an ihn richteten. Es ist voll der bittersten Vorwürfe, und niemand wird sie unbegründet nennen wollen. Ohne Rückhalt werfen hier die Sachsen dem Papste vor, wie sie ihm den Triumph von Kanossa bereitet und zum Dank dafür nun in der Not verlassen würden, wie er sich die von ihm selbst angeordneten Maßregeln seiner Legaten anzuerkennen weigere und in das Dunkel einer unverständlichen Politik hülle. „Wir unerfahrenen Leute", sagen sie, „vermögen Eure geheimen Absichten nicht zu durchschauen, aber wir müssen Euch vorstellen, was aus dieser Vertröstung beider Parteien, aus dieser unentschiedenen Verschleppung bereits entschiedener Sachen entstanden ist und, wie wir sehen und hören, noch täglich entsteht. Daher stammen alle Schrecken des inneren Kriegs, unzählige Mordtaten, der Gräuel der Verwüstung, die Einäscherung der

Kirchen und Wohnhäuser, die unerhörte Bedrückung der Armut und Belastung des Kirchenguts, die Ohnmacht aller staatlichen und kirchlichen Gesetze, endlich durch den Kampf der beiden Herrscher, denen Ihr in gleicher Weise mit Hoffnungen schmeichelt, eine solche Verschleuderung des Kronguts, daß unsere Könige fortan vom Raube werden leben müssen. Dies alles würden wir gar nicht oder doch in viel geringerem Maße zu beklagen haben, wenn Ihr, ohne zur Rechten oder zur Linken zu weichen, auf dem betretenen Pfade verharrt hättet. Allerdings habt Ihr im Eifer für die Kirche einen gefahrvollen Weg beschritten; ihn zu verfolgen, wird mühevoll sein, aber auf ihm umzuwenden, ist schmachvoll." Wenn Rudolfs Anhänger ferner in diesem Schreiben dem Papst zur Last legen, daß er sie nicht einmal mit gleichem Maße wie ihre Gegner messe, daß er Heinrich, wenn er von beiden Königen spreche, in erster Stelle nenne, daß er Heinrichs Gesandte gnädig aufnehme, während die ihrigen als unbedeutende und ungeschickte Leute geringschätzig behandelt würden, so waren auch diese Beschwerden nicht unbegründet. Von dem Konvent enthält das Schreiben nicht ein Wort; die Sachsen wollten offenbar nichts von demselben wissen.

Freilich waren auch Heinrichs Absichten auf der Synode nicht erreicht; der Papst hatte weder über den Gegenkönig den Stab gebrochen noch sich völlig von denen getrennt, die ihn erhoben hatten, die Schritte seiner Legaten nicht gebilligt, aber auch nicht verworfen. Aber klar ist doch, daß sich Rom, so weit es möglich war, ihm genähert hatte, daß sich ihm Aussichten eröffneten, die Autorität des apostolischen Stuhls noch gegen seinen Widersacher wenden zu können. Nie war Heinrich in seinen Mitteln wählerisch gewesen, und er verschmähte auch die Entscheidung eines Konvents nicht, wie jetzt in Aussicht gestellt war, wenn er nur sicher war, daß sie ihm die volle Regierungsgewalt zurückgab; selbst das Eingreifen des Papstes hatte er unter dieser Voraussetzung mehr als einmal in Anspruch genommen.

Nicht Geringes gewann Gregor gewiß seinem Herzen ab, als er von der bisher verfolgten Bahn, wenn auch nur um einige Schritte, abwich. Jeden Anspruch, jedes wahre oder vermeintliche Recht seines Amtes opferte er nur mit bekümmerter Seele; Nachgiebigkeit und Mäßigung waren, wo es die Macht der Kirche galt, seinem Sinne nicht eigen, eine zögernde und zuwartende Politik seinem lebhaften Geiste wenig entsprechend. Was mußte es ihn nicht kosten, einen Lieblingsgedanken aufzugeben, der ihm so lange geschmeichelt, jene Reise nach Deutschland, auf welcher er als Richter über Deutschland dem apostolischen Stuhl den glänzendsten Triumph bereiten konnte! Die Not der Zeit forderte von ihm neben anderen Opfern auch dieses.

Man ermißt die Kämpfe, welche in diesen Tagen sein Inneres durchtobten, aus einem Schreiben, welches er einige Wochen nach der Synode

an den Abt von Cluny richtete. „Unter so vielen Bedrängnissen und Mühseligkeiten", schreibt er, „leiden wir, wie sie unsere Umgebung nicht mitzudulden, ja nicht einmal anzuschauen vermag. Oft ist mir das Leben zum Ekel und des Leibes Tod mein Verlangen. Nur der leidende Jesus, jener liebreiche Tröster, wahrer Gott und wahrer Mensch, wenn er mir dann seine Hand entgegenstreckt, richtet mich wieder von meiner großen Trübsal auf; sobald er mich aber verläßt, ist meine Seele von neuem verzagt. Denn in mir herrscht der Tod, und nur in dem Herrn finde ich bisweilen das Leben. Wenn alle meine Kräfte mir versagen, rufe ich seufzend zu ihm: Hättest du solche Bürde Moses und Petrus aufgelegt, sie würden ihr, wie ich glaube, unterlegen sein: was vermag also ich, der ich gegen sie nichts bin? Entweder mußt du selbst jetzt herabsteigen und mit Petrus den Pontifikat verwalten, oder du mußt meinen Fall und den Untergang des Pontifikats sehen. Dann aber gedenke ich der Worte: ‚Herr, sei mir gnädig, denn ich bin schwach'[1] und jener anderen: ‚Ich bin vor vielen wie ein Wunder, aber du bist meine starke Zuversicht'[2]. Und auch des Spruchs vergesse ich nicht: ‚Gott vermag dem Abraham aus diesen Steinen Kinder zu erwecken'[3]."

Aus diesem Erguß seiner innersten Gefühle wird klar, wie schwach sich Gregor inmitten dieser Wirren und Kämpfe selbst erschien, aber nicht minder deutlich erhellt, was ihn stärkte und hob. Es war der Glaube an Christus, nur verstand er gleich den meisten seiner Zeitgenossen nicht jenes Christuswort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". Denn was anderes war die Quelle dieser seiner Leiden und Ängste, als daß er sich berufen hielt, als Haupt der Kirche auch über die Reiche dieser Welt zu gebieten?

Eitele Friedensbestrebungen und vergebliche Kämpfe

Heinrich empfing in Regensburg die ersten Nachrichten von den Beschlüssen der römischen Synode. Er war durch sie nicht befriedigt, aber er verkannte keinen Augenblick alle Vorteile, die sie ihm boten. Sofort entschloß er sich, selbst in Verhandlungen mit den Sachsen zu treten, um den Konvent zu ermöglichen, von dem er jetzt kein anderes Resultat als die Unterwerfung seiner Widersacher erwartete. Ohne Verzug begab er sich in die rheinischen Gegenden, wo die Friedensbestrebungen die meisten Anhänger hatten, wo man sich am eifrigsten um eine Ausgleichung des traurigen Streits bemühte. Ostern (8. April) feierte der König zu Köln, und erst hier kehrten seine Gesandten zu ihm zurück. Der

[1] Psalm 6, 3.
[2] Psalm 71, 7.
[3] Matthäus 3, 9.

päpstliche Legat, der sie begleitete, überbrachte dem Könige die dringenden Aufforderungen des Papstes, in einen Waffenstillstand zu willigen und dem in Aussicht genommenen Konvent kein Hindernis zu bereiten; einen Beweis der Liebe werde der Papst darin sehen, wenn sich der König seinen Wünschen füge.

Heinrich war so fügsam, wie der Legat nur irgend erwarten konnte. Sogleich ging er nach Mainz und betrieb selbst das Friedenswerk, bei welchem ihm ohne Zweifel Erzbischof Udo als Unterhändler diente. Eine Zusammenkunft von Vertrauensmännern beider Parteien wurde verabredet, um eine Verständigung darüber herbeizuführen, wie man den Forderungen des Papstes entsprechen könne. Die Zusammenkunft fand in Fritzlar statt. Aber die Sachsen fanden dort nur Männer, die sie als ihre erbitterten Feinde anzusehen gewohnt waren; sie hörten von ihnen eine Sprache, als ob die Beschlüsse der römischen Synode nur gegen Rudolf und seinen Anhang gerichtet, als ob es bei dem Konvent lediglich auf die Unterwerfung des Gegenkönigs abgesehen sei. Dennoch wagten sie aus Furcht vor den vom Papste angedrohten Strafen nicht, die Verhandlungen abzubrechen, sondern erklärten sich zu einem Waffenstillstand und zur Beschickung des Konvents bereit. Um Zeit, Ort und andere Bedingungen desselben näher zu bestimmen, begleitete ein Gesandter der Sachsen die Vertrauensmänner des Königs an den Rhein zurück. Die Unterhandlungen wurden nun am königlichen Hoflager fortgeführt, aber sie zeigten sich bald als erfolglos[1]; unverrichteter Sache reiste der Gesandte der Sachsen ab. Weder über Ort noch Zeit des Konvents war man übereingekommen; auch vom Waffenstillstand war nicht mehr die Rede.

Die Chronisten jener Zeit klagen Heinrich an, die Friedensbestrebungen des Papstes damals wie immer in der Folge vereitelt zu haben. Aber sie sind gegen ihn sehr parteiische Zeugen, und hinreichende Beweise liegen vor, daß gerade die Sachsen einem Konvent, wie ihn der Papst beabsichtigte, zu jener Zeit durchaus abgeneigt waren. Auch blieb der Legat nach dem Abbruch der Verhandlungen ohne Scheu, bis er Deutschland verließ, an Heinrichs Seite, und sein Bericht in Rom scheint dann den Sachsen nicht eben günstig gewesen zu sein. Denn am 1. Juli erließ Gregor ein neues Schreiben an die Deutschen, worin er abermals auf den Konvent drang und die Androhung des Bannes gegen alle wiederholte, die sich demselben widersetzen würden; zugleich beteuerte er, daß er der ungerechten Sache damit in keiner Weise Vorschub zu leisten beabsichtige und alle derartigen Voraussetzungen ungerechtfertigt seien.

Die Sachsen müssen sich besonders durch dieses Schreiben getroffen gefühlt haben; denn sie hielten eine Rechtfertigung für erforderlich. Wir besitzen das merkwürdige Schriftstück, welches ein helles Licht auf die

[1] Wahrscheinlich haben sich schon damals wie später die Unterhandlungen zerschlagen, weil die Sachsen auf Stellung von Geiseln bestanden

Lage der Dinge wirft. In sehr bestimmter Weise erklärten hier die Anhänger Rudolfs dem Papste, daß ein Konvent unmöglich sei, auf welchem die vertriebenen Bischöfe mit ihren Verfolgern, die Anhänger der Kirche mit Exkommunizierten sich verständigen sollten, daß dieser Konvent überdies nichts mehr entscheiden könne, nachdem ein Legat des Papstes nach den ihm erteilten Weisungen den Bann über Heinrich erneuert und das Reich Rudolf bestätigt habe, daß jedes weitere Schwanken von seiten des heiligen Vaters die Verwirrung nur steigere und er bei seinem früheren Verhalten beharren müsse, wenn nicht alles zugrunde gehen sollte. „Denn wenn Ihr" — so schließen sie — „Euch nicht zu dem bekennen wollt, was Ihr selbst geboten habt, wenn Ihr uns in der Gefahr, in die wir uns nur Euretwillen gestürzt haben, verlaßt, so ist Himmel und Erde uns Zeuge, daß wir ungerecht untergehen."

Ehe noch dieser Brief an den Papst abging, hatte man wieder zu den Waffen gegriffen. Die nächste Folge der gescheiterten Verhandlungen war gewesen, daß Bischof Hermann von Metz mit mehreren lothringischen Herren, die sich während derselben an Heinrichs Hof begeben hatten, diesen verließen und in ihre Heimat zurückkehrten. Heinrich fürchtete eine allgemeinere Erhebung Oberlothringens; denn schon seit längerer Zeit bemühte sich der Legat Abt Bernhard, der noch in Hirschau verweilte, die überrheinischen Gegenden gegen ihn in die Waffen zu bringen. Eilends folgte der König deshalb, begleitet vom Herzog Theoderich, dem Grafen Folkmar und einem kleinen, eilig zusammengerafften Heere, dem Bischof, nötigte ihn durch einen unerwarteten Überfall zur Flucht, bemächtigte sich der Stadt Metz und legte eine Besatzung hinein. Dann führte er seine Scharen nach dem Elsaß ab, dessen Sicherung jetzt für ihn von außerordentlicher Wichtigkeit war. Bischof Werner von Straßburg war gestorben, und an seiner Stelle bedurfte der König eines Mannes, dem er unbedingtes Vertrauen schenken konnte. Er setzte deshalb seinen Kaplan Dietbold, bisher Probst zu Konstanz, in das Straßburger Bistum ein. Von einem Einfall in Schwaben stand er, da ihm ein genügendes Heer fehlte, auch diesmal ab; er entließ die geringe Mannschaft, die er am Rheine gesammelt, und ging durch die fränkischen Länder nach Regensburg zurück, wo er das Pfingstfest (27. Mai) feierte.

Inzwischen war der Gegenkönig, der sich während dieser ganzen Zeit in Goslar aufhielt, mit Zurüstungen zu einem großen Heereszuge beschäftigt. Da er in Deutschland selbst nicht auf eine ausreichende Unterstützung gegen Heinrich zählen konnte, hatte er sich nach auswärtigen Bundesgenossen umgesehen und sie gefunden. König Philipp von Frankreich und Graf Robert von Flandern boten ihm die Hand. Jener hoffte bei den Wirren Deutschlands zu gewinnen; dieser suchte mit seinem Stiefsohn Graf Dietrich schon seit geraumer Zeit eine Gelegenheit, um den jungen Gottfried von Bouillon aus den friesischen Gegenden zu verdrängen (S. 312 f.), und

hatte sich zu dem Ende mit den Westfriesen verbündet. Noch wichtiger aber war, daß der König Ladislaw von Ungarn, der vor kurzem seinem Bruder Geisa gefolgt war und in steter Besorgnis vor einem erneuten Versuch Heinrichs, die Rückkehr des entthronten Salomo zu bewirken, stand, Bündesgenossenschaft mit Rudolf und dem Markgrafen Liutpold von Österreich schloß. Auch König Boleslaw von Polen, damals auf der Höhe seiner bald zusammenbrechenden Macht stehend, trat dadurch Rudolf näher. Denn der Pole war Ladislaws Vetter, und beider Macht stützte sich gegenseitig (S. 260); überdies war der Böhmenherzog, der treue Bundesgenosse Heinrichs, der schlimmste Widersacher des Polen, und diesem blieb kaum eine andere Wahl, als Rudolfs Sache zu unterstützen. Der Gegenkönig war so ein Mittelpunkt für alle geworden, die sich durch Heinrichs Macht in ihrem Interesse bedroht fühlten. Als Rudolf das Pfingstfest 1078 nicht ohne Glanz in Goslar feierte, erschienen vor ihm Gesandte der Könige von Frankreich und Ungarn wie der Westfriesen von Vlaardingen und mehrerer lothringischer Herren; sie alle entboten ihm Freundschaft und versprachen ihm Beistand gegen seine Feinde [1].

Noch war Rudolf mit seinen Rüstungen beschäftigt, als seine Freunde in Schwaben bereits losschlugen. Zuerst machte der junge Berthold von Zähringen, Herzog Bertholds Sohn, einen Angriff auf den Elsaß. Heinrich hatte hier die Bauern nach Grafschaften zu den Waffen gerufen und eine Art Landwehr organisiert. Mit diesem Bauernheere traten die Bischöfe von Basel und Straßburg dem Zähringer entgegen. Aber schon beim ersten Zusammenstoß hielten die elsässer Bauern gegen die schwäbischen Ritter nicht Stand; ein großes Blutbad wurde unter ihnen angerichtet, und die in die Gefangenschaft der gewappneten Herren fielen, wurden für ihren Waffengang mit Entmannung bestraft. Nur mit Mühe waren die Bischöfe selbst den Feinden entronnen. Gleich darauf warfen sich der alte Berthold und Welf mit einem stattlichen Heere nach dem rheinischen Franken und durchzogen es unter furchtbaren Verwüstungen. Es begleitete sie der päpstliche Legat Abt Bernhard, welcher Kloster Hirschau verlassen hatte, um am Rhein entlang den Aufstand gegen Heinrich zu schüren. Die Absicht der aufständischen Herzoge war, vom Rhein nach Ostfranken vorzudringen und sich hier um den 1. August mit dem Gegenkönige zu vereinigen.

Für Rudolf lagen die Verhältnisse nicht ungünstig. Lothringen, selbst bedroht, vermochte Heinrich keine Hilfe zu gewähren; gelang es Rudolf nur, die Verbindung mit Berthold und Welf zu bewirken, so ward er unschwer Herr in Ostfranken, konnte Heinrich in Bayern angreifen und dort mit Unterstützung des Ungarnkönigs und des Markgrafen Liutpold gegen

[1] Schon damals war König Ladislaw von Ungarn mit einer Tochter Rudolfs vermählt oder vermählte sich ihr doch wenig später. Sie wird in einer Urkunde vom Jahre 1082 erwähnt; den Namen nennen gleichzeitige Schriftsteller nicht, spätere nennen sie Adelheid. Man sehe Büdinger: Ein Buch ungarischer Geschichte S. 77.

ihn den entscheidenden Schlag führen. Heinrich sah, daß die Sicherung Ostfrankens allein die ihm drohende Gefahr beseitigen konnte; er mußte sich den Besitz desselben sichern, ehe sich das sächsische und schwäbische Heer vereinigen konnten. Mit so starker Macht, als er in Bayern nur aufbringen konnte, eilte er deshalb in die Maingegenden, um hier Rudolf selbst entgegenzutreten; inzwischen sollten die Bauernschaften am Neckar die anrückenden Herzöge aufhalten. Denn auch hier hatte er wie im Elsaß die Bauern nach Grafschaften und Zehnten aufbieten und mit ritterlichen Waffen versehen lassen. 12 000 Mann stark, hielt dieses Bauernheer die Übergänge am unteren Neckar besetzt und hemmte in der Tat einige Zeit das weitere Vordringen der schwäbischen Ritterhaufen. Indessen rückten aber die Sachsen unter Rudolfs Führung über das Thüringer Waldgebirge und betraten die fränkischen Grenzen; hier stießen sie bei Melrichstadt an der Streu auf Heinrich und seine Bayern. Durch trügerische Friedensverhandlungen soll sich Rudolf einige Tage haben täuschen lassen; am 7. August griff Heinrich unerwartet ihn an.

Es war ein völlig ungeordneter Kampf, der an der Streu entbrannte. Rudolf fand nicht Zeit, seine Scharen planmäßig zu ordnen. Deshalb wichen gleich beim ersten Angriff Heinrichs die Haufen der Erzbischöfe von Magdeburg und Merseburg, welche sich nach des Chronisten Bruno Ausdruck besser auf Psalmensingen als Kriegsführung verstanden und wohl getan hätten, zu Hause zu bleiben. Diese Bischöfe selbst suchten sofort das Weite und mit ihnen der Kardinal Bernhard, der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Worms. Vergebens bemühte sich König Rudolf, der Flucht Einhalt zu tun. Immer allgemeiner wurde der Schrecken um ihn; auch Herzog Magnus und dessen Oheim Hermann hielten dem Feinde nicht Stand. Schon glaubte sich Rudolf ganz verlassen und wandte sich mit denen, die noch um ihn stritten, zum Rückzug.

Aber an anderen Stellen hatten die Sachsen mit besserem Erfolge gekämpft. Vor allem hatte Otto von Nordheim mit seinen Rittern sich nicht nur wacker gehalten, sondern auch die Feinde zurückgedrängt und weit verfolgt. Erst bei Einbruch der Nacht trat er wieder den Rückweg nach dem Schlachtfelde an. Er fand es besetzt. In der Meinung, daß es Feinde seien, schickte er Kundschafter aus, und da deren Rückkunft sich verzögerte, hielt er es für das geratenste, sich weiter zurückzuziehen. Aber nicht der Feind, sondern der sächsische Pfalzgraf Friedrich stand mit seinen Scharen auf dem Schlachtfelde. Auch er hatte sich tapfer geschlagen, die Feinde zurückgetrieben und verfolgt, dann aber sich gewandt, um das Schlachtfeld zu behaupten. Gott für den Sieg des heiligen Petrus preisend — denn unter diesem Namen hatten die Sachsen gekämpft —, brachte er die Nacht bei Melrichstadt zu und trat erst am folgenden Tage den Rückweg an. Er nahm ihn durch Thüringen, wo er Schmalkalden und mehrere benachbarte Ortschaften mit Feuer und Schwert verwüstete.

Denn wie nach der Schlacht bei Homburg behandelten die Thüringer die flüchtigen Sachsen übel genug; sie griffen sie auf den Straßen auf und beraubten sie ihrer Habe. Gerade die hervorragendsten Männer wurden am ärgsten mißhandelt. Den Bischof von Merseburg hatte man nackt ausgezogen und so entlassen; ein ähnliches Schicksal traf Herzog Magnus. Der Erzbischof von Magdeburg wurde auf der Flucht erschlagen; man schob die Schuld auf Wenden, deren es auch damals noch viele in diesen Gegenden gab. Den Kardinal Bernhard, den Erzbischof Siegfried von Mainz und viele andere hatte man festgehalten, um ein hohes Lösegeld zu erpressen, aber Pfalzgraf Friedrich befreite sie aus den Händen ihrer Bedränger. Für andere Gefangene kam die Stunde der Erlösung nicht so bald; der Bischof von Worms und Graf Hermann der Billinger wurden von den Thüringern dem König ausgeliefert.

Nach einer späteren Aufzeichnung soll Heinrich unmittelbar nach dem Kampfe auf das vom Pfalzgrafen geräumte Schlachtfeld zurückgekehrt sein und sogar an die Verfolgung der Sachsen gedacht haben, als ihm eben damals der Böhmenherzog mit einem starken Heere zuzog. Ist dies begründet, so mußte er doch bald seine Ansicht aufgeben. Denn auch er hatte schmerzliche Verluste erlitten. Nach rühmlichen Kämpfen war Graf Eberhard von Nellenburg gefallen, seit langer Zeit der erste Mann im Rate des Königs; wie Eberhards beide Söhne bei Homburg, so hatte er selbst jetzt mit seinem Blute die Treue besiegelt. Auch der Markgraf Dietbold vom Nordgau, die Grafen Poppo von Henneberg und Heinrich von Lechsgemünd hatten im Kampfe ihr Ende gefunden. Die bedeutendsten Männer hatten sich auf Rudolfs Seite zuerst in die Flucht geworfen; auf Heinrichs Seite kämpften gerade sie bis zum letzten Atemzug.

Noch mehr als solche Verluste mußte Heinrich zur Vorsicht die schlimme Nachricht bewegen, daß an demselben Tage, an welchem er an der Streu geschlagen hatte, die fränkischen Bauern am Neckar von den schwäbischen Rittern überfallen und nach hartem Kampf völlig überwältigt waren. Die Ritter mißhandelten das geringe Volk, welches sich ritterliche Waffen zu tragen erkühnte, auf unmenschliche Weise; die nicht niedergemacht wurden, entmannten sie nach dem traurigen Beispiel, welches bereits im Elsaß gegeben war. Wäre Heinrich jetzt vorgedrungen, so hätte er, da Berthold und Welf der Weg offen lag, zwischen zwei Heeren in eine sehr gefahrvolle Lage geraten müssen: er beschloß deshalb, den Rückzug nach Bayern anzutreten. Berthold und Welf befürchteten einen neuen Einfall in Schwaben; auch sie verließen deshalb sofort den fränkischen Boden und zogen unter entsetzlichen Verwüstungen in ihre Heimat zurück.

Das Waffenglück war Heinrich nicht günstig gewesen; an der Streu war er mindestens nicht im klaren Vorteil geblieben, und sein Bauernheer am Neckar war vernichtet. Aber doch hatten seine Gegner sich nicht vereinigen, ihm nicht Ostfranken entreißen, ihn nicht in Bayern angreifen

können. Sein Übergewicht über seine Widersacher war nicht mehr so stark wie ein Jahr zuvor — in Schwaben wie in den rheinischen Gegenden hatten diese weiteren Raum genommen —, doch stand er aufrecht, und schon fürchteten ihn die, welche einst seine Heere zum Siege geführt hatten, und deren Abfall er jetzt züchtigen mußte.

Im Oktober sammelte Heinrich in Regensburg ein neues Heer, angeblich um es gegen Rudolf und die Sachsen zu führen, in Wahrheit aber zu einem Rachezug gegen seine Widersacher in Schwaben. Er hatte es darauf abgesehen, die Macht Bertholds, Welfs und ihrer Anhänger hier gründlich zu erschüttern. Während deshalb von anderen Seiten auf sein Geheiß die Burgunder und Franken in Schwaben einfielen, brach er selbst mit einem bayerischen und böhmischen Heere gegen den 1. November vom Osten her in das unglückliche Land, welches nun zum drittenmal alle Greuel der Verwüstung sah. Schonungslos wurde gehaust, wo man auf welfische oder zähringische Besitzungen stieß. Auch der Wehrlosen, die sich in die Kirchen flüchteten, erbarmte man sich nicht. Die Weiber schändete das rohe Kriegsvolk, steckte sie in Mannstracht und schleppte sie mit sich fort. Die Kirchen benutzte man als Pferdeställe oder zu noch niedrigeren Zwecken; mehr als hundert von ihnen sollen ruchlos entweiht sein. Die Priester wurden mißhandelt. Und dies geschah vor den Augen der Bischöfe, welche dem Könige dienten. Selbst Erzbischof Udo von Trier nahm keinen Anstoß an solchen Freveln; man hielt es deshalb für eine göttliche Strafe, daß er auf diesem Zuge einen plötzlichen Tod fand. Er starb vor Tübingen, einer Burg des Grafen Hugo, am 11. November; seinem Bruder Graf Eberhard folgte er schnell in das Grab.

So furchtbar die Verwüstung Schwabens war, sah der König seine Absicht, die Macht seiner Widersacher zu brechen, doch nicht erreicht. Die alten Stammsitze der Welfen um Altdorf und Ravensburg wurden arg heimgesucht, aber Welf nicht überwunden. Der alte Herzog Berthold, welcher von der Lintburg[1] die Verheerung seiner Länder sah, verfiel in Irrsinn und hauchte alsbald den letzten Atem aus (6. November), aber in seine Stellung trat sein Sohn gleichen Namens, der sich schon als ein mannhafter Kriegsführer erprobt hatte. Von den Widersachern des Königs hatte sich nur der Graf Hugo, als die fremden Scharen beim Einbruch der strengen Jahreszeit Schwaben wieder räumen mußten, zur Unterwerfung bequemt.

Die Waffen hatten sowenig wie die Friedensbestrebungen des Papstes eine wesentliche Entscheidung herbeigeführt, und kein Ende dieser Wirren schien abzusehen, wenn nicht der Papst aus seiner schwankenden Haltung trat. Abermals wandten sich die streitenden Parteien an ihn, um ihn zu einer bestimmten Erklärung zu drängen.

[1] Oberhalb Weilheim, jetzt in Ruinen.

Gregor konnte im Sommer 1078 freier das Haupt erheben als zur Zeit der Fastensynode. Der Bann, den er damals auf die Normannen geschleudert, war nicht wirkungslos geblieben. Unmittelbar infolge desselben hatten sich Roger von Sizilien, der Bruder Robert Guiscards, und Jordan, der Sohn Richards von Kapua, dem Stuhle Petri unterworfen, und auch Richard selbst gab, als er bald darauf in eine schwere Krankheit verfiel, dem Papste reuig die ihm entrissenen Besitzungen zurück. Mit der Kirche versöhnt, starb am 5. April dieser rastlose und ehrgeizige Kriegsmann, der so viel dazu beigetragen hatte, die Herrschaft der französischen Ritter im südlichen Italien zu befestigen; bisweilen hatten die Nachfolger Petri einen zweideutigen Bundesgenossen, öfter noch einen schlimmen Widersacher an ihm gehabt, seine Vasallentreue war zu allen Zeiten nicht probehaltig befunden worden. Jordan überkam die Länder des Vaters, und alsbald eilte der Papst selbst nach Kapua, um sich der Treue des neuen Vasallen zu versichern. Er baute um so fester auf sie, als sich Jordan sogleich in den Kampf gegen Robert Guiscard, seinen Oheim, warf. Die Belagerung Neapels hob er auf und zog den Beneventanern, die ihn durch eine große Geldsumme gewonnen hatten, zur Hilfe. Die Türme Herzog Roberts vor der Stadt wurden zerstört, er selbst gezwungen, von den Mauern derselben abzuziehen. Und schon erhob sich, von Jordan genährt, ein weitverbreiteter Aufstand unter den normannischen Baronen Apuliens; auch Abälard, Humfreds Sohn, der sich noch vor kurzem mit seinem Oheim ausgesöhnt hatte, beanspruchte von neuem die unterschlagene Erbschaft des Vaters. Noch einmal wurde Roberts Macht, so gesichert sie schien, tief erschüttert; fast zwei Jahre bedurfte er zur Bewältigung der aufständischen Großen.

Da die Normannen ihre Schwerter gegeneinander wandten, hatte sie der Papst jetzt weder in Rom noch im Patrimonium Petri sehr zu fürchten. Schwerere Besorgnis erweckte ihm der hartnäckige Widerstand der lombardischen Bischöfe, aber auch er konnte ihm kaum unmittelbar gefährlich werden, so lange Heinrich in Deutschland festgehalten wurde. Von den Vorgängen an der Streu war der Papst unterrichtet. Heinrich hatte gleich nach der Schlacht dieselben den Lombarden, den Römern und ihm als einen vollständigen Sieg dargestellt, aber der Abt Bernhard, der bald darauf von seiner Legation zurückkehrte, und andere Männer, welche den Weg nach Rom fanden, hatten andere Nachrichten gebracht. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß der Kampf beide Teile nur geschwächt hatte, und um so mehr mochte der Papst auf ihre Nachgiebigkeit hoffen.

So faßte er den Entschluß, gegen die Gewohnheit auf die Mitte des Novembers eine zweite Synode nach Rom zu berufen, auf welcher auch die deutschen Angelegenheiten aufs neue zur Verhandlung kommen sollten.

Am 19. November wurde die Synode im Lateran gehalten. Sie war nicht zahlreich besucht, aber dies hinderte den Papst nicht, eine lange Reihe bedeutender Beschlüsse fassen zu lassen. Für die Reform der Kirche, wie

Gregor sie auffaßte, ist keine seiner Synoden bedeutender gewesen; auf keiner sind die reformatorischen Kanones vollständiger veröffentlicht worden. Das Investiturverbot wurde nicht nur erneuert, sondern ihm jetzt auch die weiteste Verbreitung in der bei den Kirchengesetzen herkömmlichen Weise durch päpstliche Rundschreiben gegeben; doch wurden auch jetzt nur die Geistlichen, welche die Investitur aus Laienhand nähmen, mit Strafen bedroht, nicht die Laien, welche sie erteilten. Jede Besetzung der Bistümer wurde als unkanonisch und ungültig bezeichnet, wenn nicht eine freie Wahl durch Klerus und Laien stattgefunden hatte. Mit der größten Entschiedenheit trat der Papst abermals der Simonie und dem Nikolaitismus entgegen. Jedes kirchliche Eigentum, vor allem freilich das Patrimonium Petri, wurde gegen Eingriffe der Laien geschützt, nur zu kirchlichen Zwecken sollte fortan Kirchengut verwendet werden; aber man darf nicht vergessen, daß dabei den Bischöfen die Fürsorge für den Unterricht in den freien Wissenschaften besonders an das Herz gelegt wurde. An Exkommunikationen fehlte es abermals nicht, nur verschonten sie mindestens den deutschen Klerus. Wie weit die Blicke des Papstes jetzt wieder schweiften, zeigt der Bannfluch, den er gegen Nicephorus Botaniates, den Usurpator des byzantinischen Throns, schleuderte; denn dieser hatte vor wenigen Monaten Kaiser Michael entthront, ihn in ein Kloster zu gehen genötigt und mit dessen Gemahlin Maria eine alle Ordnungen der Kirche verhöhnende Ehe geschlossen. Auch über die Lehre des Berengar von Tours, der schon seit längerer Zeit in der Nähe des Papstes lebte, wurde aufs neue verhandelt; gegen die heftigsten Angriffe wußte Gregor den französischen Theologen, den er als seinen Schützling ansah, zu verteidigen und erwirkte ihm zu seiner Rechtfertigung einen Aufschub bis zur nächsten Fastensynode.

Die Versammlung hatte ihren Geschäftskreis weit genug gezogen und faßte folgenreiche Beschlüsse. Aber was für die Beilegung der deutschen Wirren geschah, hatte wenig Bedeutung. Die Erneuerung des Investiturverbots schien nur geeignet, neuen Stoff zu Zerwürfnissen zu bieten, und wenn man sich Hoffnung gemacht hatte, daß der Papst jetzt mit einer entschiedenen Erklärung für Heinrich oder Rudolf hervortreten würde, sah man sich abermals getäuscht. Daß alle, welche den Friedenskonvent gehindert hatten, exkommuniziert wurden, schien eine gleichgültige Maßregel, da die Friedensstörer nicht näher bezeichnet wurden: entmutigen mußte dagegen, wenn der Papst noch immer an der Entscheidung durch den Konvent festhielt, obwohl sich die Unmöglichkeit desselben hinreichend herausgestellt hatte.

Beide Könige hatten abermals Gesandte geschickt, und beide Gesandtschaften wurden diesmal von der Synode gehört. Die Gesandten Rudolfs verlangten die Bestätigung des Bannes, welchen der Legat über Heinrich erneuert: aber Gregor wollte auch jetzt noch nichts von diesem Schritt seines Legaten wissen und erklärte, daß er vor allem Heinrichs Rechtferti-

gung vernehmen müsse, ehe er mit neuen Strafmaßregeln gegen ihn vorgehen könne. Die Gesandten Heinrichs drängten den Papst, gegen Rudolf und seine Anhänger als Meineidige das Anathem zu schleudern: der Papst erwiderte ihnen, daß er die Beschuldigten erst hören, aber die Erzbischöfe und Bischöfe des Reichs, welche Rudolf geweiht, ihrer Würden entsetzen und Rudolf selbst das Reich absprechen werde, wenn er und die Bischöfe sich nicht zu rechtfertigen vermöchten. Jede weitere Entschließung verwies er auf die nächste Fastensynode; bis dahin sollte Heinrich zuverlässige Männer nach Rom senden, unter deren Geleit die für den Konvent bestimmten Legaten sicher nach Deutschland ziehen könnten.

In der Hauptsache blieb, wie man sieht, der Papst in seiner abwartenden Stellung. Aber ganz ungetröstet blieben doch diejenigen nicht, die für den heiligen Petrus in Deutschland litten, namentlich nicht jene Bischöfe und Priester, die Heinrich ihrer Güter beraubt und in das Exil gejagt hatte, während er die Besitzungen ihrer Kirchen an seine Ritter austat. Schon vorlängst war Bischof Adalbert von Worms nach Rom gekommen und hatte dort die schwersten Anklagen gegen die Zerstörer seines Bistums erhoben; der Papst hatte ihm Beistand versprochen, aber bald darauf war Adalbert in die Hände des Königs gefallen, und Rom konnte ihm wenig helfen. Jetzt tönten die lautesten Klagen auch der anderen vertriebenen Bischöfe aus Deutschland herüber. In einem Schreiben schilderten sie dem Papste alle Leiden, die sie um ihrer Treue willen erduldet und zwar von Männern, die ihren Ungehorsam gegen Rom deutlich kundgegeben hätten, und denen der Papst entgegentreten müsse und könne; da er dies versäume, müsse man glauben, daß er ihnen absichtlich Raum zur Vernichtung der Getreuen ließe. „Eure hochgerühmte Tapferkeit," so schließt der Brief, „welche nach dem Apostel[1] allen Ungehorsam zu rächen bereit ist, weshalb züchtigt sie ihn nicht hier? Weshalb läßt sie ihn ungestraft, obschon derselbe so groß ist, daß zahllose unerhörte Übel aus ihm erwachsen? Wenn wir armen Schafe auch nur in einer Kleinigkeit einmal fehlen, kommt sogleich über uns die Zuchtrute mit apostolischer Strenge. Nun es aber den Wölfen gilt, die mit gierigem Rachen unter der Herde des Herrn wüten, wird jedes Einschreiten langmütig verschoben, alles im Geiste der Sanftmut ertragen. Mag Euch aber die Furcht vor dem Manne, dessen Herrlichkeit Kot und Würmer ist[2], verleitet oder die Überredungskunst vertrauter Personen[3] erweicht haben, wir bitten Euch bei dem Namen unseres Herrn Jesu Christi, daß Ihr Euch ermutigt, daß Ihr dessen eingedenk seid, was Ehre und Gottesfurcht von Euch heischen, und wenn Ihr Euch unserer um unseretwillen nicht erbarmt, mindestens Eure Unschuld bei diesem Blutvergießen wahret. Denn laßt Ihr ferner diejenigen, die Ihr daran hindern

[1] 2. Korinther 10, 6.
[2] 1. Makkabäer 2, 62.
[3] An die Gräfin Mathilde dachte man dabei wohl vorzüglich.

müßt und könnt, ungestraft gegen uns wüten, so ist zu befürchten, daß Ihr vor dem gerechten Richter wegen unseres Unglücks keine Entschuldigung finden werdet." Dies Schreiben machte doch, wie es scheint, auf den Papst einigen Eindruck; auf der Synode sprach er den Bann aus über alle Ritter, welche ohne Zustimmung der Bischöfe vom König oder sonst einem Fürsten Kirchengut zu Lehen genommen oder sonst unrechtmäßiger Weise Kirchengut an sich gebracht hätten.

Für die Anhänger Rudolfs war damit freilich nur wenig gewonnen, und ihr Unmut über den Erfolg der Synode so sehr erklärlich. Diesem Unmut lieh Welf in einem Schreiben an den Papst Ausdruck, zog sich aber dadurch nur eine zurechtweisende Antwort zu. Zugleich ermunterte ihn jedoch der Papst, in seinem Eifer für die Kirche nicht nachzulassen. Sollte Welf damit zu einem neuen Waffengange aufgefordert sein, so leistete er willig und schnell Gehorsam. Noch im Winter durchzog er verwüstend Churrhätien und zwang hier mehrere Herren, auf Rudolfs Seite zu treten.

Rudolf selbst konnte den Kampfplatz nicht so bald wieder betreten. Erst hemmte ihn eine schwere Krankheit, dann die Ungunst der Verhältnisse. Der ihm von Frankreich und Ungarn zugesagte Beistand versprach ihm, nachdem seine Unternehmung gegen Franken und Bayern gescheitert, wenig Nutzen, und die Sachsen zeigten zu einem neuen Zuge außerhalb Landes geringe Neigung. Sie waren schon zum Teil der aufreibenden Kämpfe müde, und ihre Stimmung erschien so schwankend, daß sich Heinrich sogar Hoffnungen eröffneten, sie auch ohne den Papst wieder auf seine Seite zu ziehen.

Sehr unzufrieden mit den Beschlüssen der Synode, hatte sich Heinrich gegen Weihnachten nach Franken begeben und das Fest in Mainz gefeiert. Lebhaft beschäftigte ihn damals die Besetzung der beiden Erzbistümer Köln und Trier. In Köln war der ihm ergebene Hildulf gestorben und hatte Siegwin, den Dekan des dortigen Domstifts, zum Nachfolger erhalten. In Trier trat an Udos Stelle der Probst Eigilbert von Passau, der eben von der Gesandtschaft nach Rom zurückgekehrt war. Obwohl Eigilbert bei der Verkündigung des Investiturverbots selbst zugegen gewesen war, weigerte er sich so wenig wie Siegwin, Ring und Stab aus der Hand des Königs zu nehmen. Schon aber begann Heinrich mit den Sachsen Friedensverhandlungen zu eröffnen; wahrscheinlich durch den Grafen Hermann den Billinger, welchen er, nachdem derselbe Unterwerfung gelobt, der Haft entlassen hatte. Der König trug auf eine Zusammenkunft von Vertrauensmännern beider Teile in Fritzlar an und versprach, sich in allem, was billig, nachgiebig zu erweisen. In der Tat gingen die Sachsen auf dieses Anerbieten ein. Abermals wurde nun in der Mitte des Februars 1079 in Fritzlar getagt, doch abermals zeigten sich die Verhandlungen als vergeblich. Heinrich wollte nur die Unterwerfung seiner Widersacher; diese verlangten dagegen Sicherungen, welche ihnen der König entweder nicht geben wollte oder nicht konnte. Nur den Erfolg hatte der Tag von Fritzlar,

daß sich manche, die es bis dahin mit Rudolf gehalten, jetzt wieder dem rechtmäßigen König zuwandten, namentlich in Hessen und Westfalen. Gegen diese Abtrünnigen unternahm Rudolf bald darauf eine Heerfahrt, auf welcher Fritzlar mit dem Münster, welchen der heilige Bonifatius errichtet hatte, eingeäschert wurde.

Zu derselben Zeit, als die Besprechungen in Fritzlar stattfanden, wurde auch in Rom wieder über die Geschicke des Deutschen Reichs verhandelt. Am 11. Februar wurde im Lateran die Fastensynode eröffnet. Eine sehr zahlreiche Versammlung — 150 Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte — begrüßte den Papst. Vor allem wichtig war, daß sich der Kardinal Bernhard, der bisher in Sachsen eine so wichtige Rolle gespielt, mit den vertriebenen Bischöfen von Passau und Metz eingestellt hatte; nur auf Umwegen und unter manchen Fährlichkeiten soll ihnen nach Rom zu kommen gelungen sein. Die Worte dieser Getreuen des heiligen Petrus mußten schwerer in das Gewicht fallen als alles, was die Gesandten der Sachsen, die auch diesmal nicht fehlten, für ihre Sache anführen mochten. Heinrich hatte ebenfalls Boten geschickt, aber nur mit dem Auftrag, ihn zu entschuldigen, daß er das versprochene Geleit für die Legaten noch nicht habe abgehen lassen; in der nächsten Zeit werde er mehrere angesehene Männer nach Rom senden, mit denen sich der Papst über die Herstellung des Friedens zwischen Kirche und Reich verständigen könne. Wahrscheinlich waren es einige Kleriker des Bischofs Rupert von Bamberg, welche diese Botschaft des Königs der Synode überbrachten; sie hatten zugleich den Auftrag, Protest einzulegen, wenn sich der Papst zu der Erneuerung des Bannes sollte hinreißen lassen. Unfraglich wollte Heinrich, da er den Ausgang der Unterhandlungen in Fritzlar damals noch nicht voraussehen konnte, nur Zeit gewinnen, aber gerade wegen dieser Verhandlungen, welche auch dem Papste nicht verborgen bleiben konnten, mußte er vor einem raschen Schritte desselben Besorgnis hegen.

Nur mit zwei Angelegenheiten von Bedeutung beschäftigte sich die Synode. Die Sache Berengars wurde in einer so wenig für ihn wie für seine Widersacher ehrenvollen Weise ausgetragen. Berengar ließ sich zur Beschwörung eines vieldeutigen Glaubensbekenntnisses bewegen, welches er dann doch bald wieder zurücknahm. Seine Nachgiebigkeit war besonders durch den Papst veranlaßt, der nichts unterließ, um diesen ihn auch persönlich tief berührenden Handel zu beseitigen. Wenn Berengar trotz der Rückkehr zu seinen früheren Lehren in der Folge nicht neuen Anfechtungen unterlag, so dankte er es der Fürsorge des Papstes, der einen die Kirche schon zu lange aufregenden Theologenstreit nicht neue Nahrung gewinnen lassen wollte. Für seine Person hielt Gregor an der Meinung fest, daß Berengars Lehre nicht häretisch sei; er glaubte durch die heilige Jungfrau selbst in dieser Meinung bestärkt zu sein. Er ließ es über sich ergehen, daß seine Gegner seine eigene Rechtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen suchten.

Schwerere Sorgen als Berengars Handel bereiteten dem Papste die deutschen Angelegenheiten, die zu einer Entscheidung drängten. Dem Kardinal Bernhard und den Bischöfen, die mit ihm bei Rudolfs Krönung assistiert hatten und nun vor der Synode standen, konnte es nicht schwer fallen, ihr Verfahren mit Gregors eigenen Anweisungen zu rechtfertigen; die Schilderung der Verfolgungen, welche die Getreuen des heiligen Petrus von Heinrich erlitten, mußten überdies auf den Papst und die Synode einen tiefen Eindruck machen. Dagegen hatte sich Gregor von Heinrich, so sehr er ihn bisher geschont zu haben glaubte, kaum noch die Unterwürfigkeit zu versprechen, die er forderte. Das verlangte Geleit für die Legaten war ausgeblieben, und die Unterhandlungen mit den Sachsen zeigten, daß Heinrich bereits ohne Einmischung Roms die Ordnung in Deutschland herzustellen suchte; gelang ihm dies und kam er dann über die Alpen, wo man längst seiner harrte, so mußte der Papst in die bedenklichste Lage geraten. So groß war sein Mißtrauen, daß er bereits öffentlich aussprach, er halte alle Versprechungen Heinrichs für trügerisch. Dennoch schien es ihm auch jetzt noch nicht an der Zeit, mit dem König völlig zu brechen.

Aufs neue drang man in den Papst und die Synode, das Anathem über Heinrich zu erneuern, und es wurde förmlich hierüber verhandelt. Aber Gregor war nicht dazu zu bewegen, vielmehr nahm er die Frist an, die Heinrich für die Sendung einer neuen Gesandtschaft gestellt hatte, und setzte jede weitere Entscheidung über ihn bis auf die Pfingstwoche aus, wo abermals eine Synode in Rom gehalten werden sollte. Im übrigen verharrte er durchaus bei seinen früheren Bestimmungen in betreff des Konvents und exkommunizierte alle, die denselben verhindert hätten oder verhindern würden. Die Boten Heinrichs mußten schwören, daß bis Himmelfahrt das versprochene Geleit eintreffen und ihr König sich dann dem Richterspruch der Legaten auf dem Konvent fügen werde. Ingleichen leisteten die Gesandten Rudolfs einen Eid, daß auch er sich dem Urteile des Konvents unterwerfen würde, sei es nun daß der Papst selbst oder dessen Legaten auf demselben erscheinen sollten. Man sieht, auch der Fall wurde noch einmal ins Auge gefaßt, daß der Papst selbst über die Alpen käme und die Entscheidung über das Deutsche Reich unmittelbar in die Hand nähme.

Es könnte scheinen, als ob sich Gregors Stellung inmitten der Parteien auch jetzt noch im wesentlichen nicht geändert habe; in Wahrheit war dem nicht so, in Wahrheit ergriff der Papst bereits entschieden für Rudolf Partei. Nicht allein daß er den Bann bestätigte, welchen der Bischof Hermann von Metz über den Herzog Theoderich und den Grafen Folkmar ausgesprochen hatte, daß er das Anathem gegen alle schleuderte, welche die Kirchengüter der anderen vertriebenen Bischöfe an sich gerissen hatten, er erließ auch sofort ein Schreiben an Rudolf und die Sachsen mit der Auf-

forderung, zu den Waffen zu greifen, und mit der ausdrücklichen Zusicherung treuen Beistands; in seinem Vertrauen auf diesen Beistand sollte sich Rudolf durch keine Täuschungen anderer beirren lassen; wenn er im Kampfe nur beharre, werde das Ende seiner Leiden nicht fern sein. Es steht hiermit im Zusammenhange, daß Gregor alsbald dem König von Ungarn an das Herz legte, sich des Grafen Ekbert von Formbach und der anderen bayerischen Flüchtlinge tatkräftig anzunehmen, daß er sofort Anstrengungen machte, die Pataria diesseits und jenseits der Alpen wieder in das Leben zu rufen, indem er noch von der Synode ein Schreiben erließ, worin er die Messen der verheirateten Priester zu hören verbot, daß er endlich abermals mit den schärfsten Strafen gegen die simonistischen Bischöfe der Lombardei einschritt.

Sichtlich faßte der Papst alle Mittel des Widerstandes gegen Heinrich scharf ins Auge — und doch begann gerade er selbst jetzt neue Unterhandlungen mit diesem Könige und sandte neue Legaten an ihn ab, um womöglich noch eine Verständigung zu erzielen. Sie sollten sich — so lauteten ihre uns hinreichend bekannten Anweisungen — mit dem König über Ort und Zeit des Konvents verständigen, die Einsetzung der vertriebenen Bischöfe und den Abbruch des Verkehrs mit den Gebannten von ihm fordern, im übrigen sich in die Angelegenheiten des Reichs nicht mischen und namentlich die Investiturfrage unberührt lassen. Die Träger dieser Botschaft waren der Kardinalbischof Petrus von Albano, ein einfacher Mönch, der sich im Kampfe gegen die Simonie einen Namen gemacht und dadurch eine hohe Stellung gewonnen hatte, und der Bischof Udalrich von Padua, ein eifriger Gegner Berengars, sonst ein Mann von losen Grundsätzen. Die Fürsorge für diese Legaten wurde dem Patriarchen Heinrich von Aquileja befohlen, der sich in letzter Zeit durch Unterwürfigkeit nicht geringe Gunst zu Rom erworben hatte. Durch König Heinrich eingesetzt, hatte er Ring und Stab doch aus der Hand des Papstes genommen und ihm einen förmlichen Lehnseid geleistet. Ob dem so war, kannte der Papst die Beziehungen des Patriarchen zu dem König Heinrich gut genug, um zu wissen, daß er am leichtesten den neuen Legaten den Zugang zum Könige eröffnen konnte. Auch versäumte man zu Rom nicht, andere beim König einflußreiche Personen zu gewinnen, namentlich den Bischof Rupert von Bamberg, der über sieben seiner Vasallen, welche unrechtmäßigerweise Kirchenbesitzungen an sich gerissen, Beschwerde geführt hatte; sie wurden, wenn sie ihren Raub nicht auslieferten, mit dem Bann bedroht.

So schürte der Papst mit der einen Hand das Kriegsfeuer, in der anderen erhob er die Friedenspalme. Wer glauben wollte, daß er Heinrich durch neue Unterhandlungen nur in trügerische Sicherheit habe einschläfern wollen, würde sich sicherlich irren. Wie sehr seine Aussichten auf eine gütliche Unterwerfung Heinrichs unter die Entscheidung der römi-

schen Kirche herabgestimmt sein mochten, er hatte doch noch nicht alle und jede Hoffnung aufgegeben. Aber man wird fragen, welche Entscheidung er für den Fall, daß diese Unterhandlungen Erfolg haben sollten, zu treffen gewillt war. Denn augenscheinlich konnte er Rudolf jetzt nicht mehr fallen lassen, und auf einen freiwilligen Rücktritt Heinrichs von der Herrschaft war bei der Lage der Verhältnisse nicht von fern zu denken. Es liegt die Vermutung nahe, daß Gregor unter diesen Umständen eine Teilung des Deutschen Reichs in Aussicht nahm, und nicht ohne Befremden bemerkt man, daß in seinen Schreiben aus dieser Zeit öfters von einem Sachsenreich die Rede ist und dieses sogar ausdrücklich neben dem deutschen Reiche genannt wird[1]. Wir wissen, daß der Papst damit nur Gedanken begegnet wäre, die sich längst in dem sächsischen Stamm regten. Der Tag zu Forchheim hatte Deutschland zwei Könige gegeben; schlimmer wäre es gewesen, wenn der Konvent, welchen der Papst so eifrig betrieb, das Deutsche Reich in zwei Teile zerrissen hätte. Gewiß war es ein Glück für Deutschland, daß der Konvent auch jetzt nicht zustande kam.

König Heinrich war um Ostern nach Bayern zurückgekehrt und feierte das Fest (24. März) zu Regensburg. Bald erfuhr er von den Vorgängen auf der Synode, und daß die neuen Legaten sich schon auf dem Wege zu ihm befänden. Er vermochte den Patriarchen von Aquileja, ihre Reise aufzuhalten, und sandte den Bischof Benno von Osnabrück, seinen geschicktesten Unterhändler, schleunigst nach Rom, um das Ausbleiben des zur Himmelfahrt angekündigten Geleits — der Papst hatte verlangt, daß es aus sieben Männern von hervorragender Bedeutung bestehe, — zu entschuldigen und die Pfingstsynode zu vereiteln. Als Entschuldigungsgrund konnte Heinrich anführen, daß er in einen unausweichlichen Kampf verwickelt sei, der ihn anderen Geschäften entziehe.

Markgraf Liutpold von Österreich hatte im Bunde mit Ungarn und den vertriebenen bayerischen Grafen eine den König bedrohende Stellung eingenommen. Heinrich beabsichtigte, ihm durch einen Angriff zuvorzukommen, zugleich aber seine Widersacher in Schwaben durch einen Einfall zu beschäftigen. Da er den letzteren nicht selbst leiten konnte, übergab er ein aus Bayern, Ostfranken und dem Augsburgischen gesammeltes und durch die aus Churrätien vertriebenen Herren verstärktes Heer dem Grafen Friedrich von Staufen, den er zugleich mit dem Herzogtum Schwaben belehnte und mit seiner Tochter Agnes, obwohl sie noch Kind war, verlobte.

Das Geschlecht Friedrichs war nicht von altem Ruhme, aber es zählte zu den angesehenen des schwäbischen Adels. Die nicht sehr ausgedehnten

[1] Es muß dabei erwogen werden, daß Gregor Sachsen als besonderes Eigentum des heiligen Petrus nach einer angeblichen Schenkung Karls des Großen ansah.

Besitzungen desselben lagen um die Alp, wo sich zwischen dem Rems- und Filstal der Staufenberg stattlich erhebt. Der Vater des neuen Herzogs wurde Friedrich von Büren [1], nach einer Burg zwischen dem Staufenberg und dem Marktflecken Lorch genannt, von der sich noch jetzt Ruinen vorfinden; er vermählte sich mit der im Elsaß reich begüterten Hildegard, und aus dieser Ehe entsprangen mehrere Kinder, welche neuen Glanz in das Geschlecht brachten. Vor allem geschah dies durch den Sohn, welcher den Namen des Vaters trug. Er baute die Burg auf dem Staufen, nach welcher sich das Geschlecht fortan nannte [2]. Er wird zuerst als Graf bezeichnet, vertauschte diesen Titel aber bald genug mit dem herzoglichen; zugleich verband ihn das Glück enge dem königlichen Geschlecht. Seiner Treue und Tapferkeit hatte Friedrich diese schnelle Erhebung zu danken; aber so rasch gewonnene Ehren pflegen nicht ohne Kampf behauptet zu werden, und auch Friedrich wurde mit ihnen ein mühevolles Dasein zuteil.

Denn alsbald erhob Rudolfs Anhang einen anderen Herzog, da Rudolf selbst in der Ferne weilte und seine Gemahlin Adelheid, die als seine Stellvertreterin in den schwäbischen Gegenden während seiner Abwesenheit angesehen war, vor kurzem ihr peinvolles Leben beendet hatte. Ihren jungen Sohn Berthold, dem schon früher von Heinrich die Nachfolge im Herzogtume zugesagt war, führte Welf jetzt mit einigen anderen Großen nach Ulm, wo er ihn zum Herzog wählen und ihm huldigen ließ. Bald nach Welfs Abzug erschien der Staufer mit seinem Heere vor Ulm und besetzte die Stadt, mußte dieselbe aber bald wieder räumen, als Welf mit kriegerischer Macht zurückkehrte. Um den Zähringer fester an sein Haus zu fesseln, vermählte ihm König Rudolf seine Tochter Agnes. Die vereinte Macht des Welfen und Zähringers schien mehr als hinreichend, um das Aufkommen des Staufers niederzuhalten. Der Kampf tobte in Schwaben um Herzog und Gegenherzog fort, besonders litten dabei die Gegenden um Ulm und Augsburg. Schwer seufzte man hier über den Mißstand der Zeiten, wo man zwei Könige, zwei Herzöge und zwei Bischöfe hatte; bald mußte man auch über zwei Päpste seufzen.

Indessen hatte sich König Heinrich gegen Osten gewendet, Liutpolds Mark durchzogen und selbst die Grenzen Ungarns mit seinem Heere überschritten. Zu einem offenen Kampf scheint es nicht gekommen zu sein; aber erfolglos war der Zug nicht, da Markgraf Liutpold seinem Bunde mit Ungarn und Rudolf entsagen mußte. König Ladislaw hatte Grund genug, einer Fortsetzung des Kampfes auszuweichen; denn um dieselbe Zeit war die Macht Boleslaws in Polen, an welcher er bisher eine Stütze gehabt hatte, zusammengebrochen, und er bedurfte Ruhe, um sich in

[1] Jetzt Wäscherschlößchen bei Wäschenbeuern.

[2] Die Burg ist im Bauernkrieg zerstört worden; nur wenige Mauerreste sind noch von derselben erhalten.

seinem eigenen Reich zu sichern. Zur Pfingstzeit kehrte Heinrich nach Regensburg zurück und empfing hier die Legaten des Papstes, die mit dem Patriarchen die Alpen endlich überstiegen hatten. Sie fanden die beste Aufnahme, und der König erklärte sich abermals den Konvent zu fördern bereit; er schlug vor, daß Männer beider Parteien mit den Legaten eine neue Besprechung in Fritzlar halten sollten, um über die Bedingungen desselben dort das Nähere zu bestimmen.

Heinrichs Vorschlag fand Beifall, und abermals beschloß man, in Fritzlar zu tagen. Die Legaten begaben sich dorthin und wurden vom Erzbischof von Mainz mit allen Ehren empfangen. Welf stellte sich mit den Schwaben nicht ein, angeblich weil ihm der König freies Geleit versagte. Auch Ekbert von Meißen und seine Freunde fehlten, da um diese Zeit Herzog Wratislaw von Böhmen einen Versuch machte, sich in den ihm früher zugeteilten Marken festzusetzen (S. 271). Dieser Angriff machte Ekbert, seine Schwiegermutter Adela und ihre ganze Sippe bedenklich, und sie sannen bereits auf einen Vergleich mit Heinrich. Die von Rudolfs Seite zu Fritzlar erschienenen Abgeordneten zeigten sich aus diesen und anderen Gründen von Mißtrauen erfüllt und erklärten, sich erst dann auf weitere Verhandlungen einlassen zu können, wenn Heinrich ihnen durch Geiseln und eidliche Versprechungen genügende Sicherheit böte; sie selbst seien ihm gleiche Bürgschaften zu stellen bereit. Die Gegenpartei weigerte sich, Zugeständnisse zu machen, von denen vorauszusehen war, daß sie der König nicht billigen würde. Aber die Legaten drangen darauf, und man gab ihnen endlich nach; wohl um so eher, als die neue Zusammenkunft, die auf die Zeit nach Mariä Himmelfahrt (15. August) anberaumt war, zu Würzburg, einer Heinrich ganz ergebenen Stadt, stattfinden sollte.

Um die bestimmte Zeit zog Heinrich selbst, von den Legaten, vielen Bischöfen und einem stattlichen Heere begleitet, nach Würzburg. Geiseln hatte er nicht gestellt, und die Sachsen erschienen, wie zu erwarten stand, deshalb nicht auf dem Tage; sie sandten dagegen Botschaft nach Rom, um ihr Verfahren zu rechtfertigen und die Legaten anzuklagen, deren Vertraulichkeit mit Heinrich sie mit Besorgnis erfüllte. Heinrich schob dagegen jetzt alle Schuld, daß die Friedensverhandlungen vereitelt seien, auf Rudolf und die Sachsen; dringend verlangte er, daß die Legaten sofort über sie wegen ihres Ungehorsams gegen die päpstlichen Befehle den Bann verhängen sollten. Er meinte, daß sie dazu mindestens ebenso berechtigt wären wie früher der Kardinal Bernhard zu dem unter ähnlichen Umständen eingeschlagenen Verfahren (S. 381), und wollte Gleiches mit Gleichem vergolten wissen. Aber die Legaten weigerten sich hartnäckig, so weit ihre Aufträge zu überschreiten.

Mit Kriegsmacht war Heinrich ausgezogen und traf nun Anstalten, sogleich die Sachsen in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Rudolf war zu

einem Kampfe nicht hinreichend gerüstet, zog aber dem anrückenden Feinde entgegen. Auf einen Zusammenstoß mit demselben konnte er es nicht ankommen lassen; deshalb wandte er sich alsbald an die weltlichen Fürsten in Heinrichs Lager mit dem Begehren, die Waffen ruhen zu lassen, um die Sache in Güte auszutragen: unter erträglichen Bedingungen sei er entschlossen auf den Konvent einzugehen und wolle sich jeder Entscheidung des Papstes unterwerfen. Rudolfs Worte fanden Gehör. Die weltlichen Fürsten an Heinrichs Seite drangen auf einen Waffenstillstand. Der König widerstrebte, noch mehr die Bischöfe, aber ihr Widerstand brach sich an den Legaten, die beiden Teilen vom Kampfe abzustehen geboten. Ein Waffenstillstand, wie es scheint, auf unbestimmte Dauer, wurde von den Fürsten geschlossen; während desselben sollten Vertrauensmänner von beiden Seiten zusammentreten, um Zeit und Ort des Konvents zu bestimmen. Die Heere zogen ab; Rudolf kehrte im Oktober nach Sachsen, Heinrich nach Bayern zurück.

Von der Zusammenkunft der Vertrauensmänner, von dem Konvent ist dann nicht weiter die Rede gewesen; wohl auf beiden Seiten war man endlich des unseligen Spieles müde, in welches man durch die Forderungen des Papstes immer von neuem verwickelt wurde. Auch die Legaten desselben mußten die Überzeugung gewinnen, daß sie ihre Aufträge nimmermehr ausführen könnten. Sie zogen im Herbste ohne Dank, aber nicht ohne Lohn über die Alpen heimwärts; denn beide Parteien hatten das Gold nicht geschont, um sich Vorteile zu gewinnen. Der Patriarch blieb am Hofe Heinrichs zurück; er war bereits ganz in dessen Interesse gezogen.

Noch immer glaubte der Papst, mit den Mitteln der Politik den Streit schlichten zu können. Schon bald nach der Fastensynode hatte der Herzog Theoderich von Oberlothringen ihm durch die Markgräfin Mathilde seine Dienste angeboten, um einen ihm günstigen Frieden mit dem Könige zu vermitteln: der Papst mußte dieses Anerbieten, da es von einem Manne kam, den er vor kurzem noch exkommuniziert hatte, zurückweisen. Dagegen fand Benno von Osnabrück, als er nach Rom kam, dort keine ungünstige Aufnahme; die Entschuldigungsgründe, die er geltend machte, gewannen Anerkennung. Die Pfingstsynode unterblieb, das Strafverfahren gegen Heinrich wurde vertagt. Von seiner neuen Legation versprach sich der Papst damals noch die besten Erfolge. Die Bemühungen des Patriarchen belohnte er durch ein Dankschreiben vom 16. Juni und durch die Verleihung von Ehrenbezeugungen; zu derselben Zeit wies er die Legaten aufs neue an, das Investiturverbot Heinrich gegenüber nicht in Erwägung zu bringen und nur ihre besonderen Aufträge im Auge zu behalten. Inzwischen drangen aber Rudolf und die Sachsen immer heftiger in den Papst, die Exkommunikation Heinrichs zu erneuern. Wir besitzen ein langes Schreiben, worin sie alle Gründe für die Notwendigkeit der

Exkommunikation erörtern; wahrscheinlich war es für jene vereitelte Pfingstsynode bestimmt, deren eben erwähnt ist. Sie erreichten damit so wenig etwas vom Papste wie mit den Klagen, welche sie gegen das auffällige Benehmen seiner Legaten erhoben. Allerdings sprach er in einem Schreiben vom 1. Oktober sein Bedauern aus, wenn die Legaten ihre Vollmachten überschritten haben sollten, und forderte die Getreuen des heiligen Petrus auf, sich in dem begonnenen Kampf dadurch nicht beirren zu lassen, doch bestimmte Schritte gegen Heinrich vermied er auch jetzt noch und rechtfertigte sein Zögern mit der fast einmütigen Geneigtheit der Italiener für Heinrichs Sache, mit den Vorwürfen übergroßer Härte und Lieblosigkeit, die er sogar unmittelbar an seiner Seite vernehmen müsse.

So zögerte Gregor, bis seine Legaten zurückkehrten. Zuerst erschien Udalrich von Padua in Rom allein; er hatte Petrus von Albano, den anderen Legaten, auf der Reise zurückgelassen. Seine Mitteilungen waren Heinrich durchaus günstig; er bürdete die Schuld, daß der Konvent auf immer neue Hindernisse stoße, vor allen den Sachsen auf. Aber ein Mönch, der als Rudolfs Abgesandter in Rom verweilte, trat ihm entgegen; Petrus wurde darauf beschieden, verhört, und seine Aussagen richteten sich gegen Heinrich. Wie der Papst auch über die Tätigkeit seiner Legaten nun denken mochte, er mußte endlich begreifen, daß er auf dem bisher eingeschlagenen Wege zu keinem anderen Ziele gelangen könne, als die Entscheidung ganz aus den Händen zu verlieren; griff er nicht bald ein, so schlichteten die Fürsten Deutschlands ohne Rom den verderblichen Streit, oder ein glücklicher Waffengang machte einen der beiden Könige vollständig zum Herrn des Reichs, ohne daß es seiner Mitwirkung weiter bedurfte.

Und schon dachte Heinrich an eine neue große Heeresfahrt nach Sachsen und knüpfte dort Verbindungen mit allen an, deren Treue gegen Rudolf zu wanken schien. Kaum von einem Streifzug in die schwäbischen Gegenden zurückgekehrt, begab er sich um Weihnachten nach Franken und feierte das Fest in Mainz. Um ihn sammelte sich hier ein Heer von Bayern, Franken und Schwaben, welche der Staufer führte, von Böhmen unter Herzog Wratislaw, selbst Rittern aus dem fernen Burgund; auch der Patriarch von Aquileja war und blieb in der Nähe des Königs. Mitten im Winter brach Heinrich mit diesem Heere auf, zog durch Hessen und überschritt die Grenzen Thüringens. Er hoffte Rudolf unvorbereitet zu finden, sah sich aber in dieser Hoffnung getäuscht.

Auch Rudolf hatte gerüstet und ein stattliches Heer aus Sachsen zusammengebracht. Freilich verweigerten ihm manche jetzt den Dienst, die noch bei Melrichstadt für ihn das Schwert gezogen hatten. Die Billinger hatten sich schon mit Heinrich vertragen; Adela und der Markgraf Ekbert dachten nur an einen vorteilhaften Frieden; Ekbert folgte wohl dem Heere, aber lediglich um den rechten Moment zu wählen, wo er

Rudolf verlassen könne. Auch Dietrich von Kamburg, der Sohn des Grafen Gero, sagte sich alsbald von dem Gegenkönige los und mit ihm einige andere mächtige Herren, wie Wiprecht von Groitsch. Dennoch hatte Sachsen Rudolf noch große Streitkräfte gestellt; mit einer bedeutenden Macht zog er seinem Widersacher durch Thüringen entgegen, bis er dessen Heer vor sich sah. Im Angesicht desselben ging er aber dann wieder bis gegen die sächsischen Grenzen zurück; er wollte die schlimmen Thüringer nicht abermals wie bei Melrichstadt im Rücken haben.

Heinrichs Scharen ergossen sich nun verheerend über Thüringen; besonders hatten sie es auf die Besitzungen des Mainzer Erzbischofs abgesehen. Erfurt wurde in Brand gesteckt; zwei Kirchen dort eingeäschert, in deren Flammen auch zahlreiche Flüchtlinge ihren Untergang fanden. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg sprachen über Heinrich und seine Anhänger als Tempelschänder aufs neue den Bann aus. Erst in der Nähe der Unstrut, wenig oberhalb der Stelle, wo Heinrich den Sieg bei Homburg erfochten hatte, auf halbem Wege zwischen Mühlhausen und Langensalza, unfern des Dorfs Dorla, fand Heinrich den Feind in fester Stellung, einen Kampf erwartend; er bezog darauf in der Nähe bei dem Dorfe Flarchheim ein Lager. Zwischen beiden Heeren floß ein kleiner Bach, dessen Rand sich auf der Seite nach Dorla zu steil erhob. Hier hatte Otto von Nordheim Fuß gefaßt; denn er wollte zuerst dem Feind entgegentreten, und man erwartete, daß Heinrich hier zunächst den Übergang über den Bach erzwingen würde.

Kein Zweifel kam bei Heinrich auf, daß er jetzt den Feind angreifen müsse; nur wollte er den Kampf nicht da annehmen, wo er ihm angeboten wurde. Er umging den Bach und erschien plötzlich im Rücken des sächsischen Heeres. Rudolf ließ Otto auffordern, schnell seine Stellung zu ändern und der bedrängten Nachhut zur Hilfe zu eilen. Es bedurfte einiger Zeit, ehe Otto die notwendige Schwenkung ausführen konnte; inzwischen hatten Heinrichs Ritter die Nachhut zersprengt und waren schon bis zu den Scharen, welche Rudolf selbst befehligte, vorgedrungen. Ein furchtbares Gemetzel entstand; die Schrecken desselben vermehrte, daß sich ein Wirbelwind erhob und ein so dichtes Schneetreiben entstand, daß man Freund und Feind nicht mehr unterscheiden konnte. Besonders hitzig drangen die Böhmen vor; Herzog Wratislaw kam bis in Rudolfs Nähe und gewann dessen Königslanze, ein kostbares Beutestück, welches in der Folge die böhmischen Herzöge bei feierlichen Gelegenheiten vortragen ließen. Heinrichs Scharen waren entschieden im Vorteil, bis der Kampf plötzlich eine andere Wendung gewann; wie es scheint, dadurch, daß sich Otto noch rechtzeitig mit den Seinen in das Waffengetümmel mischen konnte. Die Scharen Heinrichs stoben plötzlich auseinander; die sich eben noch Sieger geglaubt hatten, dachten alsbald nur an Flucht. Es war ein Wintertag (27. Januar 1080), an dem so zum zweiten Male die Könige

ihre Waffen maßen; erst am Nachmittag hatte die Schlacht begonnen, und in kaum einer Stunde war sie entschieden. Rudolf behauptete das Schlachtfeld und hatte volles Recht, sich des Sieges zu rühmen.

Viel Blut war auf beiden Seiten geflossen. Von den Böhmen allein sollen über dreitausend Mann auf dem Kampfplatz geblieben sein, unter ihnen der Burggraf von Prag; auch von seinen deutschen Leuten verlor Heinrich nicht wenige. Rudolfs Verlust scheint nur gering gewesen zu sein; der vornehmste Mann, der in seinem Heere fiel, war der Burggraf Maginfred von Magdeburg. Er hatte einst den Aufruhr der Sachsen gegen den König schüren helfen, sich dann aber vom weltlichen Leben zurückgezogen. Nachdem er eine Pilgerfahrt nach Jerusalem hatte aufgeben müssen, war er in ein Kloster getreten; aber hier ergriff ihn von neuem die Lust zum Kriegshandwerk, er warf die Kutte ab und eilte in den Kampf für das Sachsenland und den heiligen Petrus, um mit den Waffen in der Hand zu sterben.

Nach der Schlacht war Heinrich in sein Lager zurückgekehrt, aber er fand es von den Sachsen, die während des Kampfes über den Bach gegangen waren, geplündert und die Schildknaben und Troßbuben, die er zum Schutz zurückgelassen hatte, erschlagen. Unverzüglich trat er selbst nun den Rückzug an und suchte, vom Grafen Ludwig von Thüringen unterstützt, schleunigst die hessischen Grenzen zu erreichen. Ihm folgte alsbald sein Heer, wurde aber am Hörselpaß von den nachfolgenden Sachsen, welche die Wartburg — sie wird damals zuerst genannt — besetzt hatten, noch einmal angegriffen. Die Sachsen machten bei diesem Überfall reiche Beute; namentlich kam das kostbare Gerät, welches der Patriarch mit sich führte, in ihre Hände. Die Reste des Heeres entließ Heinrich in Hessen und kehrte dann durch Ostfranken nach Regensburg zurück; sein Plan, in Sachsen einzudringen, war gescheitert, und die erlittene Niederlage mußte sich ihm, dessen Schicksal wesentlich noch immer auf kriegerischen Erfolgen beruhte, noch weiter sehr fühlbar machen.

Aber trotz seines Sieges war auch Rudolfs Lage in Sachsen keine gefahrlose; Heinrich zählte dort bereits viele offene und noch mehr stille Anhänger. Bald mußte Rudolf gegen abtrünnige Bundesgenossen sein Heer wenden, namentlich gegen den Markgrafen Ekbert, Adela und ihren Anhang. Diese wußten, was ihnen drohte, und hatten ihre Burgen befestigt. Rudolf machte ihnen jedoch ihre Vasallen abwendig, nahm ihnen ihre Güter und Lehen und verteilte sie unter seine Freunde. So schien sich seine Stellung in Sachsen doch in kurzem wieder völlig zu befestigen; bald fand er wieder ein Heer zur Fortsetzung des neubegonnenen Kampfes.

Die Nachricht von dem zweiten Waffengange der Könige durchlief die Welt, als zu Rom die Vorbereitungen zu der neuen Fastensynode getroffen wurden. Heinrich sandte zu derselben den Erzbischof Liemar von Bremen

und den Bischof Rupert von Bamberg in Begleitung mehrerer Kleriker ab. Sie nahmen große Geldsummen mit sich, um die Meinung in Rom für Heinrichs Sache zu gewinnen. Auch Udalrich von Padua, bereits ganz in Heinrichs Interesse gezogen, machte sich mit einem Schatz auf den Weg, um damit auf dem ihm wohlbekannten Boden für seinen König zu wirken. Aber sein Geld wurde ihm zum Verderben, ein hochgeborener Wegelagerer überfiel, beraubte und tötete ihn. Die beiden anderen Bischöfe kamen nach Rom, und ihre Aufträge lauteten bestimmt genug: sie sollten nicht sowohl ihren König weiter zu rechtfertigen suchen wie vielmehr die Bannung Rudolfs verlangen und, wenn der Papst länger zögere, ihm mit Absetzung drohen. Für diesen Fall waren sie bereits angewiesen, sich mit den lombardischen Bischöfen über die Wahl eines neuen Papstes zu verständigen. Heinrich durchschaute, daß man zu Rom unter dem Schein der Friedensverhandlungen seine Widersacher zu ermutigen nicht abließ, und wollte nun endlich dem Doppelspiel päpstlicher Politik, welches ihm kaum noch einen Vorteil verhieß, ein Ziel setzen.

Nicht minder drangen die Sachsen auf eine Entscheidung des Papstes. Gleich nach der Schlacht hatte Rudolf einen Boten mit der Siegesnachricht nach Rom gesendet. Kurze Zeit darauf richteten seine Anhänger ein Schreiben an den Papst, worin sie neue Beschwerden über die geringe Unterstützung ihrer Sache durch den Stuhl Petri erhoben; Gott aber, erklärten sie, habe sich Rudolfs angenommen und ihm den Sieg verliehen; der Papst möchte endlich nach so vielen Täuschungen ablassen, weiter Geleit von Heinrich und seinen Genossen zu verlangen. „Eure Herüberkunft zu uns", heißt es in dem Schreiben, „wäre uns ebenso erwünscht, wie sie notwendig ist; aber wir wisser sicher, jene werden Euch niemals in unser Land kommen lassen, ohne sichere Bürgschaften zu erhalten, daß Ihr ihnen ohne Rücksicht auf das Recht Euren Beistand leistet. Die Welt ist voll zahllosen Jammers, und der Streit, der von Euch begonnen und auf Euer Geheiß eröffnet ist, wird durch Euch und Eure Dekrete nicht mehr in Güte beigelegt werden, sondern ist bereits der Entscheidung durch das Schwert anheimgegeben. Darum bitten wir und beschwören wir Euch bei dem Namen des Herrn, daß Ihr nun mit Euren Schmeichelworten und Vertröstungen aufhört, daß Ihr Euch mit dem Eifer der Gerechtigkeit umgürtet und, wenn nicht um unsertwillen, so doch wegen der Ehre des apostolischen Stuhls das Verfahren Eures Legaten bestätigt, und daß Ihr durch Euer Wort und durch Rundschreiben unzweideutig kundtut, woran man sich bei dieser Spaltung der Kirche zu halten habe. Wäre dies längst geschehen, so hätten gewiß die Verteidiger der ungerechten Sache schon so sehr an Kraft verloren, daß sie weder Euch noch uns schaden könnten. Stehet davon ab, über ausgemachte Dinge unbestimmte und zweideutige Erklärungen abzugeben, die bisher uns nur insoweit zu begünstigen schienen, als es möglich war, ohne Eure Feinde gegen Euch zu erbittern.

Sicher ist, daß Ihr die Euch anvertraute Kirche aus ihrem Elend nur dann retten könnt, wenn Ihr Euch entschließt, ihrer Feinde Feindschaft zu tragen." Die Rücksichten auf die Italiener, welche der Papst in seinem letzten Erlaß geltend gemacht hatte, wollten die Sachsen offenbar nicht gelten lassen, und ihre Gesandten, welche zur Fastensynode nach Rom kamen, werden eine noch entschiedenere Sprache geführt haben, als sich in dem Schreiben findet.

Der Papst mußte endlich aus seiner zuwartenden Haltung treten, wenn er nicht mit beiden Parteien in Deutschland völlig zerfallen, auf die Entscheidung der Dinge dort allen Einfluß verlieren wollte. Es war ganz richtig, wenn die Sachsen sagten, daß sich Heinrich nie auf einen Friedenskonvent einlassen würde, wenn man ihm nicht Sicherheiten für einen ihm günstigen Ausfall böte. Aber nicht minder ist sicher, daß auch sie allen Maßregeln des Papstes sich widersetzten, wenn dadurch die Wahl von Forchheim gefährdet schien, und daß sie einem Heinrich günstigen Spruch des Papstes oder seiner Legaten sich nimmer gefügt haben würden. Niemand wollte sich ernstlich einer ihm unerwünschten Entscheidung des Papstes beugen: und wozu anders hatte das verworrene Spiel seiner zweideutigen Politik geführt, als daß dennoch Ströme deutschen Blutes flossen und die Kräfte unseres Volks sich im inneren Kriege vergeblich aufrieben? Das war das einzige Ergebnis dieser endlosen, verwickelten Negoziationen des römischen Oberpriesters, die nicht einmal ihm selbst den erwarteten Vorteil gewährten. Die Fäden, die er immer feiner gedreht hatte, zerrissen endlich in seiner Hand. Er, der das Deutsche Reich seinem freien Urteilsspruche unterwerfen wollte, mußte jetzt den rechtmäßigen König aufgeben, mit dem er so lange ein Abkommen zu treffen versucht hatte, er mußte, wenn er nicht ganz verlassen sein wollte, offen die Sache des Gegenkönigs und seiner Partei ergreifen. Die Bahn, auf der er bisher gewandelt hatte und ferner wandeln wollte, mußte er notgedrungen verlassen. Aber er tat entschlossen den unvermeidlichen Schritt. Mutig betrat er den neuen Lebensweg, obwohl er ihn in das Verderben führte, ihn immer weiter von dem Ziele entfernte, welches einem Kirchenfürsten gesteckt ist.

Es ist ein trauriges Kapitel der deutschen Geschichte, welches wir hier zu schreiben hatten, doch ist das Studium desselben nicht unnützlich. Selten ist so deutlich zutage getreten, wie töricht Deutsche handeln, wenn sie sich als Spielball römischer Politik benutzen lassen.

3. Spaltung in Kirche und Reich

Erneuerung des Bannes über Heinrich IV.

Die Fastensynode versammelte sich zu Rom in den ersten Tagen des März. Fünfzig Erzbischöfe und Bischöfe, eine große Zahl Äbte und Kleriker hatten sich zu derselben eingefunden; es waren meist Italiener und Franzosen. Mit großer Festigkeit trat der Papst in der Synode auf; nie war er kampfbereiter erschienen. Die Jungfrau Maria selbst soll ihn in einem Gesicht aufgefordert haben, gegen den Widersacher der Kirche jetzt ohne Rücksicht den Bann der Kirche aufs neue zu schleudern.

Zunächst ging der Papst in den Maßregeln gegen die Investitur rücksichtslos weiter; zum erstenmal wurden jetzt auch diejenigen, welche die Investitur erteilten, Kaiser, Könige, Herzöge, Grafen und die anderen weltlichen Gewalten, wenn sie bei dem Brauche beharrten, mit dem Bann bedroht. Eine andere kaum minder wichtige Bestimmung für die Besetzung der geistlichen Ämter wurde veröffentlicht: diese sollte unter Beaufsichtigung und mit Zustimmung des apostolischen Stuhls oder des Metropoliten durch freie Wahl des Klerus und der Gemeinde erfolgen; wenn aber die Wähler durch weltliche Interessen sich leiten ließen, sollten sie ihr Recht verlieren und die Besetzung der Stelle dem apostolischen Stuhl oder dem Metropoliten zufallen.

Dann wurde eine Reihe von Strafurteilen erlassen. Die Erzbischöfe von Mailand, von Ravenna und von Narbonne wie den Bischof von Treviso traf aufs neue der Bann. Auch den Normannen wurde diese Strafe abermals angedroht, wenn sie weiter in den Ländern des heiligen Petrus um sich griffen, namentlich im Herzogtum Spoleto, in der Mark von Fermo und im Beneventanischen. Dennoch zeigte der Papst gegen die aufsässigen Vasallen des apostolischen Stuhls jetzt mehr Rücksicht als bisher; er wußte, daß er sich bald nach ihrem Beistande werde umsehen müssen.

Endlich und vor allem wurde die Sache Heinrichs verhandelt. Gegen ihn traten die Gesandten Rudolfs mit den schwersten Anklagen vor der Synode auf. „Im Auftrage des Königs Rudolf und seiner Fürsten",

sagten sie, „klagen wir Gott und dem heiligen Petrus, dem apostolischen Vater und dem gesamten hochheiligen Konzil, daß jener Heinrich, den ihr kraft eures apostolischen Berufs des Reichs entsetzt habt, dasselbe gegen euer Verbot gewalttätig an sich gerissen, alles mit Feuer und Schwert verwüstet, Erzbischöfe und Bischöfe aus ihren Sitzen mit gottloser Grausamkeit verjagt und ihre Güter seinen Helfershelfern zu Lehen gegeben hat. Durch seine Tyrannei kam der Erzbischof Wezel von Magdeburg frommen Andenkens um das Leben, und den Bischof Adalbert von Worms martert er gegen den Befehl des apostolischen Stuhls noch heute im Kerker. Viele Tausende sind durch seine Anhänger getötet, zahlreiche Kirchen nach Entwendung der Reliquien eingeäschert und völlig zerstört worden. Unberechenbare Frevel hat dieser Heinrich gegen unsere Fürsten begangen, weil sie, dem Befehl des apostolischen Stuhles folgend, ihm nicht als König gehorsamen wollten, und der Konvent, welchen ihr zur Ermittelung der gerechten Sache und zur Friedensstiftung im Reiche angeordnet hattet, unterblieb nur durch die Schuld Heinrichs und seiner Genossen. Deshalb bitten wir demütig um die Gnade, daß ihr die dem verruchten Kirchenräuber gebührende Strafe zu verhängen um unsert- oder vielmehr um der heiligen Kirche willen nicht weiter unterlaßt."

Auch Heinrichs Gesandte erschienen vor der Synode. Wie ihnen der Papst aber vorher schon jedes Gehör verweigert hatte, wollte man sie auch hier nicht zu Wort kommen lassen. Wieviel sich gegen die Anklage der Sachsen einwenden ließ, man verwehrte ihnen jede Einrede. Sie beriefen sich auf die kanonischen Bestimmungen, welche eine mehrmalige Vorladung des Angeklagten verlangten, um ihm die Möglichkeit der Rechtfertigung zu geben; der Papst selbst hatte sich früher mehrfach auf diese Bestimmungen bezogen, jetzt wollte er nichts von ihnen mehr hören. Man drohte den Bischöfen von Bremen und Bamberg mit den Schwertern, wenn sie den Zorn der Versammlung ferner reizen würden. So unterließen sie, dem Papste die Absetzung anzukündigen, wenn er ihrem Könige aufs neue an die Krone greifen würde; das Schicksal, welches Roland hier vor vier Jahren erlitten hatte, stand ihnen vor Augen.

Was geschehen mußte, geschah. Am Schluß der Synode — er erfolgte am 7. März — erneuerte der Papst den Bannfluch gegen Heinrich und schleuderte ihn zugleich gegen alle Anhänger des Königs. In der eigentümlichen Form eines Gebets an die Apostelfürsten sprach er das Anathem über den König aus und ergriff zugleich von der Weltherrschaft, die er mit der Herrschaft über die Kirche als Nachfolger des heiligen Petrus nach seiner Meinung überkommen hatte, in feierlichster Weise Besitz. Nie hat Gregor die schrankenlose Gewalt, die er in seine Hand gelegt glaubte, und die das Kaisertum mit dem Papsttum gleichsam verbinden mußte, offener vor der Welt in Anspruch genommen. Indem er dies tat, glaubte er, zugleich seinen ganzen Lebenslauf darlegen zu müssen,

damit darüber kein Zweifel bleibe, daß er nie nach eigener Ehre gestrebt habe, sondern in allen seinen Handlungen nur dem Gebot des Apostels gefolgt sei, daß er auch jetzt nicht nach seines Herzens Gelüsten, sondern in Vollmacht der Apostel handle.

„Heiliger Petrus," hub Gregor an, „du Fürst der Apostel, und du Lehrer der Heiden, heiliger Paulus, neiget eure Ohren, ich bitte euch, zu mir und höret mich gnädig an. Ihr, die ihr die Schüler und Jünger der Wahrheit seid, steht mir bei, daß ich vor euch ohne alle Falschheit, die ihr verabscheut, die Wahrheit rede, auf daß meine Brüder um so williger mir beipflichten und klar erkennen, daß ich, nur auf euch nächst Gott und seiner Mutter der Jungfrau Maria vertrauend, den Bösen entgegentrete, euren Getreuen aber Beistand gewähre. Denn ihr wißt, daß ich nicht gern in den heiligen Stand getreten und wider meinen Willen einst mit Papst Gregor über die Alpen gezogen, aber noch widerwilliger mit Papst Leo, meinem Herrn, zu eurer eigenen Kirche zurückgekehrt bin. In derselben habe ich euch nach dem Maß meiner Kräfte gedient und bin dann mit dem höchsten Widerstreben, unter Schmerzen, Seufzern und Klagen, ohne alle Würdigkeit, auf euren Thron erhoben worden. So habe ich nicht euch, sondern ihr habt mich erwählt und die schwere Bürde eurer Kirche auf meine Schultern gelegt. Und da ihr mir gebotet, auf einen hohen Berg zu steigen und laut zu verkündigen dem Volke Gottes ihr Übertreten und den Söhnen der Kirche ihre Sünde [1], begannen sich gegen mich die Glieder des Satans zu erheben und suchten, nach meinem Blute verlangend, ihre Hände an mich zu legen. Es standen auf die Könige im Lande, die Fürsten der Welt und der Kirche, und die Leute am Hofe und auf den Gassen ratschlagten miteinander wider den Herrn und euch, seine Gesalbten, und sie sprachen: ‚Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihr Joch' [2]; auf alle Weise traten sie mir entgegen, um mich durch Tod oder Verbannung aus dem Wege zu räumen. Besonders aber erhob seine Hand gegen eure Kirche jener Heinrich, den sie einen König nennen, der Sohn Kaiser Heinrichs; er verschwor sich mit vielen Bischöfen jenseits der Alpen und in Italien, um mich zu stürzen und sich die Kirche zu unterwerfen. Aber eure Gewalt widerstand seinem Hochmut, eure Macht warf ihn zu Boden. Denn tief erniedrigt kam er in der Lombardei zu mir und bat um Lösung vom Banne. Da ich ihn in seiner Erniedrigung sah und er mir viele Versprechungen gab, sein Leben zu bessern, nahm ich ihn wieder in die Gemeinschaft der Kirche auf, ohne ihn jedoch wieder in das Reich, dessen ich ihn auf einer römischen Synode entkleidet hatte, wieder einzusetzen, und ohne zu gebieten, daß diejenigen, die ihm den Treueeid geleistet hatten oder leisten sollten, nachdem ich sie auf derselben Synode von diesem Eide entbunden, ihn fortan wiederum halten

[1] Jesais 58, 1.
[2] Psalm 2, 2. 3.

sollten. Und dies unterließ ich, um den Streit zwischen ihm und jenen Bischöfen und Fürsten jenseits der Alpen, die ihm auf Befehl eurer Kirche widerstanden, nach dem Rechte entscheiden oder den Frieden vermitteln zu können, wie mir dies Heinrich selbst eidlich durch zwei Bischöfe zugestanden hatte. Die erwähnten Bischöfe und Fürsten jenseits der Alpen verzweifelten aber an ihm, als sie vernahmen, daß er die mir gegebenen Versprechungen nicht halte, und wählten ohne meinen Rat — ihr seid meine Zeugen — den Herzog Rudolf zu ihrem Könige. Eiligst schickte darauf König Rudolf zu mir einen Boten und zeigte mir an, daß er gezwungen die Regierung des Reichs übernommen, aber bereit sei, mir in allen Stücken zu gehorchen. Zu größerer Sicherheit wiederholte er diese Zusage immer aufs neue und erbot sich auch, seinen Sohn und den Sohn seines Getreuen, des Herzogs Berthold, als Geiseln zu stellen, um sein Versprechen so zu verbürgen. Inzwischen begann Heinrich, mich mit Bitten zu bestürmen, ihm gegen Rudolf meinen Beistand zu leihen. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich es gern tun würde, nachdem ich beide Teile gehört und erfahren hätte, auf wessen Seite das größere Recht sei. Aber er meinte mit eigener Kraft seinen Widersacher überwinden zu können und achtete nicht meiner Antwort. Erst als er inne wurde, daß er ihn nicht, wie er gehofft hatte, zu überwinden vermöge, kamen die beiden Bischöfe von Verdun und Osnabrück, die ihm anhingen, nach Rom und baten vor einer Synode im Namen Heinrichs, daß ich die Sache nach dem Rechte entscheiden möchte, und auch die Gesandten Rudolfs willigten hierein. Unter Gottes Eingebung, wie ich glaubte, bestimmte ich darauf in derselben Synode, daß jenseits der Alpen eine Versammlung gehalten werden solle, um entweder einen Frieden aufzurichten oder wenigstens zu ermitteln, wer von beiden die gerechtere Sache habe. Denn ich wollte — ihr, meine Väter und Herren, seid mir dessen Zeugen — bis auf den heutigen Tag stets nur die Partei unterstützen, welche die gerechtere Sache hatte. Und weil ich meinte, daß der minder berechtigte Teil die Versammlung, wo das Recht zur Entscheidung kommen mußte, zu hindern suchen würde, exkommunizierte und bannte ich jedermann, der sich, ob König, Herzog, Bischof oder wer sonst, der Versammlung auf irgendeine Weise widersetzen sollte. Heinrich aber, ohne vor der Gefahr des Ungehorsams, der Abgötterei ist[1], zurückzubeben, hinderte die Versammlung, brachte dadurch die Exkommunikation auf sein Haupt und band sich mit den Banden des Fluchs; überdies ließ er eine große Zahl Christen morden, Kirchen zerstören und gab fast das ganze Reich der Zerstörung preis. Deshalb schließe ich im Vertrauen auf die Gerechtigkeit und das Erbarmen Gottes und seiner liebreichen Mutter, der Jungfrau Maria, gestützt auf euer Ansehen, jenen Heinrich, den sie König nennen, und alle seine Anhänger von der Kirchengemeinschaft aus und binde sie mit den Banden des Fluchs; zum zweiten

[1] 1. Buch Samuelis 15, 23.

Male untersage ich ihm die Regierung Deutschlands und Italiens im Namen des allmächtigen Gottes und in eurem Namen, entziehe ihm jede königliche Macht und Gewalt, gebiete, daß ihm kein Christ als einem König gehorche, und alle, die ihm, als dem Herrn des Reichs, geschworen haben oder noch schwören werden, spreche ich von ihrem Eide los. In jedem Kampfe unterliege Heinrich fortan mit den Seinen, und nie kröne hienieden seine Waffen der Sieg! Damit aber Rudolf, welchen die Deutschen in treuer Gesinnung gegen euch zum König erwählt haben, das Deutsche Reich bewahren und regieren könne, gebe, gewähre und verleihe ich in eurem Namen allen denen, die getreulich zu ihm halten, Erlaß aller ihrer Sünden und spende ihnen im Vertrauen auf euch euren Segen für dieses und für das zukünftige Leben. Denn mit gleichem Recht, wie Heinrich wegen seines Hochmuts, seines Ungehorsams und seiner Falschheit der königlichen Würde entsetzt wird, wird Rudolf wegen seiner Demut, seines Gehorsams und seiner Wahrhaftigkeit die königliche Macht verliehen. Und so laßt nun, ihr hochheiligen Väter und Fürsten, alle Welt klar erkennen, daß ihr, wenn ihr im Himmel binden und lösen könnt, so auch auf Erden Kaisertümer und Königreiche, Fürstentümer und Herzogtümer, Markgrafschaften und Grafschaften und alles, was Menschen besitzen, nach seinem Verdienst einem jeden zu geben und zu nehmen vermögt. Denn oft habt ihr Patriarchate und Primate, Erzbistümer und Bistümer den Bösen entrissen und den Frommen gegeben, und wenn ihr über Geistliches richtet, wieviel mehr müßt ihr nicht über Weltliches Macht besitzen? Wenn ihr über die Engel, die über alle die stolzen Fürsten gebieten, richten werdet[1], was vermögt ihr erst über die Knechte jener? Die Könige und alle Fürsten der Welt mögen nun erfahren, was ihr seid, und was ihr vermögt, und fortan sich scheuen, euren Befehl zu verachten. Vollziehet aber schnell euer Gericht an jenem Heinrich, damit alle Welt erkenne, daß er nicht durch Zufall, sondern durch eure Macht untergeht, wo möglich zu seiner Buße, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn!“[2].

So sprach der Papst, und seine Worte wurden sogleich niedergeschrieben, um in aller Welt verbreitet zu werden. Kaum gibt es Merkwürdigeres als diese Rede, die Gebet, Geschichtserzählung und Urteilsspruch in einem ist, in welcher sich die persönliche Rechtfertigung des Papstes mit der offenen Proklamation der Allgewalt des Nachfolgers und Stellvertreters Petri seltsam verbindet. Staunenswert ist die Mischung nüchterner Reflexion mit höchster Ekstase. Schwer wird man sich entscheiden, ob die parteiische Darlegung der Streitigkeiten mit Heinrich, in welcher fast mehr verschwiegen als gesagt ist, kluger Berechnung oder unfreiwilliger Täuschung zuzuschreiben ist. Berechnet genug freilich erscheint es, wenn Heinrich Deutschland und Italien abgesprochen, Rudolf

[1] 1. Kor. 6, 3.
[2] 1. Kor. 5, 5.

dagegen nur als deutscher König anerkannt wird; Gregor wußte nur zu gut, wie die Anhänger Rudolfs jedes seiner Worte zu wägen pflegten. Aber dann meint man am Schluß, die Worte eines Propheten zu vernehmen, dem die Gerichte Gottes vor Augen liegen. Gregor erwartet, daß die Apostel alsbald ihre Macht beweisen und den Ungehorsamen zu Boden strecken werden; des Sieges sicher, sieht er auf den Feind herab, der eine Macht anzugreifen wagt, die über Kaisertümer, Königreiche, Fürstentümer und jeden Besitz hienieden verfügt. In derselben Siegesgewißheit verkündigte er am Tage nach Ostern, als er in der Peterskirche den Bann erneuerte, den nahen Untergang Heinrichs; wäre dieser, sagte er, nicht bis zum Peter-und-Paul-Tage (29. Juni) tot oder entsetzt, so solle fortan seinen Worten niemand mehr Glauben schenken.

Eins vor allem war klar, daß der Papst sich jetzt jede Möglichkeit einer Aussöhnung mit Heinrich abgeschnitten hatte, daß der König, solange er aufrecht stand, fortan jedes Mittel des Widerstandes rücksichtslos gegen ihn anwenden würde. Sieg oder Untergang? So lag die Frage offen für Heinrich wie für Gregor; jede Vermittlung war von nun an unmöglich.

Es entging dem Papste nicht, daß sich die Schrecken des Kampfs nun bald auch den Mauern Roms nahen und den apostolischen Stuhl umlagern würden, und wie stark sein Vertrauen auf die Hilfe der Apostel war, er sah sich doch auch sofort nach irdischem Beistand für die Stunden der Gefahr um; selbst seinem bittersten Feinde reichte er die Hand, um in ihm einen Kampfgenossen zu gewinnen. Es war nicht das Geringste an dem außerordentlichen Mann, daß er, durch die Not auf eine Bahn getrieben, deren Gefahren er vollauf kannte, und die er deshalb solange gemieden hatte, sie nun doch mit unerschrockenem Mute betrat. Noch einmal erwachte die ganze Energie seines Charakters, die man in den letzten Jahren oft vermißt hatte; ja er konnte jetzt selbstbewußter erscheinen als jemals zuvor.

In seinem Systeme hatte Gregor nichts geändert, nur die letzten Konsequenzen desselben waren deutlicher zutage getreten. Er wollte die Herrschaft der römischen Kirche, wie er sie längst gewollt, aber die Verhältnisse zwangen ihn, zu anderen Mitteln zu greifen, als er bisher angewendet hatte. Was die Politik nicht leistete, sollten die Waffen erreichen. Bisher hatte er Heinrich zu unterwerfen gehofft, jetzt galt es, ihn zu vernichten.

Die Wahl Wiberts zum Gegenpapst

Schwerlich irrt man in der Annahme, daß in Gregors Sinne die Vernichtung Heinrichs zugleich die Aufhebung der deutschen Herrschaft in Italien gewesen wäre. Wir wissen, wie in der letzten Zeit dort alles

nach selbständiger Entwickelung strebte, wie wenig bisher Heinrich seine Macht jenseits der Alpen hatte befestigen können. Und doch war die Stimmung Italiens Gregor — wir wissen es aus seinem eigenen Munde — nichts weniger als günstig; gerade aus Furcht vor einer geistlichen und weltlichen Übermacht des Papsttums schloß sich Italien wieder enger an den Erben des Kaisertums an. Nicht einmal Roms war der Papst völlig sicher, und die Lombardei stand ihm geradezu feindselig gegenüber. Alle seine Bannflüche über die abtrünnigen Bischöfe verhallten am Po ohne Wirkung. Vergebens suchte er der Pataria neue Lebenskräfte zu geben; die städtischen Bevölkerungen schienen des Kampfes mit ihren Bischöfen endlich müde zu sein; selbst Mailand hatte sich Thedald von neuem unterworfen. Es bedurfte nur eines Wortes von Heinrich, um das obere Italien zum offenen Abfall von Gregor zu bewegen, um eine neue Kirchenspaltung hervorzurufen. Und dieses Wort hatte der König, als er seine Gesandten zur Synode entließ, bereits gesprochen.

Sobald der Papst den Bann erneuert hatte, erhob sich die Bewegung gegen ihn im ganzen Norden der Halbinsel: es erforderte geringe Anstrengungen von seiten der Bischöfe von Bremen und Bamberg, um sie zu steigern. In Tuscien empörten sich die Massen gegen die große Gräfin, die Freundin des Papstes; eine königliche Partei trat zusammen, an deren Spitze sich der Markgraf Albert und der Graf Boso stellten. Kaum erreichten Heinrichs Gesandten die Lombardei, so hatte sich auch hier schon alles gegen den Papst erklärt; Ravenna und die Romagna waren ohnehin längst der Mittelpunkt jener Partei, welche den Papst und die Patarener mit dem tödlichsten Hasse verfolgte. Als Heinrichs Gesandte die Fürsten Italiens auf den Juni nach Brixen beriefen, um dort mit dem König und seinen Getreuen Maßregeln gegen Hildebrands Vermessenheit zu treffen, fanden sie die meisten bereit, ihrem Rufe zu folgen. Denn es war klar, daß Heinrich jenes Werk jetzt wieder aufnehmen wollte, welches einst mit zaghafter Hand seine Mutter angegriffen, aber bald wieder aufgegeben hatte. Das war es, was man längst in Italien von Heinrich gefordert hatte; kein Zweifel war, daß man ihn, sobald er Gregor und der Reformpartei mutig entgegentrat, mit aller Kraft unterstützen würde.

Eine merkwürdige Anklageschrift gegen Gregor besitzen wir aus dieser Zeit. Ihr Verfasser ist Petrus Crassus, ein Mann weltlichen Standes, welcher der damals blühenden Rechtsschule zu Ravenna angehörte. Der nächste Zweck seiner Schrift ist, zu zeigen, wie Gregor alle kirchlichen und weltlichen Gesetze durch seine Auflehnung gegen den König verletzt habe, so daß das entschiedenste Einschreiten gegen den aufrührerischen Mönch Pflicht sei; daneben werden auch die Patarener und die Sachsen wegen ihrer Teilnahme an der Rebellion angeschuldigt. Nicht allein Bibelsprüche und Aussprüche der Kirchenväter finden sich hier in gewohnter Weise gegen Gregor angeführt, sondern auch in großer Zahl Stellen aus

dem Justinianischen Recht[1]. Die alten Majestätsgesetze der Römer benutzt der Verfasser als Waffe gegen Gregor, ja beutet Bestimmungen des Privatrechts über Besitz, Verjährung usw. zu dem Beweise aus, daß, da Heinrich das Reich nach Erbrecht besitze, jeder, der seine Gewalt ihm raube, sich einen Eingriff in einen ihm zustehenden Besitz erlaube und darnach zu bestrafen sei. Zu derselben Zeit ergriff auch der alte Bischof Benzo von Alba, der endlich die letzte Stunde seiner alten Widersacher gekommen glaubte, wieder die Feder, um in seinen wunderlichen, halb prophetischen Ergüssen Heinrich als Retter Italiens zu begrüßen und seine Mitbrüder zu mutigen Entschlüssen fortzureißen.

Andere Wirkungen des Banns mochte Gregor in Italien kaum vermuten. Sicher aber erwarteten er und die Sachsen, daß in Deutschland jetzt ein ähnlicher Abfall von dem gebannten Fürsten stattfinden würde wie vier Jahre zuvor. Aber kaum ist je eine Täuschung größer gewesen. Heinrichs Partei, die hier nun schon geraume Zeit mit ihm gelitten und gestritten hatte, war bereits so fest geschlossen, daß Worte und Briefe von Rom sie nicht mehr aufzulösen vermochten. Unseres Wissens verlor durch den erneuten Bannfluch Heinrich nicht einen seiner Anhänger; sie scharten sich vielmehr nur fester um ihn und übertrugen allen Ingrimm, den sie längst gegen die Sachsen und ihren König hegten, nun auch auf den Papst, den Bundesgenossen des meineidigen Vasallen. Die Mehrzahl der deutschen Bischöfe stand jetzt auf Heinrichs Seite, und hatten diese längst das Treiben des mönchischen Politikers, der ihnen als Nachfolger Petri seinen Willen aufdrängen wollte, mit Unwillen betrachtet, so steigerte dieser Unwille sich nun zum bittersten Haß. Mehrere von ihnen waren Ostern (12. April) in Bamberg versammelt, wahrscheinlich feierte auch Heinrich selbst dort das Fest; kaum verbreitete sich hier die Kunde von der neuen Bannung des Königs, so ergossen sie sich in Schmähungen gegen den falschen Papst und kündigten ihm öffentlich während der Festfeier den Gehorsam auf. Gleich den Lombarden waren auch sie jetzt einen Gegenpapst einzusetzen entschlossen.

Was Ostern in Bamberg von einigen deutschen Bischöfen geschehen, sollte Pfingsten in Mainz von allen, die gleiche Gesinnungen hegten, wiederholt werden. Neunzehn Erzbischöfe und Bischöfe versammelten sich hier am Hofe des Königs, entsetzten ohne Beobachtung der kanonischen Formen Gregor und beschlossen, einen anderen Papst an seiner Stelle auf den Stuhl Petri zu erheben; die gegenwärtigen weltlichen Fürsten traten dem Beschlusse bei. Sofort beeilte man sich, von diesem Schritte durch Gesandte und Briefe den Italienern Nachricht zu geben.

Mehrere dieser Briefe, beredte Zeugnisse für die damaligen Zustände, sind uns erhalten. Bischof Huzmann von Speier schrieb an die Lom-

[1] Besonders aus dem Kodex und den Institutionen; auch aus den Digesten wird eine Stelle zitiert, aber irrig.

barden: „Durch die Wirren des Reichs, die Schwächung des Königtums und die unsichere Lage der Kirche tief bekümmert, pflog ich mit den anderen Fürsten zu Mainz Rat, wie die Wirren des Reichs beseitigt, die königliche Gewalt hergestellt und der Kirche, damit sie nicht völlig Schiffbruch leide, Beistand gewährt werden könne. Wir wußten aber dafür keine Abhilfe zu finden, wenn nicht das Haupt der verderblichen Schlange abgeschlagen werde, die mit ihrem giftigen Hauch dies alles hervorgerufen und bisher gefordert hat. Denn bleibt die wirkende Ursache, wie soll die Wirkung selbst beseitigt werden? Nach reiflicher Beratung faßten wir deshalb den unumstößlichen Beschluß, daß Hildebrand, der Erschleicher des apostolischen Stuhls, der fluchwürdige Zerstörer göttlicher und menschlicher Gesetze, unter Gottes Beistand für immer abzusetzen und ein anderer durch Wahl auf den apostolischen Stuhl zu erheben sei, der das Zerstreute sammelt, das Gebrochene heilt, der nicht nach Zwietracht und Kampf, sondern nach Frieden in der heiligen Kirche wie ein guter Hirt trachtet. Vor der Durchführung dieser Sache möget Ihr nicht deshalb zurückschrecken, weil wir früher in einer ähnlichen Angelegenheit selbst für uns den sicheren Hafen gesucht haben, während wir Euch gefahrvollen Stürmen überließen. Handelt vielmehr wie Männer und schreitet in der Hoffnung auf den Herrn mutig vorwärts, denn Ihr seid sicher, daß eher die Keule der Faust des Herkules zu entwinden ist, als wir uns von Euch in dieser Sache trennen werden." In ähnlicher Weise schrieb Bischof Dietrich von Verdun an alle Fürsten, Kleriker und Laien des römischen Reichs über Hildebrand, „der den Meineid Treue, die Treue Frevel nennt und, weil sein Vater der Lügner von Anbeginn ist, in allem lügt und in allem der Wahrheit widerstrebt". Wohl die stärksten Ausfälle finden sich in einem Schreiben des Erzbischofs Eigilbert von Trier, der schon seit längerer Zeit wegen der Einsprache Gregors die Weihe nicht erhalten konnte; er versagt ihm nicht allein den päpstlichen Namen, sondern will ihn nicht einmal mehr als Christen anerkennen, da er am wahren Leib und Blut Christi im Abendmahl zweifle, nur nach Blutvergießen trachte und das Volk gegen seinen König und Herrn in die Waffen rufe. Diesseits wie jenseits der Alpen tobte man in Flüchen gegen den herrschsüchtigen Mönch.

Heinrich eilte von Mainz nach Brixen; ihn begleiteten seine Gemahlin, einige ergebene Bischöfe, wie Benno von Osnabrück, Konrad von Utrecht, Meginward von Freising, Norbert von Chur, Diedo von Brandenburg, und ein großes Gefolge edler Herren. Zugleich stellte sich hier der Bischof Burchard von Lausanne, damals Kanzler Italiens, ein, ebenso Liemar von Bremen und Rupert von Bamberg, welche die Sache des Königs in Italien bisher glücklich geführt hatten. Ihrer Einladung nach Brixen war eine nicht geringe Zahl lombardischer Bischöfe und Herren gefolgt. Es kam der Erzbischof Thedald von Mailand und führte den kleinen Konrad dem Vater wieder zu, dann der Patriarch von Aquileja, der sich

jetzt offen auf die Seite des Königs stellte, vor allen aber Erzbischof Wibert von Ravenna, schon seit geraumer Zeit der entschlossenste Vorkämpfer gegen die Gregorianer, jetzt zum Gegenpapst ersehen. Auch einige römische Große sollen sich eingefunden haben. Man begegnete sich auf dem Grund und Boden Bischof Altwins, dessen Treue gegen Heinrich hinreichend erprobt war, inmitten der Alpen, wo die Grenzen Deutschlands und Italiens nahe rücken, an einem kleinen Ort zwischen hohen Felsen, wo, wie ein Zeitgenosse sagt, ewig Hunger und Kälte herrschen und das Christentum kaum noch bekannt ist.

Hier wurde am 25. Juni 1080 eine Synode gehalten, die nach dem Willen Heinrichs folgenschwere Beschlüsse zu fassen hatte. Als der Ankläger Gregors trat abermals der Kardinal Hugo auf. Längst aus Rom vertrieben und das Gnadenbrot Wiberts essend, spielte er noch die Rolle des Römers, ja er gab vor, das gesamte Kardinalkollegium in sich darzustellen. Wie einst in Worms, stellte er jetzt wiederum das ganze Leben des Papstes als ein Gewebe von Verbrechen und Schandtaten dar. Eines solchen Anklägers bedurfte es kaum in einer Versammlung, die vorweg jede Schuld auf Gregor zu lasten bereit war; einen Anwalt konnte er ohnehin in derselben nicht finden. Man hörte nur *eine* Stimme, daß der König das ihm übertragene weltliche Schwert zur Strafe über den Übeltäter zücken müsse, und beschloß nach dem Vorgange der Bischöfe in Mainz, daß der rebellische Mönch abzusetzen und, wenn er nicht freiwillig vom Stuhle Petri herabsteige, der ewigen Verdammnis zu überliefern sei.

Das Absetzungsdekret, vom Kardinal Hugo abgefaßt, verhängt über „Hildebrand, den verwegensten Menschen, der Kirchenraub und Brand predigt, Meineid und Mord verteidigt, den katholischen und apostolischen Glauben von dem Leib und Blut des Herrn in Frage stellt, den Irrlehren Berengars anhängt, auf Gesicht und Träume baut, die Geister der Toten beschwört und einen Wahrsagergeist hat" die höchsten Strafen der Kirche. Das Dekret ist von 27 Bischöfen unterzeichnet[1], außerdem in erster Stelle von Hugo und in letzter Stelle vom Könige. Benno von Osnabrück hat seine Unterschrift nicht geliehen; es wird erzählt, daß er sich durch eine List den Verhandlungen, deren Gesetzmäßigkeit er mit gutem Grund bezweifelte, zu entziehen wußte. Er verkroch sich in eine Nische im Altar und zog den Vorhang derselben vor, um unbemerkt zu bleiben. So meinte er sein Gewissen zu retten, und Heinrich wollte dasselbe nicht beschweren; er erhielt sich dadurch in Benno, obwohl dessen Meinung längere Zeit schwankte, schließlich doch einen treuen Anhänger. Noch zwei andere Bischöfe scheinen ähnliche Bedenken wie Benno gehegt zu haben; denn es erhellt aus dem Dekret selbst, daß dreißig Bischöfe auf der Synode anwesend waren, also drei die Unterschrift versagten.

[1] Neunzehn Bischöfe gehören Italien an, sieben Deutschland, einer Burgund.

Wie über Gregor wurde nun auch über König Rudolf, Herzog Welf und ihre Anhänger der Bann ausgesprochen. Diese Synode verweigerte Heinrich nicht, was er so oft vergeblich in Rom zu erreichen gesucht hatte. Aber damit war Heinrich nicht befriedigt. Hatte Hildebrand ihm einen Gegenkönig entgegengestellt, so sollte die Synode jenem jetzt einen Gegenpapst setzen; in jedem Betracht wollte er seinem Gegner das Widerspiel halten und ging dabei mindestens von vorn herein mit voller Offenheit zu Werk. Die Italiener waren einer neuen Papstwahl nur zu geneigt; die deutschen Bischöfe mögen größere Bedenken gehegt haben, da manche von ihnen auch später noch diesen Schritt Heinrichs als einen unüberlegten betrachteten. So verzögerte sich die Wahl und scheint erst am folgenden Tage (26. Juni) stattgefunden zu haben.

Der Gewählte war Wibert von Ravenna und konnte nach der ganzen Lage der Dinge kaum ein anderer sein, nach einigem Zögern nahm er die Wahl an. Sein Erzbistum gab er deshalb nicht auf, vielmehr ließ er sich sofort alle Besitzungen und Gerechtsame desselben durch den König aufs neue bestätigen. Heinrich versprach, ihn bis Pfingsten des kommenden Jahres nach Rom zu führen und dort zu inthronisieren, um dann aus seiner Hand die Kaiserkrone zu empfangen; man suchte ihn zu überzeugen, daß ihn Rom freudig empfangen würde. Inzwischen ließ der König in der Hand des Erwählten gleichsam als Unterpfand seines Versprechens den Knaben Konrad zurück. Nach dem Peter-und-Paul-Tage (29. Juni) verließ er Brixen, um sich gegen Rudolf zu rüsten. Wibert kehrte, vom Sohne des Königs begleitet, nach Ravenna zurück; im Norden der Halbinsel erkannte man ihn fast überall sofort als den Nachfolger des heiligen Petrus an.

Die alte kirchliche und politische Rivalität zwischen Rom und Ravenna schärfte sich von neuem, nicht minder die persönliche Feindschaft, welche seit geraumer Zeit zwischen Hildebrand und Wibert herrschte. Sie waren nicht allzu verschieden im Alter und nebeneinander emporgekommen; nur zu gut kannten sie sich. Solange Heinrich III. lebte, waren ihre Wege noch in ziemlich gleicher Richtung gelaufen, obschon der Mönch aus Soana seinen Gang zu Rom gemacht, der vornehme Kleriker aus Parma am kaiserlichen Hofe. In der Zeit der Kaiserin Agnes leitete Wibert als Kanzler des Reichs die italienischen Verhältnisse; er hielt fest zum deutschen Hof, während Hildebrand, schon in der päpstlichen Kurie der mächtigste Mann, Rom und Italien mit Hilfe der Pataria von Deutschland zu befreien suchte. Seitdem trennten sich ihre Wege, und Wibert wurde auf die Seite derer gedrängt, welche die Neuerungen Roms für Ketzerei hielten, welche grundsätzlich der Reform widerstrebten. Vor allem war es Wiberts Werk, wenn dieser Partei von der Kaiserin ein eigenes Oberhaupt gesetzt wurde; der Gegenpapst wurde Catalus von Parma, Wiberts Freund, und Parma, Wiberts Heimat, war seitdem der Herd aller Kämpfe gegen

die Kirchenreform. Als das Regiment der Kaiserin zu Ende ging, sah sich Wibert als Kanzler gestürzt, Cadalus blieb ohne jede Unterstützung von jenseits der Berge und verlor jede Bedeutung. Nachdem dann endlich der alte Bischof von Parma das Zeitliche gesegnet, war es der Ehrgeiz Wiberts, das Bistum seiner Vaterstadt zu erhalten. Man versagte es ihm, doch wurde er bald danach unter dem Einfluß der Kaiserin auf den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna erhoben. Schon war Agnes ganz in der Gewalt Hildebrands, und die Erfolge der Reformpartei in Rom hatten auch auf ihren Günstling Eindruck gemacht. Er bewarb sich um Hildebrands Freundschaft und gewann so von Alexander II. die Weihe; er leistete damals dem Papst und seinen Nachfolgern einen Treueid, der Ravenna in eine größere Abhängigkeit von Rom versetzte, als es je vordem anerkannt hatte. Bald bestieg Hildebrand selbst den apostolischen Stuhl, und einige Zeit bestand noch das vertraute Verhältnis zwischen den beiden Kirchenfürsten. Sie schienen auf das engste miteinander verbunden. Kam Wibert nach Rom, so fand er gastfreie Aufnahme im Lateran, und der Papst räumte ihm in den Synoden den Ehrenplatz zu seiner Rechten ein. Dann traten aber neue Zerwürfnisse ein, teils wegen der Hoheitsrechte in Imola, teils weil Wibert den Zuzug gegen die Normannen verweigerte. Sobald sich der Kardinal Hugo und Cencius in tödlicher Feindschaft vom Papste trennten, traten sie mit Wibert in Verbindung; der Sieg der simonistischen Bischöfe über die Pataria zog den Erzbischof von Ravenna ganz wieder auf die Seite seiner alten Freunde, und als die Zerwürfnisse zwischen dem Papste und dem jungen König offenkundig wurden, zweifelte er keinen Augenblick mehr, welche Partei er zu ergreifen habe. Fortan trafen ihn immer aufs neue die Bannstrahlen aus dem Lateran, aber sie konnten ihm wenig schaden. Alle dem Papste feindseligen Elemente hatten sich inzwischen in Ravenna gesammelt, ein Mittelpunkt aller der Kirchenreform feindlichen Bestrebungen hatte sich dort gebildet, und Wibert waltete mit derselben Sicherheit in seiner Stadt wie Gregor in Rom.

Wibert war ein anderer Mann als der alte Cadalus, dem man nur Reichtum und Gefügigkeit nachgerühmt hatte. Wiberts Geist war durch Schulbildung und reiche Lebenserfahrung gebildet, seiner vornehmen Geburt entsprach eine imponierende, würdevolle Haltung, man rühmte seine Meisterschaft in der Rede, seine Sitten waren tadellos; selbst die Gegner gestanden, daß er den Stuhl Petri geziert haben würde, wenn er auf andere Weise zu demselben gelangt wäre. Und in der Tat hätte man ein anderes Schicksal einem Manne wünschen mögen, der unter dem verderbten Klerus Norditaliens sich durch manche rühmliche Eigenschaften auszeichnete. Aber Wibert hat doch nur erlitten, was seine Taten wert waren. Leidiger Ehrgeiz trieb ihn in die Arme der Simonisten und zwang ihn in eine Stellung, wo er sich nicht nur Hildebrands System, sondern jeder Reform der Kirche widersetzen mußte, die ihn überdies zum willenlosen

Werkzeug des Königs machte, dem er seine Erhebung verdankte. Allerdings hat Wibert auf dem Throne Platz genommen, von welchem Hildebrand gestürzt wurde. Doch noch in seiner Erniedrigung war Hildebrand größer als sein Widersacher im Glück; denn ihn erfüllte eine Idee, die seinen Handlungen Bedeutung gab, während Wibert in seinen eitlen Ehren nur das Werkzeug anderer war und blieb.

Leicht zu begreifen ist, daß der König den Bund, zu dem er den simonistischen Bischöfen Italiens jetzt gegen den gemeinsamen Feind die Hand reichte, nicht leicht wieder zu lösen vermochte. Allerdings gewann er bedeutend an äußeren Machtmitteln, indem er sich den Simonisten hingab; aber dessen ungeachtet war es ein für ihn und das deutsche Kaisertum höchst trauriger Bund. Denn nicht allein Hildebrand hatte er nun zu bekriegen, sondern auch der Kirchenreform grundsätzlich abzusagen. Seine Vorgänger hatten diese Reform begünstigt, er selbst sich zeitweise derselben geneigt gezeigt, und sie war eine Forderung der Zeit, die sich nicht ohne schwere Folgen abweisen ließ. Wer sie ergriff und durchführte, beherrschte das geistige Leben, wie es seine Vorgänger, wie es zuletzt noch sein Vater getan hatte. Aber im Bunde mit den lombardischen Bischöfen war es unmöglich, die alten Schäden der Kirche zu beseitigen, und Heinrich selbst sollte bald inne werden, wie er trotz des gewaltigsten Kraftaufwandes vergeblich gegen eine Zeitströmung anrang, deren Gewalt er weit unterschätzte.

So erregt in den meisten deutschen Bistümern die Stimmung gegen Hildebrand war, so wenig man ihm zu gehorsamen geneigt war, fand doch der Papst von Ravenna dort nicht willige Anerkennung. Nicht allein Benno von Osnabrück, sondern auch Dietrich von Verdun, so nahe beide dem Könige standen, schwankten einige Zeit, ob sie sich nicht offen gegen Wibert erklären sollten. Nirgends war man königlicher als in Augsburg, aber die Beschlüsse von Brixen bezeichnete man dort doch als ebenso anmaßend wie unbesonnen. Sie lagen, wie man fühlte, nicht auf dem Wege, den Heinrich III. vordem zu Sutri eingeschlagen hatte, sondern auf jener abschüssigen Bahn, welche die Kaiserin einst in Basel zu ihrem Verderben betreten hatten. Mußte man auch den Gedanken an eine durchgreifende Kirchenreform, wie man sie einst vom Kaisertum erwartet hatte, in den Wirren der Zeit aufgeben, die Reformideen, wie sie von Heinrich III. und Leo IX. angeregt waren und in den Schriften des Petrus Damiani den lebendigsten Ausdruck gefunden hatten, gingen deshalb in Deutschland nicht unter. Schon litt man schwer genug unter der Reichsspaltung, und noch größere Übel drohte eine Trennung der Christenheit auch in den kirchlichen Dingen. Bald bildeten sich hier die Anfänge einer Partei, welche treu zu dem Könige hielt, aber doch nur den von den römischen Kardinälen Erwählten als den wahren Nachfolger Petri anerkannte, welche allein von der Eintracht beider eine bessere Zukunft der Kirche erwartete und deshalb auf

eine Aussöhnung des Kaisertums mit der römischen Kirche hinzuarbeiten bedacht war.

Diese Partei des Friedens hatte eine Zukunft, aber die Gegenwart gehörte dem Streit. Dem König stand ein Gegenkönig, dem Papst ein Gegenpapst gegenüber; Reich und Kirche waren gespalten, von den extremen Parteien zerrissen. Der Waffenkampf, bereits begonnen, ließ sich jetzt nicht austragen, mußte vielmehr nur weitere Dimensionen gewinnen. Von dem Kriegsglück hing zunächst das Schicksal des Kaisertums und des Papsttums ab. Traurig genug, daß auch die Zukunft der Kirche durch die Wechselfälle blutiger Bürgerkriege bedingt war. Aber auch das war nur eine Konsequenz des Gregorianischen Systems, welches die Kirche nicht vom Reiche löste, sondern nur immer tiefer in alle Zerwürfnisse desselben verflocht.

4. Getäuschte Hoffnungen

Der Angriffsplan des Papstes

Der Peter-und-Paul-Tag war gekommen, bis zu welchem Gregor den Fall Heinrichs verkündet hatte. Aber Heinrich stand aufrecht, und gerade an diesem Tage sah sich der Papst ein Abkommen zu treffen genötigt, zu dem er sich, wäre er nicht selbst in bedrängtester Lage gewesen, nimmer verstanden hätte. Wie oft hatten die Nachfolger Petri gegen die Normannen den Bann geschleudert! Und niemand unter ihnen war häufiger von den Strafen Roms getroffen worden als Robert Guiscard, der abtrünnige Vasall des apostolischen Stuhls. Solange Gregor auf dem Thron des Apostelfürsten saß, lebte er in Feindschaft mit dem Normannenherzog, der in Italien eine Macht bildete, welche Rom zu erdrücken drohte; stets hatte er ihn nur als einen verwegenen Räuber behandelt. Nun aber, als er mit Kaiser Heinrichs Sohn auf immer gebrochen, mußte er doch dem Sohne Tancreds von Hauteville die Hand zum Bunde reichen.

Der Vermittler dieses Bundes wurde der Abt Desiderius von Monte Cassino, ein Mann, von jeher Robert ganz ergeben und deshalb früher dem Papste nicht unverdächtig. Das Kloster des Desiderius hatte schwer bei der Fehde zwischen Robert und Jordan von Kapua gelitten und sich besonders über Jordans Gewalttätigkeiten beim Papste beschwert; auch war Gregor mit Ernst gegen seinen Bundesgenossen, den Fürsten von Kapua, eingeschritten und hatte ihn selbst mit dem Banne bedroht. Inzwischen kämpfte Robert den Aufstand seiner Vasallen nieder, und Jordan mußte daran denken, sich mit dem Herzoge abzufinden, wenn er nicht untergehen sollte. Der Fall Kapuas wäre auch für den Papst gefahrvoll geworden, zumal Robert schon einen Teil der Mark von Fermo an sich gerissen hatte und Rom näher und näher zu bedrohen schien; auch ihm mußte daran liegen, der Zwistigkeit der Normannen ein Ziel zu setzen, zumal vom Norden noch andere und schwerere Unwetter gegen Rom anzogen. Unter solchen Umständen kam Abt Desiderius nach Rom und bat den Papst, Robert Guiscard vom Banne zu lösen. Er fand Gehör und begab sich darauf mit

mehreren Kardinälen zum Herzog, um ihn wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen. Seitdem traten sich Gregor und Robert Guiscard mit jedem Tage näher; aus alten Feinden wurden bald Bundesfreunde.

Im Juni begab sich der Papst selbst nach Ceprano und hatte hier an der Grenze der Normannen mit Robert und anderen normannischen Großen eine Zusammenkunft. Robert bekannte sich jetzt als Vasall des Papstes; er versprach eidlich, alle Rechte und Besitzungen des heiligen Petrus gegen jedermann zu schützen, für die Sicherheit und ehrenvolle Stellung des heiligen Petrus Sorge zu tragen, bei einer Erledigung des apostolischen Stuhls den von den Kardinälen erwählten Nachfolger des heiligen Petrus zu unterstützen, alle Kirchen in seinem Machtgebiet Rom zu unterwerfen und von allen Besitzungen des heiligen Petrus, die in seinen Händen seien, jährlich einen festgestellten Zins zu zahlen. Außerdem machte sich Robert anheischig, in seiner ganzen Herrschaft von allem Land, welches er noch nicht an andere Normannen ausgetan habe, eine Lehnsabgabe zu zahlen, von jedem Joche Ochsen zwölf Denare, welche alljährlich Ostern abgetragen werden sollten; auch seine Nachfolger verpflichtete er zu diesem Zins. Gegen diese Versprechungen belehnte Gregor Robert als Herzog von Apulien, Kalabrien und Sizilien. Auch in dem Besitz von Salerno, Amalfi und einem Teile der Mark von Fermo beließ er ihn vorläufig, nachdem diese Länder einmal Roberts Waffen zur Beute gefallen waren; endgültige Bestimmungen über dieselben wurden von dem weiteren Verhalten des neuen Vasallen abhängig gemacht.

Es war eine weitverbreitete Meinung, daß der Papst einst Robert, um ihn zu gewinnen, die Kaiserkrone versprochen habe. Aber schwerlich hat Gregor jemals dem Normannen ein so gefährliches Versprechen gegeben. Ein Kind des Glücks, wie Robert war, hielt freilich nichts für unerreichbar, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er auch an seine Kaiserkrönung in Rom dachte. Gerade in dieser Zeit waren indessen seine Blicke nicht so sehr auf Rom wie auf Konstantinopel gerichtet. Mit dem Kaiserreiche des Ostens hatte er schon vor mehreren Jahren vertraute Verbindungen geschlossen und seine Tochter dem Sohne und Erben Kaiser Michaels VII. vermählt (S. 220). An diese Heirat knüpfte er große Hoffnungen, welche die unsägliche Schwäche des Kaisers vereitelte. Fast ganz Kleinasien ging an die Seldschucken verloren, die Völker an der Donau empörten sich und bedrohten mehr als einmal die Hauptstadt des Reichs, die Heere des Kaisers selbst wurden schwierig und warfen Gegenkaiser auf. Einer von diesen, Nicephorus Botaniates, machte endlich dem jämmerlichen Regiment Michaels ein Ende und verbannte den entthronten Kaiser mit seinem Sohne in ein Kloster. Der Normannenherzog gab aber seine Hoffnungen nicht auf. Sobald er den Aufstand seiner Vasallen niedergeworfen hatte, dachte er nur an einen großen Kriegszug gegen den Usurpator des Ostens, in dessen Kerker seine Tochter schmachtete. Er

wollte sein Kind befreien und die Herrschaft in Konstantinopel entweder dem ihm verschwägerten Geschlechte der Dukas zurückgeben oder lieber selbst von derselben Besitz ergreifen. In Italien ging damals das Gerücht um, daß Kaiser Michael zu Robert entronnen sei und die Hilfe desselben in Anspruch genommen habe. In der Tat lebte am Hofe zu Salerno ein landesflüchtiger Grieche, der sich fälschlich für den entthronten Kaiser ausgab, und den Robert als solchen anerkannte, obwohl ihm der Betrug nicht entgehen konnte. Der Betrüger sollte dem Normannen nur als Mittel dienen, um sich selbst die Macht im Osten zu gewinnen.

Bei einem Angriff auf Konstantinopel war es für Robert von großer Bedeutung, sich der Treue Apuliens und Kalabriens zu versichern, da diese Länder solange unter griechischer Herrschaft gestanden hatten und Konstantinopel noch immer vielfache Verbindungen mit ihnen unterhielt. Stets war hier der Einfluß des Papstes gewichtig gewesen, und er allein schien jetzt auch eine Erhebung gegen die Normannenherrschaft verhindern zu können. Überdies mußte Robert aus diesen Ländern einen großen Teil seines Heeres nehmen, da er des Beistandes seiner normannischen Ritter keineswegs sicher war, und auch hierbei bedurfte er der Unterstützung des Papstes. Die Aussöhnung mit Rom stand deshalb mit Roberts Ansichten gegen das Ostreich in enger Verbindung. Auch war der Papst diesen Absichten nicht entgegen. Schon hatte er über Botaniates den Bann ausgesprochen (S. 400) und konnte nun hoffen, seine Strafgewalt auch in Konstantinopel fühlbar zu machen. Neue Aussichten eröffneten sich ihm zugleich auf die Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche, dann auf einen gemeinsamen Kampf gegen die Ungläubigen an den heiligen Stätten; Lieblingsideen früherer Tage tauchten wieder aus der Vergessenheit auf. Ob er den Betrug des falschen Michael durchschaute, wissen wir nicht; sicher ist nur, daß er ihm und Robert seinen Beistand zusagte und die Bischöfe Apuliens und Kalabriens ihnen jede Unterstützung zu gewähren anwies.

Aber ganz andere Rücksichten waren es doch, die Gregor zu der Aussöhnung mit den Normannen zunächst bestimmten. Vor allem lag ihm daran, durch sie ein Heer gegen Wibert und die schismatischen Bischöfe der Lombardei zu gewinnen. Deshalb rief er zu derselben Zeit auch die Bischöfe Unteritaliens auf, ihm mit ihren Gebeten und mit der Tat Beistand zu leihen und zwar gegen den Häresiarchen und Antichrist von Ravenna, da Heinrich mit diesem das alte Spiel, welches er einst mit Cadalus so jämmerlich getrieben habe[1], jetzt von neuem beginne. Das schmähliche Ende des Cadalus schien ihm freilich Beweis genug, welchen Ausgang auch dieses Schisma nehmen müsse. „Die unheilbare Wunde, welche das Schwert des heiligen Petrus den Abtrünnigen geschlagen hat" — so schreibt

[1] Gregor wußte am besten, daß Heinrich an Cadalus' Erhebung ganz unschuldig gewesen war.

er den Bischöfen — „liegt von der Sohle bis zum Scheitel bloß, und doch genügt sie den Gottlosen nicht. Wir verachten sie um so mehr, je höher sie gestiegen zu sein wähnen, und hoffen, daß ihr Untergang sich nicht lange verzögern wird." Gregor ruhte fortan keinen Augenblick, um einen großen Waffenbund zur Verteidigung des Stuhls Petri gegen Wibert zum Abschluß zu bringen. Nicht nur Robert Guiscard, auch Jordan von Kapua und die anderen Normannenführer vermochte er zu einem eidlichen Versprechen, der römischen Kirche mit ihren Waffen zu dienen; auch mehrere Herren in der Campagna und in Tuscien ließen sich zu ähnlichen Zusagen bewegen.

Im Sommer 1080 stand der Papst an der Spitze eines ausgedehnten Bundes in Italien und hoffte, mit den Kräften desselben alsbald selbst die Schismatiker angreifen zu können. Er erließ ein feierliches Manifest an alle Getreuen des heiligen Petrus mit der Ankündigung eines Kriegszuges gegen Ravenna, den er im September, sobald die kühlere Jahreszeit eintrete, eröffnen wollte. Er hoffe, sagte er, jene Stadt den Händen der Gottlosen zu entreißen und dem heiligen Petrus wieder zu gewinnen; denn er verachte die Anschläge der Abtrünnigen und erwarte, daß alle auf deren Hochmut mit gleicher Verachtung herabsähen und sich von dem baldigen Untergange derselben überzeugt hielten. „Haltet fest an der Hoffnung, daß binnen kurzem die Wirren der Kirche durch den verdienten Sturz der Verruchten beseitigt, binnen kurzem der Friede wieder hergestellt sein wird; wir versprechen es euch im Vertrauen auf Gott."

Jene Ergüsse eines geängstigten Herzens, welche uns sonst nicht selten in den Briefen des Papstes begegnen, finden sich in dieser Zeit nirgends; nur Mut und Vertrauen spricht aus allen seinen Erlassen. So schlecht sich seine erste Prophezeiung erfüllt hatte, wird er nicht müde, den nahen Untergang der Widersacher aufs neue zu verkünden. Er baut auf die unmittelbare Hilfe des Himmels. Als damals die Gebeine des Apostels Matthäus zu Salerno aufgefunden sein sollten, sieht er darin ein Zeichen göttlichen Beistands; schon, meint er, liefen die Getreuen, den Stürmen entronnen, in den sicheren Hafen ein. Aber auch auf die Menschen rechnet er im Kampf gegen den Antichrist. An der Spitze der Normannen hofft er selbst gegen Wibert, das Geschöpf des deutschen Königs, in das Feld zu rücken; an einem vollständigen Siege hegt er nicht den leisesten Zweifel.

Gregors Angriffsplan war nicht auf Italien beschränkt. Vor allem zählte der Papst auch auf den Beistand seiner Freunde in Deutschland. Die Sachsen hatten durch die neue Exkommunikation endlich ihre Absichten erreicht; ihrer und des ganzen Anhangs des Gegenkönigs schien er jetzt völlig sicher, und mit jedem Tage, hoffte er, würde sich die Zahl derer mehren, die von dem verfluchten Könige abfielen. Indem er selbst Wibert angreifen wollte, sollten die Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland Heinrich mit verstärkter Macht daniederhalten und ver-

nichten. Zunächst schien es wichtig, das Schwabenland ganz dem König und dem von ihm eingesetzten Herzog Friedrich von Staufen zu entreißen. Das war die bedeutendste Aufgabe, welche Gregor Altmann von Passau zugewiesen hatte, als er ihn unlängst zu seinem ständigen Legaten in Deutschland bestellte. Mit dem Feuereifer, den er schon oft für die Sache Roms bewiesen, war Altmann sogleich an das Werk gegangen. Während Welf und Berthold die schwäbischen Herren, welche zu Heinrich hielten, aus dem Lande zu vertreiben suchten, zog er selbst gegen die Bischöfe Schwabens aus, von denen noch keiner die königliche Sache verlassen hatte. In Konstanz ließ er einen Gegenbischof wählen. Als man ihm dann in Augsburg die Aufnahme verweigerte, führte er am 11. Juni bewaffnete Scharen gegen die Stadt. Die Vorstädte wurden zerstört, die Peterskirche eingeäschert. Noch lange dachte man zu Augsburg an diese Verwüstung, welche der König und Herzog Friedrich, damals auf dem Wege nach Brixen, nicht hatten hindern können. Während Gregor noch zum Kriege rüstete, stand sein Legat in Deutschland schon in den Waffen, und Wilhelm von Hirschau predigte mit seinen Mönchen eifriger als je den Aufstand gegen den König im Banne.

Und nicht allein durch innere Kriege hoffte Gregor den König zu bewältigen, sondern auch äußere Feinde gegen ihn in die Waffen zu bringen. Allerdings war Philipp von Frankreich nicht der Mann, auf den er sein Vertrauen setzen konnte; mehr als von dem Kapetinger erwartete er von den Herrschern des Nordens, namentlich von Wilhelm von England. Aber bald genug erkannte er, daß er sich in dieser Erwartung getäuscht hatte.

Wieviel König Wilhelm auch dem Beistande Roms und besonders Hildebrand zu danken hatte, mit großer Festigkeit hatte er seine Selbständigkeit gegen den apostolischen Stuhl zu behaupten gewußt. Lange durften die englischen Bischöfe nicht einmal die römischen Synoden besuchen, der Peterspfennig fiel aus, und der Papst sah sich endlich einen besonderen Legaten nach England zu senden bewogen, um den König an seine Pflicht zu erinnern und zugleich die Leistung des Lehneids für das unter der Fahne des heiligen Petrus eroberte Reich von ihm zu verlangen. Die Zahlung des Peterspfennigs erfolgte darauf, aber den Lehnseid verweigerte der König mit voller Entschiedenheit. So aufgebracht der Papst hierüber war, nahm er doch Anstand, in gewohnter Weise gegen einen Fürsten vorzugehen, dessen gute Dienste er nicht entbehren zu können glaubte. Vielmehr ging alsbald Botschaft über Botschaft nach England, um den König und seine Gemahlin in Güte zu gewinnen. Die Briefe des Papstes an Wilhelm aus dieser Zeit sind noch merkwürdiger durch das, was sie verschweigen, als durch das, was sie sagen. Der Papst erinnert an die alte Freundschaft, an seine persönlichen Verdienste um den König, er dringt auf Gegendienste, welche die bedrängte Kirche von ihrem bevorzugten Sohne erwarten müsse, und verweist auf mündliche Aufträge, die

er seinen Boten in dieser Beziehung mitgegeben hatte. Man wird schwerlich in der Vermutung irren, daß diese Gegendienste in Waffenrüstungen für Rom und vor allem in Angriffen auf Heinrich bestehen sollten. Seit Jahren befürchtete dieser einen Einfall Wilhelms in die niederrheinischen Länder (S. 258), und gewiß hätte Rom dem Normannen gern noch einmal eine heilige Fahne geschickt, wenn er sich zu einem solchen Einfall entschlossen hätte. Aber Wilhelm zeigte wenig Lust, sich abermals unter die Fahne Roms zu stellen und zu einer Machterhöhung des Heiligen Vaters die Waffen zu leihen. Er blieb ein kühler Zuschauer der Kämpfe, die Deutschland aufregten, und nicht minder ruhig betrachtete sie Lanfrank, der geistliche Rat des Königs. Einst ein hitziger Vorfechter der Reform, hatte sich der Erzbischof von Canterbury Gregor und den Gregorianern mehr und mehr entfremdet; es fehlte wenig, daß er sich nicht offen auf die Seite ihrer Gegner stellte.

Auch mit Dänemark stand Gregor in lebhafter Verbindung. Harald Hein, der Sohn Svend Estrithsons, hatte es besonders dem Papste zu danken, wenn er sich gegen seine Brüder und Olaf von Norwegen in der Herrschaft über Dänemark behauptet hatte. Es war um die Osterzeit 1080, daß Gregor ihm eine Botschaft sandte, ihm alle Wohltaten Roms in Erinnerung brachte und dafür den Lohn des Gehorsams verlangte. Wie Harald diesen auch abstatten sollte, er vermochte es nicht. Er starb, ehe noch die Botschaft an ihn gelangte, und ihm folgte sein Bruder Knud. Dieser, sonst wohl ein Mann nach dem Sinne Gregors, der Begründer der bischöflichen Privilegien unter den Dänen, hätte sich zu einem Kampfe für Rom gegen Heinrich doch nimmer bewegen lassen. Lebhaft beschäftigte ihn der Gedanke, England wieder unter die dänische Herrschaft zu bringen; der innere Krieg in Deutschland berührte ihn wenig.

Von den Mächten des Nordens hatte, wie man sieht, Gregor wenig zu hoffen und Heinrich wenig zu fürchten. Und nicht anders war es im Osten. Zu neuem Glanze hatte sich hier auf kurze Zeit die Polenherrschaft erhoben. König Boleslaw II. waltete nicht nur frei in seinem Reiche, sondern war auch allen seinen Nachbarn furchtbar; am furchtbarsten dem Böhmen, denn der alte Gegensatz zwischen der lechischen und tschechischen Macht wirkte ununterbrochen fort. Während Herzog Wratislaw die Schlachten Heinrichs mitschlug, war der Polenkönig deshalb mehr auf die Seite Gregors und Rudolfs getrieben worden; aber er hatte dennoch nicht selbst Anteil an den deutschen Kämpfen genommen, vielmehr seine Waffen nach dem fernen Osten gerichtet, wo lohnendere Siege seiner harrten. Großfürst Isäslaw war von seinen Brüdern aus Kiew abermals vertrieben worden (S. 347), und abermals führte ihn Boleslaw zurück; er brachte den hergestellten Fürsten in eine ähnliche Abhängigkeit von sich, wie die war, in welcher Ladislaw von Ungarn von ihm stand. Mitten in großen Erfolgen kam Boleslaw unerwarteterweise zu Falle. Seine Macht

mißbrauchend, reizte er den Widerstand im eigenen Volke. Die Szlachta verweigerte ihm den Dienst, der Bischof Stanislaus von Krakau, selbst der Szlachta entsprossen, trat dem Tyrannen mit dem Kirchenbann entgegen und sank, ein Opfer seiner Kühnheit, am Altare von des Königs eigener Hand erschlagen. Aber Boleslaw hatte damit zugleich den verderblichsten Streich gegen sich selbst geführt. Überall erhob sich alsbald der Aufstand, flüchtend mußte der König sein Reich verlassen und ein Asyl bei seinem früheren Schützling in Ungarn suchen, das rebellische Land fiel seinem Bruder Wladislaw zu.

Im Sommer 1079 war so die mächtigste Herrschaft des Ostens zusammengebrochen, und die Wirkungen ihres Sturzes machten sich weithin fühlbar. Niemand gewann mehr durch denselben als der Böhmenherzog, der treueste Bundesgenosse König Heinrichs. Konnte der Böhme auch, in die deutschen Händel immer von neuem verwickelt, nicht zu einem unmittelbaren Angriff auf Polen und Ungarn schreiten, so hielt er doch die Fürsten beider Länder jetzt so in Furcht, daß sie dem Papste und dem Gegenkönig nicht zu nützen, Heinrich nicht zu schaden vermochten. Gregor hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, den Böhmenherzog für Rom zu gewinnen, aber alle Verhandlungen mit ihm scheiterten; wohl weniger deshalb, weil der Böhme fest an der Kirchenliturgie in der Landessprache hielt, als weil seine ganze Stellung ihn an Heinrich verwies, der überdies jeden Dienst ihm und seinem Hause auf das reichlichste lohnte.

Einst konnte es scheinen, daß es dem reformierten Papsttum gelingen würde, die Fürsten des Abendlandes gegen das deutsche Kaisertum zu verbinden und nach dem Sturze desselben um den Stuhl des heiligen Petrus als dienstwillige Vasallen zu scharen. Aber schon sah Gregor, daß diese Herren der Welt dem Apostelfürsten und seinen Nachfolgern doch nur einen sehr bedingten Gehorsam schuldig zu sein glaubten, daß ihre eigenen Interessen ihnen weit höher standen als der Sieg des priesterlichen Roms. Der Abfall Heinrichs und Wiberts von Rom lag offen vor den Augen der Welt, aber außerhalb Deutschlands regte sich keine Hand, um die Abtrünnigen zu bestrafen. Gleichgültig sah man in den meisten Ländern der Entwickelung des inneren Krieges in Italien und Deutschland zu; an vielen Orten blieb man lange unentschieden, ob man Gregor oder Wibert als Papst anerkennen solle. Selbst in Frankreich, einst der Wiege der Reform, war die Stimmung Gregor nicht durchaus günstig. Auf der weltbeherrschenden Höhe, zu welcher Hildebrand das reformierte Papsttum erhoben, hatte es sich nicht erhalten können; sobald Rom mit bestimmten Forderungen und Ansprüchen hervortrat, begann die Auflehnung, und nur in seltenen Fällen erzwangen die Anatheme Gehorsam.

Ohne seinen Anhang in Deutschland wäre Gregor bald völlig verlassen gewesen. Denn auch jener Bund, den er in Italien gegen Wibert geschlossen, bot ihm schließlich keine Hilfe. Das Heer, mit welchem er

im September gegen Ravenna ausziehen wollte, trat gar nicht zusammen. Die Normannen und die anderen Fürsten der Halbinsel, welche ihm Beistand zugesagt, hielten nicht Wort; Robert Guiscard dachte nur an Konstantinopel und die bevorstehenden Kämpfe im Osten. Die große Gräfin allein bewahrte Gregor auch jetzt ihre Treue, ja fester als je schloß sie sich ihm an, nachdem auch das letzte Band, welches sie an Heinrich gefesselt hatte, gelöst war. Aber sie war zugleich machtloser als je, nicht einmal ihrer eigenen Besitzungen sicher. Widerspenstige Vasallen erhoben sich gegen sie, und ein stattliches Heer wurde in der Lombardei zum Kampfe gegen ihre Burgen gerüstet.

Und doch verzagte Gregor nicht. Wunderbar genug, wie er noch immer auf den baldigen Sieg einer Sache, für die so wenige den Arm erhoben, mit Sicherheit hoffte. In einem Schreiben vom 22. September verkündete er abermals seinen Anhängern in Deutschland den nahen Untergang der Feinde, den nahen Triumph des heiligen Petrus. Aber auch dort hatten Rudolf und Altmann bisher keine durchgreifenden Erfolge erzielt. Nur ein unbestreitbarer Sieg des Gegenkönigs konnte der Sache Gregors noch aufhelfen; er rechnete auf eine große Entscheidung, welche in den nächsten Tagen jenseits der Alpen eintreten werde. Sie trat ein, aber anders, als er sie erwartet hatte.

Das Ende König Rudolfs

Sobald Heinrich von Brixen zurückgekehrt war, hatte er neue Rüstungen gegen die Sachsen begonnen. Schon im Juli war er zu Nürnberg mit diesen Rüstungen beschäftigt, dann im August und September zu Mainz. Ein bedeutendes Heer sammelte sich hier um ihn; Herzog Friedrich von Schwaben stieß zu demselben wie mehrere schwäbische Bischöfe. Am zahlreichsten hatten sich die Bayern, nächst ihnen die Lothringer gestellt. Unter den geistlichen Herren aus den rheinischen Gegenden ragten die Erzbischöfe von Trier und Köln besonders hervor; unter den weltlichen jener Graf Heinrich von Laach, der wenige Jahre später zum Pfalzgrafen in Lothringen erhoben wurde. Von den anwesenden Bischöfen — man zählte ihrer sechzehn — ließ Heinrich die Wahl Wiberts noch ausdrücklich bestätigen, ehe er mit dem Anbruch der kühleren Jahreszeit das Heer gegen den Feind führte. Er nahm dann seinen Weg durch Hessen und Thüringen auf das Tal der oberen Unstrut, gleich als wolle er hier zum dritten Male dem Feind begegnen.

Die Sachsen erwarteten ihn hier, hatten den Fluß bereits überschritten und bei einem Ort, der Cancul genannt wird[1], eine feste Stellung ge-

[1] Wohl Künkel, ein Vorwerk, eine halbe Stunde von Behringen, etwas seitwärts von der Straße nach Langensalza.

nommen. Auch sie waren gut gerüstet, und es hob ihren Mut, daß sie jetzt gegen einen von der Kirche abermals Verfluchten ihre Schwerter schärften. Fast das ganze Sachsenland hatte sich noch einmal erhoben; ein gewaltiges Heer war ausgezogen, der Adel zu Roß, die Bauern zu Fuß. Heinrich trug Bedenken, sich mit der Übermacht in einen Kampf einzulassen; durch List suchte er deshalb das feindliche Heer zu teilen. Heimlich entsandte er einige Reiterscharen über die Unstrut, die im Rücken des Feindes mehrere Dorfschaften in Brand steckten und dann unbemerkt zu ihm zurückkehrten. Die List gelang. Die Sachsen fürchteten umgangen zu sein, sie besorgten, Heinrich möchte in ihrem Rücken ein Heer gegen Goslar führen, und ein großer Teil brach auf, um Haus und Hof zu schützen. Die Streitmacht Rudolfs war zersplittert, ehe es zum Kampfe gekommen war.

Heinrich schlug, sobald er seine Absicht erreicht sah, schleunig die östliche Straße durch Thüringen ein; er wollte sein Heer mit den Scharen, welche ihm der Böhmerherzog und Markgraf Ekbert zuführen sollten, in den Gegenden an der Saale vereinigen, dann aber über Merseburg und Magdeburg in das östliche Sachsen eindringen. Unbehindert kam er bis Erfurt, welches aufs neue verwüstet wurde; erst als er weiter bis in das Gebiet von Naumburg vorrückte, fand er Rudolf mit einem Heere in seiner Nähe. Sobald nämlich die Sachsen Heinrichs Plan erkannt hatten, war der größere Teil ihres Heeres in Eilmärschen das Unstruttal herabgezogen und hatte Naumburg noch zur rechten Zeit besetzt. Der Marsch war mit solcher Schnelligkeit ausgeführt worden, daß die Fußgänger meist nicht folgen konnten, auch viele Pferde gelitten hatten.

Als Heinrich den Feind vor sich sah, ging er über die Saale und rückte bis zur Elster bei Wiederau vor, wo er an dem hohen Ufer ein Lager aufschlagen ließ. Die Sachsen folgten unverweilt, und Heinrich glaubte, einem Kampfe nicht länger ausweichen zu dürfen. In Schlachtordnung rückte er in der Frühe des folgenden Tages — es war der 15. Oktober — ihnen entgegen, und auch sie machten sich sofort zum Kampfe bereit. Sie hatten nur wenig Fußvolk; sie ergänzten es, indem die Ritter, deren Pferde ermüdet waren, sich zu Fuß an die Seite der Bauern stellten. So zogen sie aus, während ihre Bischöfe einen Psalm anstimmen ließen[1]. In geschlossenen Reihen einander näher rückend, kamen beide Heere bald an einen Sumpf, Grona damals genannt[2], durch den keine Furt zu finden war. Schmähreden und Herausforderungen ertönten von hüben und

[1] Psalm 82 nach alter Zählung, 83 in Luthers Übersetzung.

[2] Der Rest jenes Sumpfs ist der kleine Bach Grune zwischen Pegau und Mölsen. Der Bach fließt jetzt in einem kaum zwei Schritte breiten Bette, ist aber von beiden Seiten von Wiesen umgeben, die künstlich entwässert sind. In der Gegend von Mölsen wie bei dem in südwestlicher Richtung liegenden Nödlitz sind neuerdings Lanzenspitzen, Sporen usw. unter der Erde in großer Menge gefunden worden. Das Schlachtfeld liegt nur wenige Stunden südlich von Lützen und Großgörschen.

drüben, aber mit den Waffen konnte man sich nicht erreichen. Endlich machten die Sachsen eine Schwenkung in südlicher Richtung und zogen nach dem Ende des Sumpfs, das nicht weit ab lag; sofort schlug Heinrichs Heer dieselbe Richtung ein. In der Nähe von Hohenmölsen an der Grune trafen dann die beiden Heere zusammen, und hier kam es zu dem hitzigsten Kampfe.

Das Waffenglück schwankte längere Zeit. Heinrichs Scharen trieben anfangs die Sachsen zurück, und die Bischöfe im Lager an der Elster erhielten bereits Kunde von einem vollständigen Siege ihres Königs, so daß sie mit ihren Klerikern das Te deum begannen. Da brachte man den Grafen von Cham tot in das Lager zurück, und die Träger der Leiche ließen den Schreckensruf erschallen: „Fliehet! fliehet!" Schon ergoß sich auch, ihnen auf den Fersen, ein Strom von Flüchtigen in das Lager. Denn Otto von Nordheim hatte sich an der Spitze des geringen, aber wohlgerüsteten Fußvolks den vordringenden Bayern entgegengeworfen und sie zu Paaren getrieben; er verfolgte sie bis zum Lager, welches sie spornstreichs durcheilten, um sich über den Fluß zu retten. Das sächsische Fußvolk wollte sogleich das Lager plündern, aber Otto fürchtete bei dem noch ungewissen Ausgang des Tages abgeschnitten zu werden und führte seine Schar deshalb auf den Kampfplatz zurück. In der Tat hatten sich hier die Lothringer unter Heinrich von Laach behauptet, sie glaubten sogar, des Sieges bereits sicher zu sein, und sangen das Kyrie eleison. Auf einen neuen Angriff waren sie nicht gefaßt. Als daher Otto mit seiner Schar unerwartet gegen sie anstürmte, gerieten sie in Verwirrung, wandten alsbald den Rücken und eilten, von Otto verfolgt, in wilder Flucht der Elster zu. Manche fanden in dem Flusse den Tod, andere entkamen auf die andere Seite desselben, mußten aber ihre Rosse, die sie auf den hohen Uferrand nicht in Eile hinaufziehen konnten, dem Feinde preisgeben.

Heinrichs Heer war in vollständiger Auflösung. Was nicht dem Schwerte der sächsischen Ritter oder den Äxten und Knütteln der Bauern erlegen war, fiel meist in Gefangenschaft oder fand in der Elster den Tod. Nur spärliche Reste des königlichen Heeres hatten sich mit dem Könige selbst über den Fluß gerettet. Das ganze Lager Heinrichs geriet unverteidigt in die Hände der Sachsen. Sie machten eine unermeßliche Beute an Geld, an Gold- und Silbergeräten, an Rossen, Waffen und kostbaren Gewanden. „Was die Unstrut an uns, da wir besiegt wurden, gefehlt hatte," sagt Bruno, der bei dem Kampfe Augenzeuge war, „das vergalt uns als Siegern doppelt die Elster; denn dort verloren wir auf der Flucht nur unsere eigene Habe, hier nahmen wir den fliehenden oder erlegten Feinden nicht nur ihr Eigentum ab, sondern auch alles, was sie einst uns geraubt hatten, erhielten wir zurück."

Als der glücklichste Sieger kehrte Otto von Nordheim in das sächsische Lager zurück, aber er fand dort alles in gewaltiger Bestürzung. König

Rudolf hatte sich selbst mitten in den Kampf geworfen und zwei schwere Wunden davongetragen. Die rechte Hand war ihm abgehauen, und ein so gefährlicher Streich hatte den Unterleib getroffen, daß man sein Ende nahe wußte. Man hatte ihn in das Lager zurückgebracht, und hier empfing er alsbald die Kunde, daß die Sachsen allerorten gesiegt hätten. „Nun dulde ich gern," sagte er, „was der Herr über mich beschlossen hat." Er tröstete die Umstehenden, die ihm rührende Beweise ihrer Anhänglichkeit gaben; auch wenn ihm beide Hände fehlten, erklärten sie, würden sie, wofern ihm Gott nur das Leben ließe, keinen anderen als König in Sachsen anerkennen. In den Armen seiner Getreuen verschied er, wie es scheint, noch am Abend des Schlachttages.

Die Leiche ihres Königs wurde in dem nahen Merseburg im Dome ehrenvoll bestattet und das Grab bald nachher durch einen Leichenstein bezeichnet, den man noch jetzt dort sieht. Derselbe trägt eine prunkvolle Inschrift, welche den Sachsenkönig Karl dem Großen mit wenig Recht zur Seite stellt. Sie schließt:

Da, wo die Seinen gesiegt, fiel er als ein heiliges Opfer.
Leben war ihm der Tod, den für die Kirche er litt.

War er wirklich für die Kirche gestorben? Man wird mit Fug Zweifel hegen, ob der Glaubenseifer ihn eine Krone aufzusetzen trieb, die für ihn allerdings wenig mehr als eine Dornenkrone war. Sein ganzes Leben ist mehr das eines Mannes, der vom weltlichen Ehrgeiz beseelt ist, als das eines Gerechten. Hofgunst machte den Burgunder zum Herzog von Schwaben und Gemahl einer Kaiserstochter, Rebellion zum Sachsenkönig. Ein unsteter Sinn trieb ihn weiter und weiter von der Stelle, die ihm die Natur angewiesen hatte; in der Fremde unter Fremden ereilte ihn ein früher Tod. Seinem Sohn hinterließ er das Herzogtum Schwaben, aber niemals hat dieser dort eine feste Stellung gewonnen. Bald verscholl das Geschlecht der Rheinfelder von dem deutschen Boden, ohne ein rühmliches Andenken zu hinterlassen.

Heinrich hatte in der Schlacht die empfindlichsten Verluste erlitten. Nur ein kleiner Teil seines Heeres war dem Verderben entronnen, und auch dieser war völlig entmutigt. Als der König die Böhmen an sich ziehen wollte, um noch einen Einfall in Sachsen zu wagen, weigerte sich seine Mannschaft so entschieden, ihm weiter zu folgen, daß er sie entlassen mußte. Dennoch bot ihm der Tod des Gegenkönigs Vorteile, wie sie kaum ein Sieg ihm gewährt haben würde.

In jedem unerwarteten Todesfalle sah jene Zeit ein Gottesurteil, und das Ende Rudolfs schien ihr alle Zeichen eines furchtbaren Strafgerichts des Herrn zu tragen. Mit Schaudern gedachte man der abgehauenen Rechten. Noch jetzt wird niemand in Merseburg die zerfressenen Reste jener Hand ohne innere Bewegung berühren, noch jetzt treten

uns bei ihrem Anblick die Folgen des Meineids mit zwingender Gewalt vor die Seele. Welche Gefühle mußte da erst bei den Zeitgenossen alles erregen, was man von Rudolfs Ende berichtete! Und diese tote Hand verurteilte nicht allein Rudolf, sondern auch die, welche ihn erhoben hatten. Sterbend soll er zu den ihn umstehenden Bischöfen gesagt haben: „Sehet, das ist die Hand, mit welcher ich meinem König Treue geschworen. Ich verlasse jetzt sein Reich und dieses Leben, aber ihr, die ihr mich seinen Thron besteigen hießet, sehet wohl zu, ob ihr mich, der ich euch nur folgte, auf den rechten Weg geführt habt." Rudolf sollte damit den schwersten Teil seiner Schuld auf jene Bischöfe gewälzt haben, die ihn zu Forchheim gewählt hatten. Und wenn er es nicht tat, so taten es doch andere und fanden Beistimmung. Die Achtung vor den Bischöfen, welchen den von Gott jetzt als meineidig Verurteilten erhoben hatten, schwand in weiten Kreisen, zugleich die Achtung vor der Sache, die sie vertraten. Und überdies erschien Rudolfs Tod auch als ein Verdammungsurteil für jenen Papst, den sie als einen neuen Heiligen priesen. Mehr als einmal hatte er Rudolf Sieg und Leben, Heinrich Tod und Verderben verkündigt, und Rudolfs Grab erwies ihn nun abermals als einen falschen Propheten. Gott selbst, meinte man, habe auch ihn verurteilt, die Beschlüsse von Brixen könnten keine bessere Rechtfertigung finden. So bestärkten sich Heinrichs Anhänger in der Meinung, die sie immer verfochten hatten, und manche, die bisher noch geschwankt hatten, ergriffen jetzt offen für den rechtmäßigen König Partei; man hegte wohl gar die Hoffnung, daß sich bald ganz Deutschland ihm wieder unterwerfen würde.

Aber weder die Sachsen noch die vertriebenen Bischöfe und die entsetzten Herzöge dachten an Unterwerfung. Nach einer gewonnenen Schlacht waren sie am wenigsten geneigt, sich dem verhaßten Feinde zu beugen, gegen dessen rücksichtslose Härte sie keinen Schutz als ihre Schwerter mehr hatten. Auch stand ihre Sache nicht so ungünstig. Sachsen war ganz in ihren Händen, und in Schwaben waren Welf und Berthold dem Staufer mit seinem bischöflichen Anhang noch immer vollauf gewachsen. Es war keine Frage, daß die Partei des Gegenkönigs ihn überleben würde, dennoch hatte sie unverkennbar durch seinen Tod einen schwer zu verwindenden Schlag erlitten. Es zeigte sich dies sogleich, als man an die Wahl eines Nachfolgers dachte. Daß eine solche zu treffen sei, war keinen Augenblick zweifelhaft, doch lange schwankte man, wen man zu wählen habe.

Die Partei, welche Rudolf anerkannt hatte, war nicht so gleichartig, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Die Hauptmasse bildeten die Vorfechter der sächsischen Freiheit, neben ihnen standen Verteidiger der fürstlichen Gerechtsame und endlich Anhänger der neuen Ansprüche Roms. Sie alle hatten sich Rudolf untergeordnet, da ihn seine Energie und die Verhältnisse weit über jede andere Persönlichkeit erhoben, auf deren Hingebung sie rechnen konnten; ihre besonderen Interessen hatten sie seiner

Person gleichsam zum Opfer gebracht. Aber diese Interessen traten doch sogleich wieder hervor, als es sich um die Wahl eines neuen Königs handelte, und viel schroffer jetzt als einst in Forchheim. Die Sachsen wollten diesmal keinen anderen als Otto von Nordheim, ihren Kriegshelden, einen Mann reifer Erfahrung, auf den Thron erheben. Unzweifelhaft wäre es die beste Wahl gewesen, doch sagte sie weder den Schwaben noch den eifrigen Gregorianern zu. Berthold und Welf verlangten einen König, der ihnen die Herrschaft in Bayern und Schwaben verbürgte; die vertriebenen Bischöfe, die eigentliche Gregorianische Partei, wollten einen Herrn, der Macht genug besäße, sie in ihre Sprengel zurückzuführen und ganz Deutschland dem Willen des Papstes dienstbar zu machen. Eine Einigung war schwer zu erzielen; ehe sie nicht erreicht, war aber jede Aktion der Partei gelähmt.

Heinrich wußte dies und suchte den günstigen Augenblick zu benutzen. Im Anfang des Dezembers bot er in den mittelrheinischen Gegenden ein Heer auf; er brachte keine großen Streitkräfte zusammen, aber er hoffte doch, ohne Widerstand in Sachsen einrücken und das Weihnachtsfest in Goslar feiern zu können. Die Sachsen waren gerade in Beratungen über die Königswahl vertieft, als sie vernahmen, daß Heinrich mit Waffenmacht anziehe. Sogleich brachen sie auf und sammelten in drei Tagen ein Heer, mit dem sie dem Könige entgegenzutreten vermochten. Heinrich sah seine Absicht vereitelt; auf einen neuen ernsten Kampf wollte er es nicht ankommen lassen und hielt für das beste, seine Scharen zu entlassen. Noch einmal machte er jetzt einen Versuch, sich mit den Sachsen gütlich zu verständigen. Er ließ ihnen sagen: wenn sie einen besonderen König haben wollten, möchten sie seinen Sohn wählen; er wolle in diesem Falle ihnen eidlich versprechen, nie selbst wieder Sachsen zu betreten. Soweit es ihm möglich war, kam er dem sächsischen Partikularismus entgegen, und gewiß werden manche der sächsischen Herren dem Vorschlage nicht abgeneigt gewesen sein. Aber Otto von Nordheim und die ersten Männer des Landes ließen sich doch nicht für denselben gewinnen. „Oft habe ich“, sagte Otto, „von einem bösen Bullen ein böses Kalb gesehen; mich verlangt weder nach Vater noch Sohn.“ Heinrichs Anerbieten wurde zurückgewiesen; die Sachsen blieben in kriegerischer Haltung.

Das Jahr ging zu Ende, ohne daß Heinrichs Widersacher sich über die Wahl eines neuen Oberhaupts geeinigt hatten. Der König glaubte schon, sie ihrer eigenen Zwietracht überlassen zu dürfen. Ihn trieb es über die Alpen; er hatte Wibert nach Rom zu führen versprochen, wollte den verwegenen Mönch, der abermals den Bann gegen ihn geschleudert, züchtigen und sich in St. Peter von dem Papst, den er selbst eingesetzt, als Kaiser gekrönt sehen. Bereits rüstete er zu seiner Romfahrt, die schon über ein Jahrzehnt immer von neuem beabsichtigt und immer von neuem ausgesetzt war; es lag ihm nur an Vorkehrungen, daß seine Anhänger in

Deutschland während seiner Abwesenheit nicht schutzlos ihren Feinden preisgegeben wären. Aus diesem Grunde bot er jetzt den Sachsen zunächst einen Waffenstillstand an. Sein Anerbieten wurde nicht völlig zurückgewiesen, doch sollten Vertrauensmänner von beiden Seiten die Bedingungen des Waffenstillstands erst näher feststellen.

In einem Walde bei Kaufungen an der Weser traten zu Anfang des Februars die Vertrauensmänner zusammen. Von Heinrichs Seite waren die Erzbischöfe Siegwin von Köln und Eigilbert von Trier, die Bischöfe Rupert von Bamberg, Huzmann von Speier und Konrad von Utrecht nebst einem ritterlichen Gefolge erschienen; von seiten der Sachsen hatten sich die Erzbischöfe Siegfried von Mainz, Gebhard von Salzburg, Hartwig von Magdeburg, die Bischöfe Poppo von Paderborn und Udo von Hildesheim eingestellt, von einer großen Menge sächsischer Herren und Ritter begleitet. Die sächsischen Abgesandten verlangten sogleich Öffentlichkeit der Verhandlung; die Abgeordneten des Königs willigten ein, aber erst nach einigem Zögern.

Kaum war die Öffentlichkeit zugestanden, so ergriff Erzbischof Gebhard das Wort, um den Verhandlungen eine unerwartete Wendung zu geben. Nicht Waffenruhe verlangte er, sondern vollständigen Frieden. Er und die Seinen seien bereit, sagte er, Heinrich als König anzuerkennen, wenn man sie überzeugen würde, daß sie dabei nicht die Religion verletzten; wäre dies nicht möglich, so wollten sie dagegen durch auf die Heilige Schrift gegründete Beweise dartun, daß Heinrich nicht mehr nach dem Recht das Reich regieren könne. Die Abgeordneten des Königs erklärten, daß sie zu Verhandlungen von solcher Tragweite keine Vollmacht hätten und sich auf eigene Hand nicht auf Fragen einlassen würden, die nicht sie, sondern auch den König und das ganze Reich auf das tiefste berührten; nur einen Waffenstillstand abzuschließen, hätten sie Auftrag, und zwar bis zur Mitte des Juni; bis dahin möchte sich dann auch wohl Gelegenheit finden, über die in Anregung gebrachte Angelegenheit auf einem allgemeinen Reichstage zu verhandeln. Die Absicht, über Heinrichs Recht zur Reichsregierung gleich eine Entscheidung herbeizuführen, welche Gebhard und seine Freunde gehegt hatten, mußte aufgegeben werden. Jetzt erklärten sich die Sachsen auch zu einem Waffenstillstande bereit, wenn er vollständig sei und offen und ehrlich gehandhabt werde. Die Königlichen glaubten nicht anders, als daß man die Ausdehnung des Waffenstillstandes auch auf Schwaben beanspruche, und räumten sofort ein, daß die Waffen nicht nur in Sachsen, sondern in allen deutschen Ländern ruhen sollten. Aber sie hatten damit die Meinung der Sachsen nicht getroffen, vielmehr wollten diese vor allem einen Angriff auf den Papst in Italien verhüten. „Der Papst ist unser Haupt", sagte Otto von Nordheim, „und wie kann der Leib ruhen, wenn man gegen das Haupt den Todesstreich führt? Entweder Friede für uns und alle die

Unsrigen, für euch und alle die Eurigen — oder Krieg! Wollt ihr nicht uns und allen unseren Freunden, hoch oder niedrig, vollen Frieden gewähren, so geht dahin, von wannen ihr gekommen seid! Nur laßt euch gesagt sein, daß ihr alsbald in euren Häusern unerwünschte Gäste beherbergen und, wenn ihr einst aus Italien heimkehrt, euer Hab und Gut nicht wohl bewahrt finden werdet. Denn wir sind gesonnen, uns bald einen König zu setzen, der uns nicht nur gegen Unbill schützen, sondern auch an denen, die uns Schlimmes zugefügt haben, volle Vergeltung üben wird." Die Gesandten des Königs konnten natürlich auf einen Waffenstillstand nicht eingehen, der sich auch auf Italien ausdehnte. Die Zusammenkunft hatte keinen Erfolg, als daß man von beiden Seiten die Feindseligkeiten für eine Woche auszusetzen versprach.

Der innere Krieg tobte fort, doch wollte deshalb Heinrich die Romfahrt nicht aufgeben. Er hoffte, in Italien seine Feinde in wenigen Monaten bewältigt zu haben und dann mit um so größerer Energie den Kampf in Sachsen und Schwaben aufnehmen zu können. Auch er sah in dem Papst das Haupt aller rebellischen Bewegungen; dieses Haupt zu treffen, erschien ihm für den Augenblick als seine wichtigste Aufgabe. Aber allerdings mußte er dann auf Mittel bedacht sein, um seine Anhänger und seine eigene Stellung in Deutschland während der Zeit seiner Abwesenheit zu sichern. Nur geringe Streitkräfte konnte er den deutschen Ländern entziehen und hatte Vorkehrungen zu treffen, daß diese Länder unter dem Schutz treuer Männer gegen Vergewaltigungen der Rebellen gesichert blieben. In Bayern, Franken und Lothringen schien die königliche Partei allerdings stark genug, um sich gegen jeden Angriff behaupten zu können. Anders war es in Schwaben, wo Friedrich von Staufen, wenn ihn auch die Bischöfe des Landes unterstützten, die königliche Sache doch nur mit großer Anstrengung aufrechterhielt. Nichts aber mußte dem Könige mehr am Herzen liegen, als die Sachsen von bedeutenderen Unternehmungen dadurch abzuhalten, daß er, wenn irgend möglich, ihnen Widersacher im eigenen Lande erweckte, indem er dort eine ihm ergebene Partei in das Leben rief.

Bei der allgemeinen Erbitterung, die im Sachsenvolk gegen den König herrschte, war es schwer, Männer zu finden, die ihm offen die Hand reichten. Die Billinger, obwohl sie vom Kampfe sich bereits fernhielten, wären zu einem entschiedenen Auftreten gegen Otto von Nordheim und ihre anderen alten Freunde doch nie zu bewegen gewesen. Nur in einem überaus ehrgeizigen Jüngling, der sich ihm bereits zugewendet, glaubte der König die erforderlichen Eigenschaften zu einem Parteiführer zu finden, der den sächsischen Rebellen das Gegenspiel halten könne. Es war sein Vetter Ekbert von Meißen, der zugleich auch das Schicksal seines noch im Knabenalter stehenden Schwagers Heinrich, der auf die Ostmark und Lausitz ein Erbrecht besaß, in Händen trug. Diese jungen Markgrafen

hatten zu den Sachsen gehalten, aber dabei Verlust über Verlust erlitten; ihre Marken waren dem Böhmerherzog zugesprochen worden, und nur mit Mühe hatten sie und ihre Vasallen sich gegen ihn behauptet. Als sie die Unmöglichkeit weiteren Widerstands einsahen, hatten sie erst heimlich, dann offen Partei gewechselt, sich Heinrich wieder unterworfen und Verzeihung gefunden. Jetzt setzte sie der König wieder in ihre Marken ein und eröffnete Ekbert, wenn er seine Treue betätigen würde, auch auf höhere Ehren bestimmte Aussicht. Die Kampflust und der Unternehmungsgeist des unruhigen jungen Fürsten konnten allerdings, sobald nur seiner Gesinnung zu trauen war, den sächsischen Angelegenheiten eine andere, dem König günstigere Wendung geben.

Herzog Wratislaw von Böhmen wurde in anderer Weise für den Verlust der sächsisch-thüringischen Marken entschädigt. Ihm wurde die wichtige Mark Österreich übertragen, da sich Markgraf Liutpold abermals vom König abgewandt hatte, mit den aufständigen Schwaben konspirierte und ohne Zweifel auch mit den Ungarn in Verbindung stand. Der König hatte den Babenberger entsetzt, aber die Mark war noch in dessen Händen, und ein heißer Streit drohte um dieselbe zu entbrennen. Denn der Markgraf hatte sich zu Tuln mit allen Rittern der Mark zum Verderben Heinrichs verschworen. Schon war auch Altmann nach Passau zurückgekehrt und schürte das Feuer gegen den von Rom verfluchten König. Die Hilfe Ungarns konnte Liutpold ohnehin nicht fehlen. Nicht ohne schweren Kampf war dem Babenberger die Mark zu entreißen, und der Böhmenherzog hatte bei diesem Kampf nur auf den Beistand der Eppensteiner zu zählen. Abermals war ihm der bedenklichste Posten zugeteilt worden; wie früher gegen Polen stand er jetzt gegen Ungarn, von wo aus im Augenblick die größere Gefahr zu drohen schien, gleichsam auf der Wacht.

Nachdem der König diese Anordnungen getroffen, trat er gegen Ende des März 1081 seine Romfahrt an. Er ließ den inneren Krieg hinter sich; erst in der kaiserlichen Macht hoffte er die Mittel zu finden, ihn vollständig zu bewältigen. Die Verhältnisse waren denen nicht so unähnlich, die einst Heinrich II. zur Kaiserkrönung über die Alpen geführt hatten. In kurzer Zeit erwartete der König wieder auf dem Kampfplatz in Deutschland zu erscheinen; es vergingen fast so viele Jahre, als er Monde gerechnet hatte.

Heinrichs IV. mißglückte Romfahrt

Beinahe ein Menschenalter hindurch hatte das Abendland keinen Kaiser gesehen; denn immer aufs neue hatten Hildebrand und die deutschen Fürsten eine Krönung in St. Peter hintertrieben. Konnte die Zeit ohne Kaiser länger eine kaiserliche bleiben? Gewann aber jetzt der König das

höchste Diadem der Welt wie seine Vorfahren, warum sollte es — so meinte er und viele mit ihm — nicht von neuem die frühere Bedeutung gewinnen, nicht wieder im alten Glanze strahlen? Noch war er jung; fast in gleichem Alter hatte sein Vater die Kaiserkrone gewonnen, die dann im blendendsten Scheine auf dessen Haupte geleuchtet hatte. Freilich war seine bisherige Regierung nur ein ununterbrochener Kampf gegen widerstrebende Mächte gewesen, ein steter Kampf, kann man sagen, um das Kaisertum selbst, und er war bisher nicht als Sieger aus demselben hervorgegangen. Aber niemand konnte ihn auch einen Besiegten nennen, und selbst seine Feinde räumten ein, daß er ungewöhnliche Kraft und Klugheit in allen Wirren bewährt hatte; auch Otto der Große hatte lange um das Kaisertum ringen, die Kaiserkrone gleichsam erobern müssen. Und wer stellte sich nicht gerade im heißesten Streite den vollen Siegespreis in Aussicht?

Ungebrochenen Mutes trat Heinrich die Romfahrt an. Die Heldenbilder und die Ruhmestaten seiner Vorfahren, die einst nach St. Peter gezogen waren, schwebten ihm vor der Seele, als er beim ersten Anhauch des Frühlings die Alpen überstieg. Vor vier Jahren war er nach Italien geeilt, um sich dem Papst zu Füßen zu werfen; jetzt zog er aus, um denselben Papst vom Stuhle Petri zu stürzen. Es begleiteten ihn einige ergebene Bischöfe, seine vertrauten Freunde aus Schwaben und ein mäßiges Kriegsgefolge; er kannte die Stimmung Italiens und erwartete, nirgends auf bedenklichen Widerstand zu stoßen. Er hoffte, wenn er größere Streitkräfte brauchte, diese in der Halbinsel selbst zu finden.

Seine Erwartungen erfüllten sich, als er vom Brenner herabstieg, vollkommen. Niemand widersetzte sich ihm an den Pässen, die lombardischen Städte begrüßten ihn freudig; Italien schien in wenigen Jahren kaiserlicher geworden, als es nur je zuvor gewesen. Das Osterfest (4. April) feierte er in Verona, wohin ihm Wibert entgegenkam, eilte darauf nach Mailand, wo er sich damals wahrscheinlich die königliche Krone aufsetzen ließ, und begab sich dann unverweilt über den Po nach Ravenna. Mehrere lombardische Bischöfe und Herren hatten sich seinem Zuge angeschlossen, aber er hatte noch immer nur ein schwaches Heer um sich, welches er jetzt aus der Romagna und der Mark von Ancona um etwas verstärkte. Nach kurzer Rast brach er, von dem Gegenpapst, dem Erzbischof Thedald von Mailand, dem Erzbischof Liemar von Bremen, dem Kanzler Italiens Bischof Burchard von Lausanne und einigen anderen deutschen und lombardischen Bischöfen begleitet, gegen Rom auf; auch der vertriebene Erzbischof Manasse von Reims gesellte sich dem kleinen Heere bei. Man durchzog eilends unter großen Verheerungen die Länder Mathildens. Im Sturmschritt hoffte Heinrich gegen Rom vorzudringen, ohne Widerstand sich der Stadt zu bemächtigen, dort wie sein Vater einen Kaiserpapst einzusetzen und von diesem die Krone zu empfangen; schon zu Pfingsten,

wie er Wibert es einst versprochen hatte, erwartete er in der Stadt zu sein, deren Adel, wie er sich überzeugt hielt, nur seiner Ankunft harrte. Er rückte gegen Rom um Pfingsten an, aber er hatte sich bitter getäuscht, wenn er einen entgegenkommenden Empfang dort erwartete und den Mut Gregors schon für gebrochen hielt.

Das Vertrauen des Papstes auf den baldigen Sieg seiner Sache schien unerschütterlich. Ihm verflog eine Hoffnung nach der anderen, ihn umdrohten Gefahren über Gefahren; nichtsdestoweniger stand er aufrecht wie der Felsen im Meer, an dessen Fuß die Wogen branden. Schlag auf Schlag hatte ihn getroffen. In denselben Tagen, wo Rudolf an der Elster fiel, hatte das Lombardenheer, welches den kleinen Konrad mit sich führte, die Vasallen Mathildens bei Volta am Mincio geschlagen. Fortan verweigerten diese ihrer Herrin, deren Widerstand gegen den Gegenpapst und den König sie für sinnlos hielten, den Dienst, und die Städter, welche mit dem Regiment der großen Gräfin immer unzufrieden waren, boten ihr keinen Ersatz. Mathilde, auf deren Beistand allein der Papst sicher hatte rechnen können, war machtlos. Vergebens hatte er sich dann bemüht, die Wahl eines Gegenbischofs in Ravenna durchzusetzen, vergebens selbst einen solchen in einem gewissen Richard bestellt; seine vereitelten Bestrebungen zeigten nur, wie sein Ansehen in der Romagna und in den Marken völlig vernichtet war. Und schon regten sich auch in seiner Nähe die alten Feinde wieder. In der Campagna gehorchte man nicht mehr seinen Geboten. Zwei adlige Herren, Lando und Ildimondo, spielten dort die kleinen Tyrannen, und Robert von Loritello, ein Neffe Robert Guiscards, dem im Patrimonium des heiligen Petrus Landbesitz eingeräumt war, griff gegen die Versprechungen des Normannenherzogs weiter und weiter um sich. Der Papst sah, wie wenig er Roberts Worten trauen konnte, und noch unzuverlässiger zeigte sich Jordan von Kapua, der stets nur die Erhaltung seines Fürstentums im Auge hatte. So war die Fastensynode des Jahres 1081 herangekommen, und ihr spärlicher Besuch legte bereits an den Tag, wie tief die Autorität des Papstes gesunken. Dennoch trat Gregor abermals mit einer langen Reihe von Anathemen hervor. Er schleuderte den Bann gegen Lando, Ildimondo und ihre Helfershelfer, bestätigte ihn über Heinrich und alle seine Anhänger, exkommunizierte die Erzbischöfe von Arles und Narbonne, suspendierte alle Bischöfe, die zu der Synode entboten und nicht erschienen waren. Nur Strafurteile kennen wir von dieser Synode; es war, als ob Gregor dem Kampf nirgends auswich, sondern ihn suchte.

Schon wußte man damals in Rom, daß Heinrich zu seiner Kaiserfahrt rüste, und die Getreuen des Papstes rieten ihm, sich mit Heinrich zu versöhnen, da ja fast alle Italiener auf dessen Seite ständen; die Partei in Deutschland, welche sich nach dem heiligen Petrus nenne, werde ihn doch,

wenn der Feind gegen Rom anrücke, nicht schützen können. Solche Ratschläge, die auch ohne Zweifel zu spät kamen, machten auf Gregor keinen Eindruck, vielmehr erwartete er gerade von Deutschland aus Unterstützung. Er schrieb im Anfang des März bald nach der Synode an Altmann von Passau und den Abt Wilhelm von Hirschau von jenen verführerischen Vorschlägen, die er abgewiesen habe, und forderte sie auf, eine Hilfssendung in Deutschland zu betreiben. „Wir achten", äußerte er, „Heinrichs Hoffart gering. Uns selbst scheint sein Angriff, bliebe uns selbst deutsche Hilfe versagt, nicht eben gefährlich. Aber unsere Tochter Mathilde, deren Vasallen den Dienst verweigern, wird ohne Beistand von eurer Seite sich entweder unterwerfen oder alles das Ihrige aufgeben müssen." Vor allem verlangte Gregor, daß Welf jetzt die Treue, die er einst der römischen Kirche versprochen, betätigen solle; ihn habe er sich recht eigentlich zum Dienstmann ersehen und wünsche, ihn ganz in den Schoß des Apostelfürsten zu versetzen; auch andere mächtige Herren möchte man für den Dienst der Kirche gewinnen; gelänge dies, so könne man die Italiener von Heinrich abzuziehen und dem heiligen Petrus wieder zu gewinnen hoffen. Vornehmlich ermahnte er, die Bischöfe, die auf Heinrichs Seite ständen, mit der Kirche zu versöhnen, selbst von der Strenge der Kanones wolle er zu diesem Zwecke absehen. Bald darauf erließ er an Altmann noch eine besondere Anweisung, wie er in Gemeinschaft mit Gerhard von Salzburg und anderen kirchlichen Männern jene Bischöfe der Kirche wieder zuführen solle; zunächst war es dabei auf Benno von Osnabrück abgesehen, der über die Rechtmäßigkeit der Brixener Beschlüsse noch immer Zweifel hegte.

Offenbar lag dem Papst nichts mehr am Herzen, als Hilfe von Deutschland zu erhalten; wollte er diese erreichen, so mußte er wünschen, daß seine Anhänger dort sich nicht veruneinigten. Deshalb riet er ihnen, die Wahl eines Gegenkönigs vorläufig auszusetzen; wenn dies unmöglich, so müsse man vor allem darauf Bedacht nehmen, daß er der Kirche ergeben und dienstwillig sei, wie es sich für einen christlichen König gezieme, und wie man es von Rudolf habe erwarten können; entspräche die Wahl diesen Anforderungen nicht, so werde die Kirche sie nicht nur nicht anerkennen, sondern sogar bekämpfen. Wofern es zur Wahl käme, sollte Altmann von dem Gewählten folgenden Eid fordern: „Von Stund' an und in der Folge werde ich ein gewissenhafter Getreuer des heiligen Apostels Petrus und des Papstes Gregor, seines jetzigen Statthalters, sein, und was mir der Papst unter ausdrücklicher Berufung auf meinen aufrichtigen Gehorsam aufträgt, werde ich treulich, wie es einem Christen gebührt, vollführen. Über die Besetzung der Kirchenämter, über die Länder und Einkünfte, welche die Kaiser Konstantin und Karl dem heiligen Petrus verliehen, wie über alle Kirchen und Güter, welche dem apostolischen Stuhl zu irgendeiner Zeit von anderen Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts

aufgetragen oder übergeben sind, und welche jetzt in meiner Gewalt sind oder früher gewesen sein sollten, werde ich mit dem Papst ein solches Abkommen treffen, daß ich weder einen Meineid leiste noch Schaden an meiner Seele leide, sondern Gott und dem heiligen Petrus unter Christi Beistand die gebührende Ehre erweise und nützlich bin. An dem Tage endlich, wo ich zuerst des Papstes ansichtig werde, werde ich mich getreulich mit eigener Hand als des heiligen Petrus und seines Stellvertreters Vasall bekennen." Nebenbestimmungen in dieser Eidesformel sollte Altmann mildern können, aber alles, was die Vasallentreue und den Gehorsam betraf, durchaus aufrecht erhalten. Niemand wird bezweifeln, daß das erste Gebot des Papstes an den König, der diesen Schwur geleistet hätte, kein anderes gewesen wäre, als mit seiner ganzen Macht nach Italien aufzubrechen. Aber die Verhältnisse lagen in Deutschland so, daß die Wahl eines Gegenkönigs noch kaum möglich war und auch niemand ernstlich an eine unmittelbare Unterstützung des bedrängten Papstes denken konnte.

Denn es war wahrlich wenig begründet, wenn der Papst zu derselben Zeit an den Abt Desiderius von Monte Cassino schrieb, daß die Sache Heinrichs nach allen seinen Nachrichten in Deutschland nie schlechter gestanden habe; auch wollte der Papst damit wohl nur seine Gesuche empfehlen, welche Desiderius bei Robert Guiscard vermitteln sollte. Von dem Normannenherzoge verlangte er nämlich, daß er ihm entweder selbst nach Ostern ein Heer zuführe oder unter dem Befehle seines Sohnes sende oder mindestens eine Anzahl normannischer Ritter für den Dienst des heiligen Petrus überlasse; überdies wünschte er zu erfahren, ob sich nicht der Herzog dazu verstehen würde, während der Fastenzeit, wo sonst die Normannen sich vom Kampf enthielten, mit ihm oder einem seiner Legaten wohlgerüstet gegen gewisse Länder des heiligen Petrus — es war an die Marken gedacht — auszuziehen, um durch Schrecken oder Gewalt die Abtrünnigen zur Unterwerfung zu bringen, die Gutgesinnten aber durch diesen Beweis seines Gehorsams zu ermutigen. Robert kümmerte sich wenig um die Bedrängnis des Papstes; weder vor noch nach Ostern hat er ihm eine nennenswerte Hilfe geleistet.

So rückte Ostern heran; der König hatte die Alpen überstiegen, und weder vom Norden noch vom Süden kam dem Papst Beistand. Bald hörte er von Mathilde, daß der König nicht nur in Ravenna sei und bis Pfingsten Rom zu erreichen beabsichtige, sondern daß er auch mit Robert Guiscard ein Abkommen getroffen, nach welchem der Sohn des Königs eine Tochter des Herzogs ehelichen, der Herzog selbst aber mit Ancona belehnt werden solle. Dies alles teilte der Papst dem Abt Desiderius mit, damit dieser ermittele, ob wirklich eine Verständigung zwischen dem König und Robert stattgefunden habe; die Römer würden leicht an dieselbe glauben, wenn der Herzog noch länger die beschworene Lehnspflicht gegen

den apostolischen Stuhl versäume. Die Wetterwolken zogen sich immer dichter und drohender um den Papst zusammen, aber sein Mut und sein Selbstvertrauen blieben sich gleich. Auch jetzt noch hegte er Zweifel, ob Heinrich ein größeres Heer in Italien sammeln und den Weg nach Rom einschlagen könne. Er verachte, schrieb er an Desiderius, die Drohungen Heinrichs und seiner Genossen und werde lieber sterben als ihnen nachgeben; hätte er ihnen zu Willen sein wollen, so hätte er mehr von Heinrich und Wibert erlangen können als irgendeiner seiner Vorgänger von den deutschen Königen und den Erzbischöfen von Ravenna. Zugleich versicherte er dem Abte, daß die Römer vom besten Geiste beseelt und ihm in allen Dingen dienstwillig seien.

Und mindestens hierin hatte sich der Papst nicht getäuscht. Als er die Stadt in Verteidigungszustand setzte, fand er überall hilfreiche Hände. War es die energische Persönlichkeit des Papstes, war es die Abneigung gegen die fremden Eindringlinge, was die Römer bewog: sie waren einmütig entschlossen, die Stadt Heinrich nicht zu übergeben. Die weiten Mauern Roms mit ihren zahllosen Türmen wurden in Stand gesetzt und bemannt; die Miliz des heiligen Petrus, welche der Papst längst gebildet hatte, leistete dabei gute Dienste. Man konnte dem Feind, als er anrückte, mannhaft begegnen.

Am Freitag vor Pfingsten (21. Mai) erschien Heinrich in der Nähe Roms und schlug alsbald nach alter Sitte sein Lager auf den Neronischen Wiesen vor der Stadt auf. Kein größeres Heer begleitete ihn, denn er hatte auf keinen Widerstand gerechnet. Man hatte ihm den Glauben erweckt, daß die Römer sofort den Papst vertreiben und ihn selbst nach alter Weise feierlich zur Kaiserkrönung einholen würden. „Aber er fand", wie ein Zeitgenosse sagt, „statt der Priesterchöre Kriegerscharen, statt der Wachskerzen Speere, statt der Loblieder Verwünschungen und statt Jubelruf Wehegeschrei." Das Pfingstfest hatte er in St. Peter zu feiern gedacht und mußte es im Lager zubringen, wo man die an den hohen Festtagen übliche Krönungszeremonie in der kläglichsten Weise, indem zwei Zelte dort die Stelle des Lateran und der Peterskirche vertraten, zur Ausführung brachte.

Ohne die Mittel, einen Sturm auf Rom wagen zu können, wollte Heinrich die Stadt mit Güte zu gewinnen suchen. Er erließ folgendes Manifest an den Klerus und das Volk Roms: „Wie treu und ergeben ihr euch gegen unseren Vater hochheiligen Andenkens erwiesen, und wie hoch er dagegen die Würde eurer Kirche und die gesammelte Bedeutung des römischen Namens sowohl in Person wie durch sein ganzes Regiment erhoben hat, haben wir aus dem Munde unserer älteren Fürsten vernommen. Auch unserer Jugend seid ihr nach seinem Tode mit nicht geringerer Liebe und Treue zugetan geblieben, soweit es euch bei der Treulosigkeit ge-

wisser verderblicher und übermütiger Menschen möglich war. Wenn wir eure treue Liebe bisher nicht nach Gebühr vergolten haben, so lag die Schuld erst an der Hilflosigkeit unserer Jugend; als wir aber zum Manne reiften, erhob frevelhafte Treulosigkeit einen solchen Aufruhr, daß wir notgedrungen auf die Unterdrückung desselben zuvor unsere Kräfte verwenden mußten. Jetzt endlich, nachdem wir dem Leben unserer grimmigsten Feinde und ihrem Hochmut ein Ziel gesetzt, nachdem wir die Glieder des zerrissenen Reichs größtenteils wieder vereinigt haben, kommen wir zu euch, um die uns nach Erbrecht gebührende Würde unter eurer aller Zustimmung von euch zu empfangen und euch den verdienten Dank in Ehren aller Art abzustatten. Wir verwundern uns daher, daß ihr nicht auf die Nachricht von unserer Ankunft an uns eine feierliche Gesandtschaft abgeordnet habt. Wir unterließen nur deshalb, eine solche an euch zu senden, weil im vorigen Jahre, wie ihr wißt, unsere Gesandten, ehrwürdige und angesehene Männer, auf das schmählichste, wie es selbst bei Barbaren nicht erlaubt ist, von einem Manne behandelt wurden, dem solches Verfahren am wenigsten zustand. Wenn aber die Friedensstörer uns zur Last gelegt und unter euch ausgebreitet haben, wir kämen, um die Ehre des heiligen Petrus zu verringern und eure Freiheit zu vernichten, so haben sie damit nur getan, was ihrer bisherigen Weise entspricht. Aber wir beteuern euch: wir gedenken friedlich, so viel an uns liegt, zu euch zu kommen, um die lange Zwietracht zwischen Reich und Kirche vorzüglich nach eurem Rat und nach der Meinung unserer anderen Getreuen zu beseitigen und alles in Christi Namen zum Frieden und zur Eintracht zurückzuführen."

Wie zu erwarten stand, öffneten diese Worte, so gut gewählt sie waren, nicht die Tore Roms. Einige Grafen der Campagna, namentlich die längst gedemütigten Tusculaner, fielen Heinrich wohl zu und wurden von ihm mit Ämtern und Geschenken belohnt, aber die Bürgerschaft blieb dem Papste treu. Bis zum Ende des Juni lag Heinrich vor der Stadt; da riet die Jahreszeit, den verderblichen Fiebern des römischen Bodens auszuweichen. Der König ließ die Zelte abbrechen und trat den Rückweg an. Über Siena und Pisa zog er nach Lucca, wo er dann einige Zeit verweilte. Er verhehlte sich nicht, daß sich aus der Romfahrt ein Krieg um Rom entwickeln würde, dessen Wechselfälle schwer zu berechnen waren.

Nie war ein deutscher König, der zur Kaiserkrönung ausgezogen, in solcher Weise vor Rom umgekehrt. Es war ein unerhörtes, schmachvolles Ereignis. Mit je größeren Hoffnungen sich Heinrich getragen hatte, als er die Alpen überstieg, desto tiefer mußte er die unerwartete Niederlage empfinden. Wenn er einst im Büßerhemde an die verschlossene Pforte Kanossas gepocht hatte, so war es ihm doch, wenn auch durch große Demütigungen, gelungen, jene Pforte zu öffnen; in gewissem Sinne hatte er da seine Widersacher und den Papst selbst überwunden. Jetzt war er in königlichem Glanze, mit einem kriegerischen Gefolge vor den Toren Roms er=

schienen, und sie blieben ihm verschlossen; unverrichteter Sache mußte er umkehren. Er hielt sich nicht für besiegt und war es nicht, doch unleugbar hatte jener Mönch, der noch vor kurzem so hilflos und verlassen schien, ihm einen unerwarteten Widerstand bereiten und seine Krönung vereiteln können.

Die Wahl des Gegenkönigs Hermann

Es hatte den Anschein gehabt, als ob sich Heinrich, sobald ihm Rom und die Kaiserkrone zugefallen wären, ohne Mühe zum Herrn Italiens gemacht haben würde: Mathildens Widerstand wäre auf die Dauer unmöglich gewesen; die Normannen hätten ein Abkommen getroffen. Auch auf die deutschen Verhältnisse hätte eine Heinrich günstige Rückwirkung nicht ausbleiben können. Um so mehr mußte sein Mißgeschick vor Rom sich jetzt diesseits und jenseits der Alpen fühlbar machen. Mathilde rüstete sich zum hartnäckigsten Widerstande, von einem Vertrage Robert Guiscards mit dem Könige war nicht mehr die Rede, und die päpstliche Partei in Deutschland schritt, was das wichtigste war, nun wirklich zur Wahl eines neuen Gegenkönigs. Die Spaltung im Reiche, die eine Zeitlang zu beseitigen schien, trat von neuem in ihrer ganzen Schroffheit hervor.

Die Widersacher des Königs in Deutschland hatten freilich die Wahl eines neuen Oberhauptes nie ganz aufgegeben, aber eine Einigung konnte lange unter ihnen nicht erzielt werden. Vergebens hatte sich Gerhard von Salzburg bemüht, eine allgemeine Versammlung der deutschen Fürsten zustande zu bringen, um sie in ihrer Gesamtheit auf die Seite Roms herüberzuführen und dann zu einer neuen einmütigen Königswahl zu vermögen. Vergebens hatte selbst die Mehrzahl der sächsischen Fürsten ihren Sonderinteressen entsagt und ein Wahlausschreiben an alle deutschen Herren erlassen, in welchem sie erklärten, daß sie mit Ausnahme Heinrichs und dessen Sohnes sich jedem anderen Fürsten, welchen die Wahl treffen würde, zu unterwerfen bereit seien, „damit alle Teile des Reichs, wie sie es einst waren, wieder unter e i n e m Könige vereinigt würden". Eine Verständigung über die Wahl war nicht zu erreichen. Inzwischen nutzte man aber doch die Abwesenheit des Königs, um seine Anhänger zu bewältigen. Altmann gelang es, vom Markgraf Liutpold unterstützt, auch in Bayern mehrere Herren zum Abfall vom König zu bewegen, und in Schwaben schmolz die königliche Partei mehr und mehr zusammen. Im Juni brach ein sächsisches Heer auf, um sich Ostfranken zu unterwerfen; es erwartete, hier mit Welf und anderen schwäbischen Herren zusammenzutreffen. Verheerend drang es bis in die Bamberger Gegend vor; hier gelang es ihm, sich mit Welf und seinen Schwaben zu verbinden. Diese Schwaben und Sachsen waren es, die dann völlig unerwartet die so lange vereitelte Königswahl vornahmen. Es geschah in den ersten Tagen des

Augusts, unmittelbar unter dem Eindruck der Nachrichten, welche über den Rückzug Heinrichs von Rom bekannt wurden. Zu Ochsenfurt am Main, an ganz ungewöhnlicher Stelle[1], wurde die Wahl getroffen. Nicht einmal die schwäbischen und sächsischen Großen waren in einiger Vollständigkeit zugegen; Vertreter der anderen Stämme waren, wie es scheint, außer einigen Lothringern gar nicht zur Stelle; von den hervorragenden Fürsten des Reichs war unseres Wissens nur Herzog Welf bei der Wahlhandlung tätig.

Nach vielfachen Erwägungen fiel die Wahl auf einen reichbegüterten und kriegstüchtigen Fürsten aus dem Luxemburgischen Hause, den Bruder des Grafen Konrad von Lützelburg, einen Neffen des rheinischen Pfalzgrafen Hermann und jenes Heinrich von Laach, der in der Schlacht an der Elster gegen Rudolf gekämpft hatte. Der Name des Gewählten, der bisher kaum in weiteren Kreisen einen Klang hatte, war Hermann. Er hatte in Lothringen und Franken ausgedehnte Besitzungen und Verbindungen, so daß man hoffen durfte, durch ihn die Partei wesentlich zu verstärken. Er trug Güter von der Kirche von Metz zu Lehen und hatte sich, wie es scheint, des Bischofs Hermann in der Not treulich angenommen. Bischof Hermann wird besonders die Stimmen auf ihn gelenkt haben. Weder sächsische noch schwäbische Interessen können bei dieser Wahl schwer in das Gewicht gefallen sein; Rücksichten auf die Sache der Kirche und des Papstes müssen vielmehr den Ausschlag gegeben haben. Ob Hermann einen Schwur geleistet hat, wie ihn Gregor verlangte, wissen wir nicht, doch ist es wahrscheinlich. Dem Papste zu Hilfe zu eilen, war er entschlossen, sobald er sich nur in der Würde befestigt hätte.

Die Anfänge des Gegenkönigs waren nicht unglücklich. Um dem überhandnehmenden Abfall in Schwaben und Bayern zu wehren, hatten Herzog Friedrich von Schwaben und der bayerische Graf Kuno der Jüngere, der Sohn des Pfalzgrafen Kuno, ihre Getreuen aufgeboten und ihre Streitkräfte verbunden. Es gelang ihnen zuerst, mehrere Burgen der Aufständischen in Bayern zu brechen, dann besetzten sie Donauwörth. Als sie aber weiter ihren Weg nach Höchstädt an der Donau nahmen, stießen sie unerwartet auf ein schwäbisches Heer unter dem neuen Gegenkönige und Herzog Welf, welches ihnen am 11. August eine vollständige Niederlage beibrachte. Kuno selbst blieb im Kampfe, mit ihm viele treue Anhänger König Heinrichs in Bayern; die Scharen des Staufers lösten sich in wilder Flucht auf. Durch diesen Erfolg ermutigt, griff der Gegenkönig Augsburg, welches noch immer den Mittelpunkt der königlichen Partei in Schwaben bildete, mit seinem Heere an. Drei Wochen lang belagerte er, vom Markgrafen Liutpold unterstützt, die Stadt, verwüstete die Umgegend, brannte die Vorstädte abermals nieder. Da erst erschien ein Ersatzheer, welches

[1] Forchheim war wohl deshalb diesmal nicht der Wahlort, weil es in den Händen des feindlichen Bischofs von Bamberg war.

Hermann zum Abzug nötigte; um sich den Rücken zu decken, schloß er einen Vertrag, den er aber schlecht beobachtet haben soll.

Obschon sich Augsburg hielt, fand Hermann doch in den meisten Teilen von Schwaben Anerkennung. Weniger günstig stand seine Sache anfangs in Sachsen. Die Wahl in Ochsenfurt fand dort wenig Beifall bei denen, die vor allem das Interesse des eigenen Landes im Auge hatten, am wenigsten bei Otto von Nordheim, der sich selbst Rechnung auf die Krone gemacht zu haben scheint. Otto ließ sich sogar mit Ekbert und dessen Freunden in Verhandlungen ein. Monatelang schwankte er, ob er sich für Hermann erklären oder gleich Ekbert seinen Frieden abermals mit Heinrich machen sollte. Schon hatte er das Roß bestiegen, um mit seinen bisherigen Widersachern abzuschließen: da stürzte er mit dem Tiere. Er sah eine göttliche Warnung in diesem Unfall und entschloß sich, Hermann anzuerkennen. Nun erst kam der Lothringer selbst nach Sachsen. Einige Tage vor Weihnachten traf er in Goslar ein, wurde dort gut aufgenommen und am 26. Dezember feierlich gekrönt. Die Krönung auf sächsischer Erde war noch ungewöhnlicher, als es der Wahlplatz gewesen. Aber noch einmal hatte Erzbischof Siegfried die Genugtuung, eine Königskrone dem Erwählten aufzusetzen; freilich mochte es bittere Erinnerungen in ihm erwecken, daß er nicht in Mainz die Krönung vornehmen konnte.

Die Partei Heinrichs in Deutschland hatte, wie man sieht, den Rückschlag der mißglückten Romfahrt schwer genug zu empfinden und vollauf zu tun, um nicht ganz überwältigt zu werden. Indessen war Heinrich selbst mit dem Kampf gegen die große Gräfin und mit Zurüstungen zu einem neue Zuge nach Rom beschäftigt gewesen. Wahrscheinlich damals geschah es, daß er sie des Hochverrats anklagte und ihr, als sie vom Fürstengericht schuldig befunden wurde, alle ihre Lehen und Güter entzog.

Den Zwiespalt zwischen Mathilde und Heinrich hatten die Städte Tusciens mit Freude wachsen sehen; denn es schien endlich der rechte Zeitpunkt zu kommen, um die Herrschaft der Gräfin abzuschütteln und die eigenen Freiheiten dauernd zu befestigen. Deshalb schlossen sie sich sogleich eng dem Könige an und erhielten zum Lohn die bedeutendsten Privilegien. Heinrich gewährte ihnen leicht, was er, durch sein Verhältnis zu den lombardischen Bischöfen gebunden, den Städten Oberitaliens versagen mußte. Schon am 23. Juni hatte er vor Rom den Bürgern Luccas eine Urkunde ausgestellt, welche die umfassendsten Rechte ihnen zugestand und als die erste dieser Art von außerordentlichem Interesse ist. Nach diesem Freiheitsbrief durften die Stadtmauern nicht abgetragen, die Bürger nicht zu Bauarbeiten an den kaiserlichen Pfalzen innerhalb der Stadt oder außerhalb angehalten, keine Einquartierung ohne ihre Einwilligung ihnen aufgebürdet werden; außerdem wurden sie von manchen beschwerlichen Zöllen

befreit und ihnen Marktgerechtigkeiten gegeben, von denen die Florentiner ausdrücklich ausgeschlossen blieben. Sechs italienische Meilen um die Stadt sollte keine Burg erbaut, in der Stadt von keinem langobardischen Richter getagt werden, wenn nicht in Gegenwart des Königs oder seines Sohnes oder des Kanzlers. Die Beweisführung durch den Zweikampf wurde beschränkt, alle Freiheiten, die frühere Markgrafen der Stadt zugestanden, bestätigt, dagegen die beschwerlichen Einrichtungen seit den Zeiten des Markgrafen Bonifaz beseitigt. Alles in allem war Lucca nach diesem Privilegium durch die kaiserliche Gewalt wenig, durch die markgräfliche fast gar nicht beschränkt. Es wollte dies um so mehr bedeuten, als Lucca bis zu dieser Zeit für den Hauptsitz der Markgrafen galt.

Pisa stand längst freier da. Die markgräfliche Gewalt konnte sich in die inneren Angelegenheiten der seemächtigen Stadt, die sich durch selbstgewählte Obrigkeiten regierte, wenig mischen. Nur die höhere Gerichtsbarkeit wurde von dem Markgrafen im Namen des Kaisers geübt, auch einzelne Lieferungen und Abgaben von den Bürgern erhoben. Die letzten Markgrafen, namentlich Bonifaz, hatten dieselben gesteigert und dadurch die Bürger in eine Opposition getrieben, unter der jetzt die große Gräfin litt. Durch einen Freiheitsbrief, welchen Heinrich zu Pisa selbst für die Pisaner erließ, stellte er diese Neuerungen ab, bestätigte der Stadt ihre alten Gerechtsame und fügte, wenn anders die Urkunde in der uns überlieferten Gestalt unverfälscht ist, die außerordentlichsten Zugeständnisse hinzu; selbst die Ernennung der Markgrafen soll er von der Einwilligung der Stadtoberen abhängig gemacht haben. Nicht die Grundlagen der städtischen Selbständigkeit in Italien sind durch diese Kaiserurkunden gelegt — längst war dies durch Selbsthilfe der Bürger geschehen —, aber die gewonnenen Freiheiten wurden ihnen jetzt von dem Könige als der höchsten Autorität verbrieft, und auch das war eine Tatsache von großer Tragweite.

Die meisten Städte Tusciens leisteten Heinrich bereitwillig gegen Mathilde Beistand; nur Florenz soll der großen Gräfin treu geblieben sein. Mathilde, bald vom Könige auch in der Lombardei angegriffen, war hart bedrängt, ließ aber inmitten von tausend Gefahren den Mut nicht sinken. In der Tat reichten Heinrichs Streitkräfte, wie sie sich vor Rom ungenügend gezeigt hatten, noch weniger hin, um die wohlbefestigten Städte und zahllosen Burgen der großen Gräfin in den Pogegenden zu überwältigen.

Wenn Mathilde mit bewundernswerter Ausdauer den Kampf gegen den König, gegen die lombardischen Bischöfe und ihre aufständischen Vasallen damals und noch durch Jahre fortführte, so war das nicht allein ihr Verdienst, sondern sie teilte es mit ihrem klugen Freunde, dem Bischof Anselm von Lucca. Aus seinem bischöflichen Sprengel vertrieben, wo er kaum eine Burg sich bewahrte, hatte dieser Mann, den sein ganzes Leben

in die innigste Gemeinschaft mit den Patarenern und Hildebrand gebracht, sich mutig in den Kampf gegen Heinrich, den Gegenpapst und die simonistischen Bischöfe der Lombardei geworfen. Der Papst hatte ihm die gefährdetste Stellung übertragen, ihn zu seinem Vikar in der Lombardei und Tuscien bestellt, ganz besonders aber die große Gräfin seiner Obhut empfohlen, und Anselm war gerade der rechte Mann für solche Stellung.

Vielfach hat Anselm zur Verteidigung der Gregorianischen Doktrin die Feder ergriffen und durch seine Sammlung der Kirchengesetze, ein ganz von Hildebrands Geist durchdrungenes Werk, der kirchlichen Reformpartei wesentlich genützt. Aber höher achteten doch seine Gesinnungsgenossen die Dienste, die er damals der großen Gräfin widmete; er selbst bezeichnet sie in seinen Schriften als solche, die er Gott und der römischen Kirche leiste, denn die seinem Schutz befohlene Gräfin sei nicht allein alle ihre Habe hinzugeben, sondern bis zum letzten Blutstropfen gegen die Gottlosen zum Ruhm der heiligen Kirche zu kämpfen bereit, und nicht eher würde sie ihre Waffen niederlegen, als bis Gott den bösen Feind in die Hand des Weibes gegeben habe. Anselm war es, der alle Schritte Mathildens leitete. Er riet, und sie führte aus; die Klugheit des Plans war ihm zuzuschreiben, die Energie der Tat der mutigen Frau. Wibert und seine Anhänger unterließen nichts, um diesen ihnen so verderblichen Bund zu trennen, aber alle Anstrengungen waren vergeblich.

Anselm und Mathilde im Verein leisteten Außerordentliches. Nicht allein daß sie sich selbst gegenüber zahlreichen Gegnern behaupteten, auch alle Verlassene ihrer Partei fanden bei ihnen Beistand, die Verzagten Trost, die Flüchtigen eine sichere Stätte. Sie unterstützten zugleich den Papst in seiner Bedrängnis und suchten ihm mächtige Bundesgenossen in der Ferne zu erwerben. Anselm, von seiner Jugend her dem herzoglichen Geschlecht der Normandie befreundet, rief König Wilhelm von England zur Befreiung Italiens auf. Als Wilhelm trotz mancher Versprechungen nicht zu einem Entschluß gelangen konnte, begann mindestens dessen Halbbruder, Bischof Odo von Bayeux, Heer und Flotte in der Normandie zu rüsten, um der bedrängten Kirche zu helfen. Doch auch die auf ihn gesetzten Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Mathilde und Anselm blieben nur auf sich verwiesen, aber auch so gelang es ihnen, sich zu behaupten. Als Heinrich über den Po zurückwich, mußte er sich sagen, daß er sich weder dem Mönche in Rom noch dem Weibe von Mantua gewachsen gezeigt habe. Neue Kräfte mußte er um sich sammeln, wenn er sich in Italien behaupten, wenn seine Widersacher in Deutschland nicht völlig die Oberhand gewinnen sollten.

Zu Heinrichs Mißgeschick war die Lage seiner Freunde in Deutschland nicht so, daß sie ihm wirksamen Beistand zu leisten vermochten; nur einige schwäbische Ritter scheinen ihm zugezogen zu sein. Im ganzen blieb

er auch jetzt auf die Unterstützung der lombardischen Bischöfe und Wiberts beschränkt. Doch gelang es ihm, ein ausreichendes Heer zusammenzubringen, um einen neuen Angriff auf Rom mindestens zu wagen. Noch mitten im Winter, der so heftig war, daß der Po zufror, führte er seine Scharen über den eisbedeckten Strom, um in möglichster Eile gegen Rom vorzurücken.

Abermals erließ Heinrich jetzt ein Manifest an den Klerus und das Volk Roms. Von neuem erklärte er in demselben, daß er nur gekommen sei, um nach dem Rat der Römer den Frieden zwischen Reich und Kirche herzustellen und Gerechtigkeit zu üben, nicht aber, wie seine Widersacher behaupteten, um Verwirrung über Rom zu bringen. Ausdrücklich wendet er sich dann gegen Hildebrand, den er ebenso als den Verführer Roms wie der ganzen Welt bezeichnet, welcher die Kirche mit dem Blut ihrer Kinder befleckt, indem er die Söhne gegen die Eltern, die Eltern gegen die Söhne aufgestachelt und Bruder gegen Bruder bewaffnet habe. Eine Verfolgung sei so über die Kirche eingebrochen, grausamer als die des Kaisers Decius. Oft habe die Kirche Hildebrand zur Rechenschaft aufgefordert, um das von ihm herbeigeführte Ärgernis zu beseitigen, aber er habe sich nicht gestellt und die Gesandten des Königs weder selbst gehört, noch ihnen vor den Römern Gehör verschafft, um nicht die Gunst des Volks zu verlieren. Noch einmal werde er jetzt zur Verantwortung gefordert, und der König wolle ihm seine persönliche Sicherheit durch Geiseln und Eide verbürgen. Der König werde selbst zu den Verhandlungen nach Rom kommen, wenn dies Hildebrand vorziehe; anderenfalls solle er mit den Römern sich zum Könige begeben. Je nach dem Ausfall dieser Verhandlungen werde der König ihn entweder als Papst anerkennen oder in Gemeinschaft mit den Römern einen anderen auf Petri Stuhl setzen. „Ihr dürft nicht in Abrede stellen," so redet Heinrich die Römer an, „daß die Gerechtigkeit in gleicher Weise den Priester zu ehren und dem Könige zu gehorchen heischt. Weshalb trachtet nun Hildebrand, Gottes Ordnung zu zerstören, und weshalb, wenn er danach trachtet, widersteht ihr ihm nicht? Gott hat nicht von e i n e m, sondern von z w e i Schwertern gesagt, daß sie genug seien[1]: Hildebrand aber will, daß nur e i n e s sei und sucht uns zu beseitigen, obwohl uns Gott ohne unsere Würdigkeit von der Wiege an zum Könige eingesetzt hat und noch täglich bezeugt, daß er uns eingesetzt hat, wenn man erwägt, wie er uns vor den Nachstellungen Hildebrands und seiner Anhänger bewahrt. Denn noch herrschen wir wider Hildebrands Willen, und unsern meineidigen Lehnsmann, den er über uns zum Könige eingesetzt hatte, hat Gott vernichtet." Der König beschwört deshalb die Römer, ihm die vom Vater ererbte Würde einzuräumen oder wenigstens zu erklären, weshalb sie ihm dieselbe versagten; denn er sei bereit, ihnen

[1] Luk. 22, 38. Schon in einem früheren Erlaß des Königs findet sich die Lehre von den zwei Schwertern; man vergleiche oben S. 315.

volle Gerechtigkeit zu gewähren, dem heiligen Petrus alle Ehre zu erweisen und jedes Verdienst zu belohnen; nicht, um sie zu bekämpfen, sei er gekommen, sondern um die anzugreifen, von denen sie angegriffen würden. Aber sie sollten nicht länger um Hildebrands willen die Kirche verwirren und mit ihm gegen die Gerechtigkeit streiten. Frei im Angesicht der Kirche solle über ihn verhandelt werden; werde er da als der rechtmäßige Papst anerkannt, so möchten sie ihn als solchen verteidigen, aber ihn nicht gleich wie einen Dieb im Verstecke bergen. In der Macht dürfe man das Recht nicht mißachten; Hildebrand aber wolle sich, je mächtiger er sei, um so mehr vom Rechte entbinden. Er spreche, daß er von niemandem gerichtet werden dürfe, und wolle damit gleichsam sagen, daß ihm zu tun frei stehe, was ihm beliebe; aber Christus sage: „Wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht"[1]. Ungerecht sei es, daß sich „Knecht der Knechte Gottes" nenne, wer die Knechte gewalttätig unterdrücke. Hildebrand möge sich nicht schämen, sich zu erniedrigen, um das allgemeine Ärgernis aller Gläubigen zu beseitigen, durch deren gemeinsamen Gehorsam er allein erhöht werden könne. Der Herr sage: „Wer ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde"[2]: hier aber schrien Geringe und Mächtige über das von ihm gegebene Ärgernis und verlangten, daß es beseitigt werde. „Er komme also", schließt das Manifest, „ohne Zagen, wenn sein Gewissen rein ist, und er wird in Gegenwart aller triumphieren; denn sein wird der Ruhm sein, wenn er alle widerlegt. Er möge versichert sein, daß auch dann seinem Leben keine Gefahr droht, wenn er nach eurem Urteil und nach den Kirchengesetzen der angemaßten Würde entkleidet werden muß. Nichts wollen wir ohne euch, alles mit euch vollführen, wenn wir euch nur unseren Wohltaten nicht widerstreben sehen. Nichts anderes suchen wir als Gerechtigkeit an dem Orte, wo vornehmlich die Gerechtigkeit wohnen muß. Bei euch wünschen wir sie zu finden, und wenn wir sie finden, wollen wir sie mit Gottes Hilfe belohnen."

Von dem Worte „Gerechtigkeit" tönt das ganze Manifest wider. Es ist dasselbe Wort, welches Gregor immer im Munde führte, und es scheint fast, als ob dieses Wort mit seiner schneidigen Gewalt der König seinen Feinden habe entwinden wollen. Aber auf die Römer machte dieses Manifest, in welchem Wahres und Falsches bunt gemischt ist, ebensowenig Eindruck wie das im vorigen Jahr. Denn sie begriffen leicht, daß der König nichts anderes bezweckte, als sich die Tore der Stadt zu öffnen und sie selbst von Gregor zu trennen. Wer hätte auch glauben sollen, daß Heinrich auch jetzt noch das Urteil einer Synode anerkannt haben würde, welche sich für Gregor ausgesprochen, die Entscheidungen von Mainz und Brixen für unkanonisch erklärt und die Wahl Wiberts, der selbst dem

[1] Matth. 20, 27.
[2] Matth. 18, 6.

königlichen Heere folgte, vernichtet hätte? So fand Heinrich, als er im Anfange der Fastenzeit 1082 abermals vor der Stadt erschien, die Tore abermals geschlossen und das römische Volk zur Gegenwehr gerüstet.

Unmöglich war es, die Stadt im ersten Anlauf zu nehmen; der König mußte sich zu einer förmlichen Belagerung derselben entschließen. Es entspann sich ein Kampf um Rom, wie ihn die priesterliche Stadt seit Jahrhunderten nicht mehr vor ihren Mauern gesehen hatte. Die Römer zeigten sich ihres kriegerischen Ursprungs in diesem Kampfe nicht ganz unwürdig; aber sie unterlagen doch zuletzt und nicht ohne eigene Verschuldung, die sich durch den Ruin ihrer Stadt furchtbar rächte.

5. Gregors VII. Niederlage

Sobald Heinrich erkannte, daß die Römer auch jetzt noch zum Widerstande entschlossen seien, ergriff er alle Maßregeln zu einer regelmäßigen Einschließung der Stadt. Während der ganzen Fastenzeit des Jahres 1082 lag sein Heer vor Rom, indessen er selbst mehrere Züge durch die Campagna und Sabina unternahm, um sich Land und Leute dort zu unterwerfen. Am 17. März war der König in der Abtei Farfa, wo man ihn festlich empfing. Den in der Gegend mächtigen Rusticus, einen Anhänger Gregors, verjagte er und gab dessen Burg Fara den Mönchen von Farfa. Bald war er im Lande um Rom Herr, aber die Stadt beharrte im Widerstand. Eine unerwartete Ausdauer zeigten die Römer. Selbst ein Brand, welcher in der Nacht des Palmsonntags bei der Peterskirche von den Belagerern angelegt wurde, um in der Verwirrung in die Tore eindringen zu können, verfehlte seinen Zweck. Die Römer empfingen die Anstürmenden, und es kam zu einem hitzigen Kampfe an den Toren. Das Feuer wurde gelöscht, und der Wachdienst nur sorgfältiger gehalten.

Bald nach Ostern (24. April) verließ der König selbst das römische Gebiet und eilte nach der Lombardei zurück. Aber der größte Teil seines Heeres blieb mit Wibert, der seinen Sitz in Tivoli nahm, bei der Stadt zurück. Rom verharrte im Belagerungszustand. Von Tivoli aus schickte Wibert immer neue Scharen bis vor die Tore der Stadt; niemand konnte sicher dieselbe verlassen, die Äcker der Bürger wurden verwüstet, ihre Saaten niedergebrannt. Was Wibert verschonte, verheerten die Grafen der Campagna.

Es war eine schwere Aufgabe für Gregor, in solcher Bedrängnis den Mut der Römer aufrecht zu erhalten, zumal seine Geldmittel zu versiegen anfingen. Die Fastensynode hatte er wegen der Belagerung nicht abhalten können; erst zum 4. Mai wagte er wieder eine Synode zu berufen. Aber nur der römische Klerus und einige benachbarte Bischöfe, die sich in die Stadt geflüchtet hatten, erschienen. Der einzige Gegenstand ihrer Beratungen war unseres Wissens, ob die Kirchengüter zur Fortsetzung des Kampfes gegen Wibert verpfändet werden dürften, und die Synode ent-

schied sich dagegen. Weniger bedenklich waren Mathilde und Anselm; sie waren es, die damals dem Papst aus der Bedrängnis halfen. Der reiche Kirchenschatz von Kanossa, Altartafeln, Kreuze, Rauchfässer von edlem Metall, wurden eingeschmolzen, so daß man 700 Pfund Silbers und 9 Pfund Goldes nach Rom schicken konnte.

Eine dankenswerte Hilfe für den Augenblick, doch ließ sich Rom damit nicht auf die Dauer halten. Die Stadt war verloren, wenn ihr nicht ein Entsatz kam. Aber woher ließ sich derselbe erwarten? Mathilde hielt sich allerdings tapfer und widerstand den Überredungskünsten der Markgräfin Adelheid, die sich zur Vermittlerin zwischen dem König, ihrem Schwiegersohne, und der großen Gräfin aufwarf. Doch nur mit Mühe verteidigte Mathilde selbst die ihr gebliebenen Burgen und Städte; in der eigenen Not war ihr unmöglich, Rom zu befreien. Jordan von Kapua war mit dem Papst bereits völlig zerfallen und nutzte nach Kräften dessen Bedrängnis, um sein Fürstentum zu erweitern. Und Robert Guiscard hatte gerade im entscheidenden Augenblick Rom und den Papst verlassen. Als Heinrich zum ersten Male gegen die Stadt anrückte, hatte der Herzog sein Heer eingeschifft, um den Kampf gegen Byzanz zu beginnen. Es erschien fast wie Hohn, daß dieser ungehorsame Vasall des heiligen Vaters unter der Fahne des Apostelfürsten über das Meer ging. Und doch richtete noch immer der Papst auf ihn die nach Hilfe spähenden Blicke, freilich immer vergeblich.

Einen schwereren Kampf, als er erwartet, hatte Robert im Osten gefunden. Nachdem er sich Korfus bemächtigt, war er vor Durazzo gerückt und hier auf so hartnäckigen Widerstand gestoßen, daß er die Stadt belagern mußte. Nicht mehr Nicephorus Botaniates saß auf dem Throne von Byzanz. Eine Revolution hatte den Schwächling erhoben, eine zweite beseitigte ihn nach wenigen Jahren und brachte Alexius aus dem Geschlecht der Komnenen an die Spitze des Ostreichs. Der neue Herrscher, ein Mann von erprobtem Feldherrntalent und ungewöhnlicher Rührigkeit, durchschaute die Gefahr, die von den Normannen drohte, und eilte, ihr vorzubeugen. Sogleich schloß er mit Venedig, welches mit Eifersucht die Ausbreitung der normannischen Macht am adriatischen Meere betrachtete, ein Schutz- und Trutzbündnis, und eine venetianische Flotte machte alsbald Durazzo nach der Seeseite frei; dann rückte Alexius selbst mit einem großen Heere von Konstantinopel heran, um die Normannen von seiner Stadt zu verjagen. Am 18. Oktober 1081 kam es vor Durazzo zu einem harten Kampf. Der Sieg entschied sich für die Normannen, hauptsächlich durch die persönliche Tapferkeit Robert Guiscards und seines heldenmütigen Weibes; mit hochgeschwungenem Speer hatte Sigelgaita die fliehenden Apulier und Kalabresen in das Schlachtgetümmel zurückgetrieben. Auch Kaiser Alexius bewährte sich im Kampf als Held, mußte aber, schwer verwundet und mit Blut bedeckt, endlich der Flucht seiner

Scharen folgen. Er zog sich in die inneren Teile seines Reichs zurück, um neue Streitkräfte zu sammeln. Durazzo hielt sich auch nach diesem Sieg der Normannen, welche die Belagerung während der Winterzeit fortsetzten. Erst am 21. Februar 1082 fiel die Stadt in Roberts Hände, der das glückliche Ereignis sofort Gregor und den Römern meldete. Man schöpfte in Rom neue Hoffnungen, daß der Herzog nun zunächst seine Verpflichtungen gegen den heiligen Petrus erfüllen würde. Eine dringende Aufforderung richtete der Papst an Robert, der Bedrängnis zu gedenken, in welcher sich seine Mutter, die heilige römische Kirche, befinde. Aber Robert war nicht gewillt, mitten im Siege von dem Boden des griechischen Reiches zu weichen. Schon rüstete er, um in das Innere desselben einzudringen; schon dachte er an die Eroberung Konstantinopels. Es handelte sich nicht mehr um die Herstellung des falschen Michael, der vor Durazzo gefallen, sondern um die Begründung einer Normannenherrschaft über den weiten Osten.

Wie Robert den Papst seinem Schicksal überließ, so jener andere Normannenfürst, welcher den englischen Thron erobert hatte. Zwar rüstete Bischof Odo von Bayeux im Sommer 1082, um Rom zur Hilfe zu eilen, doch nicht im Einverständnis mit seinem königlichen Bruder, dem vielmehr Odos Verhalten so verdächtig war, daß er ihn im Herbst verhaften und in einen Kerker werfen ließ. Unzweifelhaft wirkte Lanfrank auf diesen Entschluß des Königs ein, und es erklärt sich hieraus die immer wachsende Erbitterung Gregors gegen den Erzbischof von Kanterbury, den er sogar mit dem Banne bedrohte, wenn er sich nicht persönlich in Rom zu rechtfertigen wüßte.

Allein von Deutschland aus konnte der Papst unter solchen Umständen noch Rettung erwarten. Fiel ein deutsches Heer des Gegenkönigs in die Lombardei ein, so mußten Wiberts Scharen zum Schutze der Heimat endlich aus der Campagna weichen. Schon war Roms Hilferuf über die Alpen gedrungen und hier in der Tat nicht so wirkungslos verhallt wie bei den Normannen.

Der Gegenkönig hatte in Sachsen schneller, als er hoffen konnte, Anerkennung gewonnen. Otto von Nordheim hatte sich ihm eng angeschlossen, und selbst Ekbert, nicht stark genug, der herrschenden Stimmung zu widerstreben, hatte abermals die Sache des rechtmäßigen Königs verlassen. Nur in Westfalen regte sich einiger Widerstand, wurde aber durch einen verheerenden Zug, den Hermann im Anfange des Jahres durch das Land unternahm, unschädlich gemacht. Auch Bischof Benno von Osnabrück sah sich damals auf der Iburg, welche er stark befestigt hatte, und wo er die Einrichtung eines Klosters betrieb, von starker Heeresmacht belagert, doch rettete ihn die Verwendung Ekberts und des Bischofs Udo von Hildesheim von dem Verderben; vielleicht schonte man seiner, weil man ihn noch immer gütlich für die kirchliche Sache zu gewinnen hoffte. Bis tief in den

Sommer verweilte der Gegenkönig in Sachsen[1]; hier erreichten ihn die Boten des Papstes, welche ihn zum Schutze Roms aufriefen. Er wollte dem heiligen Petrus sogleich seine Dienstwilligkeit beweisen und brach, nachdem er den Nordheimer als Statthalter in Sachsen eingesetzt, nach Schwaben auf, um hier zu einem Zuge über die Alpen zu rüsten. Das obere Deutschland fand Hermann in größter Verwirrung; überall Mord, Brand und Verwüstung. Die Erfolge Liutpolds von Österreich und seiner Verbündeten waren nicht dauernd gewesen. Wratislaw von Böhmen hatte mit seinen Brüdern Konrad und Otto ein großes Heer gerüstet, dem auch bayerische Hilfsvölker, namentlich die Vasallen des Bischofs Otto von Regensburg, in nicht geringer Zahl zugezogen; der Böhmenherzog wollte sich der ihm übergebenen Mark bemächtigen. Markgraf Liutpold war ihm entgegengerückt, und bei Mailberg, nahe der mährischen Grenze, war es am 12. Mai 1082 zu einem blutigen Kampfe gekommen, in welchem Liutpolds Heer unterlag. Die Böhmen waren darauf über die wehrlose Mark hergestürmt und hatten sie fast in eine Wüstenei verwandelt. Behaupten konnten sich freilich die Böhmen in Österreich nicht; der Babenberger hielt sich in seinen zahlreichen Burgen, und Altmann ermunterte von Götweih aus, wo er ein stattliches Kloster errichtet hatte, die Getreuen zur Ausdauer in der Bedrängnis. Aber der harte Schlag, welchen die kirchliche Partei erlitten hatte, machte sich doch im ganzen oberen Deutschland fühlbar.

Als Weihnachten kam, ging Hermann mit den schwäbischen Fürsten über die Heerfahrt nach Italien zu Rat, gab sie aber bald auf. Es lief unerwartet die Nachricht ein, daß Otto von Nordheim verschieden sei[2], und der Gegenkönig glaubte, schleunigst nach Sachsen zurückkehren zu müssen, damit sich seine Widersacher dort nicht von neuem regten. So eilig seinen Weg durch Franken nehmend, daß man seine Spur kaum entdeckte, war er schon um Ostern wieder in Sachsen. Er schloß sich jetzt auf das engste an Bischof Burchard von Halberstadt an, gelangte aber nach des Nordheimers Ableben niemals wieder zu dem früheren Ansehen. Die kirchliche Partei in Deutschland fand bei ihm kaum noch genügenden Schutz, viel weniger konnte er Gregor und seine Anhänger aus der Bedrängnis reißen.

So schlug Gregor auch diese Hoffnung fehl; er blieb verlassen wie bisher, und inzwischen war Heinrich selbst wieder vor Rom erschienen. Gewiß waren es die deutschen Angelegenheiten gewesen, die Heinrich nach der Lombardei gerufen hatten. Noch im November hatte er an den Nordgrenzen Italiens, in den Gebieten von Bergamo und Verona, sich aufgehalten und dort mit Herzog Liutold von Kärnten zusammengefunden; die Vermutung liegt nahe, daß er Vorkehrungen für die Verteidigung der Alpenpässe traf, wenn ja der Gegenkönig versuchen sollte, in Italien ein-

[1] Am 3. August 1082 hielt Hermann einen großen Hoftag zu Goslar.
[2] Otto von Nordheim starb am 11. Januar 1083.

zudringen. Mitten im Winter wandte er sich dann mit neuen Streitkräften gegen Rom. Das Osterfest 1083 (9. April) feierte er bei S. Rufina, gleich darauf bezog er abermals vor St. Peter auf den Neronischen Wiesen ein Lager. Es kam nun zu harten Kämpfen. Einen Sturm auf die Burg bei St. Paul versuchte der König; aber sein Heer wurde abgeschlagen. Zweimal wurde dann die Leostadt angegriffen, beide Male vergeblich. Endlich wagten die Römer hier selbst einen Ausfall. Mit gewaltigem Ungestüm stürzten sie sich aus den Toren auf die Belagerer und drängten sie bis zu dem Lager zurück. Aber das Kampfglück wandte sich schnell. Hoch zu Roß hieb der König selbst auf die vordringenden Feinde ein, belebte neu den Mut der Seinen und jagte die Römer bis an die Mauern zurück. Viele sanken unter dem feindlichen Schwert; andere fanden ihren Tod unter den Hufen der Rosse; noch andere in den Fluten des Tiber, in welche sie sich in verzweiflungsvoller Flucht stürzten.

Bereits herrschte in der Stadt empfindlicher Mangel. Man konnte kaum noch Lebensmittel herbeischaffen; die Bauern der Campagna kamen längst nicht mehr zu Markt. Viele und gerade angesehene Bewohner hatten aus Furcht vor einer Hungersnot schon die Stadt verlassen, und unter den Zurückgebliebenen wuchs die Mutlosigkeit mit jedem Tage. Als man an der Rettung zu verzweifeln anfing, sträubte man sich auch gegen den lästigen Kriegsdienst; selbst in der Leostadt wurden die Wachen nachlässiger abgehalten. Als sich bald nach jenem Ausfall einige Krieger Heinrichs den Mauern näherten, bemerkten sie zu ihrer Verwunderung, daß die Posten dort fehlten. Schnell gaben sie den Ihrigen ein Zeichen, herbeizueilen. Eilig sammelte sich eine größere Schar; Leitern wurden beschafft, angelegt und ohne irgendein Hindernis die Mauern überstiegen. Die Masse des Heeres drängte nach. Man ließ sich nicht Zeit, die Tore zu öffnen, sondern riß eine weite Öffnung in eine Mauer, um den Einmarsch zu beschleunigen. Die Römer liefen nun wohl zusammen, versuchten den Feind wieder zurückzudrängen, aber ihre Anstrengungen waren vergeblich; sie wichen alsbald und beeilten sich, über die Tiberbrücke zu entkommen. Mit Ausnahme der stark befestigten Engelsburg, welche Gregor selbst verteidigte, kam die ganze Leostadt in Heinrichs Hände; nach so vielen erfolglosen Anstrengungen war sie unerwartet wie durch ein Wunder ihm zugefallen. Am 3. Juni, am Sonnabend nach Pfingsten, nahm Heinrichs Heer in den weiten Räumen um St. Peter sein Lager, der König bezog dort die kaiserliche Pfalz.

Aber nicht nur die Engelsburg, sondern auch die eigentliche Stadt auf dem linken Tiberufer, die Tiberinsel und Trastevere standen noch in Gregors Gewalt. Mit der Leostadt waren also weder Rom noch der Papst bezwungen. Wie wenig der letztere den Kampf aufzugeben gesonnen war, trat an den Tag, als er am Johannistage (24. Juni) abermals die Exkommunikation über Heinrich und seine Anhänger feierlich aussprach. Der

König antwortete damit, daß er am Tage vor Peter und Paul (28. Juni) Wibert in St. Peter feierlich einführte. Auf engstem Raum beieinander standen Heinrich und Gregor, von ihren Kriegsscharen umgeben; jede Stunde schien die Entscheidung darüber bringen zu müssen, ob sich die neuen Ansprüche des Papsttums gegen das alte Kaisertum noch würden aufrechterhalten lassen. Mußte sich Gregor jetzt für überwunden erklären und in Heinrichs Hand geben, so erlitt die kirchliche Partei eine Niederlage, von welcher sie sich kaum je wieder erholen konnte.

Es muß befremden, daß Heinrich der nahen Entscheidung auswich. Ohne die Engelsburg anzugreifen, ohne selbst sich von Wibert krönen zu lassen, entschloß er sich, alsbald St. Peter zu verlassen. Den größten Teil seines Heeres löste er auf; reich beschenkt zogen die Lombarden in ihre Heimat ab. Nur 400 deutsche Ritter blieben auf einer Burg, welche in Eile auf einer Anhöhe neben der Peterskirche aufgeführt wurde, unter dem Befehle Udalrichs von Godesheim mit dem jungen Konrad, dem Sohne des Königs, zurück. Nachdem Heinrich die Mauern der Leostadt zum großen Teil hatte niederreißen lassen, damit sie nicht abermals den Römern zum Bollwerk gegen ihn dienen könnten, zog er, von Wibert begleitet, um den 1. Juli von St. Peter ab, war am 4. dieses Monats zu Sutri und nahm dann seinen Weg nach der Lombardei, während Wibert nach Ravenna zurückging.

Dieser auffällige Rückzug läßt sich nur dadurch erklären, daß sich Heinrich inzwischen mit dem römischen Adel in geheime Verhandlungen eingelassen hatte, durch welche er die Stadt ohne weiteres Blutvergießen an sich zu bringen hoffte. Der Adel hatte für den Fall, daß der König mit dem Heere sofort abzöge, ihm versprochen, bis zu einer bestimmten Frist entweder Gregor zu vermögen, den König zu krönen, oder, wenn derselbe sich dessen weigern sollte, einen anderen Papst zu wählen, welcher die Krönung vornähme; alle Römer sollten sich ihm zugleich unterwerfen und ihm huldigen. Dieses Versprechen war eidlich und durch Stellung von zwanzig Geiseln verbürgt worden. Man hatte sodann den 1. November als den Termin festgestellt, bis zu welchem Heinrich Rom nicht weiter beunruhigen dürfe; spätestens 15 Tage nach seiner Rückkehr sollten Krönung und Huldigung stattfinden. Wohl mochten manche im römischen Adel noch eine friedliche Ausgleichung für möglich halten, wofern nur die Brixener Beschlüsse vernichtet, Wibert entfernt und die Wahlfreiheit Roms gesichert würde; andere aber dachten wohl nur daran, wie Gregor aus der augenblicklichen Not befreit und Zeit gewonnen werden könne. Es steht sehr zu bezweifeln, ob alle den Vertrag mit der Absicht, ihn zu erfüllen, schlossen. Ob solche Zweifel in Heinrich aufstiegen oder nicht, er nahm ihn an, da er ihm unleugbar große Vorteile in Aussicht stellte. Schwerlich hat er darauf gerechnet, daß sich Gregor noch bewegen lassen würde, ihn zu krönen; es wäre ein Sieg über diesen stolzen Gegner gewesen, wie er

ihn sich kaum versprechen durfte. Nach der Sinnesart Gregors war das wahrscheinlichere, daß er die Krönung verweigerte, und dann konnte sich Heinrich mit der Hoffnung schmeicheln, die Stadt in Güte zu gewinnen und unter den Huldigungen des Volks die Kaiserkrone zu empfangen; auch die Anerkennung der Wahl Wiberts ließ sich inmitten eines solchen Erfolges den Römern abtrotzen. Wurden die Verheißungen des Adels erfüllt, so gewann Heinrich jedenfalls noch vor Jahresschluß den Besitz der Kaiserstadt, um welche er schon so lange und nicht ohne erhebliche Verluste an Zeit und an Kräften kämpfte.

Inzwischen hatte Gregor endlich einen Bundesgenossen gefunden, von dem er sich wirksame Hilfe mit Recht versprechen konnte. Es war Robert Guiscard, welchen das eigene Interesse nötigte, jetzt sich Roms und des Papstes anzunehmen. Große Gefahren für seine Herrschaft in Italien hatten ihn gezwungen, die Siegesbahn jenseits des Meeres zu verlassen. Denn nicht vergeblich hatte der Komnene sich mit allen Gegnern Roberts in Verbindung gesetzt und, um sie für sich zu gewinnen, bedeutende Geldsummen aufgewendet. Den Bewohnern Apuliens und Kalabriens war jede Gelegenheit erwünscht, um das verhaßte Joch des Herzogs abzuschütteln, und auch unter den Normannen selbst zählte Robert Feinde genug, welche gern auf Anerbietungen des Byzantiners eingingen. Abälard hatte immer noch nicht verschmerzt, daß ihn der schlaue Oheim einst um die väterliche Erbschaft betrogen; mit ihm hielten sein Stiefbruder Graf Hermann und andere normannische Ritter zusammen. Überdies schwiegen bei Jordan von Kapua niemals die Besorgnisse vor Roberts erstarkender Macht, die er auf alle Weise zu schwächen Bedacht nahm. So war bereits im Frühjahr 1082 eine weitverzweigte und von Jordan unterstützte Rebellion in Roberts eigenen Ländern ausgebrochen, welche der junge Roger nicht zu bewältigen vermochte. Schon war Robert bis Mazedonien vorgedrungen und hatte sich der festen Stadt Kastoria bemächtigt, schon zitterte man vor ihm in Konstantinopel: da ereilten ihn die schlimmsten Nachrichten aus Italien und zwangen ihn zur schleunigen Rückkehr. Den größten Teil seines Heeres ließ er unter dem Befehl seines Sohnes Bohemund im fernen Osten zurück; er selbst eilte an das Gestade des Adriatischen Meeres, setzte mit einem kleinen Gefolge auf zwei Schiffen über und landete bei Otranto. Nach einjähriger Entfernung betrat er so wieder den Boden Apuliens, auf welchem er nun seine Herrschaft gleichsam von neuem erobern mußte. Schwere Kämpfe folgten, doch allmählich gewann er wieder die Oberhand über seine Feinde.

Abälard war über das Meer zu Alexius geeilt, um ihn zu neuen Geldspenden zu bewegen, neue Unterstützung in Byzanz zu fordern. Das Ostreich sah kein anderes Mittel mehr, um die Empörung in Apulien zu unterhalten, als Heinrich zu einem ernstlichen Angriff auf Roberts Länder zu bewegen. Denn schon seit Jahresfrist unterhandelte Alexius mit

dem deutschen König über ein Bündnis gegen Robert. Die erste Aufforderung zu demselben hatte Heinrich günstig aufgenommen, da seine eigenen Verhandlungen mit dem Herzog unfruchtbar geblieben waren und ihm bedeutende Hilfsgelder von Byzanz in Aussicht gestellt wurden, deren er sehr bedurfte: er hatte deshalb den Grafen Burchard und einen zweiten Gesandten, Albert mit Namen, nach Konstantinopel geschickt, um das Bündnis abzuschließen. So mußte durch eine seltsame Verwickelung die Eroberung Roms durch einen deutschen König selbst für den griechischen Kaiser wünschenswert werden; in höchst eigentümlicher Weise schien vor den Mauern Roms sich auch das Schicksal von Byzanz zu entscheiden. Denn solange Rom widerstand, hatte Robert nicht viel in seinen Ländern von Heinrich zu fürchten, konnte er selbst den Kampf gegen Byzanz fortführen lassen; fiel dagegen Rom, so ergossen sich Heinrichs Scharen über Apulien, und das griechische Reich war gesichert.

Die eigene Gefahr mußte Robert Guiscard jetzt, wie man sieht, zu kräftiger Unterstützung des Papstes bewegen. Konnte er auch, da er bis in den Sommer 1083 hinein vor Kannä gegen Graf Hermann im Felde lag, Rom kein Ersatzheer zuführen, so hatte er doch Gregor 30 000 Goldgulden gesendet, die ohne Zweifel nicht wenig dazu beitrugen, daß die Römer in der letzten Bedrängnis neue Ausdauer bewiesen hatten; auch auf weitere Beisteuern vom Herzog konnte der Papst rechnen. Roberts Geld war aber Heinrich in Rom um so gefährlicher, als keine Sprache dort verständlicher war als die der klingenden Münze. Zum Glück füllten sich jedoch alsbald auch die Säckel des Königs, so daß er nicht nur seine alten Anhänger in Rom sich zu erhalten, sondern auch neue zu gewinnen vermochte. Im Sommer 1083 erschien vor Heinrich eine Gesandtschaft des Kaisers, geführt von dem Protoprohedros Constantin, und überbrachte 144 000 Denare in vollwichtigen Silbermünzen, hundert seidene Gewänder, ein goldenes, reich mit Perlen besetztes Kreuz, ein goldenes, höchst kostbares Reliquienkästchen und andere wertvolle Geschenke. Schon vorher hatte der Kaiser, indem er diese Gesandtschaft anmeldete, sich dem König zu einer zweiten Zahlung von 216 000 Denaren und der Überweisung der Einkünfte von 20 Hofämtern[1] erboten, wenn sich derselbe eidlich zu einem Angriff auf Roberts Länder verpflichten werde; sobald Heinrichs Heer in Apulien einrücke, werde Abälard ihm diese neuen Subsidien aushändigen. So großen Wert legte Alexius auf die engste Verbindung mit dem deutschen König, daß er dringend für seinen Neffen und wahrscheinlichen Nachfolger um die Hand jener kleinen Agnes warb, die schon dem Staufer verlobt war. Heinrich hat gewiß nie ernstlich an eine Auflösung dieser Verbindung gedacht, aber das byzantinische Geld nahm er gern und verpflichtete sich auch ohne Zweifel zu dem Angriff auf Apulien.

[1] Letzteres war wohl nur eine Byzanz' Stolz weniger verletzende Form für einen stehenden Tribut. 216 000 Denare sind etwa 15 000 Taler.

Während die Parteien in Rom sich von griechischem und normannischem Gelde nährten, gewannen die Dinge durch einen unerwarteten Entschluß Gregors noch einmal eine ganze neue Wendung. Der Papst berief nämlich auf die Mitte des Novembers eine große Synode nach Rom, die den Streit zwischen Kirche und Reich entscheiden solle und deren Ausspruch sich jedermann unweigerlich zu unterwerfen habe. Es ist schwer zu glauben, obwohl es versichert wird, daß Gregor von dem Pakt des römischen Adels mit Heinrich keine Kenntnis gehabt habe; sein Entschluß konnte vielmehr nur darauf berechnet sein, der ihm durch jenes Abkommen drohenden Gefahr zu begegnen. Bei der Lage der Dinge mußte man ein versöhnliches Auftreten auf der Synode von ihm erwarten; alle Römer billigten deshalb sein Verfahren, und nur Gisulf von Salerno machte — wir wissen nicht, aus welchem Grunde — Einwendungen. Die Kluniazenser und ihre Gesinnungsgenossen, welche längst einen gütlichen Austrag des verderblichen Streits wünschten, begrüßten die Synode mit Freude, und Abt Hugo, der damals nach Italien reiste, scheint es gewesen zu sein, der selbst den König dafür zu gewinnen wußte, einer Maßregel, die so viel Gutes versprach, nicht hinderlich zu sein. In der Tat ließ Heinrich durch einige Große seines Hofes beschwören, daß alle, welche die Synode besuchen wollten, ungehemmt nach Rom ziehen und zurückkehren würden.

In alle Welt ergingen nun die Einladungen zu der Versammlung im Lateran, welcher Gregor einen ganz besonderen Glanz zu geben gedachte. Wohin aber seine Absichten mit derselben gingen, zeugt deutlich das erhaltene Ausschreiben an die französischen Bischöfe. Es ist reich an Ausfällen gegen die Verfolger der christlichen Religion, beklagt die Bedrängnisse der Kirche, die Lauheit ihrer Freunde, preist dagegen die Barmherzigkeit Gottes, welcher den Statthalter Petri gegen die Ungerechtigkeit geschützt habe. Waren die Schmähungen auch nicht gegen Heinrich ausdrücklich gerichtet, so mußten sie doch mit Notwendigkeit auf ihn gedeutet werden. Keinem ließen die Worte des Papstes mehr darüber einen Zweifel, daß es ihm mit der Herstellung des Friedens nicht ernst war, sondern daß er die Synode nur benutzen wollte, um die Welt gegen seine Widersacher zu erregen, daß er auch nicht einen Fußbreit von seinen Ansprüchen zu weichen gedachte.

Heinrich sah bald, daß die Synode anderen Zwecken dienen sollte, als man ihn glauben gemacht hatte; er wirkte ihr deshalb so weit entgegen, als es ihm möglich war. Wenigstens seine hitzigsten Widersacher ließ er nicht nach Rom gelangen, wie Anselm von Lucca, Rainald von Como und Hugo, jenen übereifrigen Legaten Gregors in Burgund und Frankreich, der vom Bischof von Die inzwischen zum Erzbischof von Lyon aufgestiegen war. Die Gesandten des Gegenkönigs Hermann — es waren einige Kleriker und Mönche — wurden zwischen Viterbo und Sutri

um den 11. November geradezu gefangengenommen, und ihre Haft mußte auch der Kardinalbischof Otto von Ostia teilen, welchen Gregor an den König abgeschickt hatte, wahrscheinlich um über den Bruch des gegebenen Versprechens Beschwerde zu führen. Kaum konnte zweifelhaft sein, daß die Gefangennehmung auf Befehl des Königs erfolgt war, und die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal hielt viele Bischöfe ab, nach Rom zu gehen und der Synode beizuwohnen.

Dennoch eröffnete der Papst die Versammlung am 20. November im Lateran; nur aus Unteritalien waren die Bischöfe und Äbte zahlreicher erschienen, außerdem hatten sich einige aus Frankreich eingestellt. Drei Tage saß die Versammlung, und Gregor sprach vor ihr mit großer Beredsamkeit über den rechten Glauben, über den christlichen Wandel, über die Treue und Beständigkeit, welche in diesen schweren Zeiten für die Kirche von den Christen gefordert würden. Er sprach wie mit eines Engels Stimme und bewegte alles zu Tränen. Aber Beschlüsse, welche zur Austragung des Streits mit dem Reiche hätten beitragen können, wurden nicht gefaßt; vielmehr war Gregor fest entschlossen, den Bann über Heinrich, da er seine Treulosigkeit abermals an den Tag gelegt habe, von neuem in feierlicher Weise auszusprechen. Nur mit Mühe hielt man ihn davon ab, konnte aber nicht wehren, daß er dennoch das Anathem gegen alle verkündete, die jemanden nach Rom oder zum Papste zu gehen hinderten. Die Bannformel umging Heinrichs Namen, in der Tat aber wurde der König von Gregor selbst aufs neue zum Kampfe herausgefordert.

Und schon stand Heinrich wieder mit einem Heere vor Rom; da er zunächst die Beschlüsse der römischen Synode abwarten wollte, hatte er Wibert in Ravenna zurückgelassen. Die Leostadt stand ihm mit ihren abgetragenen Mauern freilich offen, aber die Burg, die man vor wenigen Monaten neben St. Peter errichtet hatte, war von den Römern niedergerissen; die kleine Besatzung, welche in derselben zurückgelassen war, hatten die Sommerfieber fast ganz aufgerieben. Auch Udalrich von Godesheim, der mit ritterlicher Treue dem König so viele Jahre gedient hatte, war in der Fremde seinem Schicksal erlegen. Und bald genug zeigte sich, daß die Stimmung des römischen Adels nicht mehr die alte war. Diese Herren mochten glauben, daß Heinrich selbst durch seinen Wortbruch ihre Friedensbestrebungen vereitelt habe; sie machten keine Anstalten, ihm die Stadt zu übergeben. Es war das viertemal, daß Heinrich vor den Mauern erschien, um die Kaiserkrone zu empfangen: sollte er abermals ungekrönt abziehen?

Aber der Adel war durch den Vertrag gebunden, war durch Geiseln verpflichtet, und Heinrich bestand mit Ernst auf die Erfüllung des gegebenen Versprechens; er verlangte die Kaiserkrone, ob sie ihm nun Gregor oder ein anderer Papst aufsetzte. Das Abkommen mit dem Könige, wenn

dasselbe je ein Geheimnis gewesen war, kannte jetzt die ganze Stadt; man fürchtete das Schlimmste, wenn der Vertrag nicht gehalten würde. Kleriker und Laien bestürmten den Papst, nachzugeben; fußfällig baten sie ihn, sich der Stadt anzunehmen, die am Rand des Verderbens schwebe. Wenigstens so viel rang man endlich Gregor ab, daß er sich zu einer Krönung bereit erklärte, wenn der König öffentlich Buße tue und sich vom Banne lossprechen ließe; andernfalls solle ihm die Krone nicht vorenthalten werden, aber nicht der Segen, sondern der Fluch werde sie begleiten. Es war eine Gregors nicht würdige Erklärung, lediglich darauf berechnet, den römischen Adel seines Versprechens zu entheben; der Papst wußte recht wohl, daß die Tage von Kanossa nicht wiederkehren würden, am wenigsten jetzt, wo Heinrich mit einem Heere ihm gegenüberstand. Der Adel teilte dem König die Entschließung des Papstes mit und fügte hinzu, daß ihm Gregor, wenn er die verlangte Buße nicht leisten wolle, die Krone an einer Stange von der Engelsburg darreichen lassen würde; vielleicht glaubte man, so noch größerem Ärgernis vorzubeugen. Aber in der Tat fügte man so zum Eidbruch — denn in dem Eide war lediglich von der Krönung, nicht vom Darreichen der Krone die Rede — offenbaren Hohn und nötigte den König, jede weitere Rücksicht gegen die Stadt aus den Augen zu setzen. Er beschied Wibert von Ravenna zu sich, entschlossen, den Gegenpapst nun weihen zu lassen, um aus seiner Hand die Kaiserkrone zu empfangen.

Das Weihnachtsfest feierte Heinrich zu St. Peter und empfing um diese Zeit eine neue Gesandtschaft von Byzanz. Der Kaiser forderte Heinrich dringend auf, sein Versprechen zu erfüllen und Robert in Apulien anzugreifen; zugleich sandte er ihm die zweite früher in Aussicht gestellte Summe, nicht durch Abälard, der inzwischen in Konstantinopel gestorben war, sondern durch einen gewissen Methymnes, der die Gesandtschaft führte. Dieses Geld von Byzanz wanderte zum großen Teil in die Straßen Roms und gewann hier Heinrich viele neue Freunde. Schon war die Stadt von neuem umstellt, und alle Schrecken der Belagerung traten der Bürgerschaft wieder vor die Seele. Unaufhörlich bestürmte sie deshalb den Papst nachzugeben, aber alle ihre Bitten waren vergebens. Die Gemüter wandten sich endlich von dem eisernen Manne ab, der kein Gefühl für die Not der Stadt zu haben schien. Die Drohungen wie die Silberlinge Heinrichs begannen auf die Masse einen um so tieferen Eindruck zu üben.

Indessen erfüllte Heinrich das Versprechen, welches er dem Kaiser gegeben, soweit er es bei der Lage der Dinge vermochte. Mit einem Teil seines Heeres ging er im Anfang des Februars 1084 über den Tiber, durchzog Kampanien und machte einen Einfall in Apulien; wohin er kam, ergab sich ihm alles ohne Gegenwehr. Aber bald mußte er den Rückweg antreten, da ihm Nachrichten zugingen, welche ihm Aussichten auf die

nahe Unterwerfung Roms eröffneten. Auf dem kürzesten Wege ging er durch die Mark von Camerino und das Herzogtum Spoleto, welche er schon früher einem einheimischen, ihm zugetanen Herrn, Ranieri mit Namen, übergeben hatte, nach der Sabina; schon im März lagerte er wieder bei Rieti und näherte sich dann der Stadt. Noch im Laufe desselben Monats hatte er mit dem Fürsten von Kapua und den anderen Normannen Kampaniens eine Zusammenkunft in Albano; willig bekannten sie sich als seine Vasallen, und Jordan nahm sein Fürstentum von dem Könige, dem er eine große Geldsumme zahlte, zu Lehen. Auch der Abt Desiderius von Monte Cassino glaubte ohne Gefahr für sein Kloster den Hof jetzt nicht länger vermeiden zu dürfen, so sehr er, ein aufrichtiger Anhänger der Reformpartei und einer der geachtetsten Kardinäle der römischen Kirche, sich auch vor der Berührung mit dem Gebannten scheute. Er kam nach Albano und unterwarf sich nicht allein, sondern ließ sich, kleinmütig geworden, sogar zu dem Versprechen bewegen, Heinrich zur Kaiserkrönung helfen zu wollen. Selbst die Gemeinschaft mit dem Gegenpapst, der inzwischen am Hof eingetroffen war, konnte er nicht vermeiden. Auch den gefangenen Kardinalbischof von Ostia sah er am Hofe, und auch dieser soll in der Haft zu Ansichten gelangt sein, welche die streng kirchliche Partei nicht billigen konnte.

In Rom reiften inzwischen die Dinge der Entscheidung entgegen. Die Mehrzahl der Bürger war des unsicheren Zustandes längst müde und wollte sich Heinrich unterwerfen. Er erhielt Aufforderungen, sich vor der Stadt zu zeigen. Am 21. März war er wieder in der Pfalz bei St. Peter, mit ihm seine Gemahlin, der Gegenpapst, die Bischöfe von Utrecht, Straßburg, Basel, Padua und Vicenza, der Herzog Ranieri, mehrere Markgrafen und vornehme Herren. Noch an demselben Tage wurde dem Könige das Tor St. Johann geöffnet; ohne Kampf zog er mit dem Gegenpapst ein und nahm sofort vom Lateran Besitz. Jubelnd empfing ihn das Volk, welches von der langen Kriegsnot endlich befreit zu werden hoffte. Dem Könige erschien es fast wie ein Traum, daß er jetzt so leicht an ein Ziel gelangt war, dem er so lange vergeblich zugestrebt hatte, und welches er schon zu erreichen verzweifelte.

Die Stadt war freilich nicht ganz in Heinrichs Gewalt. Mehrere Häupter des Adels, welcher den König zugleich betrogen und verhöhnt hatte, hielten an Gregor fest und stellten ihm sogar zum Unterpfand ihrer Treue Geiseln. In ihren Händen und in der Gewalt der Miliz des heiligen Petrus waren gerade die festesten Burgen der Stadt. Rusticus, ein Verwandter des Papstes, verteidigte das alte Septizonium am Südfuße des Palatin, welches in eine starke Feste verwandelt war. Am Titusbogen besaßen die Frangipani einen Turm, die Turris Cartularia, und auch dieses Geschlecht, dessen Haupt der Konsul Cencius war, wankte nicht in der Treue zu einem Gebieter, dem es seine Macht dankte. Auf dem

Kapitol behauptete die mächtige Familie der Corsi ihre Befestigungen, welche die Anhöhe unzugänglich machten. Der Papst selbst hatte sich wieder auf die Engelsburg zurückgezogen und hielt die Brücke aus der Stadt zu St. Peter gesperrt. Es waren längere Kämpfe vorauszusehen, ehe Heinrich jeden Widerstand beseitigte: deshalb verschob er dieselben bis nach der Weihe des Gegenpapstes und der Kaiserkrönung. Die beiden Akte ließ er zunächst, soweit es möglich war, beschleunigen.

Noch am Tage des Einzuges wurde eine Synode zusammenberufen, um über Gregor zu Gericht zu sitzen. Er wurde selbst vor dieselbe beschieden, aber leistete der ersten, zweiten und dritten Mahnung begreiflicherweise keine Folge. Darauf wurde das Urteil über ihn gesprochen, welches ohnehin feststand: Entsetzung und Exkommunikation. Die Wahl Wiberts erkannten nun auch die Römer nachträglich an, und schon am nächsten Tage nach dem Schluß der Synode — es war Palmsonntag — erfolgte die feierliche Weihe Wiberts von Ravenna zum römischen Bischof; von diesem Tage an zählte er als Clemens III. die Jahre seines Pontifikats. Am Ostertag (31. März) setzte der neue Papst dann Heinrich IV. und seiner Gemahlin die Kaiserkrone in St. Peter auf; zugleich bestellte das römische Volk den Sohn Heinrichs III. zum Patricius. In allen Stücken ahmte man die Vorgänge bei der Krönung am Weihnachtsfest des Jahres 1046 nach. Die Verhältnisse schienen wohl denen, die damals obgewaltet hatten, nicht unähnlich, waren aber doch, wie sich bald genug zeigte, völlig andere.

Die Beschlüsse der römischen Synode, einer in Eile zusammengetretenen, aus lombardischen Bischöfen, Kriegsgefährten des Königs und römischen Laien bunt zusammengewürfelten Versammlung, boten zu den mannigfaltigsten Ausstellungen Anlaß. Bei der Absetzung Gregors und der Anerkennung des neuen Papstes waren die römischen Kardinäle, deren Mitwirkungsrecht über allem Zweifel erhaben war, so gut wie unbeteiligt geblieben, denn wenn auch einer oder der andere sich in der Folge auf Heinrichs Seite wandte, damals standen sie noch fast alle zu Gregor. Auch die Weihe des Gegenpapstes hatte deshalb an Formfehlern gelitten, die ihr alle Bedeutung zu rauben schienen. Dieselbe hatten nach altem Brauch die Bischöfe von Ostia, Albano und Porto vorzunehmen, aber keiner von ihnen wäre jetzt die Hand dabei zu bieten fähig gewesen: so mußten die exkommunizierten Bischöfe von Modena und Arezzo die Stellen der Konsekratoren zu großem Ärgernis aller Frommen versehen. Den Gregorianern fiel es leicht, glaublich zu machen, daß eine Weihe durch unberechtigte Konsekratoren keine rechtlichen Wirkungen habe, daß Wibert demnach nicht der wahre Nachfolger Petri sei. Dies war die Meinung der Patarener in Italien, und Gebhard von Salzburg sorgte dafür, daß sie auch in Deutschland Verbreitung fand. „Die Gebannten", schrieb er an Hermann von Metz, „konnten dem Ravennaten nicht ihren Segen, sondern nur den Fluch, den sie selbst tragen, mitteilen, ihn nicht zum

Haupt der römischen Kirche, sondern nur zum Haupt ihrer Ketzerei erheben. Jeder Christ hüte sich also, sich vor dem Antichrist zu beugen, das vom Nabuchodonosor aufgerichtete Götzenbild zu verehren und so den verderblichen Fluch, der auf dem Häresiarchen ruht, auf sich selbst zu laden." Auch die Kaiserkrönung, welche Wibert vorgenommen hatte, sahen folgerichtig die Gregorianer als einen völlig bedeutungslosen Akt an.

Dennoch war Heinrich jetzt Herr des größten Teils der Kaiserstadt und traf Anstalten, um auch den letzten Widerstand in derselben zu brechen. Schon in der Osterwoche kam es an der Brücke zur Engelsburg zu einem Kampfe zwischen den Getreuen Gregors und den Anhängern des Kaisers: er blieb ohne Erfolg. Dann aber gelang es Heinrich, das Kapitol zu gewinnen und die Türme der Korsen zu brechen. Am 29. April hielt er, von einer großen Zahl seiner Großen umgeben, auf dem Kapitol Gericht; er schaltete von hier über Rom, wie es heißt, „als wäre es sein eigenes Haus". Der wunderliche Benzo hatte ihm angeraten, wenn das Kapitol in seine Hand fiele, es seinen Kriegsleuten zu übergeben und den römischen Adel in Ketten nach Sachsen führen zu lassen. So gewaltsame Maßregeln ergriff freilich Heinrich nicht, setzte jedoch den schon früher ernannten kaiserlichen Präfekten jetzt in Rom ein — sein Name war Petrus — und stellte den römischen Adel unter dessen Befehl. Nur das Septizonium und die Engelsburg hielten sich noch gegen die Angriffe des Kaisers. Das Septizonium wurde mit Widdern und anderen Belagerungsmaschinen berannt; einige Säulen des stattlichen Baues stürzten ein, doch die Besatzung hielt sich tapfer. Noch schwieriger schien es, die Engelsburg zu nehmen. Die ganze Miliz des römischen Volks bot der König auf, um die Burg zu umstellen; man führte Mauern um sie auf, um jeden Zugang unmöglich zu machen. Gregor wurde schon das Ende des Crescentius prophezeit, aber er selbst hatte die Hoffnung nicht aufgegeben; er vertraute auf die Festigkeit der alten Steinmassen, die ihn umfingen, und auf Robert Guiscard, zu dem seine Boten bereits den Weg gefunden hatten.

Obwohl Robert die Empörung in Apulien völlig bewältigt, hatte er sich doch immer noch nicht entschlossen, persönlich dem Papste zu Hilfe zu eilen; ihn beschäftigten nun einmal die Dinge im Osten weit mehr als das Schicksal Roms und der Kirche. Wacker hatte sich Jahr und Tag in Mazedonien und Albanien Bohemund, dem Ruhme des Vaters nachstrebend, gegen Alexius herumgeschlagen, bis ihm im Sommer 1083 seine Ritterscharen den Gehorsam versagten. Der vielen Drangsale, denen keine lohnenden Erfolge entsprachen, müde, verlangten sie nach dem rückständigen Solde. Um seine leeren Kassen zu füllen, verließ Bohemund das Heer. Kaum hatte er sich aber entfernt, so löste sich alle Zucht und Ordnung. Die meisten liefen zum Kaiser über, der ihnen Geld und Ehren bot. Alle festen Plätze, welche die Normannen im Innern gewonnen hatten, gingen wieder verloren; nur einige Küstenorte blieben noch in ihren

Händen. Unablässig kreuzten inzwischen griechische und venetianische Schiffe auf dem Adriatischen Meere, um auch diese letzten Reste von Robert Guiscards Eroberungen im Osten ihm zu entreißen und jeden Landungsversuch neuer Normannenscharen zu verhindern. Robert rüstete Tag und Nacht eine Flotte, um im Frühjahr mit einem großen Heere nach Epirus zurückkehren zu können. Erst der Einfall Heinrichs und die Verbindung desselben mit Jordan zeigten ihm deutlich die Gefahren, die seinen Ländern drohten, wenn er jetzt aus ihnen wiche. Rom in Heinrichs Händen steigerte unermeßlich diese Gefahren; seit dem Falle der Stadt entschloß er sich daher, den neuen Zug nach dem Osten auszusetzen, um endlich dem Papste die Hilfe zu leisten, die dieser so oft vergeblich beansprucht hatte.

Der Abt Jarento von Dijon, ein vertrauter Freund Gregors, der ihm in dieser Leidenszeit eine rührende Treue bewies, hatte mit einigen Kardinälen dem Herzog in Salerno den letzten Notruf der römischen Kirche überbracht, der nun nicht mehr wirkungslos verhallte. Schon rüstete Robert, und ein Heer von 6000 Reitern und 30 000 Mann Fußvolk stand ihm bald zu Gebote. Es waren Normannen und Langobarden, Apulier und Kalabresen, selbst Araber aus Sizilien, die nun zum Schutze des heiligen Petrus auszogen, schnell zusammengeraffte, ziemlich zuchtlose Scharen. Als Desiderius von Roberts Rüstungen hörte, benachrichrichtigte er sofort Gregor von der nahen Hilfe, machte aber zugleich auch dem Kaiser, dem er sich bereits verpflichtet hielt, von der drohenden Gefahr Meldung. Und bald erschienen Boten des Herzogs selbst vor Heinrich mit einer förmlichen Kriegserklärung. Als der getreue Sohn und Vasall des heiligen Petrus, meldeten sie, rücke Robert an, um den Papst, seinen Vater und Herrn, zu befreien; Heinrich solle Rom verlassen oder sich zum Kampfe mit den Normannen bereiten.

Der Kaiser war gegen ein Heer, wie es Robert führte, kaum hinreichend gerüstet und mußte in einen Kampf verwickelt zu werden fürchten, der seine Rückkehr nach Deutschland bedeutend verzögern würde. Schon hatte er frohlockend dorthin die Niederlage Gregors und die Erhebung des Gegenpapstes gemeldet, seine Kaiserkrönung verkündigt und seine nahe Zurückkunft in Aussicht gestellt, der seine Anhänger sehnlichst entgegenharrten; er selbst wollte möglichst bald den Glanz der neuen Kaiserkrone jenseits der Berge leuchten lassen. So entschloß er sich, um dem Kampfe mit den Normannen auszuweichen, in Eile Rom zu verlassen. Nachdem er mit seinen Fürsten Rat gepflogen, versammelte er das römische Volk, erklärte ihm, daß er vorläufig nach der Lombardei abziehen müsse, und übergab ihm den Schutz der Stadt; nach seiner Rückkehr versprach er alle treuen Dienste nach Gebühr zu belohnen. Das römische Volk war in guter Stimmung gegen den neuen Kaiser und ahnte kaum die ihm drohende Gefahr. Mit Ehrenbezeugungen geleitete es Heinrich, als er am

21. Mai mit Wibert die Stadt verließ, und setzte in bisheriger Weise die Belagerung der Engelsburg fort.

Wibert begab sich, nachdem er noch einige Tage dem Kaiser das Geleit gegeben hatte, nach Tivoli, wo er schon einmal seinen Sitz genommen hatte, und dessen sichere Lage er kannte; unzweifelhaft blieb ein Teil des Heeres bei ihm zurück. Heinrich selbst trat in größter Eile den Rückweg an. Schon um die Mitte des Juni war er in Verona. Er sandte den Bischof von Utrecht nach Lothringen voraus, um Dietrich von Verdun, dem er den Schutz dieses Landes übertragen hatte, zu unterstützen. Das Schreiben an Dietrich, welches der Utrechter mitnahm, sprach nur von den wunderbaren Erfolgen des Kaisers in Rom, stellte alles in ein mehr blendendes als wahres Licht und verhieß, daß der Kaiser am Peter-und-Paulstage (29. Juni) in Regensburg sein und sich dann nach Augsburg wenden würde. Noch wußte Heinrich schwerlich, welche schlimme Wendung inzwischen die Dinge in Rom genommen hatten. Die nächsten Tage müssen ihm die Kunde davon gebracht haben, aber sie hinderten ihn nicht, die Alpen zu übersteigen; er begnügte sich, ein lombardisches Heer Wibert zur Hilfe zu senden. Nach dreijähriger Entfernung kehrte er in die Heimat zurück, reicher an Erfahrungen als an Siegen. Den heißen Boden Roms hat er, nachdem er seinen größten Widersacher dort bekämpft und sich die Kaiserkrone gewonnen, niemals wieder betreten.

Roms schweres Schicksal hatte sich auch jetzt noch nicht erfüllt. Während Heinrich dem Norden zueilte, zog Roberts Heer vom Süden heran. Am 27. Mai stand Robert mit seinem Heere vor der Stadt und bezog ein Lager vor dem Tore St. Johann bei einem alten Aquädukt. Die Tore der Stadt waren geschlossen, aber Robert hatte Freunde in derselben, und schon um die dritte Stunde des folgenden Tages wurden ihm und seinen Scharen die Tore am Monte Pincio und nach der Flaminischen Straße heimlich geöffnet. So brachen die wilden Scharen in die Stadt, und die Römer, vollständig überrascht, wußten ihnen nicht zu widerstehen. Unaufgehalten drangen die Feinde über das Marsfeld vor; der Stadtteil um die Kirchen der Heiligen Silvester und Laurentius wurde verheert und hier fast alles in einen Schutthaufen verwandelt. Unter dem Rufe: Guiscard! Guiscard! stürmten die Normannen über die Petersbrücke nach der Engelsburg. Auch hier wurde an Gegenwehr nicht gedacht. Die Tore öffneten sich Robert; Gregor war befreit und begab sich mit seinem Retter in dessen Lager. Widerstand war jetzt den Bürgern nirgends mehr möglich; die Stadt lag Robert nach allen Seiten offen. Rom unterwarf sich dem Schwerte des siegreichen Abenteurers. Schon am anderen Tage, wie es scheint, zog er mit dem Papste in den Lateran ein.

Mit dem frechsten Übermute schalteten Roberts Scharen in der leicht bezwungenen Stadt. Der römische Stolz hatte viel zu ertragen gelernt, aber nicht alles, und bald entspannen sich Raufereien hier und dort, bei

denen auch ein Vasall des Herzogs erschlagen wurde. Das Blut dieses Normannen ist den Römern teuer zu stehen gekommen. Der Herzog beschloß, furchtbare Rache zu nehmen, um durch den Schrecken die Bürger von weiteren Widersetzlichkeiten abzuhalten. Die Stadt wurde der Plünderung preisgegeben und die Straßen um den Lateran und das Kolosseum mit Feuer zerstört; ein Römer selbst, der Konsul Cencius Frangipane, riet den Normannen zur verruchten Brandstiftung. Alle Greuel der Verwüstung kamen jetzt erst über Rom. Die Grausamkeit schwelgte im Morde der Männer, die viehische Begierde sättigte sich an den Frauen und Jungfrauen. Als des Mordes genug war, schleppte man viele tausend Gefangene in das Lager, um sie in die Sklaverei zu verkaufen. Mit welchen Gefühlen wird Gregor vom Lateran auf diese Schreckensszenen geblickt haben. Das eine mußte ihm klar werden, daß sich eine nie mehr auszufüllende Kluft zwischen ihm und dem römischen Volke aufgetan hatte. Bald konnte er hören, wie man seinem Befreier und ihm im tödlichsten Ingrimme fluchte, wie man sich dagegen nach Heinrich zurücksehnte, der wohl die Priesterstadt um den Vatikan zerstört und die Burgen des Adels gebrochen, aber die Häuser und das Leben der Bürger geschont hatte. Die Greuel der Normannen, sagt ein Zeitgenosse, gewannen dem Kaiser mehr Herzen, als hunderttausend Goldstücke vermocht hätten.

Mit Recht mißtraute Robert fortan den Römern. Als er die Stadt verlassen wollte, um die nächstgelegenen Ortschaften im römischen Tuscien zu unterwerfen, ließ er sich deshalb von den Bürgern Geiseln stellen und sie in der Engelsburg, die er besetzt hielt, bewahren. Dann zog er mit dem Papste aus, und bald konnte Mathilde ihren Freunden in Deutschland melden, daß nicht nur Rom, sondern auch Sutri und Nepi wieder in der Gewalt des Papstes seien. In den letzten Tagen des Juni kehrten Gregor und Robert nach Rom zurück. Aber ohne Robert war Gregor hier keinen Augenblick mehr gesichert, und schon wurde es dem Herzog unheimlich in einer Stadt, wo ihm nur die Verwüstung und der unverhohlene Ingrimm einer verzweifelten Bevölkerung begegneten. Er versprach den Römern Schadenersatz: aber wie war derselbe zu leisten? Und was hätten die Römer noch von ihm erwarten und hoffen sollen? Er eilte aus der Stadt, und mit ihm zog der Papst. Wie ein Flüchtling verließ Gregor Rom, für welches er gelebt und gearbeitet hatte; die Verwünschungen der Römer gaben ihm das Geleit. Es war ein furchtbares Scheiden. Auf den Beistand des Himmels hatte er so fest gebaut, aber er war ihm versagt worden, und unter den Menschen hatte niemand die Hand für ihn gehoben als ein Abenteurer, den er mehr als einmal als einen Sohn der Ungerechtigkeit verflucht hatte. Unter dem Schutze normannischer Scharen schied er von dem Lateran. Hier hatte er noch vor wenigen Jahren das Gebet an die Apostelfürsten gerichtet: „Vollziehet schnell euer Gericht an jenem Heinrich, damit alle Welt erkenne, daß er nicht durch Zufall, sondern durch

eure Macht untergeht!" Ein Gericht war vollzogen worden — aber wen hatte es ereilt? Sollte man nun der himmlischen Macht oder den Zufall in demselben erkennen?

Eine nicht geringe Zahl der Kardinäle, Gisulf von Salerno, der treue Abt Jarento folgten dem Papste in die Verbannung. Unfreiwillig geleiteten ihn mehrere vornehme Römer, die Robert in die Gefangenschaft schleppte, unter ihnen auch der kaiserliche Präfekt Petrus. Das Normannenheer zog von Rom ab — nur ein Teil blieb als Besatzung der Engelsburg zurück — und wandte sich zunächst gegen Tivoli, wo Wibert sich inzwischen eingerichtet hatte. Es wäre kein geringer Gewinn gewesen, wenn Gregor den Gegenpapst in seine Gewalt bekommen oder mindestens von einem Platze verjagt hätte, der ihm die Rückkehr nach Rom so leicht machte. Die Stadt wurde berannt, aber widerstand, und Robert, der sich auf eine längere Belagerung nicht einlassen wollte, zog alsbald ab. Er geleitete dann Gregor nach Monte Cassino, wo Desiderius den Nachfolger Petri nicht allein mit allen Ehren empfing, sondern auch aus den reichen Einkünften seines Klosters fortan für ihn und die flüchtigen Kardinäle den Lebensunterhalt zu tragen sich verpflichtete. Später ging Gregor mit dem Herzoge nach Benevent, endlich nach Salerno, welches er nicht wieder verlassen sollte.

Wibert kehrte bald nach Roberts Abzug, wie es scheint, nach Rom zurück. Ohne Gefährdung feierte er dort das Weihnachtsfest 1084 und verweilte in der Stadt bis in den folgenden Sommer. Die Gesinnung der Masse war jetzt entschieden dem Kaiser günstig, und Wibert benutzte die Stimmung, um seine Macht in Rom zu befestigen. Schon hatten sich manche Kardinäle auf seine Seite gewendet, und es bildete sich um ihn ein geistlicher Hof von erklärten Gegnern des gregorianischen Systems. Auch jener Hugo der Weiße, der Hildebrand erhoben und dann mit unversiegbarem Haß an seinem Untergange gearbeitet hatte, kam in der Folge noch einmal zu Ehren; er wurde zum Gegenbischof in Palestrina bestellt. Die Grafen der Campagna hatten meist schon längst Gregor abgesagt; auch Sutri und Nepi fielen wieder in die Hände Wiberts, welcher seinen Neffen Odo zum Grafen von Sutri einsetzte. Die alte Ordnung der Dinge schien sich im Römischen herzustellen, Wibert nur Gerberts Werk hier fortzusetzen. Dennoch zeigte sich bald, daß die ottonischen Zeiten vorüber waren; Wibert bedeutete wenig ohne den Kaiser in der Stadt, und dem Kaiser selbst blieb Rom, nachdem er dort die Krone gewonnen, fast gleichgültig.

Seit mehr als einem halben Jahrtausend, seit jenen Tagen, wo Belisar und Totila in Rom und um Rom gestritten hatten, war dies nicht einer so andauernden, so verzehrenden Kriegsnot ausgesetzt gewesen. Damals bot Rom nur den unglücklichen Kampfplatz, auf dem fremde Heere sich maßen, und wo die Waffen anderer über sein Schicksal entschieden. Jetzt hatten die Römer ihre eigenen Leiber in den Streit geworfen, um

ihren Anteil am Papsttum und die Herrschaft des Statthalters Petri zu verteidigen. Wie sie einst den zweiten und dritten Gregor gegen das Ostreich geschützt hatten, so jetzt einen anderen Gregor gegen die Macht des hergestellten abendländischen Kaisertums. Gegen Byzanz hatten sie in Italien und außerhalb mächtige Bundesgenossen gewonnen, mehr durch die Politik als mit dem Schwerte ihre Sache durchgeführt; dem deutschen Kaisertum standen sie allein gegenüber, und alles war dem Schwerte anheimgegeben. Jetzt mußte sich zeigen, ob das Geschlecht des Mars nicht ganz ausgestorben sei. Die Verteidigung der Stadt bewies, daß dieses Volk unter der Einwirkung eines mutigen Führers noch der Aufopferung und starker Entschlüsse fähig sei. Es war nichts Geringes, daß man drei Jahre Not und Elend ertrug, ehe man dem Feinde die Tore öffnete; es war viel, daß man so lange dem Eisen trotzte, mehr noch bei der Verderbtheit der Masse, daß Heinrichs Gold nicht sogleich ihm alles gewann. Die Mutlosigkeit und Treulosigkeit, welche endlich einrissen, sind nur zu erklärlich, und es ist für die Geschichte des Papsttums von den schwersten Folgen gewesen, daß Hildebrand die Tage der Treue zu leicht vergaß und gegen die Sünden des Volks kein anderes Gefühl als das der Vergeltung kannte.

Wenig wollte besagen, daß für den Augenblick wieder der vom Kaiser gesetzte Papst die Oberhand in der Stadt erhielt; von ganz anderer Bedeutung war, daß zwischen der römischen Bürgerschaft und dem reformierten Papsttum ein auch durch die Länge der Zeit nicht auszuheilender Bruch erfolgte. Jene Päpste, welche mit ihren Anathemen die Fürsten und Völker schreckten, welche die Herrschaft über die abendländische Kirche im Vollgefühl einer schrankenlosen Gewalt übten, haben selten in Rom einen umfriedeten Sitz gehabt; nirgends hat ihre Macht weniger gegolten als in ihrer eigenen Stadt und ihrem eigenen Sprengel; wie Flüchtlinge sind sie meist in der Welt umhergezogen, von den Verwünschungen ihres Volkes verfolgt. Nichts hat vielleicht mehr dazu beigetragen, daß dieses Papsttum sich in eine heillose und verderbliche Politik, bald die Mächtigen der Erde durch Nachgiebigkeit gewinnend, bald die Mittel der Kirche für weltliche Kämpfe opfernd, immer aufs neue verwickelte, als der Umstand, daß es an der Stelle, an die es einmal gekettet war, kein sicheres Dasein mehr gewinnen konnte.

Nicht minder schwer waren die Folgen jenes Bruchs für die Stadt. Mit Wehmut sahen die Einheimischen und Fremden überall dort die Spuren der neuen Verwüstung. Kostbare Reste des Altertums, welche Goten und Vandalen geschont hatten, waren von den wilden Scharen Roberts zerstört; ehrwürdige Gotteshäuser, von den ersten Christen errichtet, lagen in Schutt und Asche. Als Bischof Hildebert von Tours mehr als zehn Jahre später durch Rom wandelte, erschien ihm die Stadt noch als ein großes Trümmerfeld. Dem Schmerz um sie gab er in Elegien Ausdruck, die in den Klageruf ausklingen: „Rom ist gefallen und gedenkt kaum

seiner alten Größe, von der nur noch Ruinen zeugen!" Wo einst die Tempel der alten Götter und die Kaiserpaläste standen, sah man nun rohe, unförmliche Burgen, in die morschen Reste alter Pracht hineingebaut und sie entstellend. Selbst die Kirchen waren mit Wällen und Mauern umgeben; St. Peter sah mehr einer Feste ähnlich als einem Tempel. Stadtteile, die bisher stark angebaut waren, wie die Gegend um den Lateran, den Aventin und Cölius, fingen an zu veröden. So verändert waren die äußeren Verhältnisse der Stadt, daß man die Einteilung derselben nach den bisherigen Regionen aufgab und eine neue einführte.

Die Spuren der Verwüstung verschwanden so bald nicht wieder, wurden vielmehr breiter und tiefer gezogen, da sich geordnete Verhältnisse nicht so leicht wieder herstellen ließen. Das päpstliche Regiment wie das kaiserliche konnte sich nicht mehr in alter Weise befestigen; die Gewalt in der Stadt kam zunächst ganz an adlige Faktionen, die bald die Sache des Reichs, bald die der Kirche zum Deckmantel ihrer niederen Interessen nahmen. Sie setzten sich in den Besitz jener festen Burgen und trotzten dort den Päpsten oder boten ihnen auch, wenn es ihnen beliebte, eine Zufluchtsstätte. Die städtische Masse hatte nur als Anhang dieser mächtigen Herren Bedeutung, und sie verkaufte sich dem, der seine Klientschaft am besten besoldete. Der Hunger des römischen Volks nach Gold war längst der Welt bekannt, aber nie war er so grauenvoll bisher zutage getreten. Auch in dem römischen Klerus, welchen die Faktionen des Adels in gleicher Weise sich dienstbar machten wie das Volk, schien die Habgier jedes andere Interesse zu verdrängen; man meinte bald im ganzen Abendlande, daß, wer nach Rom gehen müsse, vor allem seine Säckel zu füllen habe, und nichts machte die päpstlichen Legaten verhaßter, als daß sie überall nur auf Geldgewinn bedacht schienen. Kaum war Rom der Simonie entgegengetreten, so zeigte es sich selbst ganz in simonistische Greuel versunken. Der Ruf des Jugurtha über das käufliche Rom ertönte jetzt nicht aus einem Munde; allerorten konnte man ihn vernehmen. Man beschuldigte die Römer, daß sie sich nicht an einem Papste genügen ließen, sondern geflissentlich zwei aufwürfen, um einen mit dem anderen zu schrecken und so abwechselnd von beiden Geld zu erpressen. Längst glaubte man nicht mehr an römische Tugend, aber jetzt nannte man Rom offen die Stätte aller Schmach, wo man nur die Künste des niedrigsten Gewinnes mit schamloser Stirn triebe.

Die Stadt verfiel und das Volk versank, während die kleinen Tyrannen Roms ihre Macht zu erweitern suchten, indem sie inmitten der Ruinen mit der käuflichen Masse ihre Raubfehden ausfochten. Durch die großen Interessen, die sich noch immer an den Namen Roms knüpften, erhielten diese Raufereien eine Bedeutung, die sie an sich niemals hätten erlangen können. Kaisertum und Papsttum galten jenen römischen Herren an sich gleich wenig; ihr Blick reichte kaum über die letzten Burgen der Cam-

pagna hinaus, und die universale Stellung des Kaisertums und Papsttums machte ihnen geringe Sorge. Aber ihr Vorteil war, das Parteitreiben zu unterhalten, und Roms Verhältnisse führten von selbst dahin, daß es sich in eine kaiserliche und päpstliche Partei spalten mußte. Zu jener hielten sich besonders die alten Geschlechter, vor allen die Grafen von Tuskulum und das sich damals von ihnen abzweigende Haus der Colonna, dazu die Sippe jenes übelberüchtigten Cencius; auch die Korsen traten, obwohl Heinrich ihre Burgen gebrochen, bald auf jene Seite. Die neuen Geschlechter waren meist erst durch Gregor emporgekommen und sahen sich deshalb als Schützer der kirchlichen Sache an. Ihre Häupter waren damals der aus jüdischem Stamm entsprossene Petrus, Leos Sohn, und Cencius Frangipane; das Geschlecht des Trasteveriners Cencius, der für Gregor sein Blut vergossen, scheint mit ihm erloschen. Leute aus dem Ghetto und aus Trastevere stellten sich jenen Senatoren an die Seite, welche ihren Stammbaum auf die Julier und Anicier zurückführen wollten.

Wohl hätte neues Blut dem abgelebten Körper des römischen Adels heilsam sein können, wäre dasselbe nur reiner gewesen. Leider kamen aber zu den verderbten Säften kaum minder verderbte. Der Adel vermehrte sich so, ohne geistig gehoben zu werden und innerlich zu erstarken. Mit ihm wuchs nur die Habgier, die Sucht, durch großen Anhang zu glänzen, die Lust an Händeln und Raufereien, und auch die Masse wurde immer feiler, wüster und seditiöser. Erscheinungen, wie sie einst den Sturz der alten Republik herbeigeführt hatten, wiederholten sich; doch fehlte der äußere Glanz und die geistige Kultur, welche die Zeit der Triumvirn verherrlichten, es mangelte die welthistorische Bedeutung, welche damals Roms inneren Kämpfen beiwohnte. Ob diese Römer sich noch die Herren der Welt dünkten, ob sich auf sie das Übermaß stolzen Selbstgefühls und das Gefallen an himmelstürmenden Phrasen von den Vorfahren vererbt hatten: sie fristeten unter Ruinen ein verächtliches Dasein, die entarteten Reste einer Bürgerschaft, welche die Welt einst mit ihrem Ruhme erfüllt hatte.

Gregor wollte Rom und die Römer groß machen: es ist ihm dies so wenig gelungen, wie er der Kirche ihre Reinheit zurückzugeben vermochte. Das kaiserliche Regiment in Rom hat er gebrochen, aber die päpstliche Herrschaft, die er in der alten Weltstadt aufzurichten beabsichtigte, nicht festgestellt. Die Zeit war der Entwicklung freier städtischer Verfassungen nicht ungünstig; gerade aus dem Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum ist die Freiheit der lombardischen und tuscischen Städte erwachsen. Aber die Römer jener Zeit waren kein Volk, welches in der Luft der Freiheit gedieh; als die Herrschaft der Kaiser und Päpste nicht mehr drückte, schien das verderbte Geschlecht nur im Joch kleiner Tyrannen fortleben zu können. Noch einmal gedenken wir an das bereits (S. 202) angeführte Wort eines italienischen Mönchs aus jener Zeit: „Der Anstand ging in Rom verloren, seit die Macht der Deutschen verfiel."

6. Fortdauer der Spaltung

Das Ende Gregors VII. und Robert Guiscards

Von Kanossa nach Salerno war wahrlich ein weiter und schwerer Weg, welcher die Kraft jedes anderen Sterblichen gebrochen hätte. Gregor ließ, obgleich sein Leib hinwelkte, den Mut nicht sinken; auch nach so vielen Niederlagen und Täuschungen glaubte er noch an den Sieg seiner Sache, die ihm Gottes Sache war. Zu Salerno war er derselbe, der er in Rom gewesen.

Auf einer Synode schleuderte er abermals den Bann gegen Heinrich und Wibert und sandte Legaten in die Welt hinaus, um die alten Freunde zu ermutigen und neue zu werben. Gisulf von Salerno und der Kardinalbischof Petrus von Albano gingen nach Frankreich, zunächst nach Cluny; mit ihnen verließ der Abt Jarento von Dijon Salerno, um den weiten Weg zu jenem tapferen Sisenand zu machen, der Coimbra den Arabern entrissen, und den er nun zu einem anderen Glaubenskampf aufrufen sollte[1]. Für die Mission nach Deutschland wurde dar Kardinalbischof Otto von Ostia bestimmt; sie vor allem bedurfte eines vielgewandten Mannes. Das Schreiben an „alle in Christo Getreuen, die wahrhaft den apostolischen Stuhl lieben", welches diese Legaten zu verbreiten hatten, bezeichnet klar die Stimmung und die Absichten Gregors. Er verweist darin auf die Verfolgungen, welche er erlitten, weil er die Erniedrigung der Kirche, der Braut Gottes, zur Magd nicht habe dulden dürfen; während in allen Ländern auch die niedrigsten Weiblein sich nach dem herrschenden Recht und ihrer Neigung den Gatten wählen dürften, solle die heilige Kirche nicht nach göttlichem Recht und eigener Bestimmung ihrem Bräutigam anhangen, weil es die Gottlosen und ein verdammliches Herkommen hinderten; die Söhne der heiligen Kirche sollten Ketzer, Ehebrecher und Eindringlinge als ihre Väter anerkennen, welche auf sie die Schmach unreiner

[1] Jarento ist nie nach Coimbra gelangt. Als er in Frankreich landete, trieb ihn die Sehnsucht nach Dijon zurück; hier weilte er noch, als die Nachricht vom Tode des Papstes eintraf.

Abkunft brächten. „Ich rufe," fährt er fort, „rufe und rufe abermals und verkündige Euch: die christliche Religion und der wahre Glaube, welchen der Sohn Gottes, vom Himmel kommend, uns durch die Väter gelehrt hat, sind völlig in weltlichem Wesen untergegangen und so gut wie vernichtet; sie haben ihren alten Glanz verloren und sind nicht nur dem Teufel, sondern auch den Juden, Sarazenen und Heiden zum Spott geworden. Denn diese befolgen doch nach ihrem Glauben ihre Gesetze, obwohl sie ihnen kein Seelenheil gewähren und nicht durch göttliche Wunder bestätigt werden; wir aber leben, von Weltlust und Ehrgeiz befangen, die Religion und Ehrbarkeit der Begierde und dem Hochmut opfernd, ohne Gesetz und sind wie die Toren; denn wir haben weder in diesem noch in jenem Leben gleich unseren Vätern Heil und Ruhm, ja wir hoffen nicht einmal darauf, wie wir doch sollten. Gibt es solche, die Gott fürchten, so sind ihrer doch nur wenige, und diese wenigen denken nur an ihre eigene Seele, handeln aber nicht freudigen Muts für das allgemeine Wohl ihrer Brüder. Denn wer setzt aus Furcht oder Liebe zu Gott, in dem wir leben, weben und sind, seine Kraft und sein Leben daran, wie es die weltlichen Ritter für ihre Herren und selbst für ihre Freunde und Untergebenen tun? Viele Tausende gehen täglich in den Tod für ihre zeitlichen Herren, für den Herrn im Himmel und unseren Heiland aber scheuen sie nicht nur den Tod, sondern wollen nicht einmal die Mißgunst der Menschen ertragen. Noch gibt es einige, so überaus gering ihre Zahl ist, welche sich aus Liebe zu dem Gesetz Christi den Gottlosen bis zum letzten Atemzuge widersetzen, aber sie werden von den Brüdern nicht nur nicht unterstützt, sondern für unklug, unvorsichtig und wahnwitzig gehalten." So ergehe es auch ihm, sagt Gregor und verlangt deshalb, daß man mit allem Ernst den Ursachen seiner Leiden nachdenke; nur dahin sei sein ganzes Streben gerichtet, daß die Kirche ihre alte Herrlichkeit wiedergewinne, frei, keusch und rechtgläubig sei, deshalb habe sich der Satan gegen ihn gewaffnet und Schlimmeres vollbracht, als ihm je seit Konstantins Zeiten geglückt. „Und nun, liebe Brüder," so schließt das Schreiben, „nun merket wohl, was ich euch sage! Alle, die auf dem ganzen Erdkreis mit dem christlichen Namen genannt werden und den christlichen Glauben recht kennen, wissen und glauben, daß der heilige Apostelfürst Petrus der Vater aller Christen und nach Christus ihr erster Hirt ist, wie daß die heilige römische Kirche die Mutter und Meisterin aller Kirchen ist. Wenn auch ihr nun dies glaubt und fest daran haltet, so bitte und befehle ich, euer Bruder in meiner Schwäche und ohne mein Verdienst euer Meister, euch jetzt bei dem allmächtigen Gott: helfet mit allem Fleiß eurem Vater und eurer Mutter, wenn ihr anders durch sie Vergebung eurer Sünden, Segen und Gnade in diesem und dem zukünftigen Leben gewinnen wollt. Der allmächtige Gott, von dem alle gute Gabe kommt, erleuchte euren Sinn und mache ihn reich an Liebe zu ihm

und dem Nächsten, so daß ihr um jenen euren Vater und jene eure Mutter in kindlicher Liebe euch verdient machen und ohne Scham dereinst vor sie treten könnt. Amen."

Augenscheinlich wollte der Papst ein Glaubensheer versammeln, um mit demselben wieder nach Rom zurückzukehren. Seine Legaten werden besonders auf die Werbung eines solchen Heeres gerichtete Aufträge gehabt haben. Zugleich aber erhielten sie Anweisung zur Erhebung bestimmter Abgaben von den Gläubigen. Karl der Große, schrieb der Papst an Petrus und Gisulf, habe für die römische Kirche alljährlich eine Steuer von 1200 Pfund Silber an drei Orten in Gallien — zu Aachen, Le Puy und S. Gilles — erheben lassen, und nach dieser Anordnung solle jetzt in ganz Frankreich von jedem Hause, wo man den Apostel Petrus als Vater und Hirten anerkenne, mindestens ein Denar gesteuert werden. Auch Otto von Ostia wird eine ähnliche Anweisung erhalten haben; denn zu derselben Zeit erklärte der Papst, daß Karl ganz besonders Sachsen dem heiligen Petrus untergeben und ihm zum Zeichen seiner Abhängigkeit einen Peterszins auferlegt habe.

Die Legaten scheinen indessen die Gläubigen weder zur Verteidigung des heiligen Petrus mit gewaffneter Hand noch zu Geldbeiträgen für denselben besonders geneigt gefunden zu haben. Die Stimmung des Augenblicks war ihrer Sache wenig günstig; das rücksichtslose Verfahren des Papstes wurde nicht selten jetzt, wo der Erfolg gegen ihn entschieden hatte, einer nicht minder rücksichtslosen Prüfung unterworfen. Namentlich erhob man in Deutschland den Einwurf, daß Heinrich nach kanonischen Bestimmungen einem Richterspruch nicht habe unterworfen werden dürfen, da er durch die Erhebung der Sachsen und die Wahl Rudolfs nicht im vollen Besitz seiner Amtsgewalt und seiner Güter gewesen sei. Otto von Ostia und seine Freunde wußten dagegen kaum eine andere Einwendung zu machen, als daß ein Spruch Roms, bis er vom Papste selbst reformiert werde, in Gültigkeit bleiben müsse.

Es entging Gregor nicht, welche Kritik gegen sein Verfahren geübt wurde, und er beeilte sich, sie zu entkräften. In einem offenen Schreiben an alle getreuen Söhne der Kirche erklärte er: an einem völlig sicheren Ort, wohin sich Freunde und Feinde geistlichen und weltlichen Standes gefahrlos begeben könnten, wolle er eine Synode halten, dort den Übeltäter, welcher den Streit zwischen Kirche und Reich erregt und genährt habe, enthüllen[1] und den allgemein gewünschten Frieden herstellen wie auch den apostolischen Stuhl gegen die erhobenen Anklagen rechtfertigen, zuvor aber müßten erst alle jene Besitzungen, welche der römischen Kirche entrissen, ihr zurückgegeben werden. So macht er einen Anspruch, den man für Heinrich erhoben, auch für sich geltend. Auch er will nur zur Rechenschaft verpflichtet sein, wenn er zuvor in seine Rechte wieder ein-

[1] An Hugo den Weißen oder Wibert wird zu denken sein.

gesetzt ist; auch er schilt das über ihn gefällte Urteil, weil man ihn zuvor seiner Güter beraubt habe. Zugleich verschmäht er aber nicht, in dem erwähnten Schreiben sich gegen die von den Gegnern behauptete Übertretung der kanonischen Bestimmungen zu verteidigen: nicht er, beteuert er, habe Heinrich des Reichs vor der Exkommunikation beraubt; denn nicht auf seinen Rat oder Befehl habe Rudolf das Reich übernommen, vielmehr habe er öffentlich vor einer Synode erklärt, daß die Bischöfe, welche jenen eingesetzt, wenn sie diesen Schritt nicht verantworten könnten, ihrer Würden entkleidet und Rudolf der Krone verlustig erklärt werden solle; eine Untersuchung der Sache, wie er sie verlangt, sei aber gerade durch Heinrich und dessen Partei vereitelt worden.

Kaum hatte Gregor selbst an die Synode, welche er in Aussicht stellte, ernstlich gedacht; den Kriegszug gegen Rom behielt er dagegen stets im Auge. Es konnte ihn ermutigen, daß Mathilde, bald nachdem Heinrich Italien verlassen, einen namhaften Vorteil davongetragen hatte. Unter dem Markgrafen Albert, den Bischöfen von Parma und Reggio hatte sich nämlich auf den Befehl des Kaisers ein beträchtliches Heer in der Lombardei gesammelt, um Wibert zur Hilfe zu eilen; dieses Heer wurde, als es durch das Gebiet von Modena zog, von den Getreuen der großen Gräfin bei der Burg Sorbaria am 2. Juli 1084 überfallen und ganz auseinandergesprengt. Das reiche Lager der Lombarden fiel in die Hände der Sieger; der Bischof von Parma geriet mit sechs Kapitanen und etwa hundert Rittern in Gefangenschaft, der Markgraf wurde schwer verwundet, und der Bischof von Reggio rettete kaum das Leben. Seitdem war Mathildens Macht merklich wieder erstarkt; auch Hugo der Weiße, der in der Lombardei zurückgeblieben war, hielt sich bald dort nicht mehr für sicher. Leicht hätte Gregor, mit Mathilde und Herzog Robert im Bunde, damals den Gegenpapst aus Rom verjagen können. Aber die Gedanken des Normannen hatten sich längst wieder auf den Osten gerichtet, und an seinem Ehrgeiz zumeist scheiterten die letzten Hoffnungen des Papstes.

Nachdem sich Robert mit Jordan ausgesöhnt hatte, war er mit einem stattlichen Heere auf 120 Kriegsschiffen zu Brindisi im September 1084 in See gegangen; seine drei Söhne Bohemund, Roger und Guido begleiteten ihn, während Sigelgaita diesmal zurückblieb. Unbehindert durch die Flotten der Griechen und Venetianer, landete Robert an der Küste von Epirus, wo er sich der festen Plätze von Valona und Butrinto bemächtigte. Noch lag eine normannische Schar in der Feste Korfu, obwohl die Insel sonst in den Händen der Griechen und Venetianer war: jene Schar zu befreien, war Roberts nächste Aufgabe, doch war sie nicht leicht zu lösen. Zweimal hatte seine Flotte mit den venetianischen Schiffen ein unglückliches Treffen, erst im dritten Kampfe gewann sie einen unbezweifelten Sieg. Infolge desselben fiel endlich ganz Korfu in Roberts Hände, und die Bahn für größere Unternehmungen schien geöffnet. Er

ließ die Flotte bei Oricus überwintern und bezog mit dem Landheer an einem Ort, Bundicea genannt, ein Lager; mit dem Frühjahr wollte er dann Konstantinopel selbst angreifen. Da kam ein furchtbares Verhängnis über ihn und die Seinen. Eine Seuche brach in dem Heere aus, welcher in weniger als drei Monaten gegen zehntausend seiner Krieger erlagen; auch Bohemund erkrankte so heftig, daß er nach Italien zurückkehren mußte. So schwer dies Leiden war, lähmte es den Mut des alten Helden nicht; er gab den Krieg nicht auf, obwohl er noch bei Anbruch der besseren Jahreszeit an jeder Bewegung gegen den Feind gehindert war.

Die Nachrichten, welche in Salerno vom Heere eintrafen, ließen Gregor wenig Hoffnung, noch einmal in den Lateran einzuziehen, und bald fühlte er selbst, daß er seine Tage im Exil beschließen solle. Die Körperkräfte des mehr als sechzigjährigen Mannes nahmen mit großer Schnelligkeit ab; er sah sein nahes Ende vor Augen. Am 18. Mai, wie erzählt wird, erklärte er den Kardinälen, die sich in der Erwartung seines Heimgangs um ihn zu sammeln anfingen, daß er nur noch acht Tage zu leben habe, und bestimmte sogar die Stunde seines Abscheidens. Die Kardinalbischöfe, die zugegen waren, wollten nun seine letzten Bestimmungen entgegennehmen. Sie befragten ihn über die Wahl seines Nachfolgers, nach einigem Bedenken nannte er Anselm von Lucca, Otto von Ostia und Hugo von Lyon und fügte hinzu: „Wen ihr von diesen drei haben könnt, den wählt!" Auch wegen der Exkommunizierten wollten sie seine letzte Meinung hören; darüber befragt, gab er zur Antwort: „Heinrich und Wibert und alle einflußreichen Personen, die mit Rat und Tat ihre verruchte Gottlosigkeit unterstützt haben, absolviere ich nicht, wofern sie nicht vor euch und nach eurem Ermessen in geziemender Weise nach den Kirchengesetzen Buße tun; sonst spreche ich frei und segne alle, welche den festen Glauben haben, daß ich als Stellvertreter des heiligen Petrus diese geistliche Gewalt besitze."

Bald wurde verbreitet, Gregor habe in seinen letzten Augenblicken über sein Verfahren gegen den Kaiser und den Gegenpapst Reue gezeigt und dasselbe durch eine feierliche Absolution rückgängig gemacht; es war das eine geflissentliche Entstellung der Wahrheit. Gregor ist in der Überzeugung gestorben, in welcher er gelebt, gekämpft, gesiegt und gelitten hat, in der Überzeugung, daß die Freiheit und Herrschaft der Kirche die göttliche Gerechtigkeit und das einzige Heil der Welt sei, jede Auflehnung gegen die Kirche und ihr Haupt, den Statthalter Petri, deshalb als die äußerste Verruchtheit mit allen geistlichen und weltlichen Strafen zu verfolgen sei. Weil er in seiner Sache Gottes Sache sah, deshalb allein baute er so fest auf ihren Sieg. Daß er diesen Sieg nicht selbst mehr sehen sollte, war die letzte und bitterste Täuschung seines Lebens. Aus ihr gingen die Worte hervor, mit denen er von der Welt schied: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt: deshalb sterbe ich in

der Verbannung.“ Nicht versöhnt mit den Menschen und den Dingen hienieden ist der unerschütterliche Mann in das Grab hinabgestiegen. Machtlos starb er, welcher die höchste Macht auf Erden beansprucht hatte.

Am 25. Mai 1085 endete Gregor. Mit großen Feierlichkeiten wurde die Leiche in der Krypta des Doms von Salerno beigesetzt, den Herzog Robert mit großer Pracht errichtet und Gregor selbst noch vor kurzem geweiht hatte. Es war ein großer Tag für Heinrich, als der Mund verstummte, dessen Hauch einst vielen stark genug schien, um sein ererbtes Kaiserreich über den Haufen zu werfen.

Nicht allein ging Gregor zu den Toten. An einem Tage mit ihm endete Erzbischof Thedald von Mailand, dessen Weihe zum Ausbruch des großen Kampfs zwischen Papst- und Kaisertum einst am meisten beigetragen, dessen Vasallen dann Heinrich die wirksamsten Waffen gegen Rom geboten hatten. Thedald starb zu Arona, einer Burg am Lago maggiore. Gleichzeitig mit ihm oder wenig später schieden noch andere, welche bisher der kaiserlichen Sache wesentliche Dienste geleistet hatten, aus dem Leben: die Bischöfe von Parma und Reggio, der Markgraf Albert, der Herzog Ranieri und Graf Boso. Es war eine schwere Zeit über Italien, namentlich die Lombardei gekommen: der Po trat aus seinen Ufern, überschwemmte die Dörfer und Äcker und machte alles weithin unbewohnbar; zugleich brach eine furchtbare Hungersnot aus, so daß man selbst Menschenfleisch genoß; dann griff eine Seuche um sich, die mehr als den dritten Teil der Bevölkerung hingerafft haben soll.

Die Gregorianer sahen in diesen Plagen die Rache des Himmels über die Ketzerei der Lombarden. Aber auch sie selbst erlebten die schmerzlichsten Verluste; vor allem wurde ihnen der Mann entrissen, auf den sie nach dem Tode ihres großen Führers besonders ihre Hoffnungen setzten. Am 18. März 1086 folgte Anselm von Lucca seinem Meister und Freunde in das Grab. Gleich diesem starb auch er in der Verbannung, gleich ihm fest in der Überzeugung, für die er so vieles erlitten. Der römische Kardinal Damianus, der damals die Abtei Nonantula leitete, die gregorianischen Bischöfe von Modena, Reggio und Mantua umstanden mit vielen anderen Klerikern und Laien Anselms Sterbelager in Mantua und hörten seine letzten Worte; sie waren eine Aufforderung, in den Lehren Gregors auszuharren, und Segenssprüche für alle, die in der Treue blieben. Anselm hatte sein Grab in dem nahen Kloster S. Benedetto am Po zu finden gehofft, wo er einst als Mönch gelebt hatte; Bischof Bonizo von Sutri aber, der, aus seinem Sprengel vertrieben, damals bei Mathilde das Gnadenbrot aß, hielt es für unpassend, die Reste eines solchen Heiligen in das Dunkel eines Klosters zu bergen, und erwirkte, daß sie in dem Dom von Mantua beigesetzt wurden. Hier wollte man bei dem Grabe des neuen Heiligen bald noch mehr Wunder bemerken als bei der Papstgruft in Salerno.

So waren jene beiden Männer aus dem Leben geschieden, welche in dem schweren Kampfe gegen Heinrich bisher Mathilde geleitet, und niemand besaß jetzt nur von fern eine ähnliche Macht über sie, wie jene geübt hatten. Man konnte zweifeln, ob ein Weib nun in sich allein eine Kraft festen Widerstandes finden würde, wie sie in diesen Wirren bisher wenige Männer bewährt hatten. Wankte sie, so schien mindestens in Italien die Sache der Gregorianer verloren. Denn auch Robert Guiscard, dem ohnehin die Partei niemals volles Vertrauen geschenkt hatte, war nicht mehr unter den Lebenden, und sein Erbe, selbst in seiner Herrschaft gefährdet, war nicht imstande, eine gefährdete Sache zu stützen.

Noch im Lager von Bundicea hatte Herzog Robert die Nachricht von Gregors Tode erhalten; man erzählt, daß der Heimgang dieses Kirchenfürsten, der erst sein bitterster Widersacher, dann sein Schützling gewesen war, den greisen Kriegsmann zu Tränen gerührt habe. Gerade damals gedachte Robert, den neuen Feldzug gegen Konstantinopel zu beginnen, und hatte seinen Sohn Roger ausgesandt, um sich der Insel Kefalonia zu bemächtigen; er wollte des Jonischen Meeres ganz sicher sein, ehe er seine Truppen weiter vorführte. Um zu sehen, wie weit Roger gediehen sei, verließ Robert Bundicea mit einem kleinen Gefolge und ging in See. Kaum aber trugen die Fluten das Fahrzeug, so befiel den Herzog ein so heftiges Fieber, daß man bei Cassiope auf Korfu anlegen und ihn an das Land bringen mußte. Der tödliche Charakter der Krankheit gab sich sogleich zu erkennen. Sigelgaita eilte von Bundicea, wo sie erst kürzlich eingetroffen war, Roger von Kefalonia herbei; in ihren Armen starb Robert am 17. Juli 1085. Er endete im siebzigsten Jahre, fern von dem Lande, wo seine Wiege gestanden, und fern von dem Boden, auf dem er sich eine zweite Heimat geschaffen hatte.

Was der alte Held seinen Normannen gewesen war, zeigte sich sogleich nach seinem Tode. Roger eilte nach Bundicea, um sich von dem Heere huldigen zu lassen; denn hatte auch ihn, den Sohn Sigelgaitas, der Vater zum Nachfolger bestimmt, so wußte er doch, daß sein Stiefbruder Bohemund nach der Herrschaft trachte. Willig erkannte das Heer Roger an; kaum aber hatte er den Rücken gewendet, um auch die Scharen in Kefalonia zu verpflichten, so befiel ein panischer Schrecken das normannische Lager. Man ließ die gewonnene Beute, Rosse, Waffen und Gepäck zurück und stürmte zu den Schiffen. Auf der See jagte ein heftiger Sturm die Flotte auseinander; mehrere Fahrzeuge wurden an Klippen getrieben, zerschellten und begruben die Mannschaft in der Tiefe. Dasselbe Unwetter überfiel das Schiff, auf welchem Sigelgaita die sterblichen Überreste ihres Gemahls nach Italien übersetzte; an der Küste Apuliens scheiterte es, und nur mit Mühe wurde die Leiche aus den Wogen gezogen und Sigelgaita selbst gerettet. Sie setzte dann Roberts Herz und Ein-

geweide in Otranto bei, der Leib wurde einbalsamiert und in dem Kloster der heiligen Dreieinigkeit zu Venosa bestattet, wo auch Roberts Brüder ruhten. Die stolze Inschrift auf seinem Grabe hielt die Siege, die er über Langobarden und Araber davongetragen, nicht für erwähnenswert, aber sie gedachte, daß der Kaiser des Westens vor ihm aus Rom gewichen, der Herr des Ostens, die Scharen Europas und Asiens befehligend, vor ihm geflohen sei und die freien Bürger Venedigs sich vor ihm auf der See nicht mehr sichergefühlt hätten.

Roberts Tod nahm manche Sorgen von Heinrichs und Wiberts Herzen, die schwersten von der Seele des Kaisers zu Konstantinopel. Bald räumte Roger Kefalonia; die letzten Reste der normannischen Besatzungen in Epirus und Korfu ergaben sich darauf den Griechen und traten in den Dienst des Alexius, der ihnen lockende Belohnungen in Aussicht stellte. Konstantinopel hatte zunächst von den Normannen nichts mehr zu fürchten. Inzwischen war Alexius auch wieder Herr in den östlichen Gebieten seines Reichs geworden. Die glücklichsten Tage seines Regiments begannen, und die Geburt eines Thronerben gab ihnen doppelten Glanz. Das Haus der Komnenen, fortan weniger bekümmert um den Gang der Dinge in Italien, welcher seine Anfänge so beunruhigt hatte, befestigte sich in der Herrschaft.

Dagegen drohten um das Reich, welches Robert in Italien begründet hatte, schwere Kämpfe auszubrechen. Wurde auch der junge Roger sogleich als Herzog von Kalabrien, Apulien und Sizilien ausgerufen und im ersten Augenblick fast allgemein anerkannt, so gab doch Bohemund seine Absichten nicht auf und wartete nur des günstigen Augenblicks, um die Gewalt an sich zu reißen. Auch Fürst Gisulf dachte noch einmal daran, Salerno wiederzugewinnen. Es bedurfte der ganzen Klugheit Sigelgaitas, um ihren Sohn im Regiment zu erhalten. Gerade damals wurde durch den Tod Alfans der erzbischöfliche Stuhl von Salerno erledigt, und Sigelgaita wollte ihn mit einem ihr völlig ergebenen Kleriker, einem anderen Alfan und Verwandten des verstorbenen Erzbischofs, besetzen. Aber Gisulf widersetzte sich und mit ihm die in Salerno weilenden Kardinalbischöfe, welche die Weihe verweigerten. Es war dies Grund genug für Sigelgaita und Roger, um mit den Gregorianern zu brechen und den kaiserlichen Präfekten mit den anderen römischen Gefangenen freizugeben; das Schicksal der Gregorianer galt ihnen wenig, wenn sie nur ihre gefährdete Herrschaft sicherten.

Zwei große Tote lagen in den Gräbern von Salerno und Venosa, die hervorragendsten Männer ihres Jahrhunderts. Verschieden in jedem Betracht, haben sie doch in gleicher Weise zu weiteren folgenreichen Entwickelungen den Anstoß gegeben und sind damit einander die Schöpfer einer neuen Zeit geworden. Wir haben darauf hingewiesen, wie sich seit dem Anfange des Jahrhunderts neben dem deutschen Kaisertum in den

normannischen Nationen Regungen eines neuen selbständigen Lebens zeigten. Clunys Ordnungen und das französische Rittertum, die Erhebung der oberitalischen Städte und die Fortschritte der normannischen Macht in Unteritalien gingen aus diesen Regungen hervor, die mehr und mehr eine gegen das Kaisertum feindliche Richtung nahmen. Wohl schien es eine Zeitlang, als ob die Macht Heinrichs III. auch sie bewältigen und dem Kaisertum dienstbar machen würde; aber die Kraft des Reichs war nach dem Tode des gewaltigen Kaisers gebunden, und die Vorstellungen von Kirchenreform und Priesterschaft, von Gottesfrieden und Glaubenskampf, von freiem Rittertum und freiem Bürgertum gewannen ungehemmt den weitesten Spielraum; selbst Deutschland ergriffen sie und wurden hier, indem auch die deutsche Fürstenmacht und der sächsische Sondertrieb gegen die kaiserliche Macht sich auflehnte, dem Sohne Heinrichs III. überaus gefährlich. Schon wurde ein Versuch gewagt, Italien der deutschen Herrschaft zu entziehen und damit das Kaisertum zu vernichten; als dieser Versuch mißglückte, hat man sich zunächst die Fundamente der kaiserlichen Macht in Deutschland zu untergraben bemüht. Nicht so leicht jedoch, wie man wähnte, war die Gewalt zu brechen, welche bis dahin das Abendland zusammengehalten hatte. Das Kaisertum besaß noch Hilfsmittel genug zu einem langandauernden Kampf, und Heinrich IV. war nicht der Mann, ihm auszuweichen. Besiegt wurde er nicht, aber auch dauernde Erfolge wurden ihm nicht zuteil. Ein Kaiser, dem ein schwacher Mönch, ein fahrender Ritter und ein schwärmerisches Weib ungestraft den Gehorsam innerhalb seines Reichs verweigern konnten, schien kaum noch der wahre Nachfolger Karls und Ottos des Großen. Heinrich blieb auf dem Platze, von dem seine beiden gefährlichsten Gegner jetzt hatten abtreten müssen, aber der eine von ihnen hinterließ ein Reich, welches ihn lange überdauerte, der andere ein politisches System, welches eine Umgestaltung aller Weltverhältnisse in sich schloß und tief bereits in den Gemütern Wurzel gefaßt hatte. Heinrich verteidigte die Ansprüche der alten Zeit, Gregor und Robert hatten den neuen Ideen Gestalt gegeben und der Zukunft vorgearbeitet; in den Taten beider ist die ganze Epoche der Kreuzzüge vorgebildet.

Männer, die am Eingange einer neuen Zeit stehen, werden stets von den Zeitgenossen verschieden beurteilt werden, je nachdem diese in den Wirren des Augenblicks Partei ergreifen. Robert wurde von den Mitlebenden bald als ein gemeiner Wegelagerer verurteilt, bald als ein besonderes Rüstzeug des Herrn gepriesen; selbst Gregors Meinung über ihn hat zwischen diesen Extremen geschwankt. Spätere Zeiten sind dem Normannen gerechter geworden und haben die außerordentliche Kraft und Klugheit anerkannt, mit welcher der Sohn Tancreds von Hauteville, allein auf sich selbst verwiesen, fern von der Heimat aus den verschiedenartigsten Bestandteilen ein Reich bildete, welches, obwohl in die Mitte

zwischen Orient und Okzident gestellt, in unablässige Streitigkeiten mit den beiden Kaiserreichen und dem Arabertum verwickelt, dennoch Bestand gewann. Robert war ein Abenteurer, aber den Glücklichen dieser Art pflegt die Geschichte nicht mit Unrecht viel zu verzeihen.

Noch weiter als über Robert sind die Meinungen der Zeitgenossen über Gregor auseinandergegangen. Von seinen Anhängern auf das höchste verehrt, ist sein Name von der Gegenpartei in jeder Weise beschimpft worden. Es gibt keine Gewalttat, kein Verbrechen, welches ihm nicht zugeschrieben wäre. Seine Vorgänger auf dem Stuhle Petri sollte er vergiftet, mit der Gräfin Mathilde in ehebrecherischem Umgang gelebt, Hostie und Chrisma geschändet, die bösen Geister beschworen haben; Ehrgeiz und Weltlust gab man für die einzigen Triebfedern seiner Handlungen aus. Als eine Ausgeburt der Hölle schildern ihn Personen, die ihm nahe genug gestanden hatten, während ihn andere von nahe und fern als einen mit allen Tugenden geschmückten Priester, als einen Spiegel der Gerechtigkeit und einen göttlichen Propheten feierten. Die Differenz der Meinung über ihn war so groß, daß wir zwei Bücher von Zeitgenossen besitzen, in denen uns die Verfasser Gregor geradezu in doppelter Gestalt vorführen, so daß er in der einen im schärfsten Kontrast gegen sich selbst in der anderen dasteht, ohne daß sie nur die Erklärung versuchen, wie *eine* Person so doppelartig erscheinen könne. Es ist der Fluch vor allem der Glaubenskämpfe, daß die in ihnen hervortretenden Persönlichkeiten bis zur Undeutlichkeit von den Parteien entstellt werden; wo man hier den Engel sieht, erblickt man dort das nackte Schreckbild des Teufels.

Die römische Kirche ist sonst nicht undankbar gegen die Männer gewesen, welche zu ihrer Erhebung beigetragen haben, namentlich wenn sie zur Stadt selbst in naher Beziehung standen. Auffallend ist daher, daß dem Andenken Gregors so lange die allgemeine Verehrung versagt blieb, welche er selbst für alle wahren Nachfolger Petri in Anspruch nahm. Die Päpste des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, die Gregors System zu verwirklichen suchten, haben wider Erwarten für seine Heiligsprechung keine Sorge getragen. Denn wenig wollte es besagen, wenn Calixt II. in der Apsis der Nicolaikapelle im Lateran Gregor mit anderen Päpsten unter dem Heiligenschein abbilden ließ; wo Rom verherrlichen wollte, wußte es sonst kenntlichere Ehren zu verleihen. War der Haß der Römer, der Gregor in das Exil trieb, auch nach Jahrhunderten noch nicht erloschen? Fürchteten die Päpste, wenn sie das Andenken ihres Vorgängers erneuerten, diesen Haß auch auf sich zu laden?

Nicht von Rom, sondern von dem Grab in Salerno ging die Verehrung Gregors VII. aus. Johann von Procida war es, der zuerst die Gebeine des Papstes aus der Krypta in die lichten Hallen des Doms bringen und eine Kapelle über denselben bauen ließ. Als diese verfiel, errichtete der Erzbischof Marco Antonio Colonna 1577 an derselben

Stelle ein glänzendes Monument mit einer prunkvollen Inschrift[1]; sie erinnert noch heute an den berühmtesten Toten, der in diesen geweihten Räumen seine Ruhestätte gefunden hat. Erst sieben Jahre später nahm Papst Gregor XIII. seinen Vorgänger, zu dessen Ehren er seinen Namen gewählt haben soll, in den römischen Heiligenkalender auf, und Paul V. ordnete dann 1609 ein Fest für den neuen Heiligen an[2], nachdem die Gebeine desselben nun vor dem Hochaltar des Doms zu Salerno niedergelegt waren. Die Verehrung Gregors beschränkte sich jedoch lange meist auf diejenigen, welche zu seinem Grabe wallfahrteten; das Fest desselben pflegte nur im Sprengel von Salerno gefeiert zu werden. Erst Benedict XIII. befahl im Jahre 1728, die Feier in der ganzen Christenheit zu halten, und bestimmte für dieselbe Lektionen, welche den Namen, der schon so viel Streit erregt, noch einmal zum Feldgeschrei der Parteien machten.

Denn der Kampf über das Verhältnis der christlichen Kirche zum Staat war längst wieder von neuem entbrannt, und Hildebrands Name, mit dem sich die äußersten Ansprüche der Kirche verbanden, war mehr als einmal wieder in denselben hineingezogen worden. In Benedicts Lektionen glaubte man deshalb eine Rückkehr Roms zu dem System Hildebrands und einen unerträglichen Angriff auf die weltliche Macht zu erkennen. Die Gemüter gerieten in Aufregung. In Frankreich, Belgien und Neapel entstanden Tumulte; durch Parlamentsakte und bischöfliche Erlasse wurde die Feier des Festes verboten; die Fürsten wollten die Einführung desselben nicht dulden. Auch in Deutschland stießen die Anordnungen des Papstes hier und da auf heftigen Widerstand. Eine Literatur entstand, welche das Andenken Hildebrands fast mit noch giftigerem Hasse verfolgte, als der gewaltige Mann bei seinen Lebzeiten erregt hatte.

Die unbefangene Geschichtsforschung, die weder auf Kanonisation noch auf Verketzerungen zu achten hat, hat sich inzwischen mit Erfolg bemüht, Gregors wahre Gestalt, welche die Parteien zu entstellen nicht müde wurden, der Nachwelt zu erhalten. Sie erkennt das innerste Wesen des Mannes aus seinen eigenen Aufzeichnungen, die in großer Zahl erhalten sind, und um so sicherer, als er über seine Absichten in den meisten Fällen keinen Schleier zu werfen pflegte. Unzweifelhaft ist nach diesen Aufzeichnungen, daß er als Nachfolger Petri eine unbeschränkte Gewalt nicht nur in kirchlichen, sondern auch in weltlichen Dingen in Anspruch nahm, daß er das Priesteramt vor allem als ein Richteramt, sein höchstes Priestertum als das höchste Richteramt auf Erden ansah, welches ihm, um Gottes Ordnung überall hienieden zur Anerkennung und zur Geltung zu bringen, durch höhere Fügung verliehen sei. Jeder Widerstrebende war

[1] Aus der Inschrift erfährt man, daß damals der Sarg geöffnet und die Gebeine noch fast unversehrt gefunden wurden.

[2] Das Fest wurde auf den 25. Mai, den Todestag Gregors, verlegt.

ihm deshalb an sich ein Gottloser, der mit Strafen jeder Art der göttlichen Gerechtigkeit unterworfen werden müßte. Die Strafe, zu welcher er zunächst sich kraft seines Richteramts berechtigt hielt, war das Anathem. Sein ganzes Regiment ist eine lange Reihe von Anathemen; nie ist vor ihm den Bannsprüchen Roms eine ähnliche Ausdehnung und Bedeutung gegeben worden. Fast die ganze Bevölkerung Italiens und Deutschlands setzte er der Gefahr aus, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen zu werden, und damit drohten sich, da die Exkommunikation auch tief in die weltlichen Verhältnisse eingriff, zugleich alle bisherigen Ordnungen des staatlichen Lebens zu lösen. Wo aber das Anathem nicht den Gehorsam erzwang, glaubte Gregor, als Richter auch zum Schwert und zu anderen Mitteln der Gewalt greifen zu dürfen. Er hat den Volksaufstand in der Lombardei geschürt, in Deutschland den inneren Krieg genährt, seine Legaten haben die zum Kampfe ausziehenden Heere begleitet, und er selbst hat gerüstet, um mit bewaffneter Macht Wibert aus Ravenna zu verjagen. Diesen hohenpriesterlichen Richter wird man den Aposteln Petrus und Paulus nicht an die Seite stellen wollen; eher vergleicht er sich den Richtern des alten Bundes, obschon auch unter ihnen kaum einer mit gleichem Eifer sich zum Diener der göttlichen Rache dargeboten hat.

Schwer wird man sich überzeugen, daß ein Priester, der sein Amt in dieser Weise auffaßte und nach solchen Zielen mit solchen Mitteln strebte, nicht den Instinkt der Herrschaft in sich getragen, nicht ein tiefes Bedürfnis, zu gebieten, gehegt habe. Nichts aber berechtigt anzunehmen, daß Gregor durch Gewalt und Frevel zum Pontifikat gelangt sei und zur Befriedigung niederer Leidenschaften seine Macht benutzt habe. Er lebte dem Ideal, welches seinem Geiste vorschwebte; seine Freuden waren die Siege der römischen Kirche, ihre Niederlagen seine Schmerzen. Für sich hat er nichts als den Triumph der Kirche erstrebt, aber auch das Martyrium derselben zu tragen, hat er sich nicht gescheut. Sein Ideal ist nicht das unserer Zeitgenossen, aber die Gerechtigkeit verlangt, daß wir anerkennen, wie er ein Mann großer Absichten war und diese Absichten auf das Wohl der Menschheit nach seiner Auffassung von demselben hinzielten.

Schon seine Zeitgenossen haben Gregor vorgehalten, daß seine Lehre von der päpstlichen Allgewalt nicht mit den Vorschriften des Evangeliums über die Stellung der Kirche zu der weltlichen Macht übereinstimme. Es möchte sich in dieser Beziehung wenig sagen lassen, was nicht schon damals ausgesprochen und durch die künstlichen Schriftauslegungen Gregors und seiner Freunde nicht widerlegt ist. Aber welchen Eindruck konnten solche Erörterungen in einer Zeit machen, in welcher feste Grenzen zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt längst nicht mehr bestanden, in welcher theokratische Vorstellungen das ganze Leben beherrschten? Gregor zog nur aus Ideen, welche für den Entwickelungsgang

der Kirche und der Staaten seit Jahrhunderten maßgebend geworden waren, die letzten Konsequenzen, welche sich andere zu umgehen bemühten. Ein geistliches Kaisertum war nicht mehr gegen das Evangelium als das geistliche Fürstentum, welches im Abendlande bereits Wurzel gefaßt hatte. War es des Kaisertums höchste Aufgabe, wie der Klerus lehrte, die Kirche zu schützen und zu erhalten, und zeigte es sich dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen, indem es die Mission und die Reform aufgab, indem es nicht einmal die Kirche vor Spaltungen zu bewahren wußte: warum sollte das Oberhaupt der Kirche, wenn es die Kraft in sich fühlte, nicht selbst leisten, was man vom weltlichen Kaisertum vergeblich beanspruchte? Und trat der Klerus zum Schutze der Kirche auch mit weltlichen Strafen ohne Scheu gegen andere Laien ein, weshalb durfte der erste Bischof gegen Kaiser und Könige nicht in gleicher Weise verfahren? Längst hatte man nach der Theokratie des alten Bundes und den Formen des Lehnsstaats die Kirche ausgestaltet und Vorstellungen Raum gegeben, welche mit den Worten des Evangeliums nicht in Übereinstimmung standen: Gregor wird über Widersprüche, die sich da bei ruhiger Betrachtung aufdrängen, kaum anders wie so viele andere vor und nach ihm gedacht haben, und niemand darf die Schuld ganzer Generationen, wenn hier von einer Schuld zu sprechen ist, einem einzelnen aufbürden. Die Zeit schien reif, um zum Abschluß zu bringen, was lange vorbereitet war, und dieser Forderung der Zeit hat der Mönch von Soana entsprochen.

Anderer Beurteilung unterliegt Gregors Verfahren im einzelnen, wo bei ihm wie bei jedem Sterblichen die besondere Sinnesart und Gefühlsweise bestimmend einwirkten. Nicht leicht wird man sich diese vergegenwärtigen, da sich in der Tat sehr widersprechende Eigenschaften in seiner Persönlichkeit vereinigten. Auch andere welthistorische Charaktere haben durch ähnliche Widersprüche etwas Unfaßbares, aber kaum treten sie irgendwo schroffer hervor als in dieser durchaus eigengearteten Persönlichkeit. Geschickt zu den Weltgeschäften wie wenige, leicht in ihnen lebend, unermüdlich tätig, schmachtete er doch nach der Klosterzelle und der Einsamkeit, um seine Seele ganz in die Tiefen der Gottheit zu versenken. Sein Gemüt war weich — in Tränen zerfloß er beim Meßdienst, unter Tränen tröstete er seine Freunde über einen unerwarteten Verlust —, und doch konnte er oft so hart und starr erscheinen, daß ihn selbst seine ergebensten Anhänger tadelten. Er liebte, sich mit Personen zu umgeben, die auf seine Ideen eingingen, und wußte sie wie mit Zaubergewalt an sich zu fesseln, brachen sie aber einmal diesen Bann, so wurden sie meist seine bittersten Feinde. Wenn ihn Petrus Damiani als seinen heiligen Satan bezeichnete, so spricht er damit die widerstrebenden Gefühle aus, die Hildebrands Wesen selbst bei Freunden erweckte. Niemand wird verkennen, daß Gregors Politik namentlich in den Anfängen seines Pontifikats ein Meisterstück berechneter Klugheit war, dann aber wird

sie unsicher und verliert schließlich allen Boden unter den Füßen; er erscheint da wie ein Schwärmer, der sich siegesgewiß in den offenen Abgrund stürzt. Ein frommer Christ, demütig im Gebet, sich seiner Schwäche vollauf bewußt, aus Gott die Kraft zu seinem schweren Beruf schöpfend, erhebt er sich zugleich verzückt in Regionen, welche dem schuldbewußten Menschen verschlossen sind. Er läßt sich durch Erscheinungen der heiligen Jungfrau bestimmen, handelt wie in unmittelbarer Gemeinschaft mit dem heiligen Petrus und glaubt, daß sich die Zukunft vor seinem Blick erschließe. Den Untergang der Feinde, den Sieg der Seinen prophezeit er, und es irrt ihn wenig, daß seine Weissagungen sich aber- und abermals nicht erfüllen. Ein christlicher Priester, ähnelt er doch nicht selten einem Senator oder Imperator des heidnischen Roms, und es begegnet ihm wohl in seinen Briefen, daß er die christliche Kirche mit der römischen Republik geradezu in Zusammenhang setzt. Ob er das Wohl der ganzen Christenheit auf dem Herzen trägt, ist er doch ein Sohn Italiens durch und durch, gipfeln in Rom doch alle seine Empfindungen und Gedanken. Ein in seinen Regungen so widerspruchsvoller und dabei so feuriger Geist — die späten Jahre schienen die Glut desselben nur heller anzufachen — mußte notwendigerweise, wo er eingriff, Verwirrungen hervorrufen und endlich im Ringen mit den Mächten, die er ringsum gegen sich aufreizte, zugrunde gehen.

Selbst viele, mit denen Gregor in den wesentlichsten Punkten einverstanden war, haben die Gewaltsamkeit und Hitze seines Verfahrens nicht gebilligt. Wie früher mit Petrus Damiani ist er später mit Lanfrank und mit den Kluniazensern nicht immer in gutem Vernehmen geblieben; mit Desiderius von Monte Cassino geriet er mehr als einmal in Streitigkeiten, und noch über den Toten hat der Abt tadelnde Worte verlauten lassen. Rom, das Hildebrand lange gehuldigt, verfluchte zuletzt ihn und sein Andenken. Wie man auf der einen Seite seine Hartnäckigkeit tadelte, so beschuldigte man ihn auf der anderen Seite einer schwankenden und zweideutigen Politik; wir haben die Klagen der Sachsen gehört, und sie waren wahrlich nicht unberechtigt. Mochten aber auch die Beweggründe Gregors von seinen Freunden als rein anerkannt werden, die seiner Gehilfen erschienen diesen nicht immer im besten Lichte. Hugo von Lyon, der seine Anatheme über ganz Frankreich und Burgund ausstreute, galt für einen übermütigen und ehrgeizigen Priester, und Richard von Marseille, der Legat in Spanien, scheint keinen anderen Ruf gehabt zu haben. Die enge Verbindung Gregors mit Gisulf von Salerno, einem verruchten Menschen, und Wilhelm dem Eroberer, dessen tyrannische Grausamkeit weltkundig war, gab noch größeren Anstoß. Gregor hegte eine gewisse Vorliebe für harte Charaktere. Als jener Gerbod, welcher den jungen Grafen Arnulf von Flandern erschlagen hatte (S. 143), nach Rom kam, reuig seine Verbrechen bekannte und sich jeder Strafe unter-

ziehen wollte, befahl der Papst, ihm die schuldige Hand abzuhauen, bestimmte aber zugleich im geheimen, daß die Strafe nicht vollstreckt werden solle, wenn Gerbod im Augenblick, wo sie ihm drohe, nicht zucke; Gerbod zuckte nicht, als das Beil schon erhoben war, und Gregor, darüber hocherfreut, schickte ihn nach Cluny.

Gregor sah die Erfolge, die er bereits erlangt hatte, selbst noch wieder in Frage gestellt. Als er starb, stand die Sache, der er gedient hatte, wahrlich übel genug; die Zahl seiner Anhänger war zusammengeschmolzen, und die wenigen, die treu in allen Gefahren bei ihm ausgehalten hatten, waren entmutigt. Von den großen Männern, welche in die Weltgeschichte mächtig eingegriffen haben, haben fast alle greifbare Resultate ihrer Wirksamkeit hinterlassen; Gregor, der ein geistliches Kaiserreich aufzurichten gedachte, ließ nichts als ein politisch-kirchliches System zurück, aber ein System, dessen Voraussetzungen weit in frühere Jahrhunderte zurückreichen, und dessen Folgen noch in unseren Tagen sich fühlbar machen. Er gehört nicht zu den Geistern von ursprünglich schöpferischer Kraft, aber in vorderster Reihe muß man ihn denen zuzählen, die den schwankenden Gedanken von Tausenden eine entschiedene Richtung gaben und dadurch die Entwickelung der Menschheit in andere Bahnen lenkten. Seine wesentlichste Bedeutung für den Gang der Geschichte ist, daß er einen Bruch in die bisherigen Weltverhältnisse brachte, nach welchem das deutsche Kaisertum seinen durch ein Jahrhundert behaupteten Prinzipat im Abendlande nicht in gleicher Weise festhalten konnte.

Die Wahl und das Pontifikat Victors III.

Trotz mancher Erfolge der großen Gräfin war die Lage der kirchlichen Reformpartei nach Gregors Tode eine sehr bedrängte. Die Kardinäle lebten in der Zerstreuung; nur ein Teil derselben, namentlich die Bischöfe, hatten in Monte Cassino ein gemeinschaftliches Exil gefunden. Überdies war man über die Maßregeln, welche nun zu ergreifen waren, keineswegs einig. Manche sahen allein Heil auf dem Wege, den Gregor vorgezeichnet hatte; andere glaubten die Reform selbst gefährdet, wenn man auf diesem Wege ferner beharre. Zu den Letzteren zählte Abt Desiderius, dessen Meinung unter den obwaltenden Verhältnissen schwer in das Gewicht fallen mußte. Gleich ihm dachten wohl die Cassinesen alle, und auch in Cluny, wo man das öffentliche Gebet für den Kaiser ungeachtet seiner Exkommunikation bald wieder aufnahm, war man schwerlich anderer Ansicht.

Das notwendigste war die Wahl eines neuen Oberhauptes der Kirche, und doch konnte man sich schwer zu derselben entschließen; man zögerte aus ähnlichen Gründen wie nach Rudolfs Tode mit der Königswahl in

Deutschland. Die Mehrzahl der Kardinäle neigte sich endlich dahin, den Abt von Monte Cassino auf den Stuhl Petri zu erheben. Man hat bald behauptet, der sterbende Gregor habe neben Anselm, Otto und Hugo auch Desiderius als eine zur Leitung der Kirche geeignete Persönlichkeit den Kardinälen bezeichnet; man wird dies aber mit gutem Grund bezweifeln, und sicherlich waren es andere Beweggründe als Gregors Empfehlung, welche die Stimmung dem Abte zuwandten. Er war von vornehmem Geschlecht, besaß die Mittel und den Willen, in dieser bedrängten Zeit den Aufwand für einen päpstlichen Hofhalt zu bestreiten, seinen Charakter kannte man als wohlwollend und milde. Wenn irgend jemand in der Partei, bot er Aussichten zur Beseitigung des unglücklichen Streits mit dem Kaiser, da er sich persönlich mit demselben in ein leidliches Verhältnis gesetzt hatte. Vor allem kam in Betracht, daß die Unterstützung der Normannen ihm sicherer war als jedem anderen. Jordan von Kapua erbot sich, ihn nach Rom zu geleiten und mit seinen Waffen die Wahl dort zu schützen; auch Sigelgaita und Roger standen ihm nahe, obwohl sie wegen der dem Alfan verweigerten Weihe mit den Gregorianern damals in Spannung lebten.

Aber die Wahl des Desiderius erregte doch manchem die größten Bedenken. Man wußte, daß der Abt im Banne Gregors gestanden hatte und nicht ohne Formverletzung losgesprochen war, daß er öffentlich mit dem gebannten Kaiser und dem Gegenpapst verkehrt hatte; man fürchtete seine Nachgiebigkeit, aus welcher der kirchlichen Sache unberechenbarer Schaden nach der Meinung der Eiferer zu erwachsen drohte. Am wenigsten aber schien Desiderius selbst den Absichten geneigt, die man mit ihm hegte. Er war schon dem sechzigsten Jahre nahe, liebte sein Kloster, welches er zur schönsten Blüte gebracht hatte, und die Stürme, welche in Rom seiner harrten, setzten ihn in Schrecken. Den Streit mit dem Kaiser gütlich zu beseitigen, war geringe Hoffnung, und zum Kampfe gegen ihn und Wibert standen dem Abte kaum ausreichende Mittel zu Gebote, zumal er auch auf Rogers Unterstützung, so lange sich die Kardinalbischöfe der Weihe Alfans widersetzten, nicht unbedingt rechnen konnte. Er betrieb die Wahl nach Kräften, doch nur um sie von sich abzulenken, und gerade deshalb mit um so geringerem Erfolg.

Fast ein Jahr verging, ohne daß die kirchliche Partei ein neues Oberhaupt erhielt. Inzwischen hatte Wibert Rom verlassen und sich nach Ravenna begeben, wahrscheinlich um der großen Gräfin in Oberitalien zu begegnen. Denn ohne sich beirren zu lassen, war sie auch nach Gregors und Anselms Tode kühn gegen die Partei des Gegenpapstes vorgeschritten und hatte der Pataria neues Leben gegeben. Es war ihr gelungen, zu Reggio, Modena und Pistoja Bischöfen ihrer Partei Anerkennung zu gewinnen; in Mailand war Thedalds Nachfolger Anselm von Rho allerdings von kaiserlicher Seite eingesetzt worden, aber es

fehlte viel daran, daß er der Pataria mit gleicher Energie entgegengetreten wäre wie sein Vorgänger. Wibert hat noch vor kurzem gemeint, dem Wüten der neuen Jesabel würde mit einigem Ernst zu gebieten sein, wie man dem Bellen eines bissigen Hundes mit dem erhobenen Stock Einhalt tue; darin sah er sich freilich bitter getäuscht, selbst seine Rückkehr nach der Romagna machte Mathildens Fortschritte nicht rückgängig. Seine Abwesenheit von Rom benutzte indessen die Gregorianische Partei unter Cencius Frangipane zu neuer Erhebung. Noch war die Engelsburg in ihrer Gewalt; Trastevere und einige Burgen in dem Hauptteil der Stadt fielen Cencius und den Seinen wieder zu. Mehrere Gregorianische Kardinäle kehrten darauf aus der Verbannung zurück, sie waren es, die endlich nach Ostern 1086 eine Wahlversammlung ausschrieben und Desiderius mit den bei ihm weilenden Kardinälen zu derselben einluden.

Desiderius kam mit seinen Begleitern am Abend vor Pfingsten nach Rom, und sogleich bestürmte man ihn, sich der Wahl nicht länger zu entziehen. Er sträubte sich auch jetzt noch, konnte aber nicht verhindern, daß man ihn am folgenden Tage (24. Mai) in der Kirche S. Lucia am Septizonium wählte und ihm den päpstlichen Purpur aufzwang. Die Wahl war mit großer Einhelligkeit durch die anwesenden Kardinäle erfolgt; denn die kirchliche Partei lief Gefahr, sich aufzulösen, wenn sie noch länger ohne Haupt blieb.

Der Name Victor III. wurde dem neuen Papste beigelegt, aber die Anfänge seines Pontifikats waren nichts weniger als siegreich. Gleich nach der Wahl regte sich die kaiserliche Partei unter dem Präfekten Petrus, bewaffnete sich auf dem Kapitol, griff die Frangipani an und machte dem Erwählten derselben das Leben so schwer, daß er nach vier Tagen, ohne noch die Weihe erhalten zu haben, Rom wieder verließ. In Terracina angelangt, legte er sogar die Insignien des Papsttums ab und erklärte, sie nie wieder annehmen zu wollen. Er begab sich nach Monte Cassino, um hier ruhig den Pflichten gegen sein Kloster zu leben. Aber bald folgten ihm hierhin die Kardinalbischöfe und drangen in ihn, sich der Bestimmung Gottes, die er in seiner Wahl erkennen müsse, nicht zu entziehen. Er blieb dabei, daß er der Last, die man ihm aufbürden wolle, nicht gewachsen, daß eine andere Wahl zu treffen sei, und bezeichnete der großen Gräfin unter anderen den Bischof Hermann von Metz, der als Flüchtling bei ihr lebte, als den geeigneten Mann, um das Schiff der Kirche zu leiten. Hermann war ein entschiedener Anhänger der Reform, stand aber in Verhältnissen, die ihm eine Beilegung des Streits erwünscht machen mußten; seine Denkart mochte der nicht so unähnlich sein, die in Cluny und Monte Cassino herrschte.

Diesem schwankenden Zustande mußte ein Ende gemacht werden, und Desiderius selbst bot die Hand dazu. Als Vikar des apostolischen Stuhls in Kampanien, Apulien, und Kalabrien berief er auf die Fastenzeit 1087

eine Synode nach Kapua, und zu derselben luden der Kardinalbischof von Ostia, Gisulf von Salerno und Cencius Frangipane im Namen der römischen Kirche und des römischen Volks auch die Kardinäle und angesehene Laien ein, um über die Lage des apostolischen Stuhls Beschluß zu fassen. Viele Kardinäle erschienen, auch Anhänger der kirchlichen Partei aus dem römischen Adel; selbst Herzog Roger fand sich, durch Jordan veranlaßt, mit einem großen Teil seiner Vassallen ein. Nachdem die anderen Geschäfte der Synode erledigt, bestürmte man nun Desiderius aufs neue, sich der Leitung der Kirche nicht länger zu entschlagen. Er weigerte sich noch immer und erklärte, daß man eine neue Wahl vorzunehmen habe. Da erwachte in der Versammlung selbst gegen ihn ein Widerstand, welcher den alten Mann plötzlich anderen Sinnes machte.

Es hatte sich aus den strengen Gregorianern eine Partei gebildet, an deren Spitze Hugo von Lyon und der Abt Richard von Marseille standen, mit denen auch Otto von Ostia im Einverständnis war. Sie hatten die zu Rom erfolgte Wahl anerkannt, trauten aber der Gesinnung des Desidarius um so weniger, als er bedenkliche Äußerungen über Gregor auch jetzt nicht zurückhielt und über sein eigenes Verhältnis zum Kaiser sich in nicht minder bedenklicher Weise ausließ. Sie verlangten jetzt nicht nur eine neue Wahl, sondern erhoben auch schwere Anschuldigungen gegen Desiderius und forderten, daß er sich gegen dieselben rechtfertige. Desiderius verweigerte jede Rechtfertigung, rief in größter Erregung: man solle einen anderen wählen, und verließ die Versammlung. In der Tat dachte er aber jetzt nicht mehr an einen Rückzug. So gern er die päpstliche Würde freiwillig aufgegeben hätte, von seinen Widersachern wollte er sich nicht verdrängen lassen. Sogleich verständigte er sich mit Herzog Roger, versprach ihm die Weihe des neuen Erzbischofs von Salerno und gewann dadurch dessen Anerkennung. Am Palmsonntag (21. März) wurde Alfan geweiht, und an demselben Tage legte Desiderius die Insignien des Papsttums von neuem an. Jordan von Kapua versprach, ihn nach Rom zu geleiten und die Weihe in St. Peter durchzusetzen.

In ganz unerwarteter Weise war in Kapua die Entscheidung eingetreten. Otto von Ostia fügte sich in das Unabänderliche, mit ihm andere; nur Hugo und Richard gewannen dies nicht über sich und setzten ihre Hoffnungen hauptsächlich auf die große Gräfin, welche sie von dem Hergang der Dinge unterrichteten und von der Anerkennung des Desiderius abzuhalten suchten. Beide galten als eifrigste Vorfechter der kirchlichen Partei; als Vikare des apostolischen Stuhls in Gallien und Spanien bekleideten sie eine sehr einflußreiche Stellung; ein Schisma der gefährlichsten Art drohte in der kirchlichen Partei selbst in dem Augenblicke auszubrechen, wo sie endlich wieder ein Oberhaupt gefunden hatte.

Doch Desiderius ließ sich jetzt nicht mehr beirren. Nach Ostern brach er mit den Kardinälen nach Rom auf und gelangte, von Jordans Waffen

geschützt, bis an den Tiber, der bei Ostia überschritten wurde. Man bezog dann ein Lager vor der Leostadt und rüstete sich zum Kampf. Denn Wibert war nach Rom zurückgekehrt, um selbst der Gegenpartei zu begegnen. Aber St. Peter, von den Wibertisten besetzt, wurde gleich beim ersten Angriff von Jordans Normannen erstürmt, und am 9. Mai konnte die feierliche Weihe des neuen Papstes hier vollzogen werden. Sie erfolgte in altüblicher Weise durch die Kardinalbischöfe von Ostia, Albano und Porto; das römische Volk nahm jedoch an der Zeremonie geringen Anteil, da sich fast nur die Trasteveriner zu der kirchlichen Partei hielten. Ein trauriger Umstand nahm der Feier überdies jede Würde. Bei der Messe, welche der Konsekrierte hielt, befielen ihn Ruhrbeschwerden, so daß eine ärgerliche Störung eintrat. So unbehaglich war es dem neuen Papst am Tiberufer, daß er schon nach acht Tagen unter Jordans Schutz St. Peter wieder verließ; das eigentliche Rom war gar nicht von ihm betreten. Die Leostadt und die Engelsburg blieben von den Seinen besetzt.

Kaum hatte Desiderius Rom den Rücken gewandt, so erschien die große Gräfin mit einem Heere vor den Toren. Ohne den Einflüsterungen Hugos und Richards Gehör zu leihen, war sie aufgebrochen, um im Verein mit den Normannen Wibert aus Rom zu vertreiben und dem rechtgläubigen Papst dort die Herrschaft zu sichern. Erstaunt, daß er bereits wieder das Weite gesucht habe, besetzte sie Trastevere und beschwor ihn zurückzukehren. Mit schwerem Herzen folgte Desiderius dem Rufe; krank an Leib und Seele begab er sich auf jenen wüsten Kampfplatz zurück, dem er schon zweimal entflohen war. Er machte die Reise zu Schiff und traf in den ersten Tagen des Juni wieder in der Leostadt ein, wo er zunächst bei St. Peter Wohnung nahm, dann auf der Tiberinsel.

Aufs neue wurde nun in Rom um Rom gekämpft. Am 11. Juni machte Mathilde mit ihrem Heere einen Angriff auf die Stadt jenseits des Tiber, fand aber schon bei dem Pantheon, welches Wibert verschanzt hatte und besetzt hielt, so herzhaften Widerstand, daß sie weichen mußte. Die nächsten Tage brachten neue Kämpfe ohne Entscheidung. Auf engstem Raume standen die beiden Päpste beieinander, Wibert beim Pantheon, Desiderius auf der Tiberinsel; ihre Streitkräfte schienen im Gleichgewicht.

Das höchste Fest der römischen Kirche, der Tag der Heiligen Petrus und Paulus, war nahe; es war Wiberts Ehrgeiz, an diesem Tage die Messe in St. Peter zu halten und sich dadurch als Sieger zu zeigen. Den Vorabend des Festes bestimmte er deshalb zu einem Angriff auf seine Widersacher, und das römische Volk, welches durch eine Botschaft des Kaisers damals noch besonders ermutigt sein soll, versprach ihm Beistand. In der Tat wurden Desiderius und Mathilde von der Tiberinsel und aus den größten Teil der Leostadt verdrängt, aber die Engelsburg und Trastevere konnten ihnen nicht entrissen werden. Um St. Peter entstand ein hitziger

Kampf. Die Wibertisten stürmten, wurden aber durch einen Hagel von Geschossen, der von dem Dache des Doms auf sie herabfiel, zurückgewiesen. Nur die beiden Türme an der Vorderseite, an die man Feuer gelegt hatte, wurden geräumt. In einer Kapelle zwischen denselben hielt am folgenden Festtage Wibert das Hochamt. Im Dome selbst, der von den Kriegsleuten des Desiderius und der großen Gräfin erfüllt war, fand gar kein Gottesdienst statt; erst am Abend zogen die Scharen ab, die ihn besetzt hielten. Anderen Tags fiel auch St. Peter in Wiberts Hände; er ließ den durch die Weihe seines Gegners befleckten Dom reinigen, las hier die Messe und kehrte dann mit der römischen Miliz über den Tiber zurück. Desiderius und Mathilde gaben nun die Fortsetzung des Kampfs auf, von dem sie sich doch keinen dauernden Erfolg versprechen konnten. Sie verließen den römischen Boden, und wenig mehr als die Engelsburg wurde in der nächsten Zeit von ihren Anhängern behauptet.

Von den Kardinalbischöfen begleitet, hatte sich Desiderius wieder nach Monte Cassino begeben, schrieb aber bald darauf eine Synode nach Benevent aus. Im August traf er in dieser seiner Stadt ein, mit ihm kamen mehrere Kardinäle; auch eine große Zahl der Bischöfe Unteritaliens stellte sich ein. Der Synode gab Desiderius eine Bedeutung, wie sie sonst nur die römischen zu haben pflegten. Er verdammte hier feierlichst Wibert, erklärte hier Hugo von Lyon und Richard von Marseille für Häretiker, welche sich von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen hätten, und deren Umgang deshalb gemieden werden müsse, verurteilte dann abermals die Simonie und erneuerte das Investiturverbot Gregors.

Die Tatkraft schien Desiderius zurückgekehrt, aber es war nur das letzte Aufflackern einer schon erlöschenden Flamme. Als er von der Synode nach seinem Kloster zurückkehrte, fühlte er bereits sein Ende nahe. Er bestellte zu seinem Nachfolger in der Abtei den Propst Oderisius; als den würdigsten Mann für die Leitung der römischen Kirche nach seinem Tode bezeichnete er den Kardinalbischof Otto von Ostia. Wenige Tage darauf, am 16. September 1087, starb er und wurde in seinem Kloster, wie er gewünscht hatte, beigesetzt. Als Abt von Monte Cassino hat er einen großen Namen hinterlassen; denn das Kloster hatte sich unter seiner Leitung einer schönen Blütezeit, die auch Wissenschaft und Kunst förderte, zu erfreuen gehabt. Die Bedeutung dieses Namens ist durch die Erhebung des Abts auf den Stuhl Petri eher geschwächt als erhöht worden[1].

Das kurze Pontifikat des Desiderius hatte nur dazu gedient, die Schwäche und Zerfallenheit der Gregorianischen Partei klar an den Tag zu legen. In Rom hatte man den Nachfolger Gregors nicht aufnehmen wollen; nur der Süden Italiens, Mathilde und die Patarener hingen ihm

[1] Benedict XIII. erlaubte im Jahre 1727 für Monte Cassino die Feier eines besonderen Festes des heiligen Papstes Victor; eine größere Verbreitung hat das Fest nie erhalten.

an. Die Vikare des apostolischen Stuhls in Frankreich und Spanien hatten sich offen von ihm losgesagt. In Deutschland wurde sein Name nur im Widerspruch gegen den Papst von Ravenna genannt. England und die anderen Länder haben sich um Victor III. in keiner Weise bekümmert. Ungeachtet der Weihe in St. Peter ist er als der Abt von Monte Cassino gestorben; das reformierte Papsttum wieder aufzurichten war die schwierige Aufgabe, die er seinem Nachfolger hinterließ.

Die Anfänge Papst Urbans II.

Obwohl die Wahl Ottos von Ostia kaum zweifelhaft sein konnte, trat doch abermals eine längere Erledigung des apostolischen Stuhls ein. Wen man wählen sollte, wußte man wohl, aber nicht, wo und wie man die Wähler vereinen könnte. Da der Akt in Rom schlechterdings nicht auszuführen war, entschied man sich endlich für Terracina, wo man des Schutzes Jordans von Kapua gewiß war. Hierhin wurden die Gregorianer aus dem römischen Klerus und Adel beschieden; wer ausbleibe, solle schriftlich erklären, daß er die Wahlhandlung anerkennen wolle. Auch an die Bischöfe und Äbte Unteritaliens ergingen Einladungen zur Versammlung.

Am 8. März 1088 trafen die Kardinalbischöfe von Ostia, Tuskulum, Albano, Segni, von der Sabina und von Porto in Terracina ein; der letztere überbrachte zugleich Vollmachten der gesamten niederen Geistlichkeit Roms, soweit sie gregorianisch gesinnt war. Als Stimmführer für die römischen Kardinaldiakone erschien der Abt Oderisius von Monte Cassino, für die römischen Kardinalpriester der Kardinal Rainerius von S. Clemente[1], für das römische Volk der von der Gregorianischen Partei eingesetzte Präfekt Benedict. Außerdem hatten sich etwa zwanzig Bischöfe und vier Äbte aus Unteritalien eingestellt. Die große Gräfin und selbst die Gregorianer in Deutschland hatten Gesandte geschickt, um eine neue Verschiebung der Wahl zu verhindern, welche die kirchliche Partei mit völliger Auflösung bedroht haben würde. Am folgenden Tage traten die Erschienenen in der Kirche der Heiligen Petrus und Caesarius im bischöflichen Palast zu einer Beratung zusammen und beschlossen hier, ein dreitägiges Fasten und Gebete für eine glückliche Wahl anzustellen, dann aber sogleich zur Wahl zu schreiten. Alle folgten ihnen, und nach einigem Widerstreben erklärte sich Otto bereit, das römische Bistum zu übernehmen. Die Wahl war unter dem Einfluß der Kardinalbischöfe, wie es die Verordnung Nicolaus' II. einst bestimmt hatte, vollzogen worden. Der Bischof von Albano legte dem Erwählten, der sogleich am Altare des heiligen Petrus geweiht wurde, den Namen Urban II. bei.

[1] Er bestieg als Nachfolger Urbans II. unter dem Namen Paschalis II. den apostolischen Stuhl.

Am Tage nach der Wahl entließ der neue Papst die Gesandten aus Deutschland. Er gab ihnen ein Schreiben mit, in welchem er erklärte, daß er durchaus dem Beispiele Gregors folgen werde; alles, was jener gebilligt, billige auch er, was jener verworfen, verwerfe er in gleicher Weise, aber erwarte auch, die gleiche Treue und Hingebung zu finden, wie die Getreuen des heiligen Petrus in Deutschland Gregor bewiesen hätten. „Denn als ich bei euch war", heißt es in dem Schreiben, „fand ich bei euch solche Männer, daß ich mit den Worten des Herrn ausrufen konnte: ‚Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden'." Das Schreiben schließt mit dem Wunsch, daß der Gott des Friedens bald den Satan unter die Füße der Gläubigen strecken möge. Ähnlich wird die Botschaft an die große Gräfin gewesen sein, auf deren Beistand der neue Papst vor allem in Italien angewiesen war.

Noch an demselben Tage schrieb Urban auch an den Abt von Cluny, als dessen Sohn und Zögling er sich bekannte; er hatte noch die Kutte der Kluniazenser getragen, als man ihm den päpstlichen Purpur anlegte. Dringend empfahl er sich dem Gebet der Kongregation, als deren lebendiges Glied er sich ansah, bat den Abt um seine Mitwirkung, daß die so großen Gefahren ausgesetzte Kirche wieder in sicheren Stand gebracht würde, und lud zu einer Zusammenkunft ein. Ingleichen zeigte er vielen Kirchen in Frankreich und Burgund seine Wahl durch besondere Schreiben an, namentlich den Bischöfen der Kirchenprovinz von Vienne, die er zur Besetzung des erledigten Erzbistums aufforderte. Man wählte darauf Guido, den Sohn des kürzlich verstorbenen Grafen Wilhelm von Hochburgund, einen Nachkommen in gerader Linie Otto Wilhelms und der letzten einheimischen Könige Italiens, mit dem Grafen von Poitiers und dem Kaiserhause verwandt[1]; eine große Zukunft war diesem jungen Mann noch vorbehalten, denn als dritter Nachfolger Urbans sollte er dem Investiturstreite endlich ein Ziel setzen.

Wenige Wochen nach seiner Erhebung sandte Urban einen Diakon nach England mit einem überaus schmeichelhaften Schreiben an Lanfrank. Er verlangte die Zahlung des englischen Peterspfennigs und zugleich die tatkräftige Unterstützung des Königs bei der gefährdeten Lage der Kirche. Vor kurzem war Wilhelm der Eroberer gestorben (7. September 1087) und hatte seinem zweiten Sohn, der des Vaters Namen trug, die englische Krone hinterlassen, während Robert, der erstgeborene, die Normandie mit den anderen Besitzungen in Frankreich erbte; Lanfrank galt alles bei dem jungen König, und der Papst konnte, wenn der Erzbischof sich nur gewinnen ließ, viel von England erwarten. Aber Lanfrank betrachtete bis an seinen Tod, der schon im nächsten Jahre erfolgte, mit unerschütterlicher Ruhe die Kämpfe der Gregorianer; auch die Worte Urbans machten auf ihn keinen Eindruck.

[1] Vgl. Bd. II. S. 122 f., 308.

Mit Entschiedenheit und Eifer ergriff Urban von den ersten Tagen seines Pontifikats an die Leitung der Kirche. Ein Franzose von ritterlichem Geschlecht, früh in den geistlichen Stand eingetreten, dann dem Dienste Clunys und der römischen Kirche sein Dasein weihend, lebte er ganz in den Ideen der neuen Zeit. Der Zauber des Kaisertums hatte nie sein Herz berückt, nie hatte er in näheren Beziehungen zu dem Kaiserhause in Deutschland gestanden; der Standpunkt, zu dem sich Gregor durchgekämpft hatte, war ihm durch die Verhältnisse von vornherein angewiesen. Die von Gregor überlieferten Prinzipien standen ihm fest, das ganze System desselben nahm er ohne weiteres an; weder hat er Wesentliches zugetan noch geändert. Sein herzhaftes Auftreten nicht nur gegen den Gegenpapst, sondern auch gegen den gebannten Kaiser mußte selbst die eifrigsten Gregorianer befriedigen, so daß der Widerstand Hugos von Lyon und Richards von Marseille gegen die römische Kirche seine Bedeutung verlor und sich die Einheit in der kirchlichen Partei bald herstellte. Aber deshalb ließ sich Urban von dem Ungestüm dieser Männer nicht zu ähnlichen Maßregeln fortreißen, wie sie Gregor nicht ohne Schaden für seine Sache ergriffen hatte.

Mochte sich Urban als unbedingter Anhänger des Gregorianischen Systems von den Traditionen Clunys in manchen Punkten lossagen, so war er doch in allen anderen Beziehungen ein echter Jünger der Kongregation. Kirchlichen Eifer und aszetische Strenge hatten von Anfang an die Kluniazenser mit einer sehr berechneten Weltklugheit zu verbinden gewußt und es meisterlich verstanden, Zerstreutes zu sammeln, Widersprechendes zu vereinigen und sich dienstbar zu machen; durch kluge Fügsamkeit hatten sie mehr erreicht als durch herrisches Auftreten. Nichts werden sie demnach mehr an Gregor getadelt haben, als daß er so unverhüllt mit den Ansprüchen auf die Weltherrschaft hervorgetreten war, rücksichtslos die äußersten Konsequenzen des kirchlichen Regiments gezogen und gezeigt hatte, welche sie selbst weder ziehen noch der Welt kundgeben wollten, daß er alles auf das Spiel setzte, wo Zuwarten und Vermitteln langsamere, aber sicherere Fortschritte verhießen. Sie standen ihm in den Prinzipien so nahe, daß sie sich nie ganz von ihm trennen konnten, aber sie haben ihn doch nur lässig unterstützt, nie um seinetwillen ihre anderen Verbindungen ganz abgebrochen und mehr als einmal den Streit, den er entzündet hatte, beizulegen gesucht. Diesem Streite konnte Urban nicht ausweichen, aber er führte ihn fort, indem er mit der Festigkeit der kirchlichen Prinzipien jene geschmeidige Weltpraxis und rastlose Tätigkeit verband, welcher die Mönche Clunys ihre größten Erfolge verdankten. Aszetisch wie alle Jünger der Kongregation, der mystischen Richtung der Zeit ergeben, durchschaute er doch ganz die Verkettungen der weltlichen Verhältnisse und wußte sie für seine Zwecke klug zu benutzen; der Mönch stand dem Staatsmann hier nicht im Wege. Ebenso vorsichtig trat Urban auf wie Gregor rücksichtslos, aber deshalb in der Hauptsache nicht weniger

entschieden. Er hat es nicht verhehlt, daß er öfters bewußt von dem Verfahren seines Vorgängers abgewichen sei, daß er in der Not des Augenblicks die Kirchengesetze nicht immer streng nach ihrem Buchstaben durchgeführt habe: den Prinzipien der Gregorianer blieb er deshalb nicht minder getreu.

Urban war ein Mann, wie ihn die kirchliche Partei gerade brauchte, um nicht unterzugehen. Wie sehr sie danieder lag, zeigen die äußeren Verhältnisse, in denen er seine ersten Jahre verlebte; man kann sie sich kaum ärmlich genug vorstellen. Er selbst war ohne Mittel, aus seinem Bistum vertrieben; die Einkünfte der römischen Kirche genossen Wibert und seine Freunde; der englische Peterspfennig wurde nicht gezahlt; eine Steuer, die der Papst im Jahre 1093 in Frankreich sammeln ließ, hat schwerlich bedeutenden Ertrag gebracht. Als er den vergeblichen Versuch machte, sich in Rom festzusetzen, lebte er von den Almosen einiger frommen Frauen. Dann ist er in Unteritalien umhergezogen, wo ihn und sein Gefolge die Bischöfe, Äbte oder die normannischen Fürsten unterhielten. Selbst von offenbaren Kirchenräubern hat er das Brot nehmen müssen; „wollten wir nicht mit ihnen leben", sagt er einmal, „so müßten wir die irdischen Regionen verlassen".

Doch nicht ohne innere Befriedigung war dieses äußerlich so armselige Leben. Gleich die Anfänge Urbans waren durch Ereignisse bezeichnet, welche ihm und den Getreuen des heiligen Petrus große Hoffnungen erweckten. Der Kampf gegen den Islam war aufs neue an mehreren Punkten zugleich entbrannt und führte zu glorreichen Siegen für die Waffen der Christen.

Der Zeiride Tamim hatte sich in den letzten Jahren den Bewohnern des mittelländischen Meeres durch Seeraub und Beutezüge furchtbar gemacht (S. 172). Die Pisaner verbanden sich deshalb endlich mit den Genuesen, um Tamim in seinem eigenen Lande zu bekriegen. In drei Monaten stellten sie eine bedeutende Flotte her, rüsteten ein Heer, fanden in Rom und Amalfi Unterstützung und zogen dann nach jenen Gegenden, wo einst die Skipionen Karthago bekämpft und besiegt hatten, mit starker Macht hinüber, nicht ohne Erinnerungen an jene fernliegenden Heldenkämpfe Italiens. Als sie im Süden Siziliens bei der kleinen Insel Pantellaria, welche Tamim untertan war, landeten und sie besetzten, sandten die Bewohner Brieftauben nach der afrikanischen Küste hinüber, um die Ankunft der Feinde zu melden. Tamim war unvorbereitet, und als sich die feindliche Flotte der Küste näherte, erbot er sich, die christlichen Gefangenen auszuliefern. Aber ein Kriegsrat wies das Anerbieten zurück. Man beschloß vielmehr, zu kämpfen und zwar am Tage des heiligen Sixtus (6. August 1087), da dieser immer den Pisanern Glück gebracht hatte. Auf leichten Fahrzeugen wird das Heer an das Land gesetzt. Unter dem Schutz der Heiligen Petrus und Michael greifen die Christen die Araber, die sie am Ufer erwarten, vor der Stadt Zawila an, schlagen sie in die

Flucht, dringen in die Stadt ein und richten in derselben ein furchtbares Blutbad an. Ohne Verzug rücken sie dann vor Mehdia, die nahe Hauptstadt Tamims. Der Zeiride läßt gegen das christliche Heer Löwen los, die sich aber gegen seine eigenen Leute wenden. Dennoch kommt es vor den Toren noch zu einem hartnäckigen Kampf, in welchem der Vizegraf Hugo von Pisa fällt; die Leiche wird zu den Schiffen geschleppt, um einbalsamiert und der Mutter und Gemahlin Hugos heimgebracht zu werden. Mit furchtbarem Ungestüm erstürmt man dann Mehdia; in der Moschee werden die Imams gemordet, die Häuser der Stadt geplündert, die Schiffe im Hafen verbrannt. Man eilt auch zum Cassaro, Tamims Palast, aber bald wird man des Werks der Zerstörung müde. Als Tamim sich große Geldsummen zu zahlen, die gefangenen Christen freizugeben und fortan die christlichen Länder zu verschonen erbietet, als er sich überdies zu regelmäßigen Tributzahlungen an Pisa und Genua wie zur Anerkennung des heiligen Petrus als seines Oberherrn verpflichtet, gewährt man ihm den Frieden. Plötzlich aber entspann sich ein neuer Kampf. Arabische Beduinen brachen in zahllosen Schwärmen, ohne Zweifel von Tamim herbeigerufen, in Zawila ein, nahmen die Stadt wieder, schlugen dann die Pisaner, die bei den Schiffen zurückgeblieben waren, in die Flucht und eilten nun nach Mehdia. Die Christen nahmen hier den Kampf mit ihnen auf, hielten aber doch für geraten, sich so bald wie möglich zur Rückkehr einzuschiffen. Große Reichtümer brachten sie in die Heimat, und viele gefangene Christen wurden den Ihrigen zurückgegeben. Ein bleibender Gewinn wurde durch diesen merkwürdigen Kriegszug nicht erreicht, aber der Ruhm der Bürger von Pisa lief weit durch die Welt, und man erzählte, daß sie den gefürchteten Zeiriden sich als Vasallen des apostolischen Stuhls zu bekennen genötigt hätten.

Nachhaltigere Erfolge erzielte König Alfons VI. von Kastilien, der sich in neue Kämpfe gegen die spanischen Araber geworfen hatte (S. 184 f.). Am 25. Mai 1085 — es war Gregors Todestag — zog er in Toledo, die alte Metropole des Westgotenreichs, triumphierend ein und wußte diese Eroberung selbst dann zu behaupten, als die spanischen Emire den gewaltigen Krieger der Morabithen, Jusuf Ben Taschfin, dessen Macht sich bereits von den Säulen des Herkules bis zu den Grenzen Guineas erstreckte, zu ihrem Schutze herbeirief. Die christliche Kirche Spaniens gewann in Toledo wieder einen Mittelpunkt, und Alfons unterwarf, obwohl er mit Gregor in manchen Streitigkeiten gelebt hatte, doch seine Metropole dessen Nachfolger. Am 15. Oktober 1088 sandte Urban II. dem Erzbischof von Toledo das Pallium und ernannte ihn zum Primas von ganz Spanien. Es war dies eine für die Christenheit der pyrenäischen Halbinsel und für Rom gleich folgenreiche Handlung, durch welche auch den anhaltenden Streitigkeiten der apostolischen Legaten mit Cluny endlich ein Ziel gesetzt zu sein scheint.

Nicht minder erfreulich mußte für Urban der Fortschritt der normannischen Waffen in Sizilien sein, von dem er in unmittelbarer Nähe Kenntnis nehmen konnte, als er sich im April 1088 zu einer Zusammenkunft mit Graf Roger nach der Insel begeben hatte. Die letzten Besitzungen der Araber auf derselben fielen um diese Zeit in die Hände der Christen (S. 176). Überall war das Christentum gegen den Islam im Vordringen, und die ritterlichen Vorfechter des christlichen Glaubens, vor allem der große Graf Roger, schlossen sich an den Vertreter des reformierten Papsttums, nicht an Wibert an. Und zu derselben Zeit eröffneten sich jenem Papsttum Aussichten, selbst die Anerkennung der griechischen Christenheit zu gewinnen. Kaiser Alexius erließ eine Einladung an Papst Urban, zu einer Synode nach Konstantinopel zu kommen, um den Streit über die ungesäuerten Brote zu beseitigen. Urban konnte der Einladung nicht folgen, aber er erhielt sich fortan in freundlicher Verbindung mit dem Kaiser des Ostens, und diese Verbindung blieb für spätere Zeiten nicht ohne wichtige Folgen. Man begreift, wie die großen Pläne Gregors, mit den Waffen Roms die Ungläubigen zu unterwerfen, in Urban trotz seiner beschränkten Verhältnisse aufleben konnten.

Und inzwischen fingen doch auch die Verhältnisse Italiens an, sich für die kirchliche Partei wieder günstiger zu gestalten. Noch zu der Zeit des Desiderius, wie es scheint, hatte sich Bohemund gegen den jungen Roger im Aufstande erhoben, und ein innerer Krieg unter den normannischen Fürsten hatte nicht nur ihrer Herrschaft, sondern auch der kirchlichen Partei die größten Gefahren gedroht; Rogers Macht schien, da Sigelgaita ihrem Ende entgegen ging[1], dem tapferen Bohemund gegenüber kaum aufrecht zu erhalten. Zum guten Glück trat nun der große Graf zwischen die hadernden Neffen; seine Einmischung und gewiß nicht minder die Verwendung des Papstes führten zu einem Vertrage zwischen den Streitenden, in welchem Roger seinem Bruder Oria, Gallipoli, Otranto und andere Burgen abtrat. So wurde der Friede in Unteritalien hergestellt. Von noch größerer Bedeutung war, daß Mathildens Macht weiter und weiter um sich griff. Es hemmte sie nicht, daß Wibert nach Ravenna zurückkehrte, daß der Kaiser seinen Sohn Konrad als Statthalter nach der Lombardei zurücksandte. Die Pataria machte unter Mathildens Einfluß unaufhaltsame Fortschritte, und bald wurde selbst Erzbischof Anselm von Mailand in der Treue gegen den Kaiser und Wibert schwankend.

Schon glaubte Urban, Rom selbst sich gewinnen zu können. Im November 1088 begab er sich dorthin und stellte sich unter den Schutz des Petrus, eines Sohnes jenes Leo, der sein jüdisches Geschlecht unter Gregor zu Ehren und großem Einfluß gebracht hatte; in der Burg des Petrus auf der Tiberinsel nahm er Wohnung. Aber der größte Teil der Römer hielt doch noch zu Wibert, und Urban führte in der Stadt ein elendes Da-

[1] Sigelgaita starb im Jahre 1089.

sein, voll von Sorgen und Drangsalen. Wibert erschien bald selbst wieder in Rom und hielt eine Synode in der Peterskirche, in welcher er über seinen Widersacher und dessen Anhänger den Bann aussprach, zugleich die von demselben erneuerte Exkommunikation des Kaisers für ungültig erklärte und der Lehre der Gregorianer entgegentrat, daß alle von den zum Kaiser haltenden Priestern verwalteten Sakramente unwirksam seien. Das Leben Urbans schwebte zu Rom in steter Gefahr; im Sommer 1089 wandte er endlich der Stadt den Rücken und fand abermals eine Zufluchtsstätte bei den Normannen.

Daß Urban trotzdem ein nicht machtloses Haupt der Kirche war, zeigte sich auf der Synode, die er am 10. und 11. September 1089 zu Melfi hielt; es waren 70 Bischöfe und 12 Äbte hier um ihn versammelt, welche mehrere für die Verwaltung der Kirche wichtige Beschlüsse faßten. Auch der junge Herzog Roger war zugegen und bekannte sich als Vasall des Papstes, der ihn feierlich mit seinen Ländern belehnte. Gleich darauf machte Urban einen neuen Versuch, Wibert aus Rom zu verdrängen. Er kehrte, ohne Zweifel mit normannischem Kriegsvolk, dorthin zurück und feierte das Weihnachtsfest im Lateran. Damals soll Wibert schimpflich vor ihm geflohen sein, und die Römer sollen ihm sogar das Versprechen abgedrungen haben, daß er niemals nach ihrer Stadt zurückkehren werde. Aber doch fehlte viel, daß sich Urban hier hätte festsetzen können. Schon im Sommer 1090 mußte er abermals Rom verlassen, und im Anfange des Jahres 1091 bemächtigten sich die Wibertisten sogar der Engelsburg, welche bisher noch immer die Gregorianer behauptet hatten. Die Römer riefen Wibert zurück, und seine Herrschaft schien sich in der Stadt nun mehr als je zu befestigen; mehr als drei Jahre vergingen, ehe Urban ernstlich an eine neue Rückkehr denken konnte, drei lange Jahre eines traurigen Exils, wo der Papst unter dem Schutz der Normannen lebte und seine Synoden zu Benevent und Troja halten mußte.

Allerdings war Urban bereits in dem größten Teil Italiens, in Sizilien, in Spanien und Frankreich als der wahre Nachfolger Petri anerkannt: aber wer bot ihm ausreichende Unterstützung, um den Sitz der Apostelfürsten einzunehmen? Fehlten ihm doch selbst die Mittel für einen Hofhalt, wie er ihn zu seiner Stellung bedurfte. Urban wußte recht wohl, daß er Wibert nie überwältigen würde, wenn ihm nicht des Kaisers Macht zu brechen gelinge; es entging ihm nicht, wie abhängig die Geschicke Italiens noch immer von den Zuständen des deutschen Reiches waren. Er kannte den Stand der Dinge in Deutschland aus eigener Anschauung und behielt unablässig die Angelegenheiten jenseits der Alpen im Auge; unausgesetzt nährte er dort den Widerstand gegen Heinrich.

7. Das Ende der Reichsspaltung

Neue Friedensbestrebungen in Deutschland

Seit der Niederlage des Markgrafen Liutpold bei Mailberg (S. 462) hatte das obere Deutschland wenig ruhige Tage gesehen. Die kirchliche Partei erholte sich jedoch allmählich von diesem schweren Schlage. Die Böhmen mußten aus Österreich weichen, und in Schwaben gewann Welf, welchen der Staufer, vom Bischof Siegfried von Augsburg und dem bayerischen Pfalzgrafen Rapoto[1] unterstützt, längere Zeit niedergehalten hatte, abermals entschieden die Oberhand. Durch Verrat wurden im Anfange des Jahres 1084 selbst die Tore von Augsburg Welf geöffnet. Die bayerische Besatzung mußte die Stadt räumen; nur mit Mühe rettete Bischof Siegfried das Leben, der Gegenbischof Wigold zog ein, plünderte den Kirchenschatz und belohnte seine Anhänger reichlich. Eine ähnliche Verwüstung wie drei Jahre zuvor über die Vorstädte kam jetzt über die bischöfliche Pfalz, die benachbarten Kirchen und die Wohnungen der Domherren. Schon waren durch den lange andauernden Kampf ganze Distrikte Schwabens in Wüsteneien verwandelt, und alle Wechselfälle dieses Kampfes machten sich auch in Bayern fühlbar, wo der Pfalzgraf Rapoto von Vohburg mit starker Hand die königliche Sache aufrecht erhielt.

Lothringen war von dem Streit, welcher die deutschen Länder erfüllte, bisher am wenigsten berührt worden. Aber die Erhebung Hermanns von Luxemburg auf den deutschen Thron konnte doch auch hier nicht ohne Einfluß bleiben. Schon gegen Ende des Jahres 1082 war Hermann von Metz in seinen Bischofsbesitz zurückgekehrt, und es war ihm gelungen, sich gegen Herzog Theoderich zu behaupten. Den Grafen Konrad, den Bruder des Gegenkönigs, finden wir dann, obwohl er sonst der kirchlichen Partei

[1] Rapoto war ein Sohn des gleichnamigen an der Elster gefallenen Grafen von Cham und Gemahl der Witwe Kunos des Jüngern von Vohburg, der 1081 in der Schlacht bei Höchstädt geblieben war; er war ein sehr gefürchteter Gegner der kirchlichen Partei.

wenig geneigt war, mit Hermann in gutem Vernehmen, und auch Bischof Pibo von Toul erklärte sich, soweit es sein zaghafter Sinn zuließ, für die kirchliche Sache. Die bisher verhüllten Gegensätze traten nun offener hervor, und Männer wie Dietrich von Verdun, Eigilbert von Trier, Siegwin von Köln wurden genötigt, nur um so entschiedener die Sache des Reichs zu verfechten. Auch die alte Kampflust des lothringischen Adels erwachte wieder; die vornehmen Herren warfen sich in die Streitigkeiten, welche die Zeit bewegten, freilich zumeist nur, um dabei ihre eigenen Interessen zu fördern, um im Kampf für die Kirche weltliches Gut zu gewinnen.

Unter diesen Umständen machte der Bischof Heinrich von Lüttich, der bei streng kirchlicher Richtung doch seine Treue dem Kaiser zu bewahren und seinem Sprengel den Frieden zu erhalten bemüht war, zuerst im Jahre 1081 den Versuch, einen Gottesfrieden für sein Bistum einzuführen. Es gelang ihm, die in demselben angesessenen Herren für Bestimmungen zu gewinnen, nach welchen in jeder Woche der Freitag, Sonnabend und Sonntag, überdies die Weihnachtszeit vom ersten Advent bis zu Epiphanias und endlich der ganze Jahresabschnitt vom Sonntag Septuagesimä bis acht Tage nach Pfingsten den Waffen entzogen werden sollte; auch der Kaiser gab von Italien aus seine Zustimmung zu dieser Anordnung. Dieses Beispiel fand Nachahmung. Der Erzbischof Siegwin von Köln versammelte am 20. April 1083 seine Diözesanen und vermochte sie zu der Annahme und Beschwörung eines Gottesfriedens, der sich eng an den Lütticher anschloß, zugleich aber wesentliche Bestimmungen der früheren Landfrieden aufnahm, bei deren Ausführung, da den Übertreter harte Leibesstrafen treffen sollten, wesentlich auch auf den Beistand der weltlichen Beamten gerechnet werden mußte. Wir besitzen das Schreiben Siegwins, mit welchem er die Bestimmungen seines Gottesfriedens dem Bischof Friedrich von Münster empfahl, und noch in demselben Jahre scheinen nicht nur in Münster, sondern auch in anderen Teilen Westfalens ähnliche Anordnungen getroffen zu sein.

Diese löblichen Bestrebungen gingen von Bischöfen der kaiserlichen Partei aus, fanden aber bald auch bei den Gegnern Anklang. Ostern 1084 wurden am Hofe des Gegenkönigs uns nicht näher bekannte Bestimmungen über einen Gottesfrieden von den Anhängern der kirchlichen Partei auch für Sachsen festgestellt. Man bedurfte ihrer; denn das Ansehen des Gegenkönigs war, obwohl er das Land nach dem Tode Ottos von Nordheim nicht mehr verlassen hatte, doch viel zu schwach, um den Landfrieden zu erhalten. Hermann behauptete sich nur durch die größte Fügsamkeit gegen Ottos Söhne und Ekbert von Meißen; neben diesen waren die einflußreichsten Männer an seinem Hofe Bischof Burchard von Halberstadt und Erzbischof Hartwig von Magdeburg, der Nachfolger Wezels, ein vielgewandter Mann, früher Kaplan des Erzbischofs Siegfried von

Mainz[1]; Siegfried selbst hatte vor kurzem (17. Februar 1084) das Zeitliche gesegnet; sein Tod war kaum für die eigene Partei ein Verlust. Der sächsische Gottesfriede fand, so gering sonst die Autorität des Gegenkönigs war, bald doch auch in den anderen Ländern des Reichs bei den Anhängern der kirchlichen Partei Eingang.

Das Bedürfnis eines gesicherten Friedens war, wie man sieht, allgemein: deshalb verstand man sich zu dem Gottesfrieden, der freilich seiner Natur nach im besten Falle nicht mehr als Waffenstillstand für gewisse Tage und manche Teile des Jahres gewährte. Wie aber sollte ein vollständiger Friede gesichert werden, wenn nicht die Einheit des Reichs hergestellt, der Hader der Parteien geschlichtet wurde? Die meisten erwarteten dies vom Kaiser, als er im Juni 1084 über die Alpen nach Deutschland zurückkehrte, und er selbst kam mit den besten Hoffnungen, die Einheit des Reichs und damit zugleich einen allgemeinen Frieden herzustellen. Man hatte ihm geschrieben, daß viele seiner Widersacher, namentlich die Sachsen, sich ihm zu unterwerfen entschlossen seien, und er glaubte in der Tat keinem ernsthaften Widerstand mehr auf die Dauer im Reiche zu begegnen; auch er wollte Frieden, aber vor allem vollständige Unterwerfung seiner Widersacher. In dem Glanz der Kaiserkrone und mit der Erwartung, daß seine erhöhte Autorität den Mut der Freunde beleben, die Feinde mit Furcht erfüllen würde, betrat er wieder den deutschen Boden.

Am 29. Juni, wie es bestimmt war, scheint der Kaiser in Regensburg eingetroffen zu sein. Er fand hier gute Aufnahme, sammelte schnell ein Heer und brach mit demselben gegen Augsburg auf, um es Welf zu entreißen. Als er an den Lech kam, fand er das andere Ufer von den Feinden besetzt, die ihm den Übergang über den Fluß verwehrten. Vierzehn Tage lag der Kaiser hier Welf und dessen Heer gegenüber, bis in der Nacht vom 6. zum 7. August der letztere seine Scharen vom Lech und aus Augsburg abziehen ließ. Unter großem Jubel hielt dann der Kaiser seinen Einzug in die befreite Stadt, in welche bald auch Bischof Siegfried zurückkehrte. Welfs Heer nahm den Weg nach Burgund, um den Gegenherzog Berthold zu unterstützen, der sich dort von den Anhängern des Kaisers hart bedrängt sah.

Heinrich kehrte von Augsburg nach Regensburg zurück, aber nur um sogleich wieder gegen den Markgrafen Liutpold aufzubrechen. Dieser scheint sich ohne Widerstand unterworfen zu haben. Der Babenberger erhielt seine Mark zurück, während Herzog Wratsilaw auf andere Weise entschädigt wurde. Es steht ohne Zweifel hiermit in Verbindung, daß nach

[1] Hartwig stammte aus dem Geschlechte der Grafen von Sponheim; sein Bruder Engelbert, der in Kärnten große Besitzungen gewonnen, ein eifriger Anhänger der Gregorianischen Partei, gründete das Kloster St. Paul im Lavanter Tal und besetzte es mit Hirschauer Mönchen.

dem Tode des Patriarchen Heinrich von Aquileja damals ein Neffe des Böhmenherzogs, Swatobor oder Friedrich genannt, bisher Probst zu Brünn, das überaus reiche und wichtige Erzstift erhielt; auch auf die Mark Meißen, welche in den Händen des abtrünnigen Ekbert war, werden Wratislaw neue Aussichten eröffnet sein.

Die Angelegenheiten Liutpolds waren schnell geordnet. Schon am 4. Oktober finden wir den Kaiser in Mainz. Das durch Siegfrieds Tod erledigte Erzbistum übergab er einem früheren Domherrn von Halberstadt, der sich auf die kaiserliche Seite gewandt hatte. Der neue Erzbischof, Wezilo mit Namen, war ein durch Talent, Kenntnisse und Lebenserfahrung ausgezeichneter Mann, welcher bald am Hofe eine hervorragende Stelle einnahm. Vor allem empfahl ihn seine Vertrautheit mit den sächsischen Verhältnissen, welche für den Kaiser jetzt das wesentlichste Interesse besaßen; denn schon wurde er nach Sachsen gerufen, um die Unterwerfung des Landes entgegenzunehmen. Aber die Beilegung der dortigen Wirren schien ihm doch noch so schwierig, daß er darüber den Rat seiner Fürsten zu hören beschloß: er beschied sie deshalb zum 24. November nach Mainz, wo auch die kaiserlich Gesinnten in Sachsen sich einfinden wollten; zugleich sollte über andere wichtige Reichsangelegenheiten und die Kirchenspaltung dort Beschluß gefaßt werden. Zuvor aber entschloß sich der Kaiser noch nach Metz zu ziehen; denn auch hierhin rief man ihn, um die Bewegungen in der Stadt selbst und im Herzogtum Ober-Lothringen beizulegen.

Die Gregorianische Partei war in Lothringen noch immer zu schwach, als daß Bischof Hermann an ernstlichen Widerstand denken konnte. Er öffnete dem Kaiser sofort die Tore von Metz und unterwarf sich. Nach einer daselbst am 16. Oktober ausgestellten Urkunde waren um den Kaiser außer Hermann der Erzbischof Siegwin von Köln, der Herzog Theoderich und Graf Konrad, der Bruder des Gegenkönigs: man sieht, wie sich die streitenden Parteien im Lande, durch die persönliche Erscheinung des Kaisers überwältigt, für den Augenblick ausgleichen mußten.

Heinrich fand in Lothringen kaum noch etwas zu tun. Offenkundige Gregorianer hatten hier jetzt einen schweren Stand, namentlich im Sprengel von Verdun, wo Bischof Dietrich mit Hitze gegen sie auftrat. Die Mönche daselbst, welche Wibert die Anerkennung verweigerten, wurden verfolgt; der Name der Patarener kam jetzt auch hier auf und wurde zur Beschimpfung der kirchlichen Partei benutzt. Die Aufregung gegen dieselbe wurde so groß, daß bald der Abt Rudolf mit seinen Mönchen das Kloster S. Vannes verließ und nach Dijon übersiedelte, wo ihnen Jarento ein Asyl eröffnete.

So sehr das Ansehen des Kaisers zu wachsen schien, war die Stimmung seiner Anhänger doch keineswegs ihm völlig günstig. Er hatte bedeutende Geldsummen in Italien aufgenommen, um die römischen Herren zu erkaufen, und erhob nun, um diese Darlehen zurückzuzahlen,

nicht nur von den deutschen geistlichen und weltlichen Fürsten, sondern auch von den Bürgern der Städte, namentlich Regensburgs, hohe Abgaben. Die Folge davon war, daß in weiten Kreisen sich Unmut gegen ihn Luft machte. Ob der Mainzer Fürstentag gehalten wurde, wissen wir nicht; jedenfalls wurde über die sächsischen Verhältnisse dort kein tiefgreifender Beschluß gefaßt. Denn noch gegen Ende des Jahres fanden zwischen den Sachsen und mehreren Fürsten von der kaiserlichen Seite Unterhandlungen über die Unterwerfung des sächsischen Landes zu Gerstungen statt, und eine Einigung wurde auch da noch nicht erreicht. Die Schwierigkeiten scheinen besonders die sächsischen Bischöfe erregt zu haben, denen die Unterwerfung unmöglich schien, so lange die Frage unbeantwortet bliebe, ob man mit Heinrich als einem nach kanonischem Rechte vom Papste Gebannten verkehren könne. Zur Erledigung dieser Frage beschloß man am 20. Januar 1085 zu Gerstungen wieder zusammenzutreten; dort sollte sie von den Männern des kanonischen Rechtes durch klare Gesetzesstellen, nicht durch spitzfindige Ausführungen entschieden werden.

Eine große Zahl von geistlichen und weltlichen Fürsten stellten sich zu der bestimmten Zeit an der Werra zu Gerstungen und in dem nahen Berka ein. Auf seiten der Gregorianer sah man Gebhard von Salzburg, Hartwig von Magdeburg und sieben andere sächsische Bischöfe. Von kaiserlicher Seite waren die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Bremen mit mehreren Suffraganen erschienen, unter denen sich besonders Konrad von Utrecht bemerklich machte. Der Kaiser, der Weihnachten zu Worms gefeiert hatte, sollte nach Übereinkunft bei den Verhandlungen nicht persönlich zugegen sein, befand sich aber zu Fritzlar, nicht allzufern von der Versammlung. In derselben erschien dagegen Otto von Ostia, der Legat Gregors, der erst wenige Tage zuvor in Sachsen eingetroffen war; es lag in der Natur der Dinge, daß einem gütlichen Ausgange der Verhandlungen nichts hinderlicher sein mußte als die Gegenwart des Legaten, und es ist schwer zu begreifen, daß sich die Kaiserlichen dieselbe ohne Einsprache gefallen ließen.

Die Gregorianer hatten zu ihrem Sprecher Gebhard von Salzburg bestellt, der nun endlich eine Zusammenkunft erlebte, wie er sie seit Jahren vergeblich betrieben hatte. Die Kaiserlichen ersahen zu ihrem Wortführer Konrad von Utrecht, den Wezilo mit dem Nachweis der erforderlichen Rechtsstellen unterstützen sollte. Die Verhandlungen eröffnete Gebhard mit der Vorlegung der gegen Heinrich erlassenen Bannbullen und mit der Beweisführung, daß Exkommunizierte, selbst wenn das über sie ausgesprochene Urteil anfechtbar sei, nicht eher nach kanonischem Recht wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen werden dürften, als bis eine anderweitige Entscheidung getroffen sei; er stützte sich dabei auf Stellen der Heiligen Schrift, auf die sogenannten Kanones

der Apostel, auf Bestimmungen der Konzilien von Nizäa und Sardica und ein ursprünglich aus Pseudoisidor stammendes angebliches Dekretale des Papstes Calixtus. Konrad trat dieser Beweisführung bei, bestritt aber, daß der Kaiser im Banne stehe; denn er habe nach einer kirchenrechtlichen Bestimmung nicht exkommuniziert werden können, da laut derselben niemand, der seiner Güter oder Würden beraubt sei, vorgeladen, zur Untersuchung gezogen und verurteilt werden dürfe. Wezilo verlas dazu aus einer Kanonessammlung die beweisende Stelle. Er bediente sich, wie wir wissen, des Pseudoisidor, wo sich gleich in der Einleitung die entscheidenden Worte finden; auf der anderen Seite scheint man dagegen die Sammlung Burchards von Worms benutzt zu haben. Wezilo schloß aus der angeführten Stelle, daß Heinrichs Exkommunikation, da er durch den Aufstand der Sachsen und Schwaben wie durch die Wahl Rudolfs seines Reichs zum großen Teil beraubt gewesen sei, keine Gültigkeit besitze.

Die Anführung aus Pseudoisidor kam Gebhard unerwartet. Da er verstummte, ergriff Bischof Werner von Merseburg das Wort und erklärte, daß der Satz Wezilos, daß, wer seiner Güter beraubt, keiner Kirchenstrafe unterworfen werden könne, nicht so allgemein zu verstehen sei; wolle man dies, so müsse man ihn auch auf die Weiber ausdehnen, von denen man doch niemals Gleiches behauptet habe. Dieser Einwand kam Wezilo gelegen; sofort las er andere Stellen aus der Einleitung des Pseudoisidor vor, welche sich ausdrücklich auf das gleiche Recht der Weiber beziehen. Gebhard und seine Partei wußten in der Tat hierauf nichts mehr zu erwidern, als Wezilos Satz könne unmöglich in dem ihm beigemessenen Sinne aufgefaßt werden; übrigens seien sie nicht erschienen, um über die Rechtmäßigkeit päpstlicher Exkommunikationen zu entscheiden. Wenn das in Heinrichs Sache gefällte Urteil noch einmal geprüft werden solle, so könne das, erklärten sie, nur in Rom und von dem Papste selbst geschehen, da niemand einen Spruch des apostolischen Stuhls zu untersuchen oder abzuändern berufen sei. Durch diese Erklärung war freilich jede Verständigung unmöglich geworden, und die Kaiserlichen verließen die Versammlung.

Die Verhandlungen hatten offenbar auf die kirchliche Partei einen ungünstigen Eindruck gemacht; auch unter den Sachsen und Thüringern fanden sich viele, die einen anderen Ausgang erwartet hatten. Als die bisherigen Anhänger des Gegenkönigs am anderen Tage wieder zusammentraten, um über weitere Schritte zu beraten, zeigte sich unter ihnen Zwiespalt. Der Bischof Udo von Hildesheim und sein Bruder Graf Konrad, ferner der Graf Dietrich von Katlenburg, Ekberts Schwager, und ein anderer Dietrich, der Vetter des Katlenburgers, die sämtlich schon bereits mit dem Kaiser Verbindungen angeknüpft hatten, waren zur Unterwerfung bereit; andere wollten den heiligen Petrus und die

sächsische Freiheit bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Die Letzteren schmähten auf Udo und seine Gesinnungsgenossen, nannten sie Verräter und verlangten von ihnen Stellung von Geiseln, da sie ihnen sonst nicht mehr trauen könnten. Da jene die Geiseln versagten, kam es von hitzigen Worten zu den Schwertern. Die beiden Dietriche wurden erschlagen; Udo flüchtete sich mit seinem Bruder nach Fritzlar zum Kaiser. Dieser, der seine Widersacher uneins wußte, hätte gern sogleich ein Heer nach Sachsen geführt, aber die Zeit, wo der Gottesfriede eintrat, war nahe, und er scheute sich, seine Freunde zu den Waffen zu rufen.

Der Legat beeilte sich, die üblen Eindrücke des Berkaer Konvents zu verwischen. An alle Gläubigen erließ er ein Schreiben, worin er den Satz Wezilos, welcher die große Frage des Augenblicks geworden war, als verderblich nachzuweisen suchte; er bemühte sich zugleich darzutun, daß er auf einer absichtlichen Verdrehung der Worte Isidors beruhe, die man nur deshalb gewagt habe, weil dessen Sammlung wenig in Anwendung gekommen und deshalb unbekannter sei[1]. Der Legat berief bald darauf die rechtgläubigen Bischöfe zu einer Synode, die er im Anfange der Fastenzeit halten wollte, und versuchte auch, Bischof Udo wieder vom Kaiser abzuziehen. Aber Udo hatte mit dem Legaten und den Sachsen gebrochen, und alle Versuche, ihn zu gewinnen, waren vergeblich.

Die auf die Fastenzeit ausgeschriebene Synode ist nicht abgehalten worden; erst in der Osterwoche 1085 traten die meisten sächsischen Bischöfe und Gebhard von Salzburg in Quedlinburg wieder zu Beratungen zusammen, zu denen auch die vertriebenen Bischöfe von Würzburg und Worms, der Gegenbischof Wigold von Augsburg und der erst kürzlich von dem Legaten eingesetzte Gegenbischof Gebhard von Konstanz Gesandte geschickt hatten. Der Gegenkönig und viele sächsische Große wohnten der Synode bei, in welcher der päpstliche Legat den Vorsitz führte. Auch hier fehlte es nicht an ärgerlichen Auftritten, wenn auch zuletzt Beschlüsse gefaßt wurden, wie sie der Legat verlangte.

Obwohl die Sachsen für den Papst manche Schlacht geschlagen hatten, stand es doch mit ihrem Gehorsam gegen die Anordnungen desselben sehr bedenklich. Schon vor längerer Zeit hatte der Abt Wilhelm von Hirschau in seinem Eifer den Gegenkönig aufgefordert, mit Strenge gegen die Simonie und die wilden Ehen des sächsischen Klerus einzuschreiten,

[1] Man hat hieraus gefolgert, daß die Sammlung Pseudoisidors im elften Jahrhundert noch nicht in Ansehen stand. Mir scheint die Folgerung berechtigter, daß der ursprüngliche Pseudoisidor nicht mehr in Gebrauch war. Der Stoff desselben war in die gebräuchlicheren Sammlungen teilweise übergegangen und die Quelle fast vergessen. Solche ursprünglich pseudoisidorische Stücke enthielt auch die Sammlung, deren sich damals Gebhard von Salzburg bediente. Ein ausgedehnter Gebrauch von Pseudoisidor selbst ist wohl nie östlich vom Rheine gemacht worden. Nur wenige Handschriften finden sich in Deutschland, und auch diese sind nicht alle von deutschen Schreibern gefertigt.

sich aber dadurch nur eine derbe Zurechtweisung der sächsischen Bischöfe zugezogen. Gewiß waren seine Vorwürfe nicht unbegründet, und der Legat konnte nun in der Nähe sehen, wie Simonie und Fleischeslust auch bei den sogenannten Getreuen des heiligen Petrus nicht ausgerottet waren. Schwerer jedoch bedrückte ihn die Wahrnehmung, daß der Gegenkönig mit einer nahen Verwandten in einer Ehe lebte, welche die Kirche nicht anerkennen konnte, und daß die sächsischen und thüringischen Großen einen großen Teil des Kirchengutes an sich gerissen hatten. Daher erhob er zunächst seine Stimme auf der Synode, um die Scheidung des Königs und die Herausgabe des in weltliche Hände übergegangenen Kirchengutes zu verlangen. Aber er mußte hören: es sei nicht an der Zeit sich jetzt in solche Sachen zu mischen, man sei nur zusammengekommen, um die notwendigen Schritte gegen Heinrich zu beraten. In der Tat begnügte er sich, einige den Zölibat, die Zehnten und die Fasten betreffende Satzungen zur Anerkennung zu bringen; im übrigen trat er nur den Fragen des Augenblicks näher.

Der schon zu Berka proklamierte Satz, daß niemand einen Spruch des apostolischen Stuhls zu untersuchen oder abzuändern berufen sei, wurde zunächst abermals verkündigt. Ein Bamberger Kleriker, Gumbert mit Namen, hatte sich in die Versammlung gedrängt und rief laut: es sei eine Anmaßung, nicht ein überkommenes Privilegium der römischen Bischöfe, daß niemand über sie urteilen dürfe. Was aber hatte ein solcher Widerspruch in einer Versammlung zu bedeuten, welche unter der Leitung Ottos von Ostia tagte? Dann wurde der vielberufene Satz Wezilos ausdrücklich verurteilt und schließlich über Wibert wie über die abtrünnigen Kardinäle Hugo den Weißen, den Bischof Johann von Porto und Petrus, den früheren Kanzler Gregors, die sich damals beim Kaiser befanden, das Anathem ausgesprochen. Auch über die Erzbischöfe von Bremen und Mainz, die Bischöfe von Basel, Hildesheim, Konstanz, Speier, Augsburg und Chur verhängte man den Bann. Nach der auf den römischen Synoden obwaltenden Sitte steckten die versammelten Bischöfe zur Bekräftigung ihrer Strafurteile die Kerzen an und löschten sie aus. Die zu Quedlinburg gefaßten Beschlüsse waren herzhaft genug; zu ihnen entsprechenden Taten fehlten aber, wie sich bald zeigte, Zuversicht und Kraft.

Um so entschlossener war der Kaiser, die Sachen zur Entscheidung zu treiben. Als er das Osterfest (20. April) zu Regensburg feierte, war bereits durch ihn und die genannten Kardinäle als Legaten des Papstes Clemens eine große Synode nach Mainz berufen worden; im Anfange des Mai trat sie dort in der Kirche St. Alban zusammen. Persönlich erschienen waren alle Bischöfe Lothringens mit Ausnahme Hermanns von Metz und Pibos von Toul; der letztere hatte jedoch Gesandte geschickt. Auch die schwäbischen Kirchen waren sämtlich entweder durch die Bischöfe selbst oder doch durch ihre Gesandten vertreten. Aus Bayern waren die

Bischöfe von Regensburg und Freising, aus Franken die von Eichstädt, Bamberg und Speier, aus Sachsen endlich die von Münster, Paderborn, Minden und Hildesheim zugegen; der Erzbischof von Bremen, persönlich zu erscheinen verhindert, hatte Gesandte geschickt. Auch die beiden Kanzler des Kaisers, Bischof Burchard von Lausanne und Bischof Gebhard von Prag, waren anwesend. Die Bischöfe Italiens und Frankreichs, welche zu Wibert hielten, scheinen brieflich allen Beschlüssen der Versammlung, welche die Herstellung der kirchlichen Einheit bezweckten, vorweg zugestimmt zu haben. Ließ sich die Synode auch nicht als eine allgemeine betrachten, so war sie doch die vollständigste Vertretung der deutschen Kirche, die man seit langer Zeit gesehen hatte. Die ausgesprochene Absicht des Kaisers und seines Papstes bei derselben war vor allem, die Einheit der deutschen Kirche herzustellen, indem man die widerstrebenden Bischöfe entsetzte und andere, auf deren Gesinnung man bauen konnte, in ihre Stellen brachte. In diesem Sinne wurden die Verhandlungen geführt, bei denen die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln den Vorsitz führten.

Vor allem wurde die Entsetzung Gregors, wie die Einsetzung des Papstes Clemens noch einmal als rechtmäßig anerkannt. Dann hielt man über die Gregorianischen Bischöfe, die vorgeladen, aber nicht erschienen waren, Gericht; sie wurden sämtlich exkommuniziert, ihre Bistümer für erledigt erklärt und mit Besetzung derselben sogleich begonnen. Auch über den Gegenkönig Hermann sprachen die versammelten Bischöfe als Hochverräter und Zerstörer der Kircheneinheit das Anathem aus. Von Wichtigkeit war endlich, daß der Kaiser und die Synode dem Gottesfrieden für das ganze Reich gesetzliche Geltung gaben. Bei den Bestimmungen desselben, die aufgezeichnet wurden und uns erhalten sind, ist der kölnische Gottesfriede zugrunde gelegt, aber die Satzungen desselben sind mehrfach erweitert, namentlich dadurch, daß außer dem Freitag, Sonnabend und Sonntag auch der Donnerstag wieder dem Kampfe entzogen wurde. So hat in den Wirren jener Zeit die Treuga Dei auch in Deutschland durch den Beschluß einer Reichssynode allgemeine Bedeutung gewonnen, ein schwacher Ersatz für den Reichsfrieden, den sonst die kaiserliche Macht aufrecht erhielt.

Mit der Herstellung der Kircheneinheit, wie man sie in Mainz verstanden hatte, machte der Kaiser Ernst. Er zog gegen Metz; Bischof Hermann, der sich in dieser entscheidenden Zeit unentschieden benommen hatte, mußte aus der Stadt weichen und sich nach Sachsen flüchten. Zu seinem Nachfolger ernannte der Kaiser Walo, den Abt des Klosters St. Arnulf in Metz, einen frommen und sanften, für diese Stellung aber ganz ungeeigneten Mann. Bischof Dietrich von Verdun nahm keinen Anstand, den Gegenbischof sogleich zu weihen, und erhielt hierfür und für andere dem Kaiser geleistete Dienste zu Metz am 1. Juni 1085 große Güter in

Lothringen geschenkt, welche der großen Gräfin Mathilde früher zugehört hatten. Etwa zu derselben Zeit wurde das Bistum Worms einem gewissen Thietmar verliehen, der aber bereits nach wenigen Monaten starb. Passau erhielt Hermann von Eppenstein, ein Bruder Herzog Liutolds von Kärnten, Salzburg ein junger Kleriker aus einem adligen Geschlechte Bayerns, Berthold mit Namen; Würzburg wurde dem Bamberger Scholasticus Meinhard zuteil, einem durch Kenntnisse und Talent höchst ausgezeichneten Manne, der früher als Gegner Berengars von Tours sich einen Namen gemacht hatte. Die Mainzer Beschlüsse traten, wie man sieht, rasch in das Leben.

Und inzwischen war auch in Sachsen ein starker Umschwung der Stimmung erfolgt; denn die Mutlosigkeit der kirchlichen Partei wuchs, als der Tod Gregors bekannt wurde, als der Legat darauf Sachsen verließ und über Frankreich nach Italien zurückkehrte. Unter diesen Umständen gelang es Udo von Hildesheim und dem Abt Hartwig von Hersfeld, viele in Sachsen und Thüringen, die bisher der Unterwerfung abgeneigt waren, auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Heinrich hatte dem Bischof von Hildesheim das eidliche Versprechen gegeben, daß er, wenn sich die Sachsen unterwürfen, niemals ihr altes und gutes Recht, welches sie seit Karls des Großen Zeiten gehabt, verletzen und jede Verletzung desselben durch seine Beamten, Vasallen und Dienstleute an diesen innerhalb sechs Wochen nach erhobener Klage bestrafen wolle; mehrere Bischöfe und Fürsten hatten zugleich beschworen, daß sie den Kaiser nie mehr gegen die Sachsen unterstützen würden, wenn er diesen Eid brechen sollte. So bestimmte Zusicherungen, die Udo verbreitete, machten jetzt große Wirkung; bald entstand ein wahrer Wettstreit unter den sächsischen Herren, mit dem Kaiser ihren Frieden zu machen. Die Bannflüche Gregors vergaß man und verlangte nun ebenso heftig nach Heinrich, als man ihn früher zurückgestoßen hatte. Vergeblich suchten der Gegenkönig und seine Bischöfe dem reißenden Abfall zu steuern.

Unter so günstigen Verhältnissen sammelte Heinrich ein Heer und überschritt mit demselben am 1. Juli 1085 die sächsische Grenze. Die wenigen Widersacher, die er noch in Sachsen hatte, stoben sogleich auseinander. Der Gegenkönig, Hartwig von Magdeburg und Burchard von Halberstadt wußten keine andere Rettung, als zu den Dänen zu flüchten. Ohne Widerstand zu finden, rückte der Kaiser bis vor Magdeburg. Auch hier öffneten ihm die Bürger willig die Tore; frohlockend empfingen sie ihn und waren es zufrieden, als er zum Erzbischof den Abt Hartwig von Hersfeld bestellte, der am 13. Juli geweiht wurde. Für Halberstadt wurde Hamezo, ein Oheim des Grafen Ludwig von Thüringen, für Merseburg, wo sich Bischof Werner entfernt hatte, ein gewisser Ebbo bestellt, für Meißen ein Verwandter oder Günstling des Böhmenherzogs, Felix mit Namen. In anderen Bistümern bestanden bereits Gegenbischöfe, die nun Raum ge-

wannen. Die geistlichen Herren, die bisher den Kampf gegen Heinrich geführt hatten, unterwarfen sich freilich nicht, aber um so größer war die Zahl der weltlichen Großen, die auf die Seite des Kaisers traten, als er ihnen die Rückgabe ihrer früher wegen Hochverrats eingezogenen Güter versprach; sie sagten sich eidlich vom Gegenkönig los.

Der Kaiser schien wieder Herr in dem Lande, welches sich ihm seit neun Jahren völlig entzogen hatte. Ohne einen Schwertstreich hatte es sich jetzt unterworfen; er fürchtete keinen Feind mehr und entließ sein Heer. Auch in Franken, Lothringen und Bayern regte sich kein Widerstand. Nur in Schwaben wütete der innere Kampf noch fort: wie aber sollten die Gregorianer ihn hier mit Erfolg fortsetzen, wenn alle anderen Widersacher des Kaisers die Waffen streckten, wenn der Gegenpapst nach dem Tode Gregors in immer weiteren Kreisen als der rechtmäßige Nachfolger Petri anerkannt wurde? Wenig über ein Jahr war es, daß Heinrich über die Alpen heimgekehrt war, und schon war Hoffnung, daß der heißersehnte Friede bald wieder in ganz Deutschland einkehren würde. Hatte auch die Treuga Dei überall Anerkennung gewonnen, so bedeutete sie doch wenig gegen einen allgemeinen Reichsfrieden, wie er sich von der Herstellung der Einheit der Kirche und des Staats erwarten ließ. Heinrich hatte einen solchen Frieden nach der Unterwerfung seiner Feinde in Aussicht genommen, und die Zeit schien nahe, wo die Reichsspaltung völlig beseitigt sein würde. So Großes hatte er ohne Blutvergießen, indem ihm die Sehnsucht nach einem ruhigen und gesetzlichen Zustande überall entgegenkam, binnen kurzer Zeit gewonnen, daß an einer vollständigen Herstellung seiner Autorität wohl wenige zweifeln mochten.

Das Ende des Gegenkönigs und Ekberts

Man weiß, welches Vertrauen Heinrich, als er vor vier Jahren nach Italien aufbrach, seinem Vetter, dem jungen Ekbert von Meißen, geschenkt hatte (S. 444), und wie schlecht dieses Vertrauen belohnt wurde. Offen hatte sich Ekbert alsbald dem Gegenkönig angeschlossen, offen auch nach der Rückkehr des Kaisers zu dessen Widersachern gehalten. Ein grenzenloser Ehrgeiz trieb ihn rastlos umher; dem kaiserlichen Geschlechte nahe verwandt, im Besitz großer Schätze und an der Spitze einer zahlreichen Vasallenherrschaft, meinte er, in den Wirren der Zeit alles erreichen zu können. Seine Schwiegermutter Adela war inzwischen gestorben und damit wohl die letzte Fessel gebrochen, die sein unbändiger Sinn zu tragen vermochte. Mit dem Markgrafen Heinrich von der Ostmark, dem nun zur Selbständigkeit gediehenen Sohne Adelas, geriet er hart aneinander, und wie nach der Mark seines Schwagers trachtete er nach der Herrschaft über

ganz Sachsen, ja über das ganze Reich. Wie mit dem Kaiser, trieb er auch mit dem Gegenkönig ein schmähliches Spiel, um selbst die Krone für sich zu gewinnen.

Dem Ehrgeiz Ekberts kam nur seine Treulosigkeit gleich. Als der Kaiser im Sommer 1085 mit Heeresmacht gegen Sachsen anzog und jeder Widerstand gegen ihn unmöglich war, ging er ihm entgegen und heuchelte eine friedliche, unterwürfige Gesinnung, obwohl sein Herz nur auf Verrat sann. Der Kaiser, der eine fast unerklärliche Zuneigung zu diesem bösen Vetter hegte, schenkte den Worten desselben Glauben, verzieh ihm und beließ ihm sogar die Mark Meißen. Aber kaum hatte sich Ekbert entfernt, so schürte er schon von neuem den Aufstand; es kam ihm zustatten, daß die sächsischen und thüringischen Großen, als die versprochene Rückgabe der eingezogenen Güter nicht erfolgte, in das alte Mißtrauen gegen den Kaiser verfielen, ja sogar die Meinung verbreitet war, daß er wie die Bistümer so auch die Grafschaften Sachsens mit seinen Anhängern besetzen wolle. Bald stand Ekbert an der Spitze einer ausgebreiteten Verschwörung und sammelte ein Heer um sich. Mit demselben wollte er, wie man glaubte, den Kaiser lebendig oder tot in seine Gewalt bringen; am Hofe hörte man warnende Stimmen. Heinrich hatte sein Heer entlassen, mißtraute nicht ohne Grund dem Volke, in dessen Mitte er sich befand, und fand keinen anderen Ausweg als schleunige Entfernung. Flüchtig wie einst im August 1073 verließ er abermals im September 1085 Sachsen, und hinter ihm erhob sich sogleich von neuem allerorten die Rebellion. Der Gegenkönig kehrte mit Hartwig von Magdeburg und Burchard von Halberstadt nach Sachsen zurück. Die Hoffnung auf die gütliche Beseitigung der Reichsspaltung, auf die Herstellung eines allgemeinen Friedens war damit vorläufig vereitelt. Der Kaiser mußte wieder zu den Waffen greifen; denn er sah, nur mit Waffengewalt war Sachsen zu unterwerfen.

Es konnte nicht anders sein, als daß die Flucht des Kaisers im ganzen Reiche Aufsehen erregte und seine kaum gewonnene Autorität abermals tief erschütterte. Aus Sachsen flüchtig, nahm er seinen Weg zunächst nach Franken. Hier erhielt er üble Nachrichten aus Bayern, die ihn um so mehr bewegten, als bisher kein Land treuer zu ihm gehalten hatte. Aber auch hier zeigte sich jetzt Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit, namentlich im Salzburgischen.

Der junge Erzbischof Berthold war kaum eingesetzt, als er seine Macht einen seiner mächtigsten Vasallen schwer fühlen ließ. Es war dies der Graf Engelbert, ein Bruder des Erzbischofs Hartwig von Magdeburg. Berthold hatte mit Engelbert vor Jahren eine blutige Fehde gehabt: einer seiner Brüder war erschlagen, er selbst mit seinen Gefährten in Gefangenschaft geraten und hatte im Kerker schmachten müssen, bis ihn König Heinrich ausgelöst hatte. Um Rache zu üben, verheerte er jetzt Engelberts

Besitzungen in Kärnten. Aber der Graf wußte ihm zu begegnen. Mit seinen Anhängern besetzte er Salzburg, und nur die Feste, die mit Lebensmitteln reichlich versehen war, wurde für den Kaiser und Berthold verteidigt. Sobald der Kaiser von diesen Vorgängen erfuhr, suchte er durch Gesandte eine Ausgleichung zwischen dem Bischof und dem Grafen herbeizuführen. Dieser Versuch scheiterte, und der Kaiser maß die Schuld besonders dem Bischof bei; er begünstigte fortan den Grafen, unterstützte ihn gegen seine Feinde und vermehrte seine Lehen; um so mehr glaubte er, auf die Beihilfe des Grafen in dem bevorstehenden Sachsenkriege und auf dessen Treue in allen Fährlichkeiten rechnen zu können. Er täuschte sich darin, wie sich später zeigte; denn Engelbert blieb dem Kaiser feind, der ihm Berthold zum Lehnsherrn gesetzt hatte. Nichtsdestoweniger erschien er, als der Kaiser im November nach Regensburg kam, vor demselben und versprach, mit den anderen bayerischen Fürsten und Grafen acht Tage nach Epiphanias gegen die Sachsen ausziehen zu wollen.

Der Kaiser eilte, die Schmach, die ihm in Sachsen angetan war, zu rächen und dem weitergreifenden Abfall zu steuern. Gegen Weihnachten begab er sich in die rheinischen Gegenden und rüstete in Worms und Speier ein stattliches Heer; besonders von den Bischöfen seiner Partei, gegen welche er sich sehr freigebig erwies, wurde die Mannschaft gestellt. Mitten im Winter, am 27. Januar 1086, brach er mit dem Heere auf und rückte mit dem Anfang des Februars in Thüringen ein. Er fand, wie er kaum vermutet hatte, Ekbert auf das beste gerüstet. Mit einem zahlreichen, aus Sachsen und Thüringen gesammelten Heere trat der Markgraf dem Kaiser entgegen und wehrte ihm den Eingang in Sachsen. Am 7. Februar hielt der Kaiser über den Abtrünnigen zu Wegmar (bei Gotha) Fürstengericht; als ein offener Feind des Reichs und des römischen Kaisertums wurde die Acht über ihn ausgesprochen, seine Güter und Lehen eingezogen, die Grafschaften des Oster- und Westergaus in Friesland, welche er bisher besessen, sogleich dem Bischof von Utrecht verliehen. Es gelang darauf dem Kaiser, in Sachsen einzudringen, verwüstend durchzog er das Land bis zur Bode, doch schon nach wenigen Tagen mußte er den Rückzug antreten. Die bayerischen Herren, die ihm gefolgt, aber durch Engelbert ihm abtrünnig gemacht waren, verweigerten die Fortsetzung des Kampfes; überdies war der Aschermittwoch nahe, und die Bischöfe drangen auf Waffenruhe. So löste der Kaiser, nachdem die Bedingungen eines Waffenstillstandes zwischen den Fürsten von beiden Seiten vereinbart waren, sein Heer in der Mitte des Februars auf und kehrte durch Franken nach Bayern zurück, um in Regensburg das Osterfest (5. April) zu feiern.

Während der Kaiser in Regensburg verweilte, trat nun auch der Aufstand in Bayern offen hervor. Die Abtrünnigen bemächtigten sich der Stadt Freising, nachdem sie mit List den Bischof Meginward für sich gewonnen

hatten, und riefen Welf mit den Schwaben herbei. Darauf brachen sie gegen Regensburg auf, um den Kaiser in ihre Gewalt zu bringen; die Stadt wurde längere Zeit belagert, doch gelang es dem Kaiser — wir wissen nicht, auf welche Weise — zu entkommen. Wurde auch Freising bald darauf von dem Herzog Friedrich von Schwaben und dem bayerischen Pfalzgrafen Rapoto wiedergenommen, blieb auch Regensburg in den Händen der Kaiserlichen, so war der Aufstand doch keineswegs bewältigt. Kaum hatten Friedrich und Rapoto Freising den Rücken gewendet, als die von ihnen dort zurückgelassene Besatzung vertrieben wurde und die Stadt abermals in die Gewalt der Rebellen fiel. Auch im Salzburgischen gewannen die Aufständischen die Oberhand; wenige Monate später konnte Erzbischof Gebhard, von dem Grafen Engelbert und vielen Vasallen seines Stifts eingeladen, nach langer Verbannung nach Salzburg zurückkehren; Altmann von Passau und Meginward von Freising gaben ihm das Geleit. Die vom Kaiser in Salzburg und Passau eingesetzten Gegenbischöfe hatten Mühe, sich zu behaupten. Wie schon längst Schwaben war nun auch Bayern von Fehden erfüllt; überall floß Blut, und die Schranken, welche der Gottesfriede dem Morden gezogen hatte, wurden kaum noch geachtet. Durch den neuen Abfall Sachsens hatten auch die Verhältnisse des oberen Deutschlands unerwartet eine für den Kaiser höchst ungünstige Änderung erlitten.

Aber es stand Heinrich doch noch immer ein zahlreicher und sehr stattlicher Anhang zu Gebote. Dies hatte sich zu Mainz gezeigt, wo er — wahrscheinlich in der Fastenzeit — eine Synode und einen Reichstag gehalten hatte. Die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Bremen hatten sich mit zwölf anderen Bischöfen und vielen Äbten eingestellt, aus dem Laienstande der Böhmenherzog Wratislaw mit seinem Bruder Konrad, Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Liutold von Kärnten, der Pfalzgraf Rapoto und viele andere Großen. Auch die Kardinäle, welche im vorigen Jahre bei den Mainzer Beschlüssen mitgewirkt hatten und seitdem in der Nähe des Kaisers geblieben waren, erschienen hier abermals als Legaten des apostolischen Stuhls. Die Verhandlungen werden sich auf die Durchführung der vorjährigen Beschlüsse, die Mittel zur Bewältigung des Aufstandes in Sachsen und im oberen Deutschland bezogen haben. Wir kennen das Ergebnis dieser Beratungen, so weit sie Deutschland betreffen, nicht näher. Überliefert sind nur zwei wichtige Bestimmungen dieser Versammlung, welche dem böhmischen Herzoghaus neuen Glanz verliehen: Herzog Wratislaw erhielt nämlich den Königsnamen von Böhmen und Polen; zugleich erlangte sein Bruder, Bischof Gebhard von Prag, der bisher dem Kaiser als deutscher Kanzler gedient hatte, die Wiedervereinigung der Diözese Olmütz mit dem Prager Sprengel, so daß ihm, wonach er längst gestrebt hatte (S. 192), nun die geistliche Jurisdiktion über ganz Böhmen und Mähren zufiel.

Die Premysliden hatten in der letzten Zeit manches Mißgeschick erfahren: Österreich war von Wratislaw nicht behauptet, sein Neffe Swatobor-Friedrich war im Februar dieses Jahres bei einem Volksaufstande in Aquileja erschlagen und das reiche Patriarchat vom Kaiser dem Eppensteiner Udalrich, Herzog Liutolds Bruder, der schon vorlängst die Abtei St. Gallen erhalten und sich im Besitz derselben durch glückliche Kämpfe behauptet hatte, zuerteilt worden. Aber die Verluste schienen durch die größere Selbständigkeit der böhmischen Herrschaft und der böhmischen Kirche jetzt mehr als ersetzt; zumal auch die Mark Meißen, nachdem sie abermals Ekbert entzogen war, an Wratislaw zurückgegeben wurde. Wahrscheinlich ist damals auch Böhmen der bisher übliche Jahrestribut[1] an den Kaiser förmlich erlassen worden; wenigstens findet sich später keine Spur mehr von seiner Zahlung. Der Besuch der Hoftage und die Leistung des Heeresdienstes blieben fortan die einzigen Verpflichtungen der böhmischen Fürsten gegen den deutschen König.

Mit der Krönung des neuen Böhmenkönigs war der Erzbischof Eigilbert von Trier beauftragt worden. Sie erfolgte zu Prag am Tage des heiligen Veit (15. Juni) in der Kirche desselben mit größter Feierlichkeit. Während Wratislaw und seine Gemahlin Swatawa, eine polnische Fürstin, gesalbt und mit dem königlichen Diadem geschmückt wurden, erhoben die Kleriker und Herren Böhmens den Ruf: „Dem hochherzigen und friedfertigen, von Gott gekrönten Könige von Böhmen und Polen Wratislaw langes Leben, Heil und Sieg!“ Schon nach wenigen Tagen kehrte der Erzbischof, reich mit Silber und Gold beschenkt, nach Deutschland zurück. Indessen war Gebhards Kaplan Albinus mit den Kardinälen, die damals zu Wibert zurückkehrten, über die Alpen geeilt, und der Gegenpapst bestätigte auf die Verwendung des Erzbischofs Wezilo die Aufhebung des Olmützer Bistums und die Vereinigung seines Sprengels mit Prag. Dagegen weigerte sich Wibert, die Königswürde Wratislaws anzuerkennen, da dieser früher für die von Rom ihm erteilte Mitra einen Jahreszins gezahlt hatte (S. 191), die Mitra aber neben der Krone kaum noch einen Wert behielt und die Jahrgelder ohnehin ihm bisher vorenthalten waren.

Wenn sich der Kaiser den Böhmischen Brüdern so willfährig erwies, so war dies nicht allein der Dank für große geleistete Dienste, sondern nicht minder ein Beweis, daß er der Unterstützung dieser Bundesgenossen jetzt am wenigsten entraten zu können glaubte. In der Tat kam bei der schlimmen Wendung, welche die Dinge von neuem genommen, viel auf die Treue Wratislaws an, der damals eine ungemein bedeutende Stellung einnahm. Diesem Böhmen schien gelingen zu sollen, was einst vor einem halben Jahrhundert sein Vater Bretislaw angestrebt hatte, die slawischen Stämme an der Elbe und Weichsel unter seinem Szepter zu vereinigen und

[1] Vgl. Bd. II. S. 295.

damit eine weithin gefürchtete Obmacht in dem östlichen Europa zu begründen; zugleich hatte er einen Einfluß in Deutschland erlangt wie keiner seiner Vorfahren.

Schon früher ist darauf hingewiesen worden, wie der Sturz Boleslaws des Kühnen, welcher das Königtum in Polen hergestellt hatte, die Verhältnisse des Ostens umgestaltete (S. 435). Boleslaws Bruder Wladislaw-Hermann war zwar von der Szlachta als Herzog Polens anerkannt worden, hatte aber sogleich den königlichen Ehren entsagt. Nur im Anschluß an seinen Schwiegervater, den Böhmenherzog, konnte er sich in seiner Macht erhalten, die unablässig von Ungarn aus bedroht war. Denn war auch der vertriebene Boleslaw schon im Jahre 1081 dort gestorben, so hatte er doch in Mesco einen Sohn hinterlassen, der jetzt, zu den Jünglingsjahren heranreifend, die Tage des Exils bitter empfand, und König Ladislaw war schon in seinem eigenen Interesse eine neue Umwälzung in Polen zu unterstützen geneigt. Auch seine Herrschaft war ja wenig gesichert, so lange der Böhmenherzog und sein polnischer Schwiegersohn nichts zu fürchten hatten, die zum Kaiser und dessen Schwager Salomo in gleich nahen Beziehungen standen. Schon 1081 hatte Salomo, ohne Zweifel von Böhmen aus unterstützt, einen neuen Einfall in Ungarn gemacht, und das Kriegsglück muß ihm nicht ganz ungünstig gewesen sein, da sich Ladislaw mit ihm Frieden zu machen und ihm Jahrgelder zu zahlen entschloß. Der Friede war jedoch von kurzer Dauer gewesen; nach zwei Jahren hatte Ladislaw, um seine Herrschaft besorgt, Salomo in einen Kerker geworfen, dieser aber entkam der Haft und erwartete nun seine Herstellung von einer neuen Wendung der Dinge, während er ein abenteuerndes Leben im fernen Osten führte. Die steigende Macht des Böhmenherzogs konnte diese Wendung herbeiführen, konnte ihm sein früheres Reich zurückgeben.

Während die Herrschaft in Polen und Ungarn noch immer durch Prätendenten bestritten wurde, schlug Wratislaws Macht nicht nur in Böhmen, sondern auch in weiter Ferne tiefere Wurzeln. Der Titel eines Königs von Böhmen und Polen gab ihm unseres Wissens zwar in Polen keine unmittelbaren Rechte, aber er bezeichnete doch, daß der Kaiser den Vorrang, den sich Boleslaw unter den Westslawen durch die Ergreifung der Königskrone angemaßt hatte, auf Böhmen übertrug, und eine Fülle von Ansprüchen ließ sich mit der Zeit aus diesem Titel herleiten. Welchen Einfluß zugleich Wratislaw in Deutschland durch seine Teilnahme an den inneren Kriegen gewonnen hatte, läßt sich deutlich aus den Worten erkennen, welche Wezilo von Mainz an Wibert richtete, um die Erhebung des Böhmen zu rechtfertigen. „Wer hat", sagt er, „in den Drangsalen unserer Zeit sich so vielen und so großen Gefahren für die Erhaltung des Kaisertums, für die Würde des Reichs, für die Hoheit und Sicherheit Eures apostolischen Stuhls ausgesetzt als der neue Böhmenkönig?

Alle Ordnung, alle Obrigkeit und selbst die Religion wären unter die Füße der Widersacher getreten worden, wenn nicht seine Treue und Standhaftigkeit in allem und vor allem mannhaften Widerstand geleistet hätte. Darin stimmten alle überein, daß er, wenn man ihm höhere Ehre und Gunst hätte erteilen können, auch dieser vollauf würdig gewesen wäre."

Vielleicht gab es damals keinen zugleich gefürchteteren und geachteteren Namen in Deutschland als den des Böhmenfürsten. Schaudernd gedachte man in Schwaben der Verwüstung, welche seine Scharen über das Land gebracht. Mehr als einmal hatten auch die Sachsen diesen Scharen gegenübergestanden, und sie wußten am besten, wie viele unter den böhmischen Schwertern gesunken. In manchen Kirchen und Klöstern Deutschlands feierte man dagegen Wratislaw als den edelmütigsten Wohltäter, als die Blüte fürstlicher Freigebigkeit. Die Schottenmönche zu St. Jakob in Regensburg und die bedrängten Brüder in Hersfeld nahmen seine Hilfe in Anspruch; sie beteten Tag und Nacht für den Sieg seiner Waffen, für sein und seiner Kinder Seelenheil; Altmanns Kloster Götweih hielt ein Marienbild von griechischer Arbeit, welches der Böhme gesendet, in hohen Ehren. Angesehene Männer in Deutschland standen in seinem Dienst, wie der Pfalzgraf Rapoto von Bayern, der dafür jährlich die Summe von 150 Mark Silber von ihm empfing. Leicht begreift sich, welchen Wert es für den Kaiser in seiner schwierigen Lage haben mußte, Wratislaw auf das engste an sich zu fesseln.

Die Bedrängnisse des Kaisers steigerten sich von einem Tage zum anderen. Schon hatte der Gegenkönig abermals in Sachsen ein Heer gerüstet und sich mit Welf und den Schwaben in Verbindung gesetzt. Man beschloß, einen gemeinsamen Schlag gegen den Kaiser auszuführen; in den letzten Tagen des Juni sollte sich das sächsische Heer mit dem schwäbischen bei Würzburg verbinden, wo man dann eine große Tagfahrt zu halten gedachte. Gelang es den Feinden des Kaisers, sich am Main festzusetzen, so war die Herrschaft des Kaisers auch in Ostfranken und somit in allen Ländern diesseits des Rheins im hohen Maße gefährdet. Noch rechtzeitig erfuhr Heinrich den Plan und ging selbst mit einem eilig zusammengerafften Heere nach Würzburg, wo wir ihn schon in der Mitte des Juni treffen; bald darauf verließ er die Stadt, indem er Herzog Friedrich die Verteidigung übertrug, um selbst dem anrückenden schwäbischen Heere entgegenzutreten. Aber er fühlte sich nicht stark genug, es anzugreifen, und so konnten sich der Gegenkönig und Welf unbehindert vereinigen und vor Würzburg rücken. Fünf Wochen verteidigte Friedrich die Stadt, bis endlich der Kaiser mit einem Heer von 20 000 Mann, vornehmlich aus den rheinischen und lothringischen Bistümern gesammelt, zum Entsatz anzog.

Sobald Hermann, Welf und Ekbert von dem Anrücken des Kaisers

Kunde erhielten, zogen sie ihm von Würzburg aus zwei Meilen nordwärts bis Pleichfeld entgegen. Hier kam es am 11. August zu einer blutigen Entscheidung. Die Schwaben und Sachsen hatten sich zu derselben wie zu einem Glaubenskampfe vorbereitet. Nach Art der Mailänder hatte Welf seinem Heer ein Carroccio als Feldzeichen gegeben; auf einem hohen Maste, von dem eine rote Fahne wehte, war ein Kreuz aufgerichtet, welches die Schwaben gegen den Feind führten. Mit feierlichem Gebet weihte der Erzbischof von Magdeburg die Krieger zum Kampfe ein. Als derselbe beginnen sollte, saßen Herzog Welf mit seinen Scharen und die Vasallen des Erzstifts Magdeburg von den Pferden ab, um zu Fuß zu kämpfen. Gleich der erste Anlauf auf das kaiserliche Heer gelang. Die Kölner und Utrechter Vasallen, welche den Vorstreit hatten, hielten nicht stand; man glaubte, daß in ihrer Mitte Verräter seien. Ihre Flucht brachte Heinrichs Reihen in Verwirrung; nur zu bald wandten seine Ritter zum größten Teil den Rücken. Auch Heinrich selbst verließ, seiner Sinne kaum mächtig, den Kampfplatz; ein Verräter an seiner Seite soll ihm einen Schlag auf den Kopf versetzt haben, der ihm die Besinnung raubte. Nur das Fußvolk leistete herzhafte Gegenwehr und behauptete eine Zeitlang den Kampfplatz. Der Kaiser kehrte sogar noch einmal auf denselben zurück und schlug sich tapfer herum. Seine goldene Lanze, die bereits in den Händen der Feinde war, entriß er ihnen wieder. An neun Stellen wurde mit furchtbarer Erbitterung gekämpft; neun hohe Leichenhaufen gaben von diesen Kämpfen Zeugnis. Aber der Schlacht eine günstige Wendung zu geben, gelang den Kaiserlichen nicht mehr. Was sich noch aufrechterhalten hatte, wandte sich endlich flüchtend dem Rheine zu, von Welf und den Sachsen verfolgt. Einen großen Teil seiner Schätze und Gewänder mußte der Kaiser den Schwaben und Sachsen belassen; noch schmerzlicher war, daß mehrere Feldzeichen den Feinden als Trophäen blieben.

Gerade fünf Jahre nach dem Tage von Höchstädt gewannen so der Gegenkönig und Welf einen neuen Sieg. Ihr Verlust im Kampfe war gering gewesen; nur dreißig Tote und Verwundete will man gezählt haben. Weit beträchtlicher war er auf der Seite des Kaisers, obwohl keiner vom hohen Adel das Leben auf dem Schlachtfelde gelassen hatte. Aber wichtig vor allem war der moralische Eindruck, welchen die Niederlage des Kaisers hervorrief. „Hier zeigt es sich," sagte Erzbischof Hartwig zu einem gefangenen Kleriker, „auf welcher Seite das Recht ist." Dieser Eindruck war bei dem ohnehin in Schwanken geratenen Glück des Kaisers nur um so stärker. Auch Herzog Friedrich und Bischof Meinhard glaubten nun, Würzburg nicht länger halten zu können. Sofort räumten sie die Stadt, und schon am folgenden Tage zogen ungehindert die Sieger ein; nach fast zehnjährigem Exil kehrte der alte Bischof Adalbero wieder in seine Stadt zurück. Hermann von Metz und Gebhard von Konstanz gaben ihm

das Geleit; dem ersteren, aus seinem Bistum vertrieben, ging ein Hoffnungsstrahl auch für seine eigene Rückkehr auf.

Selten ist ein großer Erfolg schlechter benutzt worden. Statt sich Ostfrankens zu versichern und dadurch die aufständischen Bewegungen im oberen und niederen Deutschland in Verbindung zu bringen, begnügten sich die Sieger, eine Besatzung in Würzburg zurückzulassen, und zogen dann heimwärts; die Sachsen ohne den Gegenkönig, der die schwäbischen Scharen begleitete. Er lebte dann einige Zeit in Konstanz bei Bischof Gebhard und in dem nahen Kloster Petershausen mitten unter den strengsten Gregorianern. Wir wissen nicht, welche Absichten er hier verfolgte; jedenfalls war wenig von ihm erreicht, als er noch vor Jahresschluß nach Sachsen zurückkehrte.

Inzwischen war Würzburg wieder in die Hand des Kaisers gefallen. Mit einem in Eile zusammengebrachten Heere war er im Herbst vor die Stadt gerückt, die ihm sogleich die Tore öffnete. Bischof Adalbero kam in Feindes Gewalt, und gern hätte der Kaiser ihn, seinen Paten, trotz der Mainzer Beschlüsse in seiner bischöflichen Stellung belassen, wäre derselbe nur zu Zugeständnissen zu bewegen gewesen. Aber keine Nachgiebigkeit war von ihm zu erreichen. „Ihr könnt mich binden und töten," sagte er, „doch nicht mit dem Gebannten zu verkehren zwingen." Der Kaiser entließ ihn darauf unter sicherem Geleit nach seiner Heimat, dem Traungau; dort hat Adalbero bald auf seiner geliebten Burg Weinberg, bald in dem nahen Lambach noch mehrere Jahre gelebt. Nichts lag ihm mehr am Herzen, als den Bau und die Einrichtung des Klosters Lambach zu vollenden; am 15. September 1089 wurde das Kloster geweiht und damit ein Werk zum Abschluß gebracht, welches Adalbero durch mehr als drei Jahrzehnte mit zärtlicher Sorgfalt gepflegt hatte. Der Umgang mit seinen alten Freunden, Altmann von Passau und Gebhard von Salzburg, verschönte die letzten Jahre dieses Mannes, der für seine Überzeugung schwere Leiden mit ungebrochenem Mute getragen hatte. Nach Würzburg kehrte Meinhard zurück, starb aber dort bereits im nächsten Jahre.

Der Kaiser hatte sich, nachdem er sich Würzburg gesichert, wieder nach Bayern gewendet, um hier zunächst den Aufstand zu bewältigen; Welf und Berthold eilten herbei, um ihre Anhänger zu unterstützen. Sie überfielen den Kaiser unerwartet bei der Belagerung einer Burg und nötigten ihn, nicht nur das Land zu verlassen, sondern auch in die Berufung eines Fürstentags zu willigen, auf dem über die Wirren des Reichs Beschluß gefaßt werden sollte. Dieser Fürstentag wurde auf die dritte Woche der Fasten 1087 nach Oppenheim ausgeschrieben, einem Orte traurigsten Andenkens für den Kaiser. Aber zu Verhandlungen, wie sie die Schwaben erwartet hatten, kam es dort nicht. Der Kaiser hielt die Großen, die ihm ihre Treue bewahrten, von dem Besuche des Tages ab, und die Auf-

ständischen blieben so allein. Mochten sie nun auch über die Wirren des Reichs in die alten Klagen ausbrechen und die Schuld auf den Kaiser werfen, in der Lage der Dinge wurde dadurch wenig geändert. Die Aussichten Welfs trübten sich überdies, da sich die kaiserliche Partei in Bayern behauptete und ein neuer Angriff, den er bald darauf auf Augsburg unternahm, an dem Widerstand der Bürger scheiterte.

Die Lage des Reichs war jedoch so bedenklich, daß der Kaiser selbst wenig später die Hand zu Friedensunterhandlungen bot. Am 1. August kamen die Fürsten von beiden Seiten in Speier zusammen, und auch der Kaiser stellte sich ein. Die Verhandlungen zeigten aber erst recht, wie zerfahren die Dinge waren. Wohl schien es, als ob die Widersacher des Kaisers entschieden im Übergewicht wären. Gerade damals erfuhren sie, daß ein Nachfolger Gregors eingesetzt sei, und diese Nachricht mußte den Mut der Partei heben. Auch traf eine Gesandtschaft des Ungarnkönigs ein, der ein Heer von 20 000 Reitern gegen den Kaiser versprach. Aber doch war auf der kirchlichen Seite nirgends Einheit und Zusammenhalt. Weder die Schwaben noch die Sachsen wollten den Gegenkönig, den sie sich gesetzt hatten, mehr anerkennen; sie erboten sich sogar, sich Heinrich zu unterwerfen, wenn er nur den über ihn verhängten Bann anerkennen und sich von demselben lösen wolle. Mit Entschiedenheit wies Heinrich diese Zumutung zurück. So schied man erbitterter, als man zusammengekommen. Heinrich kündigte eine Heerfahrt gegen die Aufständischen auf acht Tage nach Michaelis an; die Sachsen und Schwaben erklärten, sie würden schon Michaelis im Felde stehen.

Zu der bezeichneten Frist zogen beide Teile nicht aus. In ihren Hoffnungen auf den Beistand des Ungarnkönigs sahen sich Welf und seine Anhänger getäuscht. Salomo hatte in dieser Zeit seinen Tod gefunden[1], und die inneren Kämpfe in Deutschland verloren fortan für König Ladislaw das unmittelbare Interesse. Die Schwaben ließen in diesem Jahre sogar ganz die Waffen ruhen. Die Sachsen suchte der Kaiser dagegen im Spätherbste auf; durch Krankheit behindert, zog er erst später, als er beabsichtigt hatte, gegen sie aus. Als er von Thüringen in Sachsen mit einem starken Heere einrückte, begegnete er keinem Widerstande an den Grenzen; die Böhmen hatten die Mark Meißen schon zuvor besetzt. Da warf sich Markgraf Ekbert, ehe es noch zu einem Zusammentreffen mit dem sächsischen Heere kam, in die Mitte der kämpfenden Parteien; er fühlte sich verloren, wenn der Kaiser in Sachsen Herr würde. Eilig sandte er Boten zu ihm und versprach ihm, wenn er seine Markgrafschaft und seine

[1] Salomo fiel im Jahre 1087 in einem Kampfe gegen das griechische Reich an der unteren Donau. Ein abenteuernder Kriegsmann, hatte er sich den Petschenegen angeschlossen, die damals im Kriege mit dem Kaiserreich des Ostens standen. Im Mai 1090 starb Ladislaws Gemahlin, die Tochter des Gegenkönigs Rudolf: damit zerriß das letzte Band zwischen ihm und den Aufständischen in Deutschland.

anderen Lehen zurückerhielte, sich zu unterwerfen; zugleich eröffnete er ihm abermals Aussichten auf eine friedliche Beilegung der sächsischen Wirren.

Wunderbarerweise ließ sich der Kaiser abermals von dem treulosen Vetter verblenden. Er verabschiedete sein Heer, verließ Sachsen und ging nach Hersfeld zurück, wo Ekbert sich ihm zu stellen versprochen hatte. Wirklich erschien er hier, bekannte demütig seine Schuld und gelobte für die Folge unverbrüchliche Treue; er machte sich zugleich anheischig, dem Kaiser ganz Sachsen und Thüringen zu unterwerfen und für die Einheit des Reiches zu wirken. So sehr traute der Kaiser diesen Versprechungen, daß er ihm nicht allein die Mark und seine Grafschaften zurückgab, sondern auch die Pässe Sachsens und Thüringens in seiner Hand beließ. Aber schon am andern Tage erschienen Boten Ekberts mit der unerwarteten Botschaft, der Markgraf könne das Wort, welches er früher seinen Landsleuten gegeben, nicht brechen, seine Versprechungen deshalb gegen den Kaiser nicht erfüllen. Erzbischof Hartwig von Magdeburg und Bischof Burchard von Halberstadt, welche in der Nähe waren, sollen den ehrgeizigen Fürsten mit trügerischen Reden, indem sie ihm Aussichten auf die Königskrone eröffneten, zu diesem neuen Treubruch verleitet haben.

Der Kaiser begab sich nach Bayern, wo er das Weihnachtsfest gefeiert zu haben scheint. Zwei Tage nach demselben starb die Kaiserin Bertha. Ihr Tod war für Heinrich ein unersetzlicher Verlust; was er in jungen Jahren gegen sie gefehlt, hatte sie ihn nie entgelten lassen, sondern alle Härte seines Charakters und alle Drangsale dieser stets bestrittenen Herrschaft mit der Geduld der Liebe getragen. So war es ihr gelungen, das Herz ihres Gemahls zu gewinnen; Heinrich erkannte und würdigte den Wert der trefflichen Frau und bewahrte das Andenken an sie um so treuer, je unglücklicher die Wahl seiner zweiten Gemahlin war. In der Kaisergruft zu Speier fand die treue Dulderin ihre Ruhestätte.

Bertha hatte die Krönung ihres älteren Sohnes Konrad noch erlebt. Im Anfange des Jahres 1087 war dieser, kaum dem Knabenalter entwachsen, von dem Anhange des Vaters zum König gewählt und am 30. Mai zu Aachen vom Erzbischof Siegwin von Köln gekrönt worden. Allerdings hatte diese Wahl nur für den Anhang des Kaisers Bedeutung; von den Gegnern desselben erkannte keiner sie an. Und zu diesen Gegnern konnten sich leicht jetzt auch Männer gesellen, welche bisher die festesten Stützen des Kaisers schienen. Liutold von Kärnten zog sich mehr von ihm zurück, und man beschuldigte den Herzog, daß er selbst nach der Krone strebe; sein Abfall würde den der ganzen Sippe der Eppensteiner nach sich gezogen haben. Noch besorglicher war, daß auch des Böhmenkönigs Treue verdächtig wurde. Wir wissen, daß er die Rückkehr des Bischofs Benno von Meißen, der vom Gegenpapst absolviert war und Verzeihung vom Kaiser gewonnen hatte, begünstigte und der von der Mainzer Synode eingesetzte Felix dort weichen mußte, wie auch daß er nach kurzer

Zeit die Vereinigung des Prager und Olmützer Sprengels rückgängig machte und einen eigenen Bischof für Olmütz bestellte, wodurch er mit seinem Bruder Gebhard aufs neue in Zerwürfnisse geriet. Es liegt die Vermutung nahe, daß Wratislaw sich durch die Art und Weise, wie der Kaiser über die Mark Meißen willkürlich verfügt hatte, tief verletzt fühlte. Er ließ eine Besatzung in der Mark zurück und ergoß sich in Beschwerden, daß er beim Kaiser nicht mehr die frühere Gunst genieße.

Ein Glück für Heinrich war, daß seine Widersacher, überall in ihrem Interesse gespalten, es nicht zu einer gemeinsamen Aktion bringen konnten. Dies zeigte sich am klarsten in Sachsen. Die Bischöfe, welche die ehrgeizigen Absichten Ekberts genährt hatten, ließen ihm bald keinen Zweifel darüber, wie wenig sie sich ihm, dem Wortbrüchigen, Wort zu halten verpflichtet fühlten. Kaum waren sie der Gefahr entronnen, so schlossen sie sich aufs neue dem Gegenkönige an und leiteten zugleich Verhandlungen mit dem Böhmenkönig ein, den sie jetzt auf ihre Seite zu ziehen hofften. Da erneuerte Ekbert dem Kaiser seine Versprechungen und bot ihm, um völlige Sicherheit für dieselben zu gewähren, Eide und Geiseln. In der Tat fand er auch jetzt noch Gehör, und seine Taten schienen endlich einmal seinen Worten zu entsprechen; als der hitzigste Vertreter der kaiserlichen Sache trat er alsbald in Sachsen auf.

Um Bischof Burchard zu schädigen, brach Ekbert in der Fastenzeit 1088 in das Halberstädtische ein und verheerte weithin das Land. Der Bischof bat um Waffenstillstand bis zum Palmsonntag; bis dahin wolle er mit seinen Freunden zu Goslar unterhandeln, ob sie sich mit ihm dem Kaiser zu unterwerfen geneigt seien. Ekbert willigte ein, ging aber sogleich selbst nach Goslar und reizte die Stimmung der Einwohner gegen den Bischof, den er als den Hauptanstifter aller Wirren Sachsens nicht mit Unrecht darstellte. Am Dienstag vor Palmsonntag kam Burchard mit großem Gefolge nach Goslar, wo sich gleichzeitig Hartwig von Magdeburg, Konrad von Beichlingen, ein Sohn Ottos von Nordheim, mit mehreren anderen sächsischen und bayerischen Herren einfanden. Sie sollen, als man am folgenden Tage in Beratung trat, zu fernerem Widerstande ermutigt, dagegen Burchard sich entschlossen gezeigt haben, aus dem Bistum zu weichen und in die Verbannung zu gehen. Man trennte sich ohne festen Entschluß, um am anderen Tage die Beratung fortzusetzen.

Am anderen Tage hatten die Dinge eine andere Gestalt gewonnen. Gleich in der Nacht nach der ersten Beratung brach ein Aufstand in Goslar aus; die Einwohner griffen zu den Waffen und erfüllten die Straßen mit Getümmel. Einige Vasallen Burchards eilten herbei, wurden aber teils niedergemetzelt, teils in die Flucht getrieben. Die Aufständischen drangen in die Herberge des Bischofs ein und fanden ihn in einem festen Turme betend in Todesangst am Boden liegen. Scheite und Steine wurden auf den wehrlosen Greis geschleudert; ein verruchter Mensch rannte

mit seinem Speer gegen ihn an, ohne ihn jedoch sogleich zu töten. Indessen hatten sich die zerstreuten Vasallen des Bischofs wieder gesammelt, und in den Straßen entbrannte ein nächtlicher Kampf; um die Wahlstatt zu übersehen, steckte man die umliegenden Häuser in Brand. Da alles nach der Brandstätte stürzte, wurde auch die Herberge des Bischofs von den Aufständischen allmählich geräumt. So gelang es den Halberstädtern, wieder bis zu ihrem Bischofe vorzudringen und ihn auf einer Tragbahre aus Goslar zu schaffen. Man brachte ihn nach dem nahen Kloster Ilseburg; hier starb er mit großer Fassung am folgenden Tage (6. April), seine Seele noch in seinen letzten Gebeten dem heiligen Petrus befehlend.

Burchards Tod hatte für den Kaiser und das Sachsenland eine außerordentliche Bedeutung. Der Bischof von Halberstadt, der an dem Hofe zu Goslar einst eine so wichtige Rolle spielte, hatte die königliche Autorität in Sachsen mehr als irgendein anderer untergraben. Fünfzehn Jahre hatte er den Aufstand geschürt, dreizehnmal war er selbst gegen Heinrich in den Kampf gezogen. Mit ihm ging endlich die Sippe Annos in Sachsen unter, und damit verlor der Widerstand der sächsischen Bischöfe gegen den Kaiser die bisherige Energie. Der Erzbischof Hartwig von Magdeburg verließ nicht nur alsbald die Sache, die er bisher verteidigt hatte, sondern erbot sich sogar, die abtrünnigen Fürsten dem Kaiser zu unterwerfen. Heinrich nahm ihn zu Gnaden an und beließ ihm zum großen Verdruß seines bereits bestellten Nachfolgers das Erzstift. Dem Beispiele Hartwigs folgten die Bischöfe von Merseburg und Naumburg; auch sie behielten ihre Ämter. Was war aus den Mainzer Beschlüssen und aus denen geworden, die infolge derselben den Krummstab erhalten hatten?

Die Aussöhnung des Kaisers mit den sächsischen Aufständischen schien zweifellos; der Gegenkönig hatte deshalb keinen Raum mehr in Sachsen. Er verlangte nach seinem Geburtsland zurück, und der Kaiser ließ ihm gern den Weg dahin offen. Die Verhältnisse des lützelburgischen Geschlechts hatten sich hier vielfach verändert. Hermanns Bruder Konrad war im Jahr 1086 auf einer Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande gestorben und sein Oheim Pfalzgraf Hermann um dieselbe Zeit abgeschieden; beide hatten niemals dem Kaiser abgesagt, ihm nie um der falschen Krone willen, die in ihr Haus gekommen, die Treue gebrochen. Die Grafschaft Lützelburg war auf Konrads Sohn Heinrich übergegangen, die Pfalzgrafschaft auf jenen Heinrich von Laach, der sich schon früher im Dienste des Kaisers ausgezeichnet hatte. Bald nach seiner Rückkehr — am 28. September 1088 — fand auch der Gegenkönig den Tod. Bei dem Berennen der Burg Kochem an der Mosel, die ihm den Einlaß verweigerte, verlor er durch einen Steinwurf von der Mauer das Leben; in Metz hat man ihn bestattet. Nicht im Kampf um das Reich wie Rudolf ist er gefallen, sondern in dem Bestreben, den ererbten Besitz aus dem Schiffbruch zu retten. Die Krone, die er sich hatte aufsetzen lassen, hat ihm

wenig Ehre und noch weniger Freude eingetragen. Zweimal hat er allerdings seinem König und Herrn, gegen den er sich empört, eine empfindliche Niederlage beigebracht, aber jener war nach der Niederlage immer noch mächtiger als er im Siege. Zwei Söhne überlebten ihn: Hermann, der Stammvater der Grafen von Salm, und Otto, der später Graf oder Pfalzgraf von Rineck genannt wird.

Der Kaiser war inzwischen selbst nach Sachsen gekommen, wo ihn die Fürsten als ihren Herrn und König empfingen. Er verlobte sich mit der Witwe des im Jahre zuvor verstorbenen Markgrafen Heinrich von der Nordmark, der treu zu ihm gehalten hatte[1]. Diese junge Witwe war die Tochter des russischen Großfürsten Wsewolod, deren fremden Namen Eupraxia oder Praxedis man in Sachsen in Adelheid umgewandelt hatte. Die üble, sonst in jedem Betracht unerklärliche Wahl des Kaisers wurde wohl durch Rücksichten auf die sächsischen Verhältnisse bestimmt; er wollte in diesem Lande, welches ihm so lange entfremdet war, durch die Verbindung mit einem einheimischen Fürstenhause festeren Boden gewinnen.

Auffälligerweise hielt sich aber der Mann, der am meisten zur Änderung der Verhältnisse beigetragen hatte, vom kaiserlichen Hofe fern. War es Mißmut über unerfüllte Versprechungen, da die Böhmen noch immer die Mark Meißen besetzt hielten, oder Eifersucht gegen seinen jungen Schwager Heinrich, welchen der Kaiser in der Ostmark sicherte, oder hatten sich die Hoffnungen Ekberts auf die Krone seit Hermanns Rücktritt aufs neue belebt: genug, der Markgraf spann abermals verräterische Pläne, und seine Absichten waren dem Kaiser kein Geheimnis. Als sich Ekbert zu seiner Rechtfertigung am Hofe zu stellen verschmähte, ließ der Kaiser im Sommer 1088 über ihn zu Quedlinburg Fürstengericht halten. Graf Siegfried, ein Sohn Ottos von Nordheim, erklärte Ekbert für einen Reichsfeind, über den die Acht zu verhängen sei; Markgraf Heinrich mit seinen Standesgenossen erkannte für Recht, daß sein Schwager die Mark Meißen, alle seine Lehen und Güter verwirkt habe und diese dem Kaiser anheimgefallen seien. Diesem Urteile stimmten die Erzbischöfe von Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Münster, Naumburg, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Merseburg und Bamberg wie alle anwesenden Laienfürsten bei. Der Kaiser schickte sich darauf an, die Burgen des Markgrafen in Sachsen und Thüringen sogleich in seine Gewalt zu bringen. Wie er später behauptete, wollte er Ekbert nur demütigen, um dann noch Gnade für Recht über seinen schlimmen Vetter ergehen zu lassen. Von Herzog Magnus, von Hartwig von Magdeburg und anderen sächsischen Fürsten unterstützt, zog er am 14. August vor Ekberts feste Burg Gleichen.

[1] Markgraf Heinrich aus dem Geschlechte der Stader Grafen war 1082 seinem Vater Udo in der Mark gefolgt. Nach Heinrichs Tode kam die Mark an seinen Bruder Liudiger Udo.

Gleichen wurde von Ekberts Leuten mit außerordentlicher Hartnäckigkeit verteidigt; mehrere Monate lang lag der Kaiser vergeblich vor der Burg, die auf ihrer steilen Höhe aller seiner Angriffe spottete. Indessen hatte der Markgraf eine große Schar entschlossener Leute aufgebracht und stürmte durch das Land, rücksichtslos die Anhänger des Kaisers verfolgend. Endlich rückte er vor Quedlinburg und belagerte hier die Äbtissin Adelheid, die Schwester des Kaisers, bei der sich auch die Braut desselben befand. Heinrich sandte Erzbischof Hartwig ab, um die Frauen zu befreien. Plötzlich aber brach Ekbert in Thüringen ein und rückte gegen Gleichen an, wo Heinrich, zu ernstem Kampfe wenig vorbereitet, noch sein Lager hatte. Ein Teil des Heeres war mit Hartwig nach Quedlinburg aufgebrochen, ein anderer bei der Nähe des Weihnachtsfestes nach der Heimat entlassen. Am Heiligen Abend überfiel Ekbert die unzureichende Mannschaft des Kaisers und richtete ein großes Blutbad unter derselben an. Bischof Burchard von Lausanne, der Kanzler des Kaisers, welcher die königliche Lanze trug, sank unter dem Schwerte der Feinde; das heilige Abzeichen des Königtums kam in Ekberts Hände. Mit Burchard fielen mehrere andere Geistliche. Erzbischof Liemar von Bremen und der Graf Berthold, ein Liebling des Kaisers, gerieten in Gefangenschaft. Heinrich selbst mußte zum zweiten Male vor Ekbert sein Heil in der Flucht suchen. Er eilte nach Bayern. Zu Regensburg erklärte er am 1. Februar 1089 den Hochverräter aller seiner Habe und seiner Güter für immer verlustig, übergab die friesischen Grafschaften desselben aufs neue dem Bischof Konrad von Utrecht, gewann sich mit anderen Vergabungen neue Anhänger in Sachsen und Thüringen. Der Triumph über den Kaiser brachte aber Ekbert selbst wenig Gewinn. Sachsen wollte keinen Gegenkönig mehr, am wenigsten Ekbert, der bisher alle Parteien betrogen hatte.

Auch in Lothringen verlangte man nach Ruhe. Am erbittersten war hier der Streit lange in Metz geführt worden. Der vom Kaiser eingesetzte Gegenbischof Walo hatte sich nicht behaupten können, und Brun, ein Sohn des Grafen Adalbert von Calw, war zu seinem Nachfolger bestellt worden. Aber auch er, ein wilder Mensch, war bald von den Metzern vertrieben worden, und der Kaiser gab ihn endlich selbst auf; Brun kehrte in seine Heimat zurück und warf sich dort auf die Seite der Gregorianer. Wenig später zog Bischof Hermann, der zuletzt eine Zufluchtsstätte bei der großen Gräfin gefunden hatte, von den Bürgern berufen, wieder in seine Stadt ein: er unterwarf sich dem Kaiser, ohne deshalb Wibert als Papst anzuerkennen. An dem großen Kirchenstreit hat er sich fortan nicht mehr beteiligt. Inzwischen war auch Dietrich von Verdun, der so oft Hermanns Zorn erregt hatte, gestorben (4. Mai 1089), und in Dietrichs Stelle wurde ein gewisser Richer gewählt, welcher aus der Metzer Kirche hervorgegangen war und den Ansichten Hermanns näher stand. Als sich der Kaiser im Sommer 1089 in den westlichen Gegenden

des Reichs aufhielt, begegnete er hier nirgends einem Widerstande. Das Herzogtum Niederlothringen übertrug er um diese Zeit, nachdem es der junge König Konrad aufgegeben, an Gottfried von Bouillon. Nicht minder wichtig war die Verleihung des durch den Tod Siegwins erledigten Erzbistums Köln an Hermann, den Kanzler des Kaisers, einen Verwandten des Erzbischofs Hartwig von Magdeburg. Der Kaiser feierte damals in Köln seine Vermählung mit Adelheid; die Krönung der Kaiserin vollzog, da Hermann noch nicht die Weihe erhalten hatte, der Erzbischof von Magdeburg, damals ohne Zweifel der einflußreichste Mann am Hofe.

Die Mainzer Beschlüsse waren so gut wie vergessen. Mit Wezilo von Mainz, der inzwischen gestorben und dem ein Thüringer, Ruthard mit Namen, gefolgt war, schienen jene Beschlüsse für immer begraben. Auch andere Bischöfe, deren Existenz mit ihnen zusammenhing, wie Meinhard von Würzburg, waren abgeschieden. Wie wenig der Kaiser sich noch an dieselben gebunden fühlte, zeigte die Stellung Hartwigs. Mochte jener andere Hartwig, der sich aus dem Erzbistum Magdeburg verdrängt sah, und die Hersfelder darüber in bittere Klagen ausbrechen, Tatsache war, daß die Einheit der deutschen Kirche nicht durch, sondern trotz jener Beschlüsse beinahe hergestellt war und die deutschen Bischöfe sich mit wenigen Ausnahmen Heinrich abermals unterworfen hatten. Altmann von Passau, Adalbero von Würzburg und Adalbert von Worms, die alten Bundesgenossen Gregors, wollten freilich die veränderte Lage der Dinge nicht anerkennen, aber sie waren ohnmächtig und wankten dem Grabe zu; Gebhard von Salzburg war ihnen bereits durch den Tod entrissen.

Nur auf Schwaben konnte der neue Papst, der jetzt in die Fußtapfen Gregors trat, noch seine Hoffnung setzen, aber auch hier nicht so sehr auf das Episkopat wie auf die Laienfürsten, die sich um den Sohn König Rudolfs, um Welf und die Zähringer scharten. Aber auch sie zweifelten bereits an dem Sieg ihrer Sache und begannen, mit dem Kaiser zu unterhandeln. Diese Unterhandlungen werden die Veranlassung gewesen sein, daß Heinrich einen Kriegszug gegen Ekbert, den er im Herbst 1089 von Franken aus antrat, schnell abbrach und nach Abschluß eines Waffenstillstandes in die fränkischen Gegenden zurückkehrte. Es war die letzte Unternehmung des Kaisers, um mit bewaffneter Hand sein Ansehen in Sachsen zur Geltung zu bringen; nur einmal noch, sechzehn Jahre später, hat er als Flüchtling wieder den sächsischen Boden betreten.

Ekbert ging auch ohne den Kaiser schon im nächsten Jahre zugrunde. Niemand wollte zu ihm halten, nirgends gewann er Freunde: so wurde er aller Feind und stürzte sich in den Kampf gegen alle. Als er vor Hildesheim rückte und ihm durch einen glücklichen Streich Bischof Udo in die Hand fiel, gab er denselben nicht eher frei, als bis er ihm die Stadt zu übergeben versprach und für die Erfüllung dieses Versprechens Geiseln

stellte; da Udo sich dann doch weigerte, die Tore der Stadt zu öffnen, ließ Ekbert einem der Vergeiselten den Kopf abschlagen. Später überfiel er seinen Schwager Heinrich, den Markgrafen der Ostmark, wurde aber in die Flucht gejagt und irrte nun unstet umher. Schon rüsteten alle Herren Sachsens, um auf ihn wie auf ein Raubtier Jagd zu machen. Nirgends war er mehr sicher. Als er, um sich vor einem Unwetter zu bergen, eine einsame Mühle im Selketal betreten hatte, wurde sein Versteck verraten; Leute der kaiserlichen Partei überfielen und erschlugen ihn hier (3. Juli 1090). Seitdem war Ruhe im Sachsenland. Mit Ekbert endete der Mannesstamm des sogenannten Brunonischen Hauses, einer von den sächsischen Königen abstammenden Nebenlinie, endete zugleich die männliche Nachkommenschaft der Kaiserin Gisela aus ihrer ersten Ehe. Die großen Erbgüter des Hauses, besonders Wolfenbüttel und Braunschweig, kamen an Ekberts Schwester Gertrud, in zweiter Ehe mit Heinrich dem Fetten, dem ältesten Sohne Ottos von Nordheim, vermählt[1].

Niemand hatte einst durch Ekberts Fall mehr zu gewinnen gehofft, als König Wratislaw von Böhmen. Anders war es beschlossen. Die Mark Meißen erhielt nicht er, sondern der Markgraf Heinrich von der Ostmark. Ob Wratislaw gezwungen oder willig Meißen aufgab, wissen wir nicht; jedenfalls besaß er nicht mehr die Kraft, es zu behaupten. Auch sein Stern war im Sinken. Die Aussichten auf eine weitreichende Macht, die sich ihm erschlossen hatten, verhüllten sich mehr und mehr; er mußte zufrieden sein, wenn er sich nur im eigenen Lande aufrecht erhielt.

Die Streitigkeiten des Böhmenkönigs mit seinem Bruder Gebhard gediehen so weit, daß dieser endlich Böhmen verließ und sich zu König Ladislaw nach Ungarn begab, wo er bald darauf sein Ende fand. Schon war auch Wratislaws Tochter, die Polenherzogin Judith, gestorben (1085), nachdem sie wenige Tage vor ihrem Tode ihrem Gemahl noch einen Thronerben geschenkt hatte. Mit ihrem Ende sank der Einfluß Böhmens auf die polnischen Angelegenheiten. Mesco, der Sohn König Boleslaws, kehrte, von Ungarn aus unterstützt, in die Heimat zurück, und Herzog Wladislaw mußte seinem Neffen eine ehrenvolle Stellung einräumen (1087). Starb der Jüngling auch nach wenigen Jahren, so gewann der Böhmenkönig damit doch wenig; denn der Polenherzog lehnte sich fortan unmittelbar an den deutschen Kaiser, mit dessen Schwester Judith-Sophia, der Witwe König Salomos, er sich im Jahre 1088 vermählte. Als Wratislaw dann auch mit seinem Bruder Konrad von Brünn in Zwist geriet, fiel selbst sein eigener Sohn Bretislaw von ihm ab und wanderte mit 2000 Anhängern nach Ungarn aus.

Der Böhmenkönig löste seinen Bund mit Kaiser Heinrich nicht, aber in die deutschen Angelegenheiten hat er nicht ferner eingegriffen. Es war

[1] Der erste Gemahl Gertruds war der im Jahre 1085 erschlagene Graf Dietrich von Katlenburg gewesen. Vgl. oben S. 512.

ein Glück für unser Vaterland, daß es zunächst nicht mehr von böhmischen Horden durchzogen wurde. König Wratislaw fand am 14. Januar 1092 auf der Jagd durch einen Sturz vom Pferde den Tod; ihm folgte als Herzog in Böhmen sein Bruder Konrad. Den königlichen Namen erbte sein Nachfolger nicht; die mit demselben verbundenen Ehren hat er nicht in Anspruch genommen.

Die Beschlüsse der zweiten Mainzer Versammlung hatten wie die der ersten alsbald ihre Bedeutung verloren: trotzdem war die Reichsspaltung beseitigt, und auch der kirchliche Kampf ermattete in Deutschland. Schon gegen Ende des Jahres 1089 konnte sich der Kaiser mit der Hoffnung tragen, daß sich der ersehnte allgemeine Friede endlich würde aufrichten lassen.

8. Wilhelm von Hirschau und der schwäbische Aufstand

Schwerlich hat der Kaiser einen sehr gefährlichen Gegner jemals so beachtet, wie er es verdiente. Es war der Abt Wilhelm von Hirschau, ein der Welt scheinbar abgewandter Mann, der dennoch auf sie einen weitgreifenden Einfluß geübt hat. Er besonders hat den kirchlichen Kampf, als er zu ersterben drohte, im Gange erhalten und eine religiöse Bewegung hervorgerufen, welche für die Entwickelung der deutschen Verhältnisse überaus folgenreich wurde. Schon öfter ist Wilhelms Name von uns genannt worden, aber es scheint hier erforderlich, seine ganze Wirksamkeit bestimmter in das Auge zu fassen.

Wilhelm stammte aus einem bayerischen Geschlecht und verlebte seine Lehrjahre im Kloster des heiligen Emmeram in Regensburg. Bei ungewöhnlicher Begabung für die Wissenschaften warf er sich in der Jugend mit voller Kraft auf die Studien und gewann schnell den Ruf eines ausgezeichneten Gelehrten. In den Disziplinen der Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, welche das Quadrivium der Schule bildeten, habe bisher fast niemand, meinte man, es ihm zuvorgetan. Jedenfalls gehörte er zu den wenigen Gelehrten seiner Zeit, die nicht lediglich das Überlieferte fortpflanzten, sondern auch auf Erfindungen sannen. Er fertigte neue astronomische Instrumente an und gab der Flöte eine zweckmäßigere Gestalt. Selbst scheint er wenig geschrieben, lieber seinen Schülern die Aufzeichnung seiner Spekulationen überlassen zu haben. Die Übungen des Scharfsinns reizten ihn, befriedigten ihn jedoch nicht auf die Dauer; denn vor allem war er Mönch und ein so entschiedener Mönch, wie es wenige zu allen Zeiten gegeben hat. Ein christliches Leben mit seinen Brüdern im Kloster zu führen, von jedem hemmenden weltlichen Einfluß sich freizuhalten, war früh und spät seine Sorge; als er im Jahre 1070 als Abt nach Hirschau gerufen wurde, trat dann die größere an ihn heran, nicht nur sich, sondern auch anderen ein vollkommenes Klosterleben zu schaffen.

In einer der schönsten Gegenden des unteren Schwarzwalds am Nagoldflusse hatte Graf Adalbert von Calw, ein Neffe Papst Leos IX., die verfallene Abtei Hirschau hergestellt und mit einigen Mönchen aus Kloster Einsiedeln, welches damals als Muster religiösen Lebens galt, zuerst besetzt. Aber seine Schöpfung wollte nicht recht gedeihen; der Graf entsetzte endlich unter Zustimmung der Mönche den Abt und berief Wilhelm aus Regensburg. Eine günstigere Wahl hätte nicht getroffen werden können; Wilhelm zeigte ein wunderbares organisatorisches Talent, und die bisher krankende Stiftung wurde unter seiner Leitung bald die blühendste in allen deutschen Ländern.

Allerdings war Wilhelm ganz zu einem Heros des Mönchtums geschaffen. Die hohe, unter den Klosterübungen ganz abgemagerte Gestalt, das langgezogene Gesicht von dunkler Farbe, der kahle Scheitel, die volltönende Stimme machten einen ungewöhnlichen Eindruck; diese Persönlichkeit verriet einen Mann von ebensoviel Kraft im Amte wie Strenge gegen sich selbst. Wilhelm imponierte, zog aber durch die Schlichtheit seiner Natur zugleich jeden an. Bei einer unermüdlichen Tätigkeit, die von glänzenden Erfolgen gekrönt war, legte er doch auf sein eigenes Werk kein Gewicht, sondern sah in allem nur die unmittelbaren Taten Gottes. Die vollendete Selbstlosigkeit seines Tuns erzwang ihm die allgemeine Achtung; er beherrschte die Gemüter wie mit Naturnotwendigkeit. Er war eine streitbare Natur und ließ sich wohl im Streit trotz seiner Klugheit von blindem Eifer fortreißen, aber immer war es ihm dabei, wie jeder fühlte, nur um die Sache zu tun, welche ihm als Gottes Sache galt.

Wilhelms erstes Bemühen war, Hirschau von jedem weltlichen Einflusse freizumachen. Es gelang ihm dies, und zur Sicherung der gewonnenen Freiheit stellte er sein Kloster unter den unmittelbaren Schutz des Papstes. Eine Reise, welche er deshalb im Jahre 1075 nach Rom unternahm, brachte ihn in unmittelbare Beziehungen zu Gregor, und als der große Streit um die kirchliche Freiheit ausbrach, trat der Abt von Hirschau sogleich als der offenste Anhänger der vom apostolischen Stuhl verkündigten neuen Lehren auf. Seine Bestrebungen berührten sich hier mit denen der Mönche von St. Blasien, welche ihr Kloster nach den Ordnungen von Fruttuaria kurz vorher[1] auf Veranlassung der Kaiserin Agnes reformiert hatten. Als sich Gregor in den deutschen Gegenden eine ähnliche Volksbewegung wie die lombardische Pataria hervorzurufen bemühte, gelang es ihm nur in Schwaben, und die Schwarzwaldklöster waren die Mittelpunkte der Getreuen des heiligen Petrus. Von hier gingen die Mönche aus, welche gegen Heinrich und die ihm anhängenden Bischöfe Widerstand predigten; hier wurden auch zum Teil die Streitschriften gegen die Feinde des apostolischen Stuhls verfaßt; hier holten sich die päpst-

[1] Um das Jahr 1070. Man vergleiche über die verwandten von Anno ausgehenden Klosterreformationen S. 128 f.

lichen Legaten und die Gegenkönige Rat; hier fanden alle aus ihren Sitzen von Heinrich vertriebenen Gegenbischöfe eine Zufluchtsstätte. Das stille Hirschau war gleichsam zu einer Rüstkammer des inneren Krieges geworden; Abt Wilhelm, welcher die Welt zu meiden suchte, war mitten in ihre Kämpfe hineingerissen.

Die Verwirrung aller Verhältnisse in Schwaben, die Gewissensbedrängnis bei der Unmöglichkeit, im Weltverkehr die Gebannten zu meiden, der immer wachsende Hang zum Klosterleben wirkten zusammen, um den Zudrang zu den Schwarzwaldklöstern damals in unerhörter Weise zu steigern; namentlich geschah es in Hirschau, wo Wilhelm zwölf Brüder vorgefunden hatte und die Zahl derselben in einigen Jahren auf mehr als hundertundfünfzig stieg. Man bedurfte nicht nur weiterer Räume, sondern die neuen Verhältnisse verlangten auch neue Ordnungen. Wilhelm richtete jetzt seinen Blick auf die hochgepriesenen Einrichtungen Clunys, auf welche ihn besonders der päpstliche Legat Abt Bernhard von Marseille, als derselbe 1077 nach Hirschau kam (S. 378) und fast ein Jahr dort verweilte, verwiesen hatte. Wiederholt schickte Wilhelm deshalb Hirschauer Brüder nach Cluny, um alle Verhältnisse der französischen Kongregation durch sie kennenzulernen. Förderlicher als diese Aussendlinge war für ihn, daß ihm das Glück einen Jugendgenossen wieder zuführte, der selbst zu den Würdenträgern Clunys gehörte.

Es war Udalrich, der einer reichen Regensburger Familie angehörte und durch seinen Oheim Bischof Nitker von Freising früh zu einer vorteilhaften Stellung in der Kirche und zu Ansehen am Hofe Heinrichs III. gelangt war. Nach Nitkers Tode scheiterte aber das Glück des jungen Mannes; er sah sich verfolgt, zog sich zurück und wollte aus seinem Vermögen für sich und ihm geistverwandte Männer ein Kloster in seiner Vaterstadt gründen. Da jedoch der Regensburger Klerus hartnäckig seinen Wünschen widerstrebte, beschloß er endlich, mit Gerald, dem Vorsteher der dortigen Domschule, die Stadt zu verlassen und nach Cluny zu gehen. Beide führten ihren Vorsatz aus, in dem sie sich noch durch eine Wallfahrt nach Rom bestärkt hatten, und fanden in Cluny bei Abt Hugo die freundlichste Aufnahme. Gerald wurde bald Prior in Cluny, schon nach wenigen Jahren Kardinalbischof von Ostia, und wir wissen, wie sich Papst Gregor seiner Klugheit und Erfahrung in den deutschen Verhältnissen bediente. Udalrich blieb im Dienste der Kongregation, aber auch sie leitete seine Tätigkeit auf die Heimat zurück. Cluny ging damals mit dem Gedanken um, in den alemannischen Gegenden, wo ihm bereits mehrere Schenkungen zugefallen waren, ein Priorat zu begründen, und Udalrich besonders wurde mit der Ausführung dieses Plans beauftragt. Wiederholentlich ging er deshalb nach Deutschland und besuchte auf diesen Reisen auch Hirschau; etwa seit dem Jahre 1085 verweilte er dauernd in den alemannischen Gegenden als Prior des neuen Stifts, welches erst

zu Grüningen, dann westlich vom Abhange des Feldbergs im Schwarzwalde seinen Sitz hatte, und das man später nach seinem Namen genannt hat. Aus Udalrichs Munde erhielt Abt Wilhelm jede gewünschte Belehrung über Cluny: er erlangte überdies, daß ihm der Jugendfreund über die dortigen Einrichtungen Aufzeichnungen machte, und diese hat Wilhelm dann bei seinen Reformen und bei der Abfassung der Hirschauer Regel zugrunde gelegt. Hirschau wurde so gleichsam das deutsche Cluny, wenn auch die festen Ordnungen der französischen Kongregation sich den freieren Verhältnissen der deutschen nicht anpassen wollten.

Schon bestand in Cluny wie in manchen italienischen Klöstern die besondere Klasse der dienenden Brüder, die vorzugsweise zur Handarbeit bestimmt war und sich in Kleidung und Lebensweise von den anderen Brüdern unterschied. In Deutschland kannte man sie bis dahin nicht, aber in Hirschau und in St. Blasien wurde sie nun eingeführt und gewann bald eine große Bedeutung. Nicht allein niedere Leute schlossen sich beiden Klöstern an, sondern auch die vornehmsten Herren drängten sich zu den Mönchen. Markgrafen und Grafen sah man in der Mühle und in der Kirche beschäftigt, ja selbst bei den Schweineherden als Hirten; in schlichten Kleidern mit langen Bärten gleich den anderen niederen Laienbrüdern, die man als Bärtlinge zu bezeichnen pflegte, gingen diese Herren einher, die einst in der Welt geglänzt hatten. Besonders groß war der Andrang der Laienbrüder in Hirschau, und als das Kloster die zuströmende Masse nicht mehr fassen konnte, traten auch solche Personen in ein dienendes Verhältnis zum Kloster, welche außerhalb desselben Wohnung behielten und sich in ihrer Lebensweise von den Kindern der Welt kaum unterschieden.

Der Einfluß Hirschaus auf das ganze Schwabenland war durch diese Affiliierten in stetem Steigen; nicht minder wuchs er durch die Kolonien, welche Abt Wilhelm aussandte. Zuerst wurden die St. Gregorius-Zelle im Murgtal und St. Georgen an der Donauquelle begründet, dann Zwiefalten und Weilheim unter der Teck. Und noch wichtiger als diese Neugründungen war die durchgreifende Reformation des Klosters Schaffhausen, welche Wilhelm um 1080 vornahm. Nach deren Beendigung übertrug er die Leitung der Abtei seinem eifrigsten Schüler Siegfried; unter diesem stieg die Zahl der Mönche und Laienbrüder auf dreihundert, und Schaffhausen wurde neben Hirschau und St. Blasien eine der festesten Burgen der Gregorianer. In ähnlicher Weise ist einige Jahre später auch das Kloster Petershausen bei Konstanz reformiert worden.

Schon sahen sich die Hirschauer Mönche auch in andere deutsche Länder eingeführt. So wurde Kloster Komburg bei Hall in Franken durch sie hergestellt. Dann ging eine große Kolonie von fast fünfzig Brüdern, von Erzbischof Siegfried berufen, nach Hasungen in Hessen, mußte sich aber bald dort zurückziehen. In Thüringen fanden die Hirschauer zu St. Peter in Erfurt und in dem vom Grafen Ludwig begründeten Rein-

hardsbrunn einen günstigeren Boden. In Bayern bediente sich Hazega, die Witwe Graf Ottos von Scheiern, der Hilfe des Abts Wilhelm, um eine fromme Stiftung in das Leben zu rufen; erst in Bayerisch-Zell begründet, wurde sie bald nach Fischbachau, dann nach Usenhoven verlegt, gewann aber erst später in Scheiern festen Bestand. Auch in das ferne Kärnten drangen schon Wilhelms Mönche ein; der Graf Engelbert von Sponheim hatte sie dorthin gerufen, um das Kloster St. Paul im Lavanertal zu begründen. Es war das eifrigste Bestreben Wilhelms, alle diese Kolonien nah und fern als Priorate in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Hauptkloster zu erhalten, doch ist ihm dies nicht geglückt; die meisten Stiftungen stellten sich bald als selbständige Abteien neben das Mutterkloster, wenn sie auch mit ihm in einer gewissen Verbindung blieben, wie sich eine solche auch mit anderen Klöstern, wo man entweder die Ordnungen von Hirschau annahm oder einzelne Mönche von dort berief, in der Folge anknüpfte und erhielt. Die Hirschauer Mönche und ihre Ordnungen haben sich so weithin über Deutschland verbreitet, aber niemals hat sich um Wilhelms Kloster eine gleich fest geordnete Kongregation wie um Cluny geschlossen.

Es war von nicht geringer Bedeutung, daß in derselben Zeit, wo in Lothringen die Einflüsse Clunys aufhörten oder doch merklich nachließen, nach dem Vorbilde der großen französischen Kongregation eine ähnliche große Mönchsverbindung im Herzen Deutschlands in das Leben trat; um so einflußreicher wurde sie, als sie bei dem inneren Kampf sich sogleich in die entschiedenste Opposition gegen das Kaisertum warf, ganz auf die neuen von Rom aus verbreiteten Ideen einging. Mit Altmann von Passau, Adalbero von Würzburg, Adalbert von Worms harrte sie im Kampfe aus, als der Widerstand gegen Heinrich sonst zu ermatten anfing. Nie hätte sie Wibert, nie die infolge der Mainzer Beschlüsse vom Kaiser eingesetzten Bischöfe anerkannt; vielmehr unterhielt sie in allen Diözesen, soweit sie es vermochte, den Widerstand gegen die Eindringlinge und schürte den kleinen Krieg zwischen Bischöfen und Gegenbischöfen stets von neuem an. Fast in allen deutschen Ländern sah man die Hirschauer Mönche, welche schon durch ihre weiten Kutten, ihre großen Tonsuren, ihre verzückten Mienen die Aufmerksamkeit fesselten, den Aufstand gegen den gebannten Kaiser und die von ihm eingesetzten Bischöfe predigen.

Nicht überall haben die Hirschauer gleich leichten Eingang beim Volke gefunden, aber in Schwaben haben sie in der Tat damals die allgemeine Stimmung beherrscht. Das ganze Leben des Volkes nahm hier eine mönchische Richtung. Nicht allein daß die alten und neugegründeten Klöster die um Aufnahme bittenden Laien nicht mehr bergen konnten, auch außerhalb derselben tat man sich in Vereinen zusammen, die nach klösterlicher Weise eingerichtet waren und sich unter die Leitung eines Priesters oder Mönchs stellten. Die Männer verließen ihre Frauen, die Frauen ihre

Männer, um solche Vereine zu bilden; ja ganze Dorfschaften führten bei sich ein gemeinsames Leben ein und unterwarfen sich einem Mönche oder strenggläubigen Priester. Überall im Lande entstanden diese „Brüderschaften des gemeinsamen Lebens", welche Papst Urban schon bei seiner Anwesenheit als Legat kennenlernte und bald nach dem Antritt seines Pontifikats förmlich bestätigte; er wollte in ihnen eine Rückkehr zu den ältesten Formen der christlichen Kirche erkennen.

Wilhelm war dem Ende seiner rastlosen Tätigkeit nahe[1]; er hatte ein Feuer auf Erden anzünden wollen, und wahrlich, es brannte. Wenn die Gregorianischen Prinzipien zuletzt doch in Deutschland Geltung gewannen, so hat er nicht am wenigsten dazu beigetragen. Von den schwäbischen Klöstern aus, namentlich Hirschau, Schaffhausen und St. Blasien, ist der Streit gegen das Kaisertum damals besonders fortgeführt worden, und die zahlreichen Kolonien dieser Klöster in den folgenden Jahrzehnten haben eine ähnliche Erregung, wie sie damals in Schwaben herrschte, auch in andere deutsche Länder getragen. Wohin diese Mönche kamen, predigten sie Kampf auf Leben und Tod gegen den gebannten Kaiser und die von ihm eingesetzten Bischöfe, vor allem gegen den Widerchrist in Ravenna, welcher die Einheit der Kirche zerrissen. Wieviel von Wilhelms Erfolgen man übrigens auch seiner Persönlichkeit und dem religiösen Triebe der Zeit zuschreiben mag, so beruhten sie doch auch zum großen Teil auf der Unterstützung, welche ihm und seinen Freunden die mächtigen Herren Schwabens angedeihen ließen. Der Gegenherzog Berthold von Rheinfelden, Welf und die Zähringer förderten auf alle Weise die Klöster des Schwarzwaldes, weil sie ihnen die wirksamsten Mittel boten, um Schwaben im Aufstand gegen den Kaiser zu erhalten.

Die Zähringer standen den Hirschauern auch in religiöser Beziehung nahe. Von den drei Söhnen Herzog Bertholds des Gebarteten, der während der Jugend des Kaisers einen so bedeutenden Einfluß übte, hatte der eine, Markgraf Hermann, in jungen Jahren Weib und Kind verlassen, um in Cluny den Mönchen als Laienbruder zu dienen, und war dort im Jahre 1074 gestorben[2]. Ein anderer Sohn Bertholds, Gebhard mit Namen, war früh in das Kloster Hirschau getreten, dann von Urban II. während seiner Legation in Deutschland im Jahre 1084 zum Bischof von Konstanz erhoben und geweiht worden. Nach dem Tode jenes Otto, der den Gregorianern so vielen Anstoß gegeben hatte (1086), gelang es dann Gebhard, in dem Bistum festen Fuß zu fassen, und bald fielen ihm neue Ehren und Pflichten zu, da ihn der Papst durch ein Schreiben vom 18. April 1089 zu seinem stehenden Legaten in Deutschland neben dem alternden Altmann ernannte. Ein geschickteres Werkzeug, um die kirch-

[1] Er starb am 5. Juli 1091.

[2] Sein Sohn Hermann erbte die Besitzungen des Vaters und ist der Stammvater der Markgrafen von Baden.

liche Bewegung in Schwaben zu erhalten und weiterzuverbreiten, konnte der Papst kaum wählen; denn Gebhard besaß nicht nur den Eifer, sondern auch die Macht, dem Stuhle Petri die größten Dienste zu leisten. Ihn unterstützte der ganze Anhang der Schwarzwaldklöster und vor allem sein älterer Bruder Berthold, welcher die Hauptmasse der väterlichen Güter überkommen hatte; Berthold bekannte sich in die Hand seines Bruders als Vasall des apostolischen Stuhls und stellte damit alles, was er hatte, in den Dienst des heiligen Petrus.

Welf fesselte dagegen nicht sowohl kirchliches Interesse wie der Vorteil seines Hauses an die Hirschauer und die anderen Reste der Gregorianischen Partei. So nahe dieser auf deutschen Boden verpflanzte Lombarde Gregor VII. gestanden hatte, würde er doch in der Opposition gegen den Kaiser kaum ausgedauert haben, wenn es ihm nicht um den Wiedererwerb des Herzogtums Bayern zu tun gewesen wäre. Um sich den Zugang zu demselben zu öffnen, richtete er immer von neuem seine Angriffe auf Augsburg und Bischof Siegfried, der mit bemerkenswertem Eifer die kaiserliche Sache vertrat, und es war für ihn von nicht geringer Bedeutung, daß er endlich am 12. April 1088 nicht nur die Stadt durch einen nächtlichen Sturm einnahm, sondern auch Siegfried in seine Gewalt bekam. Er ließ die Mauern bis auf den Grund abtragen und schleppte den Bischof mit sich fort. Der Gegenbischof Wigold kehrte in die Stadt zurück. Vermochte sich auch weder Wigold dort zu behaupten noch nach seinem bald darauf eintretenden Ende dessen Nachfolger, so blieb doch Augsburg in Welfs Gewalt, und Siegfried lag in dem Kerker zu Ravensburg; selbst als er im Jahre 1090 den Bischof gegen ein großes Lösegeld entließ, wagte sich Augsburg nur zögernd wieder auf die kaiserliche Seite zu schlagen. Auch in Bayern hatte Welf, wie wir wissen, inzwischen manche Freunde gewonnen, obschon der Kaiser hier noch immer die Oberhand behalten hatte. Hätte sich Heinrich vom Drange der Verhältnisse damals bestimmen lassen, dem alten Widersacher sein Herzogtum zurückzugeben, so ist wohl kaum zu bezweifeln, daß er ihn, der des Kampfes schon müde wurde, sich versöhnt haben würde. Urban II. kannte Welf zu gut, um nicht zu wissen, daß er ihn nur durch Aussichten auf große Erwerbungen für sein Haus der kirchlichen Sache erhalten könnte, und solche Aussichten eröffnete er ihm, indem er sich zum Vermittler einer politischen Ehe machte, welche die große Gräfin Mathilde mit dem welfischen Hause, zugleich die lombardische Pataria mit der religiösen Bewegung in Schwaben unmittelbar verband.

Es war vielleicht das schwerste Opfer, welches Mathilde der römischen Kirche gebracht hat, daß sie sich zum zweitenmal zu einer Scheinehe hergab. Die erste war bereits vor dreizehn Jahren durch den Tod Herzog Gottfrieds des Höckrigen gelöst worden. Seitdem war ihre Hand wiederholentlich von italienischen und fremden Großen umworben worden, welche

die reiche Erbschaft, von der man schwerlich wußte, daß sie der römischen Kirche bestimmt war, mehr anziehen mochte als die Reize der verblühten Frau. Beharrlich hatte sie bisher alle diese Bewerbungen zurückgewiesen. Wenn sie sich dennoch jetzt, über vierzig Jahre alt, Welfs Sohn, einen siebzehnjährigen Jüngling, zu ihrem Gemahl zu nehmen entschloß, so konnte sie dazu nur das Interesse der Kirche bewegen. Den jungen Welf wie seinen Vater und Großvater, den alten Albert Azzo II. (S. 163), verführte die Aussicht, die großen Erbgüter Mathildens den Estensischen Besitzungen hinzuzufügen. Im Jahre 1082 ging der junge Welf über die Alpen, um eine Ehe zu schließen, welche ihn dem Gelächter der Welt preisgab und den Ruf der großen Gräfin schmählich gefährdete, aber der kirchlichen Partei die größten Vorteile in Aussicht stellte.

Mathilde verlangte wenig mehr von ihrem Gemahl, als daß er entschlossen ihren Feinden begegnete; denn in der Lombardei hatte der Kampf inzwischen ununterbrochen mit wechselndem Glücke fortgedauert. Die Partei griff weiter um sich und verstärkte Mathildens Macht; auch die Bürgerschaften ihrer Städte, denen sie jetzt Privilegien über Privilegien erteilte, ließen sich bewegen, für sie die Waffen zu nehmen. Dagegen hatte der Kaiser, um den Widerstand der Wibertisten zu beleben, schon gegen Ende des Jahres 1087 den jungen König Konrad über die Alpen gesendet, und diese Maßregel scheint nicht ohne Erfolg geblieben zu sein; denn der junge Welf mußte sich, sobald er die Lombardei betreten hatte, in den Kampf gegen die Wibertisten werfen, und seine ersten Waffentaten waren wenig vom Glück begünstigt. Die große Gräfin betrieb deshalb einen Waffenstillstand, der bis Ostern des nächsten Jahres (1090) bewilligt wurde.

Es war um dieselbe Zeit, daß Welf und die anderen schwäbischen Fürsten mit dem Kaiser die bereits erwähnten Friedensverhandlungen einleiteten. Sie kamen persönlich mit ihm zusammen; vielleicht in Regensburg, wo der Kaiser das Weihnachtsfest 1089 feierte. Sie versprachen, sich ihm zu unterwerfen, wenn er Wibert aufgeben und sich durch einen Bischof der Gregorianischen Partei wieder in den Schoß der Kirche aufnehmen lassen wolle; ohne Zweifel verlangten sie zugleich die Zurückstellung ihrer eingezogenen Güter und Lehen. Der Kaiser, den die Verbindung der großen Gräfin mit den Welfen mit nicht geringer Besorgnis erfüllt hatte, soll einer Verständigung mit den schwäbischen Fürsten nicht abgeneigt gewesen sein, aber manche Bischöfe, welche nach Wiberts Fall, da sie von Wibertisten geweiht waren, ihre Absetzung fürchteten, widersetzten sich mit Entschiedenheit dem Abkommen. Die Verhandlungen sind dann im Februar 1090 zu Speier abermals aufgenommen worden, aber nicht mit besserem Erfolg. Denn schon war der Kaiser entschlossen, selbst nach Italien zu gehen, um den Bund zwischen Mathilde und den Welfen, zwischen den aufständischen Lombarden und Schwaben zu spren=

gen. Gegen Ende des März 1090 verließ er mit einem Heere den deutschen Boden, nahm den Weg über den Brenner und war am 10. April in Verona. Er eilte gegen Mantua, den Hauptsitz der großen Gräfin, und begann bereits im Mai die Belagerung der Stadt. Nirgends war er bis dahin einem ernsten Widerstande begegnet; die meisten Städte hatten ihm die Tore geöffnet, viele Herren der Lombardei ihn freudig begrüßt.

Unbekannt ist, welche Anordnungen im einzelnen der Kaiser in Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit traf. Wir hören zwar, daß der Pfalzgraf von Lothringen, Heinrich von Laach, zum Statthalter des Kaisers bestellt wurde, aber die Herzoge und Grafen scheinen durch die Autorität dieser Statthalterschaft wenig beschränkt gewesen zu sein. Im oberen Deutschland ließ Heinrich den inneren Krieg zurück. In Schwaben tobte der Parteikampf in alter Weise fort, und es machte wenig Eindruck, daß zwei hervorragende Führer der Aufständischen um diese Zeit den Tod fanden. Graf Hugo von Egisheim, der mächtigste Mann im Elsaß, wurde im Schlafgemach und an der Seite des Bischofs von Straßburg von den Leuten desselben erschlagen (4. September 1089). Der Gegenherzog Berthold von Rheinfelden starb am 18. Mai 1090, ohne Nachkommenschaft zu hinterlassen. Sein Tod vermehrte die Macht der Zähringer, da der größte Teil seiner Güter an seinen Schwager Berthold von Zähringen kam, der dann zwei Jahre später von den Aufständischen auch zum Herzog von Schwaben erhoben wurde. Wenn hier die kirchliche Partei im entschiedenen Übergewicht blieb, so behauptete dagegen in Bayern die kaiserliche noch immer ihre überlegene Stellung. Wenn es auch zwei Jahre nach Gebhards von Salzburg Tod endlich im März 1090 gelang, ihm wieder einen Nachfolger in dem aus Hirschau herübergekommenen Thiemo zu geben, so konnte sich dieser doch nur mit Mühe gegen den kaiserlichen Gegenbischof behaupten, und auch der Bischof von Freising, der zu Welf hielt, schwebte in steter Gefahr. Noch günstiger stand die kaiserliche Sache in Kärnten. Mochte Herzog Liutolds Treue in der letzten Zeit verdächtig geworden sein, er fiel doch nie vom Kaiser ab, und als er unerwartet im Jahre 1090 starb, folgte ihm im Herzogtume sein Bruder Heinrich, bisher Markgraf in Istrien, der gleich den anderen Eppensteinern zu der kaiserlichen Fahne hielt. In diesen Gegenden hatte des Herzogs Bruder Udalrich, der Abt von St. Gallen und Patriarch von Aquileja, die Autorität des Kaisers und seine eigene mit größerem Glück als in Schwaben stets zu behaupten gewußt.

War auch der innere Krieg nicht ganz bewältigt, so war doch durch den sechsjährigen Aufenthalt des Kaisers in Deutschland Erhebliches gewonnen. Der Gegenkönig Hermann war beseitigt; Ekbert hatte in seine Stelle zu treten gesucht, aber damit nur den allgemeinsten Widerstand hervorgerufen; Welf hatte nicht einmal die Hand nach der Krone auszustrecken gewagt. Es gab nur *einen* König und Kaiser im Reiche, den auch der

Episkopat mit wenigen Ausnahmen als seinen Herrn anerkannte; allein Gebhard von Konstanz besaß noch unter den Bischöfen eine zu fürchtende Widerstandskraft. Die sächsischen Fürsten, so lange die erbittertsten Feinde des Kaisers, waren auf seine Seite getreten; mit dem Billinger Magnus, mit den sächsischen Markgrafen, mit den Söhnen Ottos von Nordheim stand er in gutem Einvernehmen. In Franken und Lothringen war der kaiserliche Name unangefochten. Das Schicksal des Welfen und der Zähringer und damit des schwäbischen Aufstands mußte sich jetzt in Italien entscheiden.

9. Neue Erhebung des Papsttums

Der Kampf mit der großen Gräfin

Als der Kaiser zum drittenmal die Alpen überstieg, hatte er nur die Vernichtung Mathildens und der Welfen im Auge. In der Tat hing an dem Kriegsglück der großen Gräfin und ihres jugendlichen Gemahls nicht allein die Herstellung der kaiserlichen Herrschaft in Deutschland, sondern auch die Zukunft Italiens und vor allem des Papsttums war durch den Ausgang des Kampfes bestimmt. Mußten sich Mathilde und die Welfen dem Kaiser unterwerfen, so hatte die Pataria ihre Rolle ausgespielt, die Bischöfe der Lombardei unterwarfen sich dann von neuem ihre Städte, Wibert setzte sich in Rom fest, und Urban II. blieb kaum eine andere Wahl, als die Reste der Gregorianischen Partei nach Frankreich zu flüchten, wo sie sich allgemach hätte auflösen müssen.

Das Schicksal hatte die Tochter der lothringischen Beatrix jetzt zur Schützerin des römischen Papsttums, der lombardischen Freiheit und der deutschen Fürstenmacht gegen das Kaisertum erkoren. Eine ähnliche Stellung war ihr zugefallen, wie einst ihr Stiefvater Gottfried gegen den Vater des Kaisers eingenommen und nicht mit sonderlichem Glücke behauptet hatte. Sie trat in die Fußtapfen desselben, mit klarerem Blick ihr Ziel erfassend und, obwohl ein Weib, mit festerem Schritt ihm zueilend. So gelang der großen Gräfin jetzt mehr als einst dem großen Herzog. Eine unheilbare Wunde schlug sie dem deutschen Kaisertum, eine Rächerin des Mißgeschicks, welches Hildebrand, ihren väterlichen Freund, betroffen hatte. Nicht immer hat sie Waffen gegen Heinrich gebraucht, deren sie sich rühmen durfte, aber mit Recht ist ihr nachgesagt worden, daß sie vor allem die Freiheit der Kirche, wie sie die Gregorianer verstanden, im entscheidenden Augenblick gerettet habe.

Der Kampf nahm zu Beginn für Mathilde die gefährlichste Wendung. Unangefochten war der Kaiser bis vor Mantua gerückt und hatte sofort die Belagerung begonnen. Hier aber stieß er auf hartnäckigen Widerstand.

Die Stadt war mit Lebensmitteln gut versehen, die Sümpfe des Mincio boten ihr Schutz, und die Bürgerschaft wurde durch neue Privilegien für ihre Herrin gewonnen. Heinrich sah sich zu zeitraubenden Maßregeln genötigt, um den Trotz der Mantuaner zu beugen. Im Juni 1090 nahm er die Burg Rivalata am Mincio oberhalb Mantua, dann besetzte er den Turm Governolo an dem Zusammenfluß des Mincio und Po, um die Zufuhr abzuschneiden, welche Mathilde, die inzwischen die Mauern Mantuas verlassen hatte, unausgesetzt der Bürgerschaft zugehen ließ. Das Leben in der Stadt wurde beschwerlich, doch an die Übergabe derselben war noch nicht zu denken. Gegen Ende des Jahres ließ der Kaiser deshalb einen Teil seines Heeres vor Mantua zurück, um die Belagerung fortzusetzen, während er selbst sich mit dem Rest in die Gegenden am unteren Po begab und hier die welfischen Besitzungen verwüstete. Das Weihnachtsfest feierte er mit dem Gegenpapst in Padua und kehrte erst in der Fastenzeit 1091 in das Lager vor Mantua zurück. Durch die Not bewältigt, fingen die Bürger jetzt nach elfmonatiger Belagerung endlich an, mit dem Kaiser zu unterhandeln. In der Nacht vom Grünen Donnerstag (10. April) zum Karfreitag öffneten sie den feindlichen Scharen, nachdem vorher der junge Welf, der Bischof und die ergebensten Freunde der großen Gräfin das Weite gesucht hatten, die Tore der Stadt, in welcher dann der Kaiser mit den Seinen die Ostertage verlebte.

Nachdem Heinrich eine Besatzung in Mantua zurückgelassen und einen deutschen Kleriker mit Namen Kuno zum Bischof der Stadt bestellt hatte, zog er bald nach Ostern aus, um die benachbarten Burgen Mathildens zu unterwerfen[1]. Aber schon am 17. Mai war er wieder in Mantua, wo ihn ein großer Hofstaat umgab. Sein Sohn König Konrad hatte sich mit vielen italienischen Großen aus dem Mailändischen und der Romagna eingestellt, unter ihnen Albert, ein Bruder des Gegenpapstes; außerdem waren mehrere deutsche und italienische Bischöfe zugegen. Der Patriarch Udalrich von Aquileja, Erzbischof Liemar von Bremen und Bischof Konrad von Utrecht waren dem Kaiser über die Alpen gefolgt; zu ihnen kam jetzt auch Bischof Erpo von Münster, der von einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande heimkehrte. Der Kaiser besaß hinreichende Streitkräfte, um sich im Laufe des Sommers alle Burgen Mathildens diesseits des Po, mit Ausnahme von Piadena am Oglio und Nogara nördlich von Mantua, zu unterwerfen. Mathilde hielt sich auf ihren Festen im Apennin auf und suchte zunächst nur die Gebiete von Modena und Reggio vor feindlichen Anfällen zu schützen.

So große Erfolge des Kaisers blieben nicht ohne Wirkung. Schon im Anfange des Jahres 1091 hatte die kaiserliche Partei in Rom wieder völlig die Oberhand gewonnen und Wibert zurückgerufen. Urban II. irrte flüchtig in den Ländern der Normannen umher, und es war ein neuer harter Schlag

[1] Am 5. Mai war der Kaiser zu Bassano unweit des Oglio.

für ihn, daß sein Schützer Jordan von Kapua damals das Zeitliche segnete, zumal dieser Todesfall üble Verwickelungen in den Verhältnissen Unteritaliens hervorrief. Die Kapuaner verweigerten Richard, Jordans Sohn, den Gehorsam, den sie bisher widerwillig genug dem Vater geleistet hatten, und die normannischen Herren Apuliens sahen die Verlegenheit des neuen Fürsten nicht ungern.

Nicht minder machte sich das Glück der kaiserlichen Waffen in Schwaben bemerklich. Mehrere vornehme Herren verließen die kirchliche Sache und achteten nicht darauf, daß sie dadurch nach der Meinung der Frommen im Lande dem Banne verfielen. Bald gerieten auch die Brüderschaften des gemeinsamen Lebens in Auflösung; es fruchtete wenig, daß sie der Papst noch mit dem Banne zusammenzuhalten suchte. Selbst Welf dem Vater wurde die Lage der Dinge bedenklich, und er versuchte seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Im August begab er sich mit anderen schwäbischen Fürsten über die Alpen und hatte mit dem Kaiser eine Zusammenkunft in Verona. Er wollte sich ihm unterwerfen, wenn die kanonische Besetzung des apostolischen Stuhls zugestanden und ihm, seinem Sohne und ihren Anhängern alles, was ihnen widerrechtlich entzogen, zurückgegeben würde. Um dieselbe Zeit scheint ein merkwürdiges Gedicht entstanden zu sein, welches eine damals wohl weitverbreitete Meinung aussprach. Es sollten, meint der Verfasser, angesehene Bischöfe und gelehrte Juristen zusammentreten, um zu entscheiden, ob Urban oder Wibert der rechtmäßig gewählte Papst sei; sei es keiner von beiden, so solle eine neue Wahl getroffen und allgemein anerkannt werden, der Kaiser aber selbst den rechtmäßigen Papst in Rom einsetzen.

Heinrich war offenbar in der vorteilhaftesten Stellung: hätte er Wibert jetzt aufgegeben, so wäre jeder weitere Widerstand gegen seine Herrschaft in Italien und Deutschland fast unmöglich geworden. Aber wie konnte er den Gegenpapst fallen lassen, zumal in einem Augenblicke, wo sich dessen Macht in Rom eben wieder befestigte? Die Verhandlungen mit Welf zerschlugen sich deshalb, und nur erbitterter kehrte dieser, mit seinen Anerbietungen zurückgewiesen, nach Schwaben zurück. Neue Anstrengungen von seiner Seite, um den Aufruhr im Lande zu verbreiten, blieben nicht ohne Erfolg. Wenn er aber auch die Wahl eines neuen Gegenkönigs damals betrieb — mochte er nun sich selbst oder Berthold von Zähringen auf den Thron erheben wollen —, so scheiterten solche Bestrebungen vollständig. Es war schon viel, daß man in dem Zähringer wieder einen Gegenherzog gegen den Staufer in Schwaben einsetzte.

Als sich der Kaiser im September in Verona aufhielt, waren die Bischöfe von Bamberg, Speier, Straßburg und Brixen bei ihm, außerdem Herzog Friedrich von Schwaben mit seinem Bruder Konrad, der bayerische Pfalzgraf Rapoto, Konrad von Lechsgemünde und Friedrich von Bettendorf wie auch König Konrad und der Markgraf Burchard, der Nachfolger

jenes Albert, dem früher der Kampf gegen Mathilde übertragen war. Eine stattliche Kriegsmacht umgab den Kaiser, aber er glaubte, derselben kaum noch in Italien zu bedürfen. Er beurlaubte den größten Teil seines Heeres, als er Verona verließ und sich in die Gegenden im Osten der Etsch begab. Mathilde wußte, daß er zu einem Kampfe wenig vorbereitet war, und sandte tausend Ritter über den Po, die, mit der welfischen Macht verbunden, leicht dem Kaiser einen schweren Schlag hätten beibringen können. Dieser war selbst nicht ohne Sorge und wich acht Tage lang, um sich zu verstärken, mit großer Vorsicht jedem Zusammentreffen aus. Mathildens Ritter wurden endlich in Sicherheit eingewiegt, namentlich durch Hugo, den Oheim des jungen Welf, welchen der Kaiser gewonnen zu haben scheint. So scheiterte Mathildens Anschlag; ja der Kaiser überfiel unerwartet ihre Ritter bei Trikontai, südlich von Vicenza. Die ganze Schar wurde kläglich zersprengt; manche kamen im Kampfe um, andere fielen in Gefangenschaft, der Rest rettete sich durch die Flucht. Als Sieger kehrte der Kaiser um Weihnachten nach Mantua zurück, welches er durch die Bestätigung der von seinem Vater der Stadt erteilten Freiheiten fester an sich zu fesseln suchte.

Während der ganzen Zeit von Weihnachten 1091 bis Pfingsten 1092 scheint sich der Kaiser, streng den Gottesfrieden beachtend, ruhig in Mantua aufgehalten zu haben. Hier investierte er am 4. Januar die neugewählten Bischöfe von Prag und Olmütz, die mit dem Pfalzgrafen Rapoto über die Alpen gekommen waren. Die am Hofe anwesenden Bischöfe, namentlich Erpo von Münster, machten Schwierigkeiten, die Beschlüsse der Mainzer Versammlungen aufs neue zu verletzen, aber der Kaiser sagte zu Erpo: „Laß mich nur tun, was mein Freund der Böhmenkönig wünscht; über das andere wollen wir seinerzeit beraten.“ Wichtiger noch war, daß der Kaiser um Ostern zu Mantua auf Veranlassung des Patriarchen Udalrich einem Mönch des Klosters St. Gallen, Arnold mit Namen, das Bistum Konstanz erteilte. Bald darauf zog Udalrich mit dem neuen Gegenbischof über die Alpen und begann aufs neue seine alten Kämpfe gegen die Zähringer in Schwaben; er hoffte, der Macht Gebhards, der als Legat Urbans den Aufstand unablässig schürte, mit Waffengewalt jetzt ein Ziel zu setzen.

Um diese Zeit hatte sich dem kaiserlichen Hause die Aussicht auf eine große Erbschaft in Italien und Burgund eröffnet. Am 19. Dezember 1091 war hochbetagt die mächtige Markgräfin Adelheid von Turin verschieden. Ihre Söhne waren schon längere Zeit vorher, ohne männliche Erben zu hinterlassen, gestorben. Eine ihrer Enkelinnen war dem Grafen Friedrich, einem Sohne des Grafen Ludwig von Mömpelgard und der lothringischen Sophie[1], vermählt gewesen. Diesen Friedrich, den alle Verhältnisse

[1] Sophie war die Tochter Herzog Friedrichs von Lothringen, die Schwester der Beatrix, der Mutter der großen Gräfin. Vgl. Bd. II. S. 234.

seiner Familie — er war ein Vetter der großen Gräfin und seine Schwester Beatrix war des älteren Herzogs Berthold zweite Gemahlin gewesen — auf die kirchliche Seite verwiesen, und der in den Kämpfen Italiens immer auf seiten der Pataria gestanden, hatte man lange als den Erben Adelheids betrachtet, aber auch er hatte wenige Monate (29. Juni 1091) vor dem Tode der Gräfin das Zeitliche gesegnet und seine Ansprüche einem Knaben hinterlassen, welchen Mathilde und ihre Anhänger jetzt als den rechtmäßigen Erben der glänzenden Herrschaft auf beiden Seiten der Alpen ansahen. Aber Ansprüche auf dieselbe besaß auch der junge König Konrad, ein Enkel Adelheids von der Bertha, und die Umstände waren wahrlich nicht danach angetan, diese Ansprüche schlummern zu lassen. Der Kaiser sandte deshalb seinen Sohn mit einem Teil des Heeres aus, um sich in den Besitz der ihm zugefallenen Herrschaft zu setzen.

Während der junge König in den Alpengegenden beschäftigt war, brach der Kaiser selbst von Mantua auf, um Mathilde auch in ihren Burgen am Apennin anzugreifen. Im Juni ging er über den Po, und Mathildens Burgen im Lande am Tanaro, wie Monte Morello und Monte Alfredo, fielen schnell. Tapfer verteidigte sich dagegen Monteveglio, so daß man zu einer förmlichen Belagerung schreiten mußte. Im August 1092 lag der Kaiser selbst vor der Burg; zu ihm kam hier Wibert, der dann längere Zeit in seiner Nähe verweilte. Trotz des Widerstandes der Burg war Mathildens Bedrängnis auf das höchste gestiegen. Schon wurden ihre Vasallen abermals schwierig und drangen in sie, mit dem Kaiser Frieden zu schließen; er würde ihn, wie sie beteuerten, gern gewähren, wofern sie nur Wibert als Papst anerkennen wollte. Fast nirgends konnte die mutige Frau auf ausdauernde Unterstützung rechnen; am wenigsten bei den Welfen, wie sie bereits hinreichend erfahren hatte. Sie schien dem sicheren Untergange entgegenzugehen und ließ sich in der Tat in Verhandlungen mit dem übermächtigen Gegner ein.

Der Kaiser war, wie man erwartet, bereit, von den Waffen abzustehen, sobald sich Mathilde von den Gregorianern lossagte und sich Wibert als dem wahren Nachfolger Petri unterwarf. Ein Vertrag wurde abgefaßt; er bedurfte nur noch der förmlichen Zustimmung Mathildens. Sie geriet in die furchtbarsten Zweifel, ob sie diese Zustimmung erteilen dürfe, und verlangte nach Rat. Was ihre weltlichen Vasallen verlangten, wußte sie: deshalb berief sie auf den Anfang September mehrere Bischöfe, Äbte und Mönche nach Carpineta. Die Stimme dieser heiligen Männer sollte ihr Gottes Stimme sein. Aber auch von ihnen rieten die meisten zu dem Vertrage, selbst der Bischof Heribert von Reggio. Um so entschiedener widersprach Abt Johannes von Kanossa, und die tapfere Rede des Mönchs fand in der Brust der mutigen Frau den lautesten Widerhall; sie entschloß sich, den Vertrag zu verwerfen. Es war eine entscheidungsvolle Stunde für die Geschichte des Papsttums.

Inzwischen hatte die Belagerung von Monteveglio ununterbrochen fortgedauert. Ein natürlicher Sohn des Kaisers blieb vor den Mauern der Burg[1]. Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, daß die Belagerung endlich aufgehoben wurde. Der Kaiser wandte sich darauf mit einem Teil seines Heeres zuerst nach Reggio, wo er mehrere Tage verweilte, dann schlug er die Richtung gegen Parma ein, verließ aber plötzlich die Straße und rückte auf Mathildens Bergfesten zu, welche sie selbst verteidigte. Er besetzte sogleich Caviliano, in der Nähe von Kanossa, welches er ebenfalls durch einen schnellen Überfall in seine Gewalt zu bringen gedachte; auch die Gräfin selbst mochte er dort zu fangen hoffen. In der Tat war Mathilde in Kanossa, aber ein schneller Entschluß entriß sie der Gefahr. Nachdem sie eine Besatzung zurückgelassen, stieg sie mit dem Rest ihrer Mannschaft von der Burg herab und erreichte glücklich die unfern gelegene Feste Bianello. So nahe war sie an den kaiserlichen Scharen, nur durch eine Schlucht von denselben getrennt, vorübergezogen, daß sie den Fußtritt der Feinde hörte. Kaum in Bianello angelangt, sandte sie ihre Mannschaft zurück, um Heinrich im Rücken zu bedrohen. Die von dem Abt Johannes ermutigte Besatzung von Kanossa wartete diese Hilfe nicht ab; als sie von Heinrichs Ausrücken hörte, wagte sie einen Ausfall, bei dem sie ein plötzlich eintretender Nebel unterstützte. Kühn stürzte sie sich auf die unvorbereiteten und ungeordneten Feinde. Es kam zu einem hitzigen Kampf, in welchem den Bannerträger des Kaisers, den Sohn des verstorbenen Markgrafen Albert, ein schweres unverschuldetes Mißgeschick traf. Durch einen Speer bedroht, bog er sich seitwärts und sank dabei, durch die Wucht seiner Rüstung herabgezogen, vom Pferde; das Banner entfiel ihm, ein Kriegsknecht Mathildens hob es auf und brachte es nach Kanossa, wo man es lange mit nicht geringem Stolze zeigte. So dicht war inzwischen der Nebel aufgestiegen, daß die Kaiserlichen nicht die Burg sehen, nicht Freund und Feind unterscheiden konnten. Heinrich entschloß sich endlich, den Kampf abzubrechen und den Rückweg anzutreten. Zum zweitenmal war Kanossa ein Ort traurigen Andenkens für ihn geworden.

Die nächste Nacht brachte der Kaiser in Bajano zu, dann zog er, sichtlich durch die letzten Vorgänge entmutigt, über den Po zurück. Dieser Rückzug hob dagegen das gesunkene Selbstvertrauen der Vasallen Mathildens; bald überschritten auch sie wiederum den Po und gewannen mehrere Punkte in der Nähe von Mantua, wie Governolo und Rivalta, wieder. Es war im Oktober 1029, daß das Glück des Kaisers diesen auffälligen Umschwung nahm. Mathilde frohlockte, daß sie dem Feinde entgangen war, und raffte alle ihre Kräfte zur entschlossenen Fortsetzung des Kampfes zusammen.

[1] Der Kaiser ließ diesen Sohn später in Verona bestatten und ihm ein Denkmal setzen.

Die Nachrichten, die inzwischen von Deutschland einliefen, waren nicht geeignet, des Kaisers trübe Stimmung zu heben. Nicht nur in Schwaben hatte sich die Partei Welfs wieder mächtig erhoben, auch in Bayern gewann sie jetzt breiteren Raum. In Salzburg setzte sich der Hirschauer Thiemo fest und weihte sogar Pfingsten 1092 dort mit Gebhard von Konstanz und Adalbert von Worms den streng kirchlich gesinnten Probst Udalrich von Augsburg zum Bischof von Passau, nachdem der eifrige Altmann am 8. August 1091 das Zeitliche gesegnet hatte. Schon hatte auch Welf mit den Sachsen neue Verbindungen angeknüpft und sich mit ihnen über eine Zusammenkunft verständigt, welche nur durch schwere Leiden, die durch eine Hungersnot damals über das Sachsenland kamen, verhindert wurde. Die steigende Macht Welfs war es ohne Zweifel, welche den Kaiser veranlaßte, mit König Ladislaw von Ungarn, der sich inzwischen von der Gregorianischen Partei losgesagt hatte, eine Zusammenkunft zu verabreden. Kurz vor Weihnachten brach er zu derselben auf, aber Welf sperrte die Pässe, so daß der Kaiser die Rückkehr antreten mußte. Um dieselbe Zeit mißglückte der Versuch des Patriarchen Udalrich, Bischof Gebhard aus Konstanz zu vertreiben und den Gegenbischof dort einzuführen; die Bürger von Konstanz nahmen für den Zähringer Partei und wiesen Udalrichs Angriff mannhaft zurück. Die Sache des Kaisers in Schwaben und Bayern stand so bedenklich, daß er die Getreuen, die ihm aus jenen Ländern über die Alpen gefolgt waren, zurücksenden mußte; auch die staufenschen Brüder und Pfalzgraf Rapato kehrten damals, wie es scheint, in die Heimat zurück.

Noch war Heinrich in dem größten Teile der Lombardei Herr, bald aber sah er sich auch hier bedroht. Die Pataria, durch die Waffenerfolge des Kaisers eine Zeitlang niedergehalten, erhob sich plötzlich wieder und riß in mehreren Städten das Regiment an sich. So in Piacenza, in Lodi, in Kremona und vor allem in Mailand. Die Bürgerschaften dieser Städte beschworen dann im Anfange des Jahres 1093 einen zwanzigjährigen Bund, um sich vereint gegen Heinrich zu verteidigen. Es war der erste Bund italienischer Städte gegen die deutsche Herrschaft; ihm ist eine lange Reihe ähnlicher Vereinigungen gefolgt, welche den Verfall der Kaisermacht nicht am wenigsten herbeigeführt haben. Die verbündeten Städte besetzten sogleich die Alpenpässe, um dem Kaiser das Heranziehen neuer Streitkräfte aus Deutschland unmöglich zu machen.

Oft genug hatte Heinrich in seinem wechselvollen Leben einen raschen Umschlag in dem Gang der Ereignisse erfahren. Er kannte die Launen des Glücks und wußte sich gegen sie zu waffnen. Wie tief er oft gebeugt war, nie hat man ihn bisher dumpfer Verzweiflung verfallen sehen. Aber die Schläge, die ihn jetzt schnell nacheinander trafen, als er sich dem vollständigen Siege so nahe sah, vermochte doch auch sein zähes Herz nicht zu ertragen, zumal seinen Feinden gerade die verwundbarste Stelle des-

selben zu berühren gelang. Sie verleiteten Sohn und Weib zur Empörung gegen ihn, dem sie vor allem Gehorsam schuldeten. Früh hatte leider der Kaiser gelernt, wie ihn der Verrat auf jedem Schritt umlauerte, wie weder die höchsten geistlichen noch die ersten weltlichen Würden des Reichs eine treue Gesinnung verbürgten; aber jetzt erst erlebte er, daß auch auf die Sohnespflicht und das Ehrgefühl des eigenen Weibes in diesen schweren Zerwürfnissen nicht zu rechnen sei, und daß selbst die traurigsten Verirrungen in Zeiten so gewaltiger Gährung mit einem Heiligenschein umgeben werden. Es war die schmerzlichste Erfahrung, die er bisher gemacht hatte, und sie erfüllte seinen ohnehin argwöhnischen Sinn nur noch mit finstererem Mißtrauen.

Der Verrat Konrads und Adelheids

König Konrad, damals 19 Jahre alt, war ein stattlicher Jüngling von außerordentlicher Schönheit, kühnen und freien Sinns. Streng gegen sich selbst, nachsichtig und freundlich gegen andere, hatte er sich in Italien, wo er von früher Jugend an viel gelebt hatte, große Gunst gewonnen. Gern hatte man ihn in der Krone vor wenigen Jahren dorthin zurückkehren sehen; denn niemand erlitt Hohn oder Gewalt von ihm, vielen bot er ein freundliches Wort und eine hilfreiche Hand. Und nicht allein in Italien, auch in den deutschen Ländern erwartete man Großes von der Zeit, wo er einst die Herrschaft des Vaters überkommen würde. Man versprach sich von ihm Tage des Friedens, die Beendigung der Wirren, unter denen man schon so lange seufzte. Denn Konrad stand den neuen Ideen nicht so feindselig wie der Vater gegenüber. Die religiöse Bewegung, inmitten welcher er aufgewachsen war, hatte auch ihn ergriffen. Ein schwärmerischer Gemütszug hatte sich früh in ihm wie einst in dem Großvater entwickelt, wie er denn in mehr als einer Beziehung Heinrich III. verwandten Geistes gewesen zu sein scheint. Über die Reform der Kirche, über die Stellung derselben zum Staate, über die Macht des apostolischen Stuhls hegte er andere Vorstellungen als der Vater und vielleicht gerade deshalb, weil er mit den simonistischen Bischöfen Lombardiens so lange hatte verkehren müssen.

Eine ähnliche Meinungsverschiedenheit wie einst zwischen Kaiser Konrad II. und seinem gekrönten Sohne mag wohl längst zwischen Heinrich und seinem bereits erwählten Nachfolger obgewaltet haben. Kaum aber wäre es je zum offenen Bruch gekommen, wenn nicht persönliche Zerwürfnisse der übelsten Art hinzugetreten wären. Niemals hat Konrad sich über dieselben aussprechen mögen, und so ist ein undurchdringlicher Schleier über dieselben gebreitet worden. Nur vermuten läßt sich, daß sie mit der zweiten höchst unglücklichen Ehe des Kaisers in Verbindung

standen. Die junge Kaiserin sah sich bald von ihrem Gemahl mißachtet, welcher ihr die gebührenden Ehren verweigerte und sie fast wie eine Gefangene hielt. Der Kaiser scheint der ehelichen Treue der russischen Fürstin mißtraut und sogar ein verbrecherisches Verhältnis zwischen ihr und dem eigenen Sohne besorgt zu haben. Wie dem auch sei, das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war vergiftet, und Mathilde war es, die dann dem unglücklichen Jüngling weiter die Wege zum Verrat zeigte. Sie gewann das Vertrauen desselben und brachte ihn mit den aufständischen Städten Italiens, mit den Welfen und Papst Urban II. in Verbindung. Auch die Intrige verschmähte sie nicht, wenn sie dem Interesse der Kirche diente; in der Art, wie Mathilde in die häuslichen Verhältnisse Heinrichs eingriff, zeigte sie sich als ein rachesüchtiges Weib.

Der Kaiser erhielt von dem Verrat des Sohnes Kunde und wußte sich der Person desselben zu bemächtigen. Aber bald gewann Konrad die Freiheit wieder und trat nun offen auf die Seite der Feinde seines Vaters; auf dem abschüssigen Wege, auf den er geraten war, gab es keinen Halt mehr. Wahrscheinlich war es um Ostern (17. April) 1093, daß der Verrat des jungen Königs offenbar wurde. Der Kaiser feierte das Fest in Pavia, wo er sich dann noch bis gegen die Mitte des Mai aufhielt. Manche italienische Großen waren um ihn, aber unseres Wissens von deutschen Fürsten und Herren nur der Patriarch Udalrich von Aquileja, der Bischof Meginward von Freising, der Markgraf Dietbold vom Nordgau, Heinrich von Oberndorf[1] und Adalbert von Ortenburg[2]. Die großen Vergünstigungen, welche der Patriarch damals erhielt, zeigen die Hilfsbedürftigkeit des Kaisers; nicht nur eine neue Schenkung für St. Gallen machte er Udalrich, sondern gab der Kirche zu Aquileja auch die Mark Krain zurück, welche nach dem Tode des Patriarchen Sieghard anderweitig ausgetan war, und erteilte ihr das Recht, den Bischof von Pola in Istrien zu bestellen.

Die Verzweiflung des Kaisers über den undankbaren Sohn und über die eigene Hilflosigkeit war so groß, daß er sich selbst, wie erzählt wird, den Tod geben wollte und nur der Zuspruch treuer Freunde ihn die Last des Lebens und der Herrschaft ferner zu tragen vermochte. Er zog sich in die Gegenden im Osten der Etsch zurück, wo ihm die Macht der Eppensteiner eine Zuflucht gewährte. Eine lange traurige und tatenlose Zeit folgte für ihn, in welcher sein ungestümer Geist alle Qualen der Hölle durchlebte.

Indessen waren die meisten Städte der Lombardei Konrad zugefallen. Von Mathilde und den Patarenern bewogen, hatte der Erzbischof Anselm von Mailand feierlich den Jüngling zu Monza zum Könige Italiens gekrönt und diesen Akt dann in der Kirche des heiligen Ambrosius zu

[1] Oberndorf bei Donauwörth.

[2] Ortenburg an der Drau.

Mailand wiederholt. Als Anselm noch in demselben Jahre (4. Dezember) starb und Arnulf aus einer vornehmen Familie der Stadt zu seinem Nachfolger erwählt wurde, ließ dieser sich die Investitur von dem jungen Könige erteilen[1]. Vielleicht daß Konrad noch die reißenden Fortschritte der Pataria aufhalten zu können meinte; aber wie wäre es möglich gewesen, da diese schon ringsumher triumphierte? Mathilde konnte im vollsten Siegesbewußtsein schwelgen. Italien schien dem Kaiser verloren.

Auch in Rom machte sich der Umschwung des kaiserlichen Geschicks fühlbar. Zwischen dem 20. und 24. November 1093 gelang es Urban, in die Stadt zurückzukehren. Er kam ohne Heer und suchte bei den Frangipani Obdach. In einer ihrer Burgen bei Maria nuova gaben sie dem hartbedrängten und unter drückenden Schulden seufzenden Oberhaupt der Gregorianer Herberge; noch war die Engelsburg und der Lateran wie der größte Teil der Stadt in den Händen der Wibertisten. Dennoch wußte sich Urban unter dem Einfluß der augenblicklichen Stimmung in Rom zu behaupten; ruhig konnte er dort das Christfest feiern.

Wibert war fern. Seit geraumer Zeit war er nicht von der Seite des Kaisers gewichen und beging jetzt mit ihm Weihnachten zu Verona. Unter dem Eindruck der letzten traurigen Ereignisse war auch sein Mut gesunken; er begann, die Sache aufzugeben, die er bis dahin vertreten hatte, und war der päpstlichen Würde, die er zu behaupten verzagte, zu entsagen bereit. Aber Heinrich mochte einsehen, daß seine Widersacher jetzt kaum noch durch ein solches Opfer zu gewinnen gewesen wären, und verschmähte es. Wie weit der Haß derselben ging, sollte er gerade in diesen Tagen aufs neue erfahren. Daß Maß der Schmach, welche sie über ihn bringen wollten, war noch nicht voll. Wie sie vor kurzem den Sohn zum Verrat geführt hatten, so benutzten sie jetzt sein Weib, um seinen Ruf vor der Welt zu vernichten.

Die Lage der Kaiserin mochte unerträglich geworden sein und dies um so mehr, je schuldiger sie sich wußte. Schamlos hat sie sich bald selbst öffentlich des Ehebruchs angeklagt und sich nur damit zu rechtfertigen gesucht, daß sie der eigene Gemahl zu demselben verleitet habe. War diese Anklage begründet, so ist für Heinrichs Verfahren kaum ein anderer Beweggrund denkbar, als daß er offenbare Beweise ihrer Schuld gewinnen wollte, um sich von ihr scheiden zu können. Überall war Adelheid von Wächtern umgeben; dennoch fand sie Mittel, eine Botschaft an die große Gräfin zu senden, um derselben ihre Not zu klagen und ihren Beistand in Anspruch zu nehmen. „Da erkannte die neue Debora", sagt Mathildens Biograph, „daß der Herr Sissera in eines Weibes Hand übergeben." Ein Fluchtplan wurde gemacht und gelang. Der junge Welf brach mit

[1] Die Patarener, die von der königlichen Investitur nichts wissen wollten, waren deshalb unzufrieden; auch Papst Urban II., der erst nach zwei Jahren Arnulf anerkannte.

einer bewaffneten Schar auf, kam bald nach Weihnachten bis in die Nähe von Verona und nahm Adelheid, die ihren Wächtern entrann, in seinen Schutz. Die Ehebrecherin eilte zu der großen Gräfin, die sie mit den Ehren einer Kaiserin empfing. „Und nun schlug Jael dem großen Sissera den Nagel durch den Schlaf, daß er niedersank“[1]. Aller Welt bekannte jetzt Adelheid, daß sie, durch ihren Gemahl gezwungen, Ehebruch auf Ehebruch gehäuft. Heinrichs Schuld wurde, ohne sie zu untersuchen, geglaubt und Fluch über Fluch auf ihn geschleudert; das schwere und eingestandene Verbrechen des treulosen Weibes wurde gerechtfertigt, ja man suchte sie sogar als eine Märtyrerin darzustellen.

So weit es möglich war, verbreitete man die traurigen Enthüllungen Adelheids, und die schlimme Absicht, die dabei leitete, wurde vollständig erreicht. Einst hatten die Sachsen sich durch die Aussprengung ähnlicher und noch boshafterer Gerüchte Heinrichs Namen zu schänden bemüht, aber nur halben Glauben gefunden. Jetzt waren die Umstände günstiger. „Wer von diesen Dingen hörte“, sagt der Biograph Mathildens, „wurde mit Abscheu gegen die Sekte des Königs und Wiberts erfüllt, und allerorten erhob sich gewaltig die Partei des heiligen Petrus.“ Der Biograph frohlockt darüber, daß Mathilde mehr als Judith vollbracht, indem sie zweimal den neuen Holofernes erschlagen habe. In der Tat war es ihr geglückt, den gebannten Kaiser als den verworfensten Menschen, als einen Frevler vor Gott und den Menschen darzustellen. Wie mußten die Kämpfe der Zeit alle Gefühle verwirrt haben, wenn die keusche Gräfin, um Heinrich zu verderben, einem Weibe die Hand reichte, welche ihre Buhlschaften und ihren Verrat mit frecher Stirn vor der Welt bekannte!

Urban II. war von der Flucht der Kaiserin schnell unterrichtet worden; er billigte Mathildens Verfahren, und die Nachwirkungen desselben traten bald auch in Rom hervor. Der Widerstand der Wibertisten erlahmte, und Urban bedurfte nur Geld, um sie sich zu erkaufen. Vierzehn Tage vor Ostern 1094 erbot sich ein gewisser Ferruccio, dem Wibert die Obhut des Lateran anvertraut hatte, Palast und Kirche, die seit Gregors Entfernung immer in den Händen der Wibertisten geblieben waren, gegen eine Geldsumme Urban zu überliefern. Ein Landsmann des Papstes, der Abt Gottfried von Vendôme, der sich gerade in Rom befand, beschaffte das Geld, und um Ostern zog das Haupt der kirchlichen Partei wieder in den Lateran ein; nur die Engelsburg und die Gegenden um St. Peter blieben noch in den Händen der Wibertisten. Jetzt erst schien Urban in Wahrheit der Nachfolger Petri, da er sich den Besitz Roms gesichert hatte. So fest hielt er seine Macht hier begründet, daß er sorglos im Sommer die Stadt verließ und zu Mathilde eilte, um den herrlichen Sieg der Kirche mit ihr zu feiern.

Worauf konnte der Kaiser in dieser trostlosen Lage noch anders seine

[1] Buch der Richter 4, 9. 21.

Hoffnung setzen als auf Deutschland? Aber es blieb ihm kein Zweifel, auch hier hatten sich für ihn die Verhältnisse in der letzten Zeit ungünstiger gestaltet; sein Mißgeschick hatte den Mut seiner Freunde gebeugt, seine Feinde gekräftigt und vermehrt. Die Macht Welfs war in stetigem Wachstum. Um dieselbe Zeit, als Konrad den Vater verließ, überfielen mehrere bayerische Herren, welche zu Welf hielten, Augsburg, richteten unter den Bürgern ein Blutbad an und vertrieben den Bischof Siegfried. Die Stadt blieb in Welfs Händen, der Gegenbischof Abt Eberhard von Kempten zog in dieselbe ein. Und schon hatte Welf auch in Bayern überall das Übergewicht gewonnen; man sah ihn wieder als den rechtmäßigen Herzog des Landes an. Kaum war Konrad in Monza gekrönt, so ging Herzog Welf über die Berge, um dem neuen Könige seine Dienste anzubieten.

Auch in Oberlothringen erhob sich gleichzeitig mit Erfolg die kirchliche Partei. Bald nach dem Tode Bischof Hermanns (4. Mai 1090) hatten die Gregorianer den Trierer Dompropst Poppo, einen Bruder des Pfalzgrafen Heinrich, zu ihrem Bischof gewählt. Trotz der Stellung seines Bruders als kaiserlichen Statthalters hielt er zu den Gregorianern, und Papst Urban belobte die Wahl der Metzer. Die Gegenpartei warf jedoch einen anderen Bischof auf, der sich eine Zeitlang behauptet haben muß. Denn erst in diesen Tagen, wo das Mißgeschick über den Kaiser hereinbrach, konnten die Metzer an die Weihe Poppos denken; sie erfolgte in der Fastenzeit des Jahres 1093 durch Hugo von Lyon und Gebhard von Konstanz. Offen sagten darauf die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun ihrem Metropoliten, Erzbischof Eigilbert von Trier, und dem Gegenpapst ab. Es wurde erreicht, was Hermann von Metz so oft vergeblich erstrebt hatte: die Kirche Oberlothringens erklärte sich für die Gregorianischen Grundsätze. Schon war auch Abt Rudolf mit den Mönchen von St. Vannes nach Verdun zurückgekehrt; niemand verfolgte sie mehr in der Stadt, deren Bischof Richer sich erst jetzt (Ostern 1093) weihen ließ. Es geschah zu Lyon durch Erzbischof Hugo, jenen eifrigsten Gregorianer Burgunds und Frankreichs, dessen Einfluß sich bereits auch über Lothringen verbreitete.

Wohl versuchte der Kaiser dem weiteren Abfall zu steuern, doch konnte er, da seine Verbindungen mit Deutschland fast ganz abgeschnitten waren, wenig ausrichten. So sandte er im Jahre 1093 den Bischof Oger von Ivrea, der ihm seit Burchards Tode als Kanzler für Italien diente, über die Alpen, um in Augsburg eine Änderung der Verhältnisse herbeizuführen. Es war vergeblich; denn schon an den Pässen wurde Oger von dem Gegenbischof Eberhard gefangengenommen. Glücklicher waren zwei andere Gesandte, welche zunächst Bischof Rupert von Bamberg aufsuchten und sich dann nach Sachsen begaben, um hier einem neuen Aufstande vorzubeugen. Aus einem Schreiben, welches sie über ihre Sendung alsbald an Heinrich gelangen ließen, erfahren wir Näheres über die dorti-

gen Zustände. Der Kaiser fürchtete vor allem die Söhne Ottos von Nordheim. Graf Heinrich der Fette, der mit Ekberts Schwester Gertrud vermählt war, machte Ansprüche auf Gredingen im Nordgau, welches einst Ekbert zugehört hatte, dann eingezogen und an den Bischof von Eichstädt verliehen war. Die Gesandten erklärten, daß der Kaiser, wenn er Gredingen an Graf Heinrich zurückgäbe, nichts von ihm zu fürchten hätte, sondern derselbe vielmehr in allen Dingen für ihn eintreten würde; auch die Brüder Heinrichs wären leicht in der Treue zu erhalten, wenn der Kaiser sich so freigebig erweise, wie man ihnen Aussichten eröffnet habe. Die sächsischen Fürsten, berichteten sie weiter, hätten auf den 24. Juni eine Zusammenkunft verabredet, die sich aber vereiteln lassen würde; der Verrat Konrads mißfalle allen im Reiche, Freunden wie Feinden des Kaisers, und es sei nicht zu befürchten, daß schweres Unheil aus ihm erwachse.

In Sachsen war in der Tat wenig zu besorgen. Das Volk war des Kampfes gegen den Kaiser längst müde und litt noch unter den Folgen der Hungersnot; viele verließen das Land, welches sie nicht ernähren konnte. Die Fürsten drückte die Herrschaft des fernen Kaisers nicht, und sie nutzten die Zeit, um ihre eigene Macht zu befestigen. Vor kurzem hatte der Graf Konrad von Werla die Friesen angegriffen, aber im Streite mit ihnen den Tod gefunden; Graf Heinrich kämpfte damals eine Fehde in Westfalen aus; Herzog Magnus machte einen Versuch, sich mit Hilfe von Godschalks Sohn Heinrich, der aus dem Exil zurückgekehrt war, der Herrschaft im Wendenlande wieder zu bemächtigen. In den sächsischen Bistümern schien die alte Feindschaft gegen den Kaiser vergessen; selbst Werner von Merseburg, der kurz zuvor (12. Januar 1093) gestorben war, hatte sich in den letzten Jahren ruhig gehalten. Nur in Halberstadt oder vielmehr im Kloster Ilseburg gab es noch eine ungefügige Partei, welche den Abt Herrand zum Gegenbischof gewählt hatte. Herrand machte sich auf den Weg zu Urban II. und wurde von demselben geweiht, doch vergebens bemühte sich der Papst, ihm Anerkennung zu verschaffen; der von der kaiserlichen Partei erwählte Bischof Friedrich blieb in der Gewalt. Auch alle Bemühungen Urbans, Erzbischof Hartwig wieder vom Kaiser abzuziehen, hatten keinen Erfolg. Die Zeiten, wo die Sache des h. Petrus den Sachsen die Schwerter in die Hand gegeben hatte, waren nicht mehr.

In anderen Teilen Deutschlands stand es freilich anders. „Ich wage Euch nicht zu verhehlen," schrieb Bischof Rupert von Bamberg an den Kaiser, „daß Eure Freunde und Feinde sich zu neuen Anschlägen zusammentun und Eure schleunige Rückkehr zu uns dringend geboten ist, da Ihr persönlich ohne Schwierigkeit beseitigen werdet, was in Eurer Abwesenheit sich, wie ich fürchte, zu einem unheilbaren Übel gestalten wird." Man sieht, Rupert wollte vorbeugen, daß der Kaiser sich durch den Bericht seiner Gesandten nicht in falsche Sicherheit einwiegen ließe. Und in der Tat nahmen die Dinge im oberen Deutschland eine sehr bedenkliche Wendung.

Welf, der sich wieder völlig als Herzog von Bayern betrachtete und in der Tat hier mit fast unbegrenzter Gewalt herrschte, leistete in die Hand des Legaten dem heiligen Petrus förmlich einen Vasalleneid, wie es früher schon Berthold, der Gegenherzog von Schwaben, getan hatte. Auf einer Versammlung, die im November 1093 die meisten schwäbischen Fürsten und Herren in Ulm hielten, beschloß man, in allen geistlichen Dingen fortan nur dem päpstlichen Legaten, in den weltlichen dagegen Herzog Berthold zu folgen. Zugleich wurde hier ein Landfriede beschworen, der vom 25. November dieses Jahres bis zum nächsten Osterfest und von da weiter auf zwei Jahre gültig sein sollte.

Der Ulmer Landfriede sollte, wie bestimmt wurde, alle diejenigen schirmen, die ihn beschworen hätten, besonders aber alle Mönche und Kleriker, die unter einem katholischen Bischofe ständen, alle Kirchen, Kirchhöfe und jedes kirchliche Eigentum; ausdrücklich ausgenommen waren nur der Gegenbischof Arnold von Konstanz und seine Anhänger. Die Fürsten und Herren, welche den Frieden geschlossen hatten, ließen ihn in ihren Gebieten Mann für Mann beschwören, und da ihn Herzog Berthold mit bemerkenswerter Strenge aufrecht erhielt, waren seine Wirkungen in Schwaben, wo seit Jahren alle Ordnung entschwunden schien, sehr wohltätig. Bald wurde er in anderen Ländern eingeführt. Nach Bayern verpflanzte ihn Welf, und bis nach Ungarn verbreiteten sich seine Satzungen. Auch in Franken und im Elsaß fanden sie Annahme, obwohl es mit der Durchführung hier weniger glücken wollte.

Nirgends zeigte sich deutlicher, wohin die weitere Entwicklung nach dieser Richtung führen mußte, als in Schwaben und Bayern. Der päpstliche Legat und die Herzöge, welche dem heiligen Petrus den Vasalleneid geleistet hatten, regierten geradezu diese Länder, wo die kaiserliche Autorität wie vernichtet war. Es gab im oberen Deutschland keine Gewalt, die größerer Anerkennung genoß als die Gebhards von Zähringen, des Mönches von Hirschau, des Bischofs von Konstanz, des Legaten Urbans II. In der Woche vor Ostern 1094 hielt Gebhard eine große Synode in Konstanz, zu der sich viele Geistliche, zugleich die Gegenherzöge Welf und Berthold und zahlreiche Herren eingefunden hatten. Das strengste Verfahren gegen die verheirateten und simonistischen Priester wurde hier eingeschlagen, ihre Messen verboten, das Volk mit dem Banne bedroht, wenn es dieselben besuchen würde; über die Fastenzeiten wurden neue Bestimmungen getroffen und viele andere Sachen beraten. Auch die Sache der Kaiserin kam auf der Synode zur Sprache; man beklagte sie als eine große Dulderin und entschuldigte ihre Flucht, während man neue Schuld auf den Kaiser wälzte. Wie weit diese Herren König Konrad als ihren Oberherrn anerkannten, ist unklar; wir hören nur, daß der Gegenbischof Eberhard über die Alpen ging, um sich von Konrad sein Bistum bestätigen zu lassen, und daß er auf der Reise den Tod fand.

Wohl wäre es an der Zeit gewesen, daß der Kaiser herbeieilte, um seine Macht zu zeigen. Aber Italien jetzt verlassen hieß kaum etwas anderes als das Land aufgeben, Wibert und die Wibertisten dem Verderben überliefern.

Urbans II. und Mathildens Sieg

Wie ein Bettler war Urban vor einem Jahre nach Rom gekommen, wie ein Sieger nach Kämpfen, die freilich andere für ihn durchgefochten, verließ er im Sommer 1094 die Stadt und trat eine Reise an, die für die Geschichte des Papsttums epochemachend wurde. Noch vor kurzem mied man ihn eher, als man ihn suchte; jetzt strömten zahllose Scharen herbei, wo er sich zeigte.

Zunächst begab sich der Papst in die tuscischen Gegenden, die nun willig wieder die Herrschaft der großen Gräfin anerkannten. Am längsten scheint er in Pisa verweilt zu haben, der reichen, seemächtigen und kriegsmutigen Stadt, durch ihre Kämpfe gegen die Ungläubigen allerorten gefeiert. Schon seit Jahren hatte diese glückliche Nebenbuhlerin Genuas und Venedigs Wibert abgesagt und sich Urban und Mathilden angeschlossen. Die Dienste, welche sie der kirchlichen Sache geleistet, waren nicht unbelohnt geblieben; Urban selbst hatte den von den Pisanern erwählten Daibert, obwohl seine Laufbahn den echten Gregorianern gerechten Anstoß gab, zum Bischof der Stadt geweiht und ihm dann (1092) auf Mathildens Wunsch die erzbischöfliche Würde erteilt; alle Bistümer Korsikas waren dem neuen Erzstift untergeordnet worden. Die Stadt und der Erzbischof wetteiferten jetzt, ihre Dienstwilligkeit dem gütigen Papst zu bezeigen; ihre ganze Macht stellten sie ihm zu Gebote.

Von Tuscien aus ergingen nach allen Seiten die Einladungen des Papstes zu einer großen Synode, welche in der Fastenzeit zu Piacenza, im Mittelpunkt der Lombardei, gehalten werden sollte. Hier, wo die Kämpfe der Pataria mit der größten Erbitterung unter reichen Strömen Blutes durchgefochten waren, wollte Urban sein Siegesfest feiern[1].

Im Anfang des Februars 1095 ging der Papst über den Apennin und traf in der Lombardei mit der großen Gräfin zusammen, die ihn nicht wie den Nachfolger des heiligen Petrus, sondern wie den Apostelfürsten selbst aufnahm. Sie zog mit ihm nach Piacenza, wohin schon die Gläubigen von allen Seiten strömten. Am 1. März wurde die Synode eröffnet. Eine große Zahl von Bischöfen waren aus Italien, Frankreich und Burgund erschienen; aus Deutschland mindestens Thiemo von Salzburg, Udalrich von Passau und Gebhard von Konstanz. Um sie scharte sich eine gewaltige Menge von Äbten mit ihren Mönchen, von Weltgeistlichen und

[1] Der vom Kaiser eingesetzte Bischof Winrich von Piacenza war von den Patarenern bereits vertrieben.

Laien; man zählte gegen 4000 Kleriker und über 30 000 Laien. Auch die letzteren hatten ja an den Kämpfen der Lombardei lebendigsten Anteil genommen, und es war natürlich, daß sie den Sieg mitfeierten. Keine Kirche konnte die Menschenmasse fassen, welche den Papst sehen und hören wollte; deshalb wurde die erste und dritte Sitzung der Synode auf einem offenen Felde abgehalten. Diesen Verstoß gegen kirchliche Sitte rechtfertigte man damit, daß Moses die Gebote Gottes unter freiem Himmel dem Volke Israel überliefert, Christus seinen Jüngern vom Berge gepredigt habe.

Die Simonie, die Priesterehe wurden aufs neue verurteilt, die Lehre Berengars von Tours, der längst bei den Toten weilte, abermals verworfen, vielfache Bestimmungen über die Fastenzeiten und andere kirchliche Dinge getroffen, das Verfahren gegen die zahllosen Exkommunizierten in milder Weise geregelt. Wichtige Beschlüsse faßte so die Versammlung; besonders deshalb von Bedeutung, weil sie jetzt von einer siegbewußten Macht ausgingen. Nicht mehr eine leere Theorie, sondern eine greifbare Wirklichkeit schien nun die kirchliche Reform, welche vom Stuhle Petri im Kampfe mit dem Kaisertum unternommen war.

Von nicht minderer Bedeutung waren die Verhandlungen, welche unmittelbar in die großen Welthändel eingriffen. Die Sache der Eupraxia fesselte vor allem die allgemeine Aufmerksamkeit. Die kaiserliche Ehebrecherin errötete nicht, selbst vor diese zahllose Menge hinzutreten, um ihre Schuld offen zu bekennen, um größere Schuld auf ihren Gemahl zu werfen. Mitleid mit ihr, Abscheu gegen Heinrich erregten ihre Enthüllungen in der Versammlung. Der Papst erließ der Kaiserin jede Buße für ihre Vergehungen; gegen den Kaiser waren die Strafen der Kirche längst erschöpft, aber Haß ließ sich noch immer auf Haß häufen, die Wut der Leidenschaft steigern — und welcher Sturm des Fanatismus wird sich in dieser Versammlung erhoben haben! Nachdem Eupraxias Bekenntnisse ihre Wirkung getan hatten, wurde das schamlose Weib beiseite geschoben. Die Russin kehrte bald darauf in ihre Heimat zurück und verbarg hier ihr elendes Dasein nur zu spät vor der Welt[1].

Noch andere Ärgernisse ähnlicher Art, welche gleichfalls tief in die politischen Verhältnisse eingriffen, beschäftigten die Synode, und bei ihnen zeigte sich der Papst nachsichtig genug. König Philipp von Frankreich hatte nach einer fast zwanzigjährigen und mit Kindern gesegneten Ehe die flandrische Bertha verstoßen (S. 143) und lebte seit längerer Zeit mit der schönen Bertrada, der entführten und verführten Gemahlin des Grafen Fulco von Anjou, in einer der Welt und der Kirche gleich anstößigen Ehe. Leider hatten sich Bischöfe in Frankreich gefunden, welche die Ehe einzusegnen sich nicht geschämt hatten, und nach dem Tode der unglücklichen

[1] Nach dem Tode Heinrichs trat Eupraxia im Dezember 1106 in ein Kloster zu Kiew und starb am 10. Juli 1109.

Bertha im Jahre 1094 zeigte sich sogar der Erzbischof Rainold von Reims die frevelhafte Ehe des Königs anzuerkennen bereit. Auch dem Papst war eine gütliche Beilegung des widerwärtigen Handels endlich wünschenswert erschienen; er trat deshalb mit dem Erzbischof von Reims ohne die Vermittelung seines Legaten Hugo von Lyon, der auch hier mit dem gewohnten Eifer vorgegangen war, in unmittelbare Verbindung. Der Legat hatte sich aber dadurch nicht hemmen lassen, mit aller Strenge gegen den König vorzugehen; auf einer Synode zu Autun am 18. Oktober 1094 hatte er kraft apostolischer Vollmacht nicht nur über den Kaiser, über Wibert und alle Wibertisten den Bann erneuert, sondern auch König Philipp exkommuniziert. Der Papst mußte nun selbst die arge Sache in die Hand nehmen und hatte deshalb den König, Hugo von Lyon und den Erzbischof von Reims nach Piacenza beschieden. Aber weder der König noch Hugo stellte sich der Synode; der letztere hatte nicht einmal gleich dem Könige sein Ausbleiben entschuldigt. Dennoch kam die Angelegenheit, welche ganz Frankreich bewegte, in Piacenza zur Verhandlung. Hugo wurde wegen Ungehorsams vom Amte suspendiert, dem Könige bis Pfingsten eine neue Frist gewährt, welche er jedoch dann abermals verstreichen ließ.

Besonderes Aufsehen erregte auf der Synode eine Gesandtschaft von Byzanz, welche der Kaiser Alexius abgeordnet hatte, um den Papst und die abendländische Christenheit zum Beistande gegen die Seldschucken aufzurufen, welche beinahe schon bis zu den Toren seiner Hauptstadt vorgedrungen waren. Dieselbe Aufnahme, die einst Gregor VII. dem gleichen Hilfegesuch Kaiser Michaels hatte angedeihen lassen, fand die Botschaft des Alexius bei Urban. Die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der griechischen und armenischen Christenheit mit der lateinischen, auf die Anerkennung der Autorität des apostolischen Stuhls im Osten, auf die Herstellung des Christentums an den heiligen Stätten erneuerte sich[1]; es war eine Zeit, wo sich Urbans Seele ohnehin leicht jeder Hoffnung erschloß. So rief er auf der Synode die Gläubigen zur Unterstützung der griechischen Kirche und des griechischen Kaisers auf, und seine Worte fanden solchen Anklang, daß ihm viele eidlich nach dem Osten zu ziehen versprachen, um dem Kaiser Beistand gegen die Ungläubigen zu leisten. Ähnliches hatten einst auch Tausende Gregor versprochen, und kaum war wahrscheinlich, daß diese Unternehmung jetzt einen günstigeren Fortgang haben würde als zwanzig Jahre früher das mit dem glühenden Eifer eines Gregor betriebene Werk. Niemand ahnte wohl noch, daß hier zuerst ein Ruf erschollen war, der bald, von Millionen von Stimmen wiederholt, das ganze Abendland in hundertjährige Kämpfe führen, der Entwickelung der Menschheit eine neue Wendung geben sollte.

Am 7. März wurde die Synode geschlossen. Die Kerzen wurden angezündet und gelöscht, indem alle Flüche der Kirche von neuem auf Hein-

[1] Vgl. oben S. 213, 218.

rich, Wibert und ihre Anhänger geschleudert wurden. Tage großer Befriedigung waren es für den Papst gewesen, welche er in Piacenza gefeiert hatte. Bis in den Anfang April verweilte er noch in der Stadt, dann zog er gegen Cremona, wo ein neuer Triumph seiner harrte, indem er mit König Konrad zusammentreffen sollte, der durch den am Vater verübten Verrat ein gehorsamer Sohn der Kirche geworden war.

Konrad ließ seinen Gehorsam die Welt sehen. Als sich der Papst auf einem Zelter am 10. April der Stadt näherte, ging er ihm entgegen, ergriff die Zügel des Zelters und leistete dem Statthalter Petri die Dienste eines Marschalls. So hatte einst Kaiser Ludwig II. vor mehr als zweihundert Jahren auf Bogenschußweite Papst Nicolaus I. das Roß geführt. Es war damals eine Ehrenbezeugung, welche der Kaiser dem Manne erwies, dem er soeben den Weg zum Stuhle Petri bereitet hatte. Jetzt hatte dieselbe Handlung eine andere Bedeutung, wo sie ein junger Fürst leistete, der seine Macht nur der Pataria und ihrem Oberhaupte, dem Papste, zu danken hatte. Wäre darüber ein Zweifel gewesen, so hätten ihn schon die folgenden Tage heben müssen. Am 15. April legte der König öffentlich zu Cremona in die Hand des Papstes einen Eid ab, durch den er sich freilich nicht ausdrücklich als einen Vasallen des Papstes bekannte, der aber doch dem Lehnseid der normannischen Fürsten Unteritaliens in den meisten Punkten entsprach und dem Papst nicht nur jede Sicherheit für seine Person, sondern auch für alle Länder des heiligen Petrus bot. Auf diesen Schwur hin nahm ihn der Papst als Sohn der römischen Kirche feierlich an und versprach ihm seinen Beistand zur Erwerbung und zur Erhaltung des Reichs wie die Kaiserkrone, wenn er nach Rom kommen sollte; doch wurden bei dieser Zusage die Gerechtsame der Kirche und besonders die apostolischen Dekrete wegen der Investituren ausdrücklich gewahrt.

Selbst Opfer, die seinem Herzen noch schwerer fielen, brachte der König der Kirche. Der Papst und Mathilde hatten seine Vermählung mit einer Tochter des großen Grafen Roger von Sizilien gewünscht und der Papst selbst die Heirat vermittelt. Die Konrad bestimmte Braut war ein Kind, und es konnte sich zunächst auch hier nur um eine Scheinehe handeln. Mathilde und den Papst bekümmerte dies wenig; sie sorgten zunächst nur darum, die Kräfte Italiens gegen den Kaiser zu verbinden und für den Kampf, den sie führten, die große Aussteuer der Braut zu gewinnen. Widerstrebend genug hatte sich der junge König die Fesseln einer solchen Ehe auflegen lassen, aber er begab sich jetzt nach Pisa, wo ihm das Kind und die reichen Schätze Siziliens zugeführt wurden. Indessen eilte der Papst zu einem anderen Triumph nach Mailand. Erzbischof Arnulf, der sein Vergehen, die Investitur aus des Königs Händen genommen zu haben, reuig abgebüßt hatte, wurde zu Gnaden angenommen und durch Gebhard von Konstanz geweiht. Die Pataria stand auch in der Hauptstadt

der Lombardei jetzt in unbestrittener Herrschaft. Die Gebeine jenes Herlembald, der einst der Pataria die Fahne vorangetragen, wurden vom Papste und dem Erzbischof wie die eines Märtyrers erhoben und feierlich in die Kirche des heiligen Dionysius übertragen. Ist die Verehrung des neuen Heiligen auch selbst in Mailand niemals durchgedrungen, die Erhebung desselben war dennoch ein Vorgang, welcher den Umschwung der Zeit deutlich bezeichnete. Abermals hatte die Freiheit der Ambrosianischen Kirche einen tödlichen Streich empfangen, und in die Annalen des Papsttums konnte nun mit noch größerem Rechte eingetragen werden, daß sich Mailand Rom unterworfen (S. 35).

Allerorten empfanden die Gregorianer, wie ein Erfolg sich auf den anderen dränge. Der eifrige und gelehrte Ivo von Chartres schrieb dem Papste: er könne die Freude nicht in Worte fassen, die er bei den letzten Nachrichten empfinde; das rebellische Italien beuge sich jetzt vor der Macht des apostolischen Stuhls, und der neue König des Landes sei ein gehorsamer Sohn des heiligen Petrus. In der Tat stand der Papst in diesem Moment an der Spitze einer großen Vereinigung aller bewegenden Kräfte der Halbinsel. Die normannischen Fürsten Apuliens und Siziliens, die große Gräfin, das seemächtige Pisa und die zur Freiheit erwachten Städte Lombardiens reihten sich um den gekrönten Priester. Wie im Jahre 1059 leitete der Papst abermals die große nationale Erhebung gegen das Kaisertum, und, innerlich erstarkt, versprach sie Italien und dem Papsttum nun Größeres, als zu jener Zeit erreicht war.

Aber nicht genug war es dem Papste, seinen Sieg Italien zu zeigen. Auch dort sollte er kundbar werden, wo nicht nur seine eigene Wiege gestanden hatte, sondern auch die Geburtsstätte jener kirchlichen Ideen war, welche sich jetzt zu einer imponierenden Macht entfaltet hatten. Urban beschloß, die gallischen Gegenden aufzusuchen, um inmitten derselben ein ähnliches Fest zu feiern, wie es die Lombardei gesehen hatte. Um den 1. August ging er über die Alpen, am 5. war er in Valence, am 15. zu Le Puy im Velay. Von hier aus erließ er Einladungen nach allen Seiten zu einer großen Synode, die er am 18. November zu Clermont zu eröffnen gedachte. Nachdem er die notwendigen Vorbereitungen getroffen hatte, benutzte er die Zeit zu einem großen Triumphzuge durch das burgundische Königreich.

Von St. Gilles, wo Raimund, Graf von Toulouse, Herzog von Gotien und Markgraf der Provence, der reichste Herr in Frankreich und Burgund, zugleich ein höchst devoter Sohn des heiligen Petrus, seinen Sitz hatte, zog der Papst das Rhonetal hinauf bis nach Lyon. Kirchen weihend, Gnaden in Fülle erteilend, Streitigkeiten schlichtend, eilte er von Ort zu Ort; er schien der Herr dieses Königreichs zu sein, nicht jener Kaiser, der in den Gegenden an der Etsch wie hinter Kerkermauern eingeschlossen saß. Am 8. Oktober war der Papst in Lyon; Erzbischof Hugo hatte sich ent-

weder schon früher mit ihm ausgesöhnt, oder die Aussöhnung erfolgte jetzt. Fortan waren sie eines Sinns, und die Entschiedenheit des Papstes, dessen Mut mit den Erfolgen wuchs, blieb kaum hinter den Wünschen Hugos zurück. Dann durchzog Urban das französische Herzogtum Burgund. Vor allem zog es ihn, den Kluniazenser, nach Cluny. Am 25. Oktober weihte er in der prächtigen Basilika, mit deren Bau der Abt noch beschäftigt war, den Hochaltar und einen der Nebenaltare, während Hugo von Lyon, Daibert von Pisa und der Kardinalbischof Bruno von Segni an anderen Altaren die Weihe verrichteten. Durch das Bourbonnais darauf den Weg fortsetzend, begab er sich nach der Auvergne, um an dem festgesetzten Tage die Synode zu eröffnen.

Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich eingestellt. Man zählte 13 Erzbischöfe, 80 Bischöfe und 90 Äbte; die Menge der Mönche, Kleriker und Laien ließ sich nicht schätzen. Der Papst hat die Synode wohl als ein allgemeines Konzil bezeichnet, aber besonders waren doch nur die Kirchen Frankreichs, Burgunds, Italiens und Spaniens vertreten. Aus Deutschland hatten sich wenige eingefunden. Aus England war nur ein Gesandter des gelehrten Anselm erschienen, den König Wilhelm II. nach langem Zögern zum Erzbischof von Canterbury erhoben hatte und nun mit dem lästigsten Mißtrauen überwachte. Anselm hatte darauf gedrungen, daß die englische Kirche sich Urban als dem rechtmäßigen Nachfolger Petri unterwerfe, und der König hatte sich dieser Forderung nicht länger entziehen können, hielt aber dennoch mit tyrannischer Härte seine Herrschaft über die Kirche aufrecht: kein englischer Bischof durfte deshalb über den Kanal zu der großen Synode ziehen. Trotzdem war sie eine Repräsentation der abendländischen Kirche, wie man sie bisher nicht gesehen hatte.

Die Grundprinzipien der Reform, daß die Kirche katholisch, keusch und frei sein solle, wurden aufs neue verkündigt, Simonie und Nicolaitismus abermals verurteilt und aus ihrer Verwerfung die strengsten Konsequenzen gezogen, die Freiheit der Kirche vom Staat und der Laienwelt nach allen Seiten zu sichern gesucht. Der Papst bestätigte ausdrücklich alle Beschlüsse der Synoden, welche er zu Melfi, Benevent, Troja und Piacenza gehalten hatte, und ergänzte sie durch neue Bestimmungen. Vielfache Streitigkeiten, welche sich unter den kirchlichen Behörden Frankreichs und Burgunds erhoben hatten, wurden zur Entscheidung gebracht. Nicht geringen Eindruck machte, daß der Papst rücksichtslos jetzt auch über König Philipp mitten in dessen eigenem Lande die Exkommunikation verhängte. Der König, der seinen Bischöfen den Besuch der Synode verstattet hatte, mochte anderes erwartet haben, fand aber mindestens insoweit Schonung, daß er nicht der Herrschaft entsetzt, die Untertanen nicht des ihm geleisteten Eides entbunden wurden. Nicht minder ergriff es die Gemüter, daß jetzt der Gottesfriede als allgemeines Gesetz der Kirche verkündigt wurde: unter dem Schutze desselben, gebot der Papst, sollten die

Kleriker, Mönche, Pilger und Frauen zu jeder Zeit stehen, alle anderen zunächst auf drei Jahre an den bekannten Wochentagen und in den heiligen Zeiten. In diesen Gegenden, wo der Gedanke der Treuga Dei zuerst aufgetaucht war, von wo ihn Cluny in die Welt hinausgetragen, wurde er nun von einem Jünger der Kongregation, der zum Stuhl Petri emporgestiegen war, aufgenommen und in wirksamerer Weise, als es bisher möglich war, in das Leben geführt. Besondere Satzungen für die einzelnen Territorien Frankreichs stellte man sofort fest und setzte zu Wächtern des Friedens die Bischöfe und Erzbischöfe ein.

Acht Sitzungen (18.—25. November) füllten die Arbeiten der Gesetzgebung und Jurisdiktion aus. Man bewunderte die heitere Würde, die milde Herablassung des Papstes, seine unerschütterliche Festigkeit inmitten einer ihn umstürmenden Menge, vor allem seine scharfen, zutreffenden Reden. Mit jedem Tage strömten neue Scharen herbei; denn es war wohl kein Geheimnis mehr, daß der Papst den Krieg gegen die Ungläubigen, wie es schon in Piacenza geschehen, auch hier verkünden würde. Als die neunte Sitzung am 26. November eröffnet wurde, war der Andrang so groß, daß die Kirche nicht Raum bot. Man zog hinaus auf einen weiten Platz, und hier unter Gottes Himmel ergriff der Papst das Wort, um die Bedrängnis der Christen im Osten, um die Pflichten für Jerusalem und das Heilige Grab allen Gläubigen an das Herz zu legen. Tausende haben diese Worte vernommen, und niemand ist unter ihnen gewesen, dessen Inneres sie nicht durchbebt hätten. Wohl haben manche sie später niederzuschreiben versucht, aber keinem ist es gelungen; der gewaltige Inhalt scheint das Aufmerken auf die Form erschwert zu haben. Das ritterliche Blut Urbans wird bei diesem Kriegsruf noch einmal aufgewallt sein, und wie ein gottseliges Werk zu empfehlen sei, wußte niemand besser als dieser erwählte Jünger von Cluny. So zündete jedes Wort, und die Begeisterung der Zuhörer fachte die Flamme des Redners nur lichter an. Konstantinopel trat in den Hintergrund; die heiligen Stätten, wo der Herr gelebt und gelitten, standen ihm und allen allein vor Augen; der Herr selbst wollte sein Land den Händen der Ungläubigen entrissen sehen und stieg gleichsam vom Himmel herab, um seine Scharen zu sammeln; es galt, ein ihm gefälliges Werk zu tun, sich damit der eigenen Sünden zu entledigen und die Christenheit aus dem Jammer herauszureißen, in welchen sie versunken schien.

Wie hätten solche Mahnungen inmitten des lebendigsten Volks ihre Wirkung verfehlen können? Wir kennen die Fülle physischer Kräfte, die hier nach allen Seiten hinausdrängte und, soweit sie nicht draußen Platz fand, sich in inneren Kämpfen verzehrte. Wir kennen jenes abenteuernde Rittertum, welches mit seinem Waffenruhm die Heimat, mit seinem Kriegsruhm die Welt erfüllte. Wir wissen, wie sich daneben geistiges und geistliches Leben in reicher Mannigfaltigkeit entwickelte. Theologie und

Philosophie, innigst verbunden, begannen, zu tieferen Studien die Geister zu wecken. Die Lehren des Berengar, Lanfrank, Anselm und Roscellin stritten miteinander, und aus ihrem Streit erwuchs in weiteren Kreisen ein Streben nach dem Urgrund der Dinge, eine Erhebung in die Regionen des freien Denkens, ein Emporringen zum Ideal. Die Geister gerieten in stürmische Bewegung, und dieser Bewegung entsprach auch die geistlich-kirchliche Richtung, so verschieden ihre Äußerungen erscheinen. Man will Ernst machen mit der Religion: es soll besser werden in dieser Welt der Greuel, der Zorn Gottes soll gesühnt, die Christenheit ihres Heilands würdig werden. Mit Leidenschaft wirft man sich auf aszetische Übungen, mit Leidenschaft auf die Reform der Kirche; Klöster werden allerorten gebaut oder erneuert. Lieber unterstellt man sich dem Papst, dem Bischof oder Abt als dem König oder einem weltlichen Fürsten; denn diese wissen doch nicht den Weg zum Himmel zu zeigen und der argen Welt zu helfen. Überall ist es der Kampf, den man sucht; in ihm allein findet man Befriedigung, Lebensziel und Lebensgenuß. Kein Kampf aber konnte dem idealen Streben, dem kirchlichen Eifer, der Abenteuerlust dieses Volks mehr Raum bieten als der Gotteskrieg, zu dem jetzt der Ruf erscholl; in einem befriedigte er jede dunkle Sehnsucht, jedes unklare Verlangen.

Der Krieg gegen den Islam war nichts Neues; durch Jahrhunderte fortgesetzt, war er seit zwei Menschenaltern mit Glück von dem Abendlande geführt worden. Die Wallfahrt nach den heiligen Stätten machten große Scharen Jahr für Jahr, und nie war der Name Jerusalems vergessen worden. Die Epoche der Kreuzzüge war durch den Gang der Ereignisse von weither vorbereitet wie jede andere in der Geschichte; Gregor hatte sie prophetischen Geistes vorausgesehen und ihr die Wege geebnet. Schon hatte Urban zu Piacenza den Glaubenskrieg verkündigt, und niemand kam wohl nach Clermont, der nicht einen ähnlichen Aufruf erwartet. Und doch war es, als ob das Wort Jerusalem niemals bisher gesprochen, als ob man niemals die Waffen gegen den Islam geführt. Was der Papst sprach, schien gleich einer Offenbarung von oben; eine neue Welt erschloß sich den Blicken, und die alte sank in Staub zusammen. Nicht allein in die unabsehbaren Regionen des fernen Ostens schweifte der Geist; es war ihm zugleich, als ob sich die Räume des Himmels erschlossen. So fühlte das Volk, welches den Kriegsruf des Papstes vernahm, und es war allen, als ob die ganze Christenheit dieses Gefühl teilen müsse.

Kaum hatte der Papst geendet, so erscholl wie aus einem Munde: „Gott will es! Gott will es!" Derselbe Zuruf, mit dem einst der Gottesfriede begrüßt war, ertönte jetzt zum Gotteskriege und blieb das Losungswort in demselben. Geistliche und Laien stimmten ein und stürmten herbei, um ihr Gelübde dem Papste abzulegen; zur Stunde war ein Heer von Tausenden zusammen. Der Papst versprach diesen Streitern Christi

Sündenvergebung. Alle warfen sich sofort zur Erde und schlugen sich an die Brust, während der Kardinal Gregor für sie das Sündenbekenntnis sprach; darauf erteilte der Papst ihnen Absolution, spendete ihnen seinen Segen und entließ sie nach Hause, um sich zum Kampfe zu rüsten. Ein rotes Kreuz, an das Gewand auf der rechten Schulter geheftet, bestimmte er zum Abzeichen für die Kämpfer um das Heilige Grab.

Noch zwei Tage hat dann der Papst mit den Bischöfen getagt, um die Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen zu treffen. Nicht selbst wie einst Gregor wollte er das Heer führen, sondern er bestellte zu seinem Legaten bei demselben den Bischof Adhemar von Le Puy, einen in geistlichen und weltlichen Dingen gleich erfahrenen Mann, der schon früher eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande gemacht hatte. Jede Vergünstigung gewährte der Papst denen, welche mitziehen würden; sie erhielten Absolution von ihren Sünden, ihre Güter wurden unter den Schutz des Gottesfriedens und der Kirche gestellt. Zugleich ergingen an alle Bischöfe des Abendlandes päpstliche Schreiben mit der Aufforderung, das Kreuz in ihren Sprengeln zu predigen. Schon wußte man, daß der mächtige Graf von St. Gilles, obwohl schon in vorgerückten Jahren, mit großem Gefolge zum Kampfe rüste, daß auch der junge Robert von Flandern ausziehen werde. Mit den schärfsten Kirchenstrafen bedrohte die Synode alle, die das Kreuz genommen, aber sich schwachmütig dem Gotteskriege wieder entziehen würden. Ein großes Werk war im Gange, als die Synode am 28. November ihre Sitzungen schloß.

Der Papst setzte seine Rundreise in den Ländern fort, deren König er in den Bann getan hatte. Es zeigte sich, daß dieser König geringere Gewalt in Frankreich besaß als der römische Bischof. Tief war dieses Königtum gesunken; die Nachfolger Hugo Capets hatten auf dem Thron bisher an Macht mehr verloren als gewonnen. Einst waren sie die ersten Vasallen des Reichs, jetzt überstrahlten sie nicht wenige, die von ihnen Lehen nahmen, an Reichtum und Ansehen, und gerade sie schlossen sich eng dem Papste an. König Philipp hielt es alsbald für geraten, sich dem Urteil Roms zu unterwerfen und sich von Bertrada wenigstens zum Schein zu trennen. So erlangte er Absolution und erwies sich nun gegen den, dessen Gewalt er nicht widerstehen konnte, als einen eifrigen Diener. Nahm er auch nicht selbst das Kreuz, so legte er doch seinen Vasallen kein Hindernis in den Weg, sich dem großen Heereszuge anzuschließen; sein eigener Bruder, Graf Hugo von Vermandois, war einer der eifrigsten bei der Rüstung.

Zu Limoges feierte der Papst das Weihnachtsfest. Im Anfange des Jahres 1096 besuchte er Poitiers, Angers, Le Mans, Tours und hielt in der letztgenannten Stadt die Fastensynode. Dann begab er sich nach Poitiers zurück, nahm seinen Weg über Saintes, Bordeaux, Toulouse, Carcassonne nach Nimes, wohin er auf die erste Hälfte des Juli eine neue

Synode berufen hatte. Wohin der Papst kam, sammelten sich neue Scharen um ihn. Schon nahten sich ihm auch deutsche Bischöfe, welche von Heinrich eingesetzt waren, und bekannten sich als reuige Sünder; nicht nur Emehard von Würzburg gewann sich so Gnade, sondern auch Otto von Straßburg, der Bruder Friedrichs von Staufen. Der Gottesfriede und der Kreuzzug waren, wo sich der Papst zeigte, Gegenstand immer neuer Verhandlungen. Wohl nicht ohne seinen unmittelbaren Einfluß entschlossen sich Herzog Robert von der Normandie und Graf Stephan von Blois, das Kreuz zu nehmen. Jener, der steten Belästigungen durch seinen königlichen Bruder von England müde, suchte neuen Lebensmut in der Ferne; er entschloß sich, sein ganzes Land seinem Bruder zu verpfänden, um die Kosten für die Ausrüstung zu erschwingen. Graf Stephan war einer der reichsten Herren; man sagte, daß er so viele Burgen besäße, als man Tage im Jahre zählt, und so konnte er ohne Mühe eine zahlreiche und glänzende Schar um sich sammeln.

Kaum aber bedurfte es noch der Einwirkung des Papstes. Das Feuer, welches er in Clermont entzündet, hatte mit reißender Schnelligkeit sich durch ganz Frankreich und Burgund und weit über die Grenzen dieser Länder hinaus verbreitet. Bis zu den Ufern des Rheins war alles bereits in der gewaltigsten Bewegung. Es waren nicht allein die Gesinnungsgenossen des Papstes, welche der geistliche Zug der Zeit fortriß. Auch Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, der, obschon kein Gegner der Kirchenreform, doch treu zu dem Kaiser gehalten hatte, nahm das Kreuz; mit ihm seine Brüder Eustach und Balduin. Sie verpfändeten oder verkauften ihre Besitzungen, um eine recht stattliche Mannschaft zusammenzubringen. Stammten sie auch von einem französischen Vater, ihre Macht lag jetzt doch vor allem im deutschen Lothringen, und Lothringer bildeten den Kern von Gottfrieds immer wachsendem Heere; noch einmal zeigten sich die Einwirkungen, welche das französische Mönchstum so lange auf die lothringischen Gegenden geübt hatte. Während die mächtigen Herren in Frankreich, Burgund und Lothringen rüsteten, strömten ihnen Ritter zugleich aus den entlegensten Ländern zu: Engländer, Waliser, Dänen und Norweger. Es galt einen Kampf, wie ihn die Christenheit noch nicht durchgekämpft hatte, wo niemand gern sein Schwert im Winkel rosten ließ.

Und nicht allein die Ritter machten sich auf, sondern auch diejenigen, denen man sonst die Waffen versagte. Auch die niederen Klassen wurden von der Strömung des Augenblicks erfaßt; auch sie wollten an der Wallfahrt teilnehmen, und gerade sie stürmten am ungestümsten voran. Eine große Masse niederen Volks hatte sich um den Kreuzprediger Peter von Amiens gesammelt. Auf einem Esel reitend, führte der wundersame Klausner, im härenen Gewande, mit dem bis zum Gürtel herabwallenden Barte, seine aus Bauern, Handwerkern, Kriegsknechten, Mönchen, Kle-

rikern, Weibern jeden Alters und jeden Standes bunt zusammengewürfelte Schar vorwärts. Schon waren diese schlecht bewaffneten und schlecht versorgten Kreuzfahrer des Eremiten über den Rhein vorgedrungen; ihr Zug wälzte sich über die oberdeutschen Länder nach Ungarn hin. Kreuzfahrer nannten sich auch ungeordnete Banden, die sich am Rhein unter den Priestern Godschalk und Folkmar und dem Grafen Emicho von Leiningen, einem verrufenen Wegelagerer, aus verlaufenen Leuten gebildet hatten, um nach dem Osten zu ziehen: ein Schrecken des Landes, wohin sie gelangten, stürzten sie schnell durch Zuchtlosigkeit in das eigene Verderben.

Die abendländische Welt war in fieberhafter Unruhe, als der Papst an seine Rückkehr nach Italien dachte. Eilig nahm er sie durch die burgundischen Länder; über Avignon, Cavaillon, Forcalquier können wir seinen Weg verfolgen. Um die Mitte des Augusts wird er am Mont Genèvre die Alpen überstiegen haben. Am 9. September sah man ihn zu Asti. Das Fest der Kreuzerhöhung (14. September) feierte er mit einem glänzenden Gefolge von Bischöfen und Fürsten zu Mortara[1]. „Mit großem Gepränge und großem Ruhm", sagt ein Zeitgenosse, „kehrte er heim."

Nach kurzem Aufenthalt in Pavia begab sich Urban nach Mailand, wo er bis in den Anfang des Oktobers verweilte. Vor dem versammelten Volke predigte er dort in der Kirche der heiligen Thekla über die Bedeutung des geistlichen Standes. Nur eine Konsequenz des Systems, welches er vertrat, war es, wenn er da aussprach, daß auch der geringste Priester über jeden König erhaben sei, und die errungenen Erfolge schienen darzutun, daß dieses System bereits in die Wirklichkeit getreten sei. Um den 1. November überschritt er dann den Apennin. Mathilde, die hocherfreut ihren siegreichen Freund mit ausgesuchten Ehren empfangen hatte, gab ihm das Geleit auf dem weiten Wege nach Rom. Als der Papst nach Lucca kam, fand er dort bereits die Kreuzscharen der Nordfranzosen, welche in Apulien überwintern und dann über das Meer gehen wollten. Er begrüßte Robert von der Normandie, Stephan von Blois und Robert von Flandern mit ihren Gefährten und entließ sie mit seinem Segen, nachdem er Stephan, dem glänzendsten Ritter Frankreichs, die Fahne des heiligen Petrus zum Glaubenskampfe verliehen hatte. Auf verschiedenen Wegen zogen darauf die Scharen Apulien zu.

Zahlreiche Kreuzfahrer waren damals auch nach Rom gekommen, aber sie fanden nur Ärgernis an den heiligen Stätten. Die Wibertisten hatten sich während der Abwesenheit Urbans von neuem erhoben, die Parteikämpfe waren in der Stadt aufs neue entbrannt. Als die Kreuzfahrer nach St. Peter gingen, um ihr Gebet zu verrichten, wurden sie dort überfallen; mit Abscheu verließen sie, die Rache dem Höchsten anheimgebend, die ruchlose Stadt. Die Masse des Kriegsvolks, welches immer von neuem

[1] Mortara ist ein Ort unweit von Pavia.

herbeiströmte und kaum in der Stadt Platz fand, schreckte jedoch die Anhänger Wiberts, so daß sie dem heimkehrenden Papst keinen Widerstand entgegenzusetzen wagten. Als Urban mit Mathilde heranzog, kam ihm die Bürgerschaft entgegen und holte ihn in feierlicher Prozession ein. Das Weihnachtsfest feierte er mit allem Glanze im Lateran. Fast die ganze Stadt war in den Händen seiner Freunde, wenn auch die Wibertisten noch immer die Engelsburg behaupteten. Die Bürgerschaft aus allen Regionen der Stadt schwur ihm den Eid der Treue. Die nächste Fastensynode (1097) hielt er im Lateran; es war das erstemal, daß er hier die Väter der Kirche versammeln konnte.

Der Erfolg erschien um so vollständiger, als bald darauf der Kaiser Italien verließ. Während sein Gegner von Land zu Land zog und ein großes Heer sammelte, saß er in unfreiwilliger Muße in einem Winkel der Halbinsel, von jeder Hilfe verlassen. Er suchte sie aller Orten. Er bestätigte die Freiheiten von Venedig und begab sich im Sommer 1095 selbst nach der Inselstadt, die seit Otto III. keinen Kaiser gesehen hatte. Aber wie wenig konnte Venedig, selbst wenn es gewollt hätte, ihm helfen! Auch bei den Ungarn suchte er abermals Beistand. Am 29. August 1095 war König Ladislaw gestorben, ein Fürst, der sich um die Befestigung des Reichs und die Ausbreitung des Christentums unter seinem Volke große Verdienste erworben hatte; die römische Kirche hat ihn später ihren Heiligen beigezählt, und die Ungarn haben sein Andenken in Ehren bewahrt. Die Herrschaft ging auf seine Neffen Koloman und Almus, die Söhne Geisas, über; Koloman erhielt die oberste Gewalt, den königlichen Namen und die Krone, Almus das erst jüngst dem Reiche gewonnene Kroatien als Herzog mit ausgedehnter Gewalt. Almus hatte bereits früher die Sache des Kaisers, der Koloman nicht sonderlich günstig war, unterstützt: jetzt wandte sich Heinrich an ihn und forderte ihn auf, bei seinem Bruder dahin zu wirken, daß er Welfs Länder mit Kriegsmacht überzöge. Aber Koloman, den auch der Papst zu gewinnen suchte, und der vor allem sein Land gegen die immer neu anrückenden Schwärme der Kreuzfahrer nur mit Mühe schützte, konnte und wollte für Heinrich nicht zu den Waffen greifen.

So war der Kaiser ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen, und wie wenig diese ausreichten, zeigte ein Angriff auf Mathildens Burg Nogara, der völlig fehlschlug. Stille Tage verlebte er darauf, bald in Verona, bald in Padua. Nur selten gelangte zu ihm Botschaft von jenseits der Alpen. Wohl nur Erzbischof Liemar von Bremen und Bischof Burchard von Basel stellten sich in dieser Zeit von den deutschen Bischöfen am kaiserlichen Hofe ein, Erpo von Münster scheint immer demselben gefolgt zu sein. Sonst sah man dort nur den Gegenpapst, die Bischöfe aus den Etschgegenden und der Romagna wie einige aus der Lombardei vertriebene Kirchenfürsten. Treu hielten bei dem Kaiser die Markgrafen Burchard und Werner, Graf Manfred und einige andere Herren Italiens aus. Die wenigen Kanzleigeschäfte

besorgte für Italien der Bischof Walbrun von Verona, für Deutschland der Kanzler Humbert. Eine Hofhaltung blieb somit bestehen, aber ein Heer ließ sich nicht gewinnen, und selbst die Rückkehr über die Alpen war unmöglich, solange alle Pässe in den Händen der Feinde blieben.

Rettung kam endlich dem Kaiser von einer Seite, von welcher er sie früher am wenigsten hoffen mochte. Die frevelhafte Art, mit welcher Mathilde in des Kaisers Familienverhältnisse eingegriffen hatte, fand Vergeltung; ihre Scheinehe, immer ein Gespött der Welt, wurde zum offenen Ärgernis. Dem jungen Welf, längst müde, den Weiberknecht zu spielen, wurde überdies klar, daß er nichts von dem reichen Besitz der großen Gräfin gewinnen würde. Schon vor der Zeit der Synode von Piazenza hatte er sich von der großen Gräfin getrennt und öffentlich verkündigt, sie sei gar nicht sein Weib. Der Vater kam über die Alpen und bemühte sich, den ehelichen Zwist auszugleichen, vor allem aber Mathilde zu nötigen, seinen Sohn in den Besitz ihrer Güter zu setzen. Er verschmähte sogar nicht, mit dem Kaiser in Verbindung zu treten, um durch die Furcht der großen Gräfin abzupressen, was seine Überredungskünste nicht erreichten. Lange mühte er sich so ab, aber alle Anstrengungen waren vergeblich; Mathilde wollte von ihrem Besitztum nicht weichen, von dem Gemahl, der sie verlassen hatte, nichts wissen. Im Sommer 1095 kehrten Vater und Sohn über die Alpen zurück, bereits entschlossen, unter günstigen Bedingungen sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Viel verhandelten sie hier mit den Fürsten über eine Aussöhnung der Parteien, aber lange erfolglos. Die kirchlich Gesinnten wollten mit dem gebannten Kaiser und seinem Anhang nichts gemein haben, die Getreuen des Kaisers mißtrauten Welf und seinen Versprechungen. So verging das Jahr 1095, so auch die Hälfte des nächsten; noch im Sommer 1096 wollte Heinrich, wie wir sahen, die Magyaren Welf auf den Hals hetzen. Aber allmählich erfolgte doch eine Annäherung zwischen dem Kaiser und den Welfen. Es stellte sich der alte Albert Azzo, ein Greis angeblich von hundert Jahren, am Hofe des Kaisers ein; er scheint den Vermittler für seinen Sohn und Enkel gemacht zu haben. Eine Aussöhnung des Kaisers mit Welf trat endlich ein, nachdem das Herzogtum Bayern ihm von neuem zugesichert war.

Jetzt erst wurden die Alpenpässe frei, jetzt erst konnte der Kaiser an seine Rückkehr denken. Nach Ostern 1097 verließ er den Boden Italiens, um ihn nie wieder zu betreten. Er scheint seinen Weg durch Kärnten und Steiermark genommen zu haben; die Markgrafen Burchard und Werner, seine treuen Kampfesgenossen in Italien, und ein geringes Gefolge begleiteten ihn. Am 15. Mai war er zu Nußdorf bei Wien, das Pfingstfest (24. Mai) beging er zu Regensburg, wo er bei den Bürgern und dem Klerus zuvorkommende Aufnahme fand. Noch bis tief in den Sommer verweilte er dort, dann ging er über Nürnberg und Würzburg an den Rhein, wo er zu Speier hofhielt. Wohl suchten manche Getreue ihn auf;

manche, die wankend geworden waren, kehrten zu ihm zurück, wie der Bischof Emehard von Würzburg. Dennoch blieb es still um ihn, und sein Mut war gebrochen. Er dachte zunächst nur daran, den inneren Frieden in den deutschen Ländern herzustellen; zu diesem Zweck hielt er einen Tag mit den Fürsten um den Anfang des Dezembers zu Mainz. Wir wissen nicht, was dort beschlossen wurde, doch das Gefühl, daß Heinrich und mit ihm das Kaisertum eine schwere Niederlage erlitten, mußte sich hier wie überall in den Reichsgeschäften geltend machen.

Als Heinrich nach Deutschland zurückkehrte, war Italien ihm so gut wie ganz verloren; ihn selbst hatten Schicksalsschläge getroffen, von denen er sich niemals wieder hat aufrichten können, und mit ihm hatte die kaiserliche Sache die schwersten Schädigungen erfahren. Der große Sieg über das Kaisertum war vor allem Mathilden zuzuschreiben. „Überall", sagte ein Gregorianer jener Zeit, „hatte die Frau Mathilde, die treffliche Herzogin und Markgräfin, die ergebenste Tochter des heiligen Petrus, sich einen gefeierten Namen gewonnen. Denn fast allein hatte sie mit den Ihrigen gegen Heinrich, den Häresiarchen Wibert und ihren Anhang sieben Jahre den Kampf bestanden und endlich Heinrich mit männlichem Mut aus Italien verjagt. Als sie aber wieder ihr Land gewonnen hatte, hörte sie nicht auf, Gott und dem heiligen Petrus ihren Dank zu beweisen." Ihr Ruhm stand in Blüte, aber diese Blüte zeigte selbst dem flüchtigen Blicke fahle Blätter. Es gibt eine Fülle der Liebe, welche nicht vor dem Frevel zurückbebt und uns mit Entsetzen erfüllt. Auch Mathildens Hingabe an die Ideen Gregors streift an eine Leidenschaft, die mehr Schrecken einflößt als anzieht.

10. Das Ende der Kirchenspaltung

Unsicheres Regiment in Deutschland

Der Ruf zur Kreuzfahrt, den Papst Urban zu Clermont erhoben, hatte sogleich bis an den Rhein Widerhall gefunden; jenseits des Flusses war, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt, die große Kriegsdrommete nicht sogleich erschollen. Als bald nach Ostern 1096[1] Peter der Einsiedler mit seinen Scharen durch Ostfranken und Bayern zog, verspottete man hier jene Rittersleute und Bauern, die mit Weibern und Kindern die Heimat aufgaben, um das ungewisse Land der Verheißung unter tausendfachen Gefahren aufzusuchen, die Hab' und Gut verkauften, um in weiter Ferne ein neues Leben zu beginnen. Die Kreuzpredigt des Eremiten hatte im inneren Deutschland nur geringen Erfolg; wenige schlossen sich hier ihm an. Ungehindert ließ man jedoch die Kreuzfahrer, unter denen leidliche Ordnung herrschte, bis an die Grenzen Ungarns ziehen, und auch König Koloman bereitete ihnen keinen Widerstand, so daß sie ohne große Verluste im Sommer 1096 bis Konstantinopel gelangten.

Aber die ungewohnte Erscheinung bewaffneter Scharen von niederen Leuten, wie sie Peter mit sich führte, hatte doch in den rheinischen Gegenden eine bedenkliche Nachwirkung geübt. Unruhiges und besitzloses Volk griff hier und da zu den Waffen und nahm das Kreuz; es bildeten sich Banden der gefährlichsten Art, denen sich wüste Rittersleute und fanatische Priester als Führer darboten und zuchtlose Weiber in Männerkleidung folgten. Eine solche Bande, von dem Priester Folkmar geführt, zog vom Unterrhein durch Sachsen und Böhmen Ungarn zu, während eine andere unter dem Priester Godschalk durch Ostfranken, Bayern und Österreich ihren Weg nahm und sich durch zahlreiche Haufen aus Schwaben und Bayern bei ihrem Vordringen verstärkte. Ein dritter Schwarm bildete sich am Mittelrhein um den Grafen Emicho und wurde durch flämische und englische Pilger vermehrt; er folgte derselben Straße, welche der Eremit und dann Godschalk eingeschlagen hatten.

Greuel übel Greuel bezeichneten die Wege, welche die wüsten Schwärme

[1] Ostern feierte Peter in Köln und predigte dort.

zogen. Diese Pilger waren meist Räuber und Mörder, denen die Religion nur zum Deckmantel der verruchtesten Verbrechen diente. Schon am Rhein begannen sie mit einer Verfolgung der wehrlosen Juden, wie man sie in solchem Umfang und in solcher Grausamkeit bisher in den deutschen Ländern nicht gekannt hatte. In Trier und Köln, in Worms und Speier wurden die Juden, wenn sie sich nicht sofort taufen ließen, ohne alles Erbarmen niedergemacht, und die Mörder teilten sich in die Schätze ihrer Opfer; vergebens suchten sich verständige Bischöfe der Unglücklichen anzunehmen. Am furchtbarsten wütete Emichos Schar in Mainz, wo am 28. März 1096 gegen neunhundert Juden im Vorhof der bischöflichen Pfalz hingeschlachtet wurden; hier beteiligte sich sogar Erzbischof Ruthard selbst an der Verfolgung und bereicherte sich und seine Verwandten an dem durch den Mord gewonnenen Gelde. Mit gleicher Grausamkeit hausten diese entsetzlichen Kreuzfahrer auch an anderen Orten, wo sie auf ihrem weiteren Zuge auf Juden stießen. In Prag wie in den Städten am Main und an der Donau wiederholten sich die Schreckensszenen von Mainz. Mit unermeßlichen Schätzen beladen, zogen die Banden den Grenzen Ungarns zu, und in der Fülle ungewohnter Lebensgenüsse wuchs nur ihre Verwilderung.

König Koloman sah ein, daß er diesen Schwärmen nicht ohne Gefahr den Durchzug durch seine Länder gestatten könne, und sie begegneten deshalb, sobald sie seine Grenzen erreichten, herzhaftem Widerstand. Ein Heer des Königs sprengte Folkmars Schar bei Neitra auseinander und machte die Mehrzahl der Eindringlinge nieder; ein anderes Heer Kolomans rückte gegen Godschalks Bande an, die inzwischen die ungarische Grenze überschritten, sich an einer gelegenen Stelle festgesetzt, hier verschanzt hatte und nun in die Umgegend Beutezüge unternahm. Auch diese Schar hielt einem Angriff nicht stand; sie zerstob in alle Winde, als die Magyaren ihre Rosse und ihre Schwerter gegen sie wandten. Kaum waren sie zurückgewiesen, so näherte sich Emichos wildes Heer. Es schnaubte nach Rache an Koloman, dem Verfolger der Pilger, und beriet bereits, wem die Herrschaft in Ungarn zufallen solle, wenn ihn sein Verhängnis ereilt hätte. Man ging über die Früchte des Sieges zu Rat, als man dem Verderben nahe stand. Der König selbst zog Emicho entgegen, besetzte Myßburg und verteidigte sie sechs Wochen unter harten Kämpfen. Da sank Emichos Leuten der Mut; als ein neuer Sturm auf die Myßburg mißglückte, zerstreuten sie sich und warfen sich in eilige Flucht, zufrieden, nur dem Tod zu entrinnen.

Die letzten Reste dieser Horden sah man nach kurzer Zeit durch die deutschen Länder wieder ihrer Heimat zueilen, und ihr Anblick war nicht geeignet, die Stimmung für ein Unternehmen zu steigern, welches ohnehin die bedächtigere Art des Volkes nicht mit der flammenden Begeisterung der Franzosen aufgenommen hatte. Auch als die stattliche Schar der Lothringer, die sich unter dem Banner Herzogs Gottfrieds gesammelt hatte, im

August des Jahres 1096 vorrückte, schlossen sich diesseits des Rheins nur wenige ihr an; von den Fürsten des Reichs unseres Wissens nur Bischof Otto von Straßburg und der schwäbische Graf Hartmann. Mit Erlaubnis des Kaisers und in guter Ordnung zog dieses Kreuzheer durch Franken und Bayern. Auch König Koloman gestattete ihm gern den Durchzug durch seine Länder, so daß es ohne große Hindernisse bis Konstantinopel vordrang.

War die Masse des deutschen Volkes bei der großen Bewegung der Zeit auch teilnahmloser geblieben als die Romanen, so war doch die allgemeine Aufmerksamkeit noch ganz mit den Kreuzfahrern beschäftigt, als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte. Das Interesse an dem endlosen Kampfe zwischen Kirche und Reich war bereits im Abnehmen und wurde nun überdies durch ein Ereignis von so neuer und wunderbarer Art wie die Kreuzfahrt in den Hintergrund gedrängt. Allerdings zählte die kirchliche Partei in Schwaben und Bayern noch eifrige Anhänger, aber durch den Abfall Welfs waren sie an jeder entschiedenen Maßregel gehemmt. So erklärt sich, daß der Kaiser nirgends auf einen offenen Widerstand traf, als er im Jahre 1097 Bayern, Ost- und Rheinfranken durchzog; auch in den anderen deutschen Ländern war ein solcher kaum vorhanden. Aber auch in der eigenen Partei des Kaisers herrschte Mattigkeit und Erschlaffung. Nirgends zog man ihm verlangend entgegen, nirgends begegnete ihm eine Opferfreudigkeit wie in früheren Jahren. Seine Rückkehr nach sechsjähriger Abwesenheit erregte im ganzen geringe Aufmerksamkeit und besserte vorläufig wenig in den heillosen Zuständen des Reichs, wo man der kaiserlichen Autorität fast vergessen hatte. Pfalzgraf Heinrich war schon im Jahre 1095 gestorben, und von seinen Taten als Statthalter des Kaisers schweigt die Geschichte; nach seinem Tode war das Reich ganz ohne einen Stellvertreter des Kaisers gewesen, wenigstens wird uns nichts von einem solchen berichtet.

Wir wissen, wie es die erste Sorge des Kaisers war, jetzt einen allgemeinen Frieden in den deutschen Ländern herzustellen. Diese lobenswerten Bestrebungen mußten jedoch erfolglos sein, solange sich der Kaiser nicht mit seinen mächtigsten Gegnern vertragen hatte. Noch aber stand ihm Berthold von Zähringen, der sich mit Energie als Gegenherzog in Schwaben behauptete, mit seinem einflußreichen Geschlecht gegenüber, und selbst die Söhne Herzog Welfs waren nicht mit dem Parteiwechsel ihres Vaters zufrieden. Als dieser im Sommer 1097 über die Alpen ging, um sich die väterliche Erbschaft zu sichern, welche seine Stiefbrüder Hugo und Fulko an sich gerissen und König Konrad ihnen bestätigt hatte[1], schritten seine

[1] Der Markgraf Albert Azzo II. starb 1097; sofort nahmen Hugo und Fulko seine Hinterlassenschaft in Besitz. Welf nahm mit Hilfe der Eppensteiner seinen Brüdern die meisten Besitzungen des Hauses wieder ab, schloß aber später mit ihnen einen Vergleich, in dem er mit Fulko teilte. Hugo ging leer aus, und sein Name wird dann nicht mehr genannt.

Söhne sogar zu Widersetzlichkeiten gegen den Kaiser und dessen Anhänger. So bemächtigten sie sich mit Gewalt des Bischofs Anzo von Brixen, der nach Altwins Tode von den kaiserlich gesinnten Domherren gewählt war. Als Herzog Welf nach Deutschland zurückkehrte, fand er seine Söhne im Aufstande gegen den Kaiser; es war seine nächste Sorge, sie wieder mit ihm zu versöhnen.

Schon auf jener Tagfahrt, welche der Kaiser im Dezember 1097 zu Mainz hielt, scheint die Sache der Welfen beraten zu sein. Nachdem er dann Weihnachten zu Straßburg gefeiert hatte, hielt er sich im Anfang des Jahres in Rheinfranken auf, und erst damals scheinen sich auf einem Fürstentag zu Worms die Söhne Welfs unterworfen zu haben; es geschah nur unter der Bedingung, daß dem älteren die Nachfolge in dem Herzogtum seines Vatres im voraus zugesichert wurde. Gleichzeitig oder wenig später machten auch Berthold von Zähringen, sein Neffe Markgraf Hermann und die meisten anderen schwäbischen Großen ihren Frieden mit dem Kaiser. Berthold, welcher die Stadt Zürich mit ihrer Umgegend vom Kaiser als unmittelbares Reichslehen erhielt, gab das Herzogtum Schwaben auf, behielt aber den herzoglichen Titel bei, den er dann weiter auf seine Nachkommen vererbte. Seine Neffe Hermann nannte sich Markgraf von Lintburg nach einer alten Feste der Zähringer (S. 398), begann aber bald, den Namen Markgraf von Baden zu führen.

Nach fast zwanzigjährigem Kampfe konnte sich der Staufer Friedrich nun in seinem Herzogtum festsetzen, doch lag es in der Natur der Verhältnisse, daß seine Macht gegenüber den Welfen und Zähringern eine beschränkte blieb. Die Gegensätze der Parteien, wenn sie auch nicht ganz verschwanden, begannen sich seitdem in Schwaben zu mildern; die Gläubigen traten wieder mit denen, die sie bisher als Exkommunizierte angesehen hatten, in Verbindung. Die hitzigsten Wortführer der kirchlichen Partei, wie der Propst Manegold von Marbach, mußten im Kerker büßen, was sie gegen den Kaiser gefehlt hatten, oder das Weite suchen. Gebhard von Konstanz, der trotz des Abfalls seiner nächsten Verwandten treu auf der Seite Urbans verharrte, verhielt sich vorläufig, der Not weichend, ruhiger, als man von dem heißblütigen Manne erwarten durfte. Die Autorität des Kaisers war wieder im oberen Deutschland anerkannt[1], aber daran fehlte viel, daß er dort eine durchgreifende Gewalt hätte üben können. Die Aufständischen waren nicht von ihm überwunden, sondern hatten sich auf Vertrag ergeben und wichtige Vorrechte ausbedungen; namentlich hatte Welf, der ihm die Rückkehr nach Deutschland allein ermöglicht hatte, jetzt ohne Mühe alles gewonnen, was er jemals beansprucht hatte.

Nachdem der Kaiser so mit seinen alten Widersachern ausgesöhnt war,

[1] Die Würzburger Annalen berichten zum Jahr 1098 von einem Aufstande des Grafen Konrad von Hohenburg im Nordgau, nach dessen Bewältigung der Graf vertrieben wurde. Ueber die Motive der Empörung ist nichts bekannt.

konnte er auch bei den Fürsten eine Maßregel durchsetzen, welche er schon seit längerer Zeit vorbereitet hatte. Er wollte seinem älteren abtrünnigen Sohn die Nachfolge im Reich entziehen, um sie dem jüngeren zuzuwenden. Er stieß dabei auf große Bedenken der Fürsten, die neue arge Verwickelungen für das Reich, wohl gar einen inneren Krieg besorgten, der eine dauernde Trennung Italiens vom Reiche zur Folge haben konnte. Dennoch erreichte der Kaiser auf einem Tage zu Mainz — wahrscheinlich im Mai 1098 — bei den anwesenden Fürsten, daß die Absetzung Konrads ausgesprochen und Heinrich, ein Jüngling damals von sechszehn Jahren, durch feierliche Wahl zum König und Erben des Reichs erklärt wurde. Der Erwählte mußte aber dem Vater nicht nur schwören, daß er nie das Leben und die Freiheit desselben gefährden, sondern auch bei dessen Lebzeiten sich nicht in die Geschäfte des Reichs mischen werde. Denselben Eid mußte er noch einmal auf das Kruzifix und die heilige Lanze ablegen, als er am 6. Januar 1099 feierlich in Aachen gekrönt wurde [1]; erst dann leisteten die Fürsten dem Könige den Schwur der Treue. Es war kein Krönungsfest günstiger Vorbedeutung; traurig genug war das Mißtrauen, welches der Kaiser gegen den Sohn in demselben Augenblicke, wo er ihn neben sich auf den Thron erhob, an den Tag legte.

Der Kaiser geleitete seinen Sohn darauf nach Bayern, um ihm die Anerkennung der dortigen Großen noch besonders zu sichern. Er feierte das Osterfest (10. April) zu Regensburg, wo sich viele Fürsten um ihn versammelten. Eine Seuche, die in dieser Zeit dort ausbrach, raffte unter anderen zwei mächtige Herren Bayerns hin: den Pfalzgrafen Rapoto, lange den eifrigsten Verteidiger der kaiserlichen Sache und hitzigsten Verfolger der Gregorianer im Lande, und seinen Vetter, den Grafen Udalrich von Passau. Rapoto starb, ohne Kinder zu hinterlassen; seine Güter und Lehen gingen großenteils auf seinen Stammvetter, den Markgrafen Dietbold vom Nordgau, über, der sich nun auch Markgraf von Vohburg nannte [2]; die Pfalzgrafschaft in Bayern kam an den Grafen Engelbert, einen Verwandten des Aribonischen Geschlechts, dem Heinrich III. einst die Pfalzgrafschaft genommen hatte. Die reiche Verlassenschaft des Grafen von Passau erbten seine Witwe Adelheid, die sich alsbald mit dem Grafen Berengar von Sulzbach vermählte, und ihre Tochter Uta, später die Gemahlin des in Kärnten reichbegüterten Grafen Engelbert II. von Sponheim.

Damals traten dem Kaiser auch die Verhältnisse des Ostens abermals nahe. Ohne sein Eingreifen hatten sie sich günstig genug für ihn gestaltet. In Regensburg traf er mit dem jungen Markgrafen Liutpold III. von Österreich zusammen, der erst vor kurzem in die Gewalt des Vaters ge-

[1] Das Weihnachtsfest hatte der Kaiser zuvor in Köln gefeiert.

[2] Die italienischen Besitzungen scheinen an einen anderen Seitenzweig der Vohburger gekommen zu sein.

treten war [1]. Mit der reichen Erbschaft hatte er nicht die Verbindung desselben übernommen, sondern sich freundlicher zum Kaiser gestellt. Vielleicht bewog ihn dazu, daß sich König Koloman von Ungarn mehr und mehr als ein Anhänger der kirchlichen Partei kundgab, der sich alsbald auch mit einer Tochter des großen Grafen Roger von Sizilien vermählte. Wiederholt machte der regsame Ungarnkönig Miene, die deutschen Grenzen zu überschreiten, aber bald hielten ihn die Streitigkeiten mit seinem Bruder Almus, bald Kämpfe mit den Kroaten, bald die immer aufs neue sein Reich gefährdenden Durchzüge der Kreuzfahrer zurück; auch bei den Vorgängen in Böhmen und Polen konnte er kein teilnahmloser Zuschauer sein.

In Böhmen war unerwartet ein neuer Thronwechsel eingetreten. Konrad von Brünn hatte kaum den Herzogsstuhl eingenommen, als ihn der Tod abrief. König Wratislaws ältester Sohn Bretislaw gewann dadurch im Jahre 1092 die oberste Gewalt; ein kräftiger Fürst, welcher den ganzen Ehrgeiz des Vaters besaß, aber wenig Gelegenheit fand, ihn zu befriedigen. Denn inzwischen hatte sich in Polen die fürstliche Gewalt aufs neue gekräftigt, nicht so sehr durch den alternden Herzog Wladislaw als durch den Palatin Zeczech, der durch den Einfluß der deutschen Herzogin Judith, der Schwester des Kaisers, zum wichtigsten Manne des Reichs erhoben war. Die Gewalttätigkeit, mit welcher der Palatin gegen den Adel auftrat, führte zu inneren Kämpfen und nötigte viele angesehene Männer, das Land zu verlassen. Dennoch hielt sich Zeczech für stark genug, um die lange unterbrochenen Kämpfe zur Unterdrückung der heidnischen Pommern wiederum aufzunehmen, und eröffnete sie nicht ohne Erfolg; nicht minder zeigte er ein starkes Bewußtsein seiner Macht, indem er den Tribut für die schlesischen Länder [2] an Böhmen zu zahlen verweigerte. Die polnischen Flüchtlinge hatten in Böhmen eine Zuflucht gefunden, und Herzog Bretislaw, der alsbald für sie zu den Waffen griff, verteidigte dabei zugleich sein eigenes Recht. Verheerend durchzog er im Jahre 1093 Schlesien und schloß nicht eher Frieden, als bis ihm der rückständige Tribut von zwei Jahren gezahlt und die Grafschaft Glatz seinem Neffen Boleslaw, dem noch im Knabenalter stehenden Sohn des Polenherzogs aus der ersten Ehe, als böhmisches Lehen überlassen wurde. Einige Jahre später starb Judith, aber die Macht ihres Günstlings erhielt sich und drückte schwer auf die Szlachta, schwerer noch auf des Herzogs Söhne, auf den jungen Boleslaw und seinen weit älteren Halbbruder Zbigniew, der nicht aus einer rechtmäßigen Ehe entsprungen war. Diese Verhältnisse scheinen Bretislaw von Böhmen zu einem neuen Angriff auf Polen (1096) vermocht zu haben, der zur Folge hatte, daß Wladislaw einen großen Teil seines Reichs seinen Söhnen abtreten mußte; der Neffe des Böhmenherzogs erhielt zu Glatz auch die anderen schlesischen Besitzungen und bedeutende Landstriche

[1] Liutpold II. war am 12. Oktober 1095 gestorben.

[2] Vgl. Bd. II. S. 413.

im eigentlichen Polen. Dennoch war der Einfluß des Palatin auch jetzt noch nicht gebrochen, vielmehr war dieser unablässig bemüht, die Reichsteilung rückgängig zu machen. Es bedurfte sogar einer bewaffneten Erhebung der beiden Brüder gegen den Vater, ehe sich dieser den Palatin in die Verbannung zu senden entschloß. Mit dem Exil desselben ging die Macht des alten Polenherzogs zu Ende; seine Söhne herrschten, und die schönsten Hoffnungen knüpfte man an Boleslaw, der zu einem tüchtigen Jünglinge heranwuchs und sich mit Feuer in die Kämpfe warf, welche Zeczech gegen die Pommern begonnen hatte.

Unfehlbar hatte auch Herzog Bretislaw, der stets das beste Einvernehmen mit seinem Neffen unterhielt [1], bei dieser Wendung der Dinge gewonnen. Aber seine Stellung wurde in seinem eigenen Lande gefährdet, als er seinem Bruder Boriwoi die Nachfolge im Herzogtume zu gewinnen suchte; er verfeindete sich dadurch mit seiner eigenen Familie und den angesehensten Männern des Adels. Vor allem erhob sich gegen ihn Udalrich, der älteste Sohn Konrads von Brünn, der zunächst bei der Sache beteiligt war. Bretislaw ließ ihn einkerkern, konnte aber auch damit nicht jeden Widerstand gegen sein Vorhaben beseitigen. Deshalb entschloß er sich jetzt, durch den Kaiser zu erwirken, wofür er die freie Zustimmung des Landes nicht zu gewinnen vermochte. Er ging selbst nach Regensburg, um seinen Bruder schon vorweg mit der herzoglichen Fahne Böhmens belehnen zu lassen. Der Kaiser willfahrte ihm hierin ebenso gern wie in der Investitur des neugewählten Bischofs von Prag, Hermann mit Namen, der ein Jahr später von einem Legaten Wiberts — denn zu ihm hielt sich noch Böhmen — in Mainz die Weihe erhielt. Um seinen Bruder noch mehr zu sichern, suchte sich Bretislaw auch die Freundschaft des Königs Koloman, mit dem er eine Zusammenkunft an der ungarischen Grenze hielt, zu erwerben. Den Markgraf Liutpold verband er sich und dem Bruder auf das engste, indem er Gerberge, eine Schwester des Markgrafen, dem künftigen Beherrscher Böhmens verlobte [2].

Der Böhmenfürst führte nicht den königlichen Namen wie sein Vater, er hatte keine unmittelbare Macht außerhalb der alten Grenzen seiner Herrschaft erlangt, aber er besaß weitreichende Verbindungen, die ihn gleichsam in den Mittelpunkt der slawisch-magyarischen Welt stellten. Der deutsche Einfluß auf diese Regionen war nicht entfernt mehr derselbe wie vor fünfzig Jahren, doch war deshalb die Entwickelung, die mit jenem Einfluß für die Völker des Ostens begonnen hatte, keineswegs unterbrochen. Kraftvolle Fürsten strebten, staatliche und kirchliche Zucht hier gegen einen Adel, der verlangend nach den alten Zuständen zurückschaute,

[1] Weihnachten 1099 lud Bretislaw seinen Neffen nach Saatz ein, ernannte ihn zu seinem Schwertträger und wies ihm zugleich 10 Mark Gold und 100 Mark Silber aus dem polnischen Tribut an.

[2] Das Beilager wurde am 18. Oktober 1100 zu Znaim prächtig gefeiert.

mit starker Hand aufrechtzuerhalten. Ob sie Urban oder dem Gegenpapst anhingen, sie waren gleich eifrig, die letzten Reste des alten Götzendienstes auszurotten, begünstigten gleich sehr die Institutionen der römischen Kirche, die nun einmal eine unwiderstehliche Anziehungskraft hatten; Bretislaw gab den slawischen Ritus, welchen sein Vater geschützt hatte, dem Untergange preis, und Koloman schränkte nicht nur die Freiheit des religiösen Kultus, welche Stephan der Heilige Andersgläubigen gelassen hatte, wesentlich ein, sondern zwang auch die lateinische Sprache mit starrer Konsequenz seinem Klerus auf. Indessen bereitete der junge Boleslaw den Untergang des Heidentums bei den freien Wenden durch seine Kämpfe mit den Pommern vor. Während er hier seine Waffen versuchte, befestigte sich die Macht Heinrichs, Godschalks Sohn, unterstützt von dem Billinger Magnus, unter den Abodriten, und in der Nordmark rüstete sich Markgraf Udo zu einem neuen Angriff auf die Liutizen und Heveller. Der Kaiser hatte auf den Gang, den diese Verhältnisse nahmen, nur geringen Einfluß, doch hatte er allen Grund, mit demselben zufrieden zu sein. Nirgends drohte Deutschland jetzt eine Gefahr vom Osten, und den Böhmenherzog mochte der Kaiser zu seinen zuverlässigsten Freunden zählen.

Um so größer waren die Gefahren, die im Innern daraus erwuchsen, daß alle Bemühungen des Kaisers für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung nur wenig fruchteten. Als er am Peter-und-Paultage (29. Juni) zu Bamberg einen Hoftag hielt, ermahnte er eindringlich die anwesenden fränkischen Großen, über den Landfrieden zu wachen und sich selbst der Gewalttaten zu enthalten; er verpflichtete sie eidlich, alle Wegelagerer und Diebe nach der ganzen Strenge des Gesetzes zu bestrafen; allen Klostervögten untersagte er, Untervögte zu bestellen, da diese sich meist nur als unbarmherzige Bedrücker der armen Klosterleute und gewissenlose Räuber des Kirchenguts zeigten. Aber sobald er den Rücken wandte, waren seine Vorstellungen vergessen; es blieb, wie wir wissen, eben alles beim alten. Diese Bestrebungen, so wohlgemeint sie waren, brachten dem Kaiser seine Widersacher nicht näher, entfremdeten ihm sogar manchen alten Anhänger. Nicht deshalb hatten sie ihn solange unterstützt, um nun aufzugeben, was sie in den Wirren der Zeit gewonnen hatten; sie waren nicht gewillt, die Zahl ihrer Vasallen und Dienstleute einzuschränken, welche sie zum größten Teil mit Klosterlehen unterhielten.

Oft ist darauf hingewiesen worden, wie die kirchlichen Ordnungen zu den stärksten Stützen des Kaisertums gehörten: die Auflösung dieser Ordnungen mußte deshalb für die kaiserliche Macht im hohen Maße verderblich werden. In der Tat befand sich aber die deutsche Kirche damals in einem Zustande völliger Anarchie. War auch das Ansehen Wiberts von Ravenna in Deutschland niemals groß gewesen und ließen sich auch die eifrigen Anhänger des Franzosen Urban leicht zählen, so stand doch in

vielen Bistümern dem vom Kaiser eingesetzten ein freigewählter Bischof gegenüber, jeder von einer streitlustigen Partei umgeben; die Domherren und der ganze Klerus waren dann gespalten, und auch die Klosterbrüder nahmen an dem Fortgange des Kampfes lebendigen Anteil. Die Kirchen waren meist überreich, aber ihre Reichtümer dienten jetzt nur dazu, dem unseligen Zwiespalt neue Nahrung zu geben, die Unordnung zu steigern. Ein lästiger kleiner Krieg dauerte so in vielen Sprengeln schon durch Jahrzehnte fort und hatte fast alle kirchliche Ordnung beseitigt. „Die Religion", klagt der Augsburger Annalist, „verlor ganz ihre Bedeutung; in manchen Gegenden gab es kein bischöfliches, ja gar kein geistliches Regiment mehr; jeder tat, was ihm beliebte, und trachtete nicht nach dem, was Gottes ist." Aus den Mainzer Beschlüssen und dem Widerstande, welchen ihnen namentlich die Hirschauer Mönche entgegensetzten, war eine sehr verderbliche Saat aufgegangen.

Unter solchen Verhältnissen war es ein überaus schmerzlicher Verlust für den Kaiser, daß ihm gerade die Kirchenfürsten durch den Tod entrissen wurden, die ihm bisher die treueste Anhänglichkeit bewiesen hatten. Um Ostern 1099 wurde Konrad von Utrecht von einem friesischen Handelsmanne erschlagen, und sein Bistum ging auf einen Kleriker, Burchard mit Namen, aus dem bayerischen Grafengeschlecht von Lechsgemünde über. Der Erzbischof Hermann von Köln starb am 22. November desselben Jahres; sein wichtiges Kirchenamt gab der Kaiser einem jungen Bamberger Domherrn Friedrich, aus dem Geschlecht der Herren von Schwarzenburg im Nordgau[1] entsprossen. Wenig später fanden auch der getreue Liemar von Bremen und Erzbischof Eigilbert von Trier ihr Ende[2]. Das traurigste aber war, daß sich der Kaiser die erbitterte Feindschaft des ersten Kirchenfürsten im Reiche, des Erzbischofs Ruthard von Mainz, zugezogen hatte.

Der Frevel, den Ruthard an den unglücklichen Juden ausgeübt hatte (S. 574), gab den Anlaß zu diesem Hader. Sobald der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte er sich nach Gebühr der schmählich Mißhandelten angenommen. Allen, die man zur Taufe gezwungen, erlaubte er die Rückkehr zu dem Glauben ihrer Väter, und selbst das Einschreiten Wiberts bewog ihn nicht, diese Erlaubnis zurückzuziehen. Bald ließ er auch strenge gerichtliche Verfolgungen gegen die Ruchlosen anstellen, die sich an der Beraubung der Juden beteiligt hatten. Untersuchungen wurden im Jahre 1098 in Speier eingeleitet wie in Mainz, wo sich Ruthard, der eigenen Schuld bewußt, zu widersetzen versuchte. Als der

[1] Schwarzenburg nahe der böhmischen Grenze in der jetzigen Oberpfalz.

[2] Liemar starb am 16. Mai 1101, am 9. September desselben Jahres Eigilbert. Liemars Nachfolger war der kaiserliche Kanzler Humbert, der aber auch bereits im Jahre 1104 starb; in Trier folgte der dortige Propst Bruno, der Sohn des in Franken und Schwaben angesessenen Grafen Arnold von Laufen, ein Verwandter des Nellenburgischen Hauses, dem Eigilberts Vorgänger Udo angehört hatte.

Kaiser auch die Verwandten des Erzbischofs zur Verantwortung zog, stellten sie sich nicht vor dem Richterstuhl; der Erzbischof suchte sie zu verteidigen, aber vergeblich. Da er an ihrer Rettung verzweifelte und sogar für sich selbst fürchtete, verließ er mit ihnen die Stadt und begab sich nach Thüringen; er hoffte, durch diesen Schritt den Kaiser zu schrecken und zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Nachdem er sich hierin getäuscht sah, kündigte er offen dem Kaiser den Gehorsam auf und trat mit dessen Gegnern in Verbindung. Wie sein Vorgänger Siegfried würde er sich unbedenklich an die Spitze einer aufständischen Bewegung in Sachsen und Thüringen gestellt haben, hätte sich eine solche nur sofort hervorrufen lassen. Aber in Sachsen war das Volk zu einer neuen Rebellion wenig geneigt, und für die Fürsten war die kaiserliche Herrschaft jetzt kaum drückend, zumal sich Heinrich in ihrem Lande nicht zeigte. Selbst ein Zerwürfnis, welches noch einmal zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Fetten, dem Sohne Ottos von Nordheim, eintrat, wahrscheinlich durch die Ansprüche des Letzteren auf jene friesischen Grafschaften herbeigeführt, welche einst Markgraf Ekbert, dann Bischof Konrad besessen hatte, — selbst dieses Zerwürfnis wurde bald beigelegt; Graf Heinrich erhielt die Grafschaften mit dem Titel eines Markgrafen, wie er es verlangte. So führte der Erzbischof vorläufig auf seinen thüringischen Burgen ein kummervolles, verlassenes Leben, der Tage wartend, wo er sich an dem Kaiser rächen könne.

Inzwischen waren auch die Strafen der Kirche gegen den Mainzer Erzbischof in Anspruch genommen worden. Dreimal hatte Wibert ihn vor sein Gericht vergeblich zitiert; am 29. Juli 1099 erließ er dann ein Schreiben an die Angehörigen der Mainzer Kirche, worin ihnen erklärt wurde, daß Ruthard wegen Simonie, wegen Verweigerung des Gehorsams gegen den apostolischen Stuhl, wegen Treubruchs und wegen Hochverrats mit dem Banne belegt und alle seine Untergebenen des Gehorsams gegen ihn entbunden seien. Es hätte in der Macht des Kaisers gelegen, Ruthard seines Amts zu entkleiden und ihm einen Nachfolger zu setzen: er unterließ es, sei es daß er noch auf die Rückkehr des Abtrünnigen rechnete, sei es daß er die Einkünfte des Erzbistums Mainz selbst nicht entbehren wollte. In den folgenden Jahren hielt der Kaiser meist zu Mainz Residenz, und die dortige Kirche mußte großenteils die Kosten seiner Hofhaltung tragen[1]. Welche äußeren Vorteile ihm hieraus auch erwuchsen, sie ersetzten nicht den schweren Schaden, der daraus erwuchs, daß die deutsche Kirche, ohnehin in bedenklicher Verwirrung, ihres Hauptes beraubt war und gerade in einer Zeit, wo noch einmal die Zukunft des Gregorianischen Systems in Frage stand.

[1] Wenn den Kaiser nicht besondere Angelegenheiten in andere Teile des Reichs riefen, lebte er in den letzten Jahren regelmäßig in Mainz oder Speier. Hier feierte er Weihnachten 1099 und Ostern 1103, dort Weihnachten 1100, 1101, Ostern und Weihnachten 1104 und Ostern 1105.

Das Ende Urbans II. und Wiberts

Ungeachtet der glänzenden Erfolge, deren sich Papst Urban rühmen konnte, war seine Stellung doch auch jetzt noch von mehr als einer Seite angefochten; er geriet sogar in Vorwickelungen, die leicht alles, was er gewonnen, wieder vernichten konnten.

Die Partei Wiberts hatte in Rom noch immer nicht die Waffen gestreckt, wie sehr sie auch durch das Mißgeschick des Kaisers herabgedrückt war. Die Engelsburg war in ihren Händen, und in diesem Besitze bereitete sie, zumal die Masse des Volks kaiserlich gesinnt war, ihren Widersachern manche üble Stunde. Aber schwerere Sorgen als diese alten Feinde erregten dem Papste diejenigen, welche bisher die Stützen seiner Macht gewesen waren. Die anwachsende Macht der Normannen, vor allem des großen Grafen Roger von Sizilien, sah er nicht ohne Furcht, zumal sich deutlich genug zeigte, daß auf den Gehorsam des Grafen gegen den apostolischen Stuhl, sobald sein eigenes Interesse ins Spiel kam, wenig zu rechnen war. Als der Bischof Robert von Traina zum päpstlichen Legaten für Sizilien ernannt wurde, verweigerte ihm der Graf nicht nur jede Anerkennung, sondern geriet auch in heftigen Zorn gegen den apostolischen Vater.

Die normannischen Fürsten, lange uneins untereinander, hatten die Notwendigkeit gemeinsamen Handelns endlich erkannt. Die Empörung Kapuas wirkte auf die unterworfene Bevölkerung Unteritaliens ermutigend, und im Jahre 1096 erhob sich sogar das reiche Amalfi gegen die fremden Herren. Die ganze normannische Macht trat deshalb jetzt zusammen, um Herzog Roger gegen Amalfi zu unterstützen. Der große Graf kam mit Arabern über die Meerenge; Bohemund führte ein stattliches Ritterheer gegen die Stadt. Aber während man mit der Belagerung der durch ihre Lage gesicherten Stadt beschäftigt war, erscholl der Ruf zum heiligen Kriege, und Bohemund nahm sofort das Kreuz, mit ihm siebentausend junge Ritter. Es bedurfte für ihn kaum einer besonderen Aufforderung des Papstes; er verlangte ohnehin, nach dem Osten zurückzukehren, wo er einst gegen die Griechen gefochten hatte, um dort eine eigene freie Herrschaft zu gründen. Die Verwaltung seiner Besitzungen in Apulien übergab er seinem Bruder Herzog Roger und rüstete sich sorglich zu dem große Kriege, in welchen ihm auch sein tapferer Vetter Tancred zu folgen entschlossen war. Als Bohemund mit seinen Rittern das Belagerungsheer vor Amalfi verlassen hatte, verzweifelte der große Graf an dem glücklichen Ausgang des Unternehmens und zog ebenfalls ab; Herzog Roger blieb nun keine Wahl, als den Amalfitanern ihre Freiheit zu lassen. Bald aber vereinigten sich die beiden Roger abermals, um Richard, Jordans Sohn, wieder in den Besitz Kapuas zu setzen. Sie wurden dazu durch das gemeinsame Interesse aller Normannen wie durch

ihren eigenen Vorteil bestimmt; denn Richard hatte den Herzog von Apulien als seinen Lehnsherrn anerkannt, dem Grafen von Sizilien aber den Erwerb Neapels in Aussicht gestellt.

Der große Graf, Herr bereits der ganzen Insel Sizilien, strebte, auch auf dem Festlande Italiens seine Macht zu erweitern, wo ihm Kalabrien nicht genügte. Nicht allein auf Neapel schien er es abgesehen zu haben, sondern nicht minder auf Benevent, welches er damals auf seinem Zuge gegen Kapua berührte. Als er mit seinem Heere vor der Stadt ein Lager bezog, erschraken die Beneventaner; sie sandten 1500 Goldstücke nebst sechs edlen Rossen zu ihm. Wirklich begnügte sich der Graf vorläufig mit diesem Geschenk und zog ab. Aber die Besorgnis der Beneventaner schwand deshalb nicht, und wohl noch mehr als sie fürchtete der Papst für die Stadt, welche ihm bisher ein sichereres Besitztum als Rom selbst gewesen war.

Die Belagerung Kapuas, welche im April 1098 begann, versprach im Anfang wenig Erfolg; Urban meinte, wenn er als Vermittler aufträte, nur dem Interesse seiner Stellung zu dienen, und begab sich im Juni in das normannische Lager. Aber seine Vermittelungsversuche scheiterten völlig; nicht ohne Beschämung verließ er den Boden Kapuas und wandte sich nach Benevent, um wenigstens hier zu retten, was noch zu retten sei. Nach langem Widerstand ergab sich endlich Kapua und nahm Richard wieder als Fürsten auf. Die beiden Roger zogen ab und nahmen zusammen ihre Straße nach Salerno; hierhin eilte auch der Papst, dem alles daran gelegen war, mit dem großen Grafen wieder in ein gutes Vernehmen zu kommen. Es gelang ihm, aber nur durch eine Nachgiebigkeit, welche die Kirche Siziliens fast ganz in die Hände des Grafen lieferte. Es wurde nicht nur die Einsetzung des Bischofs Robert zum Legaten zurückgenommen, sondern durch eine päpstliche Urkunde vom 5. Juli 1098 zugestanden, daß ohne die besondere Einwilligung des Grafen und seiner Nachfolger fortan kein Legat für Sizilien bestellt werden, vielmehr sie selbst anstelle der Legaten die ihnen zugehenden päpstlichen Befehle in Ausführung bringen sollten; zugleich wurde ihnen überlassen, welche und wieviele Bischöfe sie entsenden wollten, wenn der Papst eine allgemeine Synode beriefe. Mit Recht haben die Nachfolger Urbans an diesen Zugeständnissen den größten Anstoß genommen, doch alle Versuche, sie rückgängig zu machen, blieben fruchtlos. Urban suchte sein Verfahren mit den außerordentlichen Verdiensten des Grafen zu rechtfertigen; unter anderen Verhältnissen würde er diese Verdienste wohl auf andere Weise anerkannt haben. Ihm blieb keine Wahl, als sich dem Wunsche des Mannes zu fügen, dessen Leben, wie er selbst aussprach, für Rom und Italien notwendig war; denn hauptsächlich durch ihn und Mathilden erhielt sich die Reformpartei in Italien aufrecht. Benevent wurde dem Stuhle Petri nur gerettet, indem der Papst wichtige Rechte der Kirche preisgab.

Nach längerem Aufenthalt in Salerno begab sich der Papst im An-

fange des Oktobers nach Bari, wo er eine große Synode abhielt, die von 185 Bischöfen besucht war. Die Streitfragen zwischen der morgen- und abendländischen Kirche, welche bei den nahen Berührungen der Franken mit den Griechen jetzt eine neue Bedeutung gewannen, kamen hier abermals zur Verhandlung. Siegreich verteidigte Anselm von Canterbury, die Leuchte der okzidentalischen Theologie, damals die Ansicht der römischen Kirche. Um den Gewalttätigkeiten seines Königs zu entgehen, hatte Anselm die britische Insel verlassen und verlebte Tage glücklicher Ruhe in der Gemeinschaft derer, welche der Kirchenreform, an der auch sein Herz hing, zum Siege verholfen hatten; Urban und Mathilde ehrten den großen Denker und Dulder, wie er verdiente. Die Tage in Bari bewiesen, daß der Papst und die Normannen sich wieder völlig verständigt hatten.

Im November des Jahres 1098 kehrte der Papst nach Rom zurück, wo seine Abwesenheit von den Wibertisten zu einer Demonstration benutzt war. Am 5. August und den beiden folgenden Tagen hatte eine Anzahl schismatischer Kardinäle, an deren Spitze noch immer Hugo der Weiße stand, eine Synode gehalten, bei der auch ein Teil des römischen Adels und Volks anwesend war. Die Dekrete Gregors und Urbans wurden hier als ketzerisch verdammt und verbrannt, die Anhänger derselben vor eine neue Synode beschieden, die man am 1. November in der Stadt halten wollte; bis dahin beschloß man Frieden zu halten. Schmähschriften gegen Hildebrand und seinen Nachfolger, von denen man sich gewiß außerordentliche Wirkungen versprach, wurden damals nach allen Seiten verbreitet. Sie mögen anderer Orten ihren Zweck erreicht haben, in Rom war es nicht der Fall. Die Wibertisten erlitten vielmehr gleich darauf hier einen sehr empfindlichen Schlag, indem ihnen die Engelsburg verloren ging. Am 10. August mußten sie dieselbe räumen, und am 23. desselben Monats besetzten die Leute des Petrus, Leos Sohn, die Feste. Ob jene Synode am 1. November zusammentreten konnte, ist zu bezweifeln. Wenig später zog Urban wieder in den Lateran ein, und die Anhänger Wiberts, obwohl sie sich nicht unterwarfen, hielten sich für den Augenblick ruhig.

In Frieden feierte der Papst das nächste Weihnachts- und Osterfest und hielt dann in der dritten Woche nach Ostern (24. bis 30. April 1099) in der Peterskirche eine große Synode, auf welcher er seine und seiner Vorgänger Verordnungen aufs neue bestätigte, über Wibert und seine Anhänger noch einmal den Bann aussprach. Noch einmal erscholl auch die Kreuzespredigt, und noch einmal rief sie Scharen von Kreuzfahrern in das Feld. Den Heeren der Bauern und Fürsten folgte eine stattliche Rüstung ritterlicher Bürger. Genua hatte bereits im Anfange des Jahres Schiffe nach dem Orient gesandt. Auch Pisa stellte eine Flotte von 120 Schiffen, die alsbald nach der syrischen Küste in See ging und den Erzbischof Daibert mit sich führte. Diesen treuen Freund hatte der Papst, da der Bischof von Le Puy am 1. August 1098 gestorben war,

zu seinem Legaten im Osten ernannt. Die gegen die Ungläubigen streitenden Fürsten hatten gewünscht, daß der Statthalter Petri sich jetzt selbst an ihre Spitze stelle und sie nach Jerusalem führe, aber mit Recht meinte Urban, Italien nicht ohne Gefahr verlassen zu können. Allerdings war er Herr in Rom, aber nicht in Italien, ja nicht einmal in der nächsten Umgegend der Stadt. War auch Graf Odo von Sutri, der ihn so oft und so lange bedrängt hatte, gestorben, so hielten doch die meisten Grafen der Campagna noch immer zu Wibert, und schon rüstete dieser selbst zu einem neuen Angriff auf Rom.

Die Macht des Gegenpapstes schien, als der Kaiser Italien verließ, ihr Ende erreicht zu haben. Kaum in Ravenna fühlte er sich damals noch sicher; er brachte meist seine Tage auf einem festen Turme zu, den er sich zu Argenta am Po zwischen Ravenna und Ferrara hatte erbauen lassen. Seine Anhänger in den lombardischen Städten waren überall vertrieben; überall hatten die Patarener die Oberhand gewonnen. Der junge König, den die patarenischen Bischöfe dem Namen nach als ihren weltlichen Oberherrn anerkannten, war freilich wenig zu fürchten; sobald man seinen Verrat gegen den Vater für die kirchlichen Zwecke ausgebeutet hatte, schob man ihn wie seine arge Stiefmutter beiseite. Keiner der patarenischen Bischöfe wollte ihm ferner den Unterhalt gewähren; er mußte seine Residenz nach Borgo S. Donino, einem ziemlich unbedeutenden Ort zwischen Parma und Piacenza, verlegen. Außerhalb des nächsten Umkreises seines kleinen Hofes wußte kaum jemand von diesem Schattenkönige. Die Gewalt im Norden Italiens war im wesentlichen in den Händen der großen Gräfin, der ein päpstlicher Legat zur Seite stand. Es war der römische Kardinal Hermann, ein Mönch, den die Patarener in Brescia zu ihrem Bischof erwählt hatten. Eine andere Stütze suchte Mathilde in dem tuscischen Grafen Guido Guerra zu gewinnen, den sie an Sohnesstatt annahm. Das waren die Gegner, welche Wibert zu fürchten hatte, welche Lombardien, Tuscien und die Romagna beherrschten.

Wie die Dinge standen, zeigte sich bei dem Tode des Erzbischofs Arnulf von Mailand (24. September 1097). Die Mailänder gedachten, den Landulf von Baggio, einen Mann aus vornehmem Geschlecht und von ansehnlicher Stellung in der Kirche des heiligen Ambrosius, auf den erzbischöflichen Stuhl zu erheben. Der Legat aber wußte die Wahl zu hindern und setzte fast mit Gewalt den Anselm von Buis, Propst von St. Lorenzo, einen unbedeutenden Mann, der bisher nicht einmal die Weihe als Diakon erhalten hatte, zum Erzbischof ein. Da sich keiner der Mailänder Suffragane bei der Wahl beteiligt hatte, erhielt der Gewählte von fremden Bischöfen die Weihe. Auffällig genug war es, daß ihm die große Gräfin den Bischofsstab schickte, sehr begreiflich dagegen, daß ihm der Legat des Papstes sogleich das von Rom übersandte Pallium überreichte, und daß der Erzbischof alsbald den Kardinal zum Bischof von

Brescia weihte. Anselm war nur ein Werkzeug Mathildens und des Legaten; um König Konrad kümmerte er sich so wenig, wie es diejenigen taten, von denen er seine Macht empfangen hatte.

Das kecke Auftreten des Legaten in Mailand machte selbst auf Männer Eindruck, die bisher als Hauptvertreter der Pataria galten. Jener Priester Liprand, der einst Erlembald zur Seite gestanden und für die Sache der Kirche schwer gelitten hatte (S. 280), machte sich mit einigen Genossen auf den Weg, um Mailands Freiheit in Rom zu verteidigen. Er sprach zu S. Donino bei König Konrad vor und mußte hier von dem unglücklichen Fürsten die inhaltschwere Frage hören: „Da du ein Meister der Patarener bist, so sage mir doch, was du von jenen Bischöfen und Fürsten hältst, welche die königlichen Güter an sich gerissen haben und dem Könige nicht einmal den Unterhalt gewähren?" Wir wissen nicht, was Liprand antwortete, aber wir hören, daß er bald darauf von Vasallen des Bischofs von Parma angehalten und ausgeplündert wurde. König Konrad verurteilte die Wegelagerer zu einer Buße und ermöglichte Liprand die Rückkehr nach Mailand. Ein unzufriedener Mann kam mit ihm nach der Heimat zurück, und gleich ihm dachten andere in Mailand; es bildete sich dort eine Partei, welche der Ambrosianischen Kirche womöglich noch einige Freiheit zu retten beabsichtigte, welche vielleicht kaiserlich schien, weil sie nicht unbedingt päpstlich war.

Wir wissen nicht, wie diese Dinge in Mailand auf andere Städte der Lombardei einwirkten, aber Tatsache ist, daß der Legat des Papstes hier bald an vielen Orten auf Widerstand stieß. Als er mit dem Erzbischof im April 1098 eine Synode in Mailand hielt, hatten sich von den Suffraganen des Erzbistums nur wenige eingestellt, und laut ertönte die Klage, daß in mehreren Städten die Widersacher der Pataria wieder die Oberhand gewonnen hätten. Trotzdem Wibert im Anfange dieses Jahres selbst aus seinem Turme zu Argenta verjagt war, fand er doch bald wieder einen namhaften Anhang in der Lombardei; er konnte wagen, eine allgemeine Synode auf den 9. Oktober nach Vercelli auszuschreiben[1], ja, er beschaffte sogar die Mittel zu einem neuen Zuge gegen Rom, den er im Sommer 1099 antrat. Er lag mit einem Heere nicht weit von der Stadt, als am 29. Juli Papst Urban starb. In der Burg des Petrus, des Sohnes Leos, bei S. Nicolo in Carcere unweit des Ghetto, ereilte den Papst ein jäher Tod, nicht einmal die Sakramente hatte er empfangen können. Noch stand er in den Jahren reifer Manneskraft, als ihn Gott aus dem Leben abrief.

Nie werden die elf Jahre des Pontifikats dieses französischen Papstes neben der Amtsführung Gregors VII. in Vergessenheit kommen. Denn in dieser Zeit und durch Urban traten die Gedanken Hildebrands erst machtvoll in das Leben. Gregor plante einen Zug nach dem gelobten

[1] Es fehlt an Nachricht darüber, ob die Synode wirklich gehalten wurde.

Lande; Urban sandte Heere des Abendlandes dem Orient zu. Gregor unternahm den Kampf gegen das Kaisertum und unterlag; Urban setzte ihn fort und brachte es dahin, daß der Kaiser aus Italien weichen mußte. Zwei große Siege knüpfen sich an seinen Namen; nachdem diese erfochten waren, konnten die Ideen Gregors VII. von der kaiserlichen Gewalt wohl noch bekämpft und zeitweise unterdrückt, aber nicht mehr ganz vernichtet werden. Freilich nicht in ihrer Reinheit hat Urban die Prinzipien der neuen Zeit aus dem Kampfe gerettet; seine Erfolge gehörten mehr der in Italien mächtigeren Partei an, als dem apostolischen Stuhle selbst. Um die höchste weltliche Macht zu schwächen, verband er sich mit anderen weltlichen Mächten und brachte ihnen Rechte der Kirche zum Opfer, welche die Reformpartei und nicht sie allein bisher für unveräußerlich gehalten hatte.

Niemand hat Urban wichtigere Dienste geleistet als der große Graf von Sizilien und die große Gräfin Lombardiens; in beiden personifizierte sich das aufstrebende Fürsten- und Rittertum Italiens, welches sich, auf das Schwert gestützt, keiner anderen Macht mehr beugen wollte als allein der, welche sich nach dem heiligen Petrus nannte. Weiter fand Urban seine Hilfsmittel in Frankreich, Burgund und Spanien; die romanischen Nationen schlossen sich vor allem ihm an, und im Anschluß an ihn traten sie selbst wieder näher zusammen. In dem römischen Papsttum fanden sie von neuem einen Mittelpunkt, wie sie ihn seit den Zeiten des römischen Weltreichs nicht gehabt hatten; der Kampf gegen den Islam bot ihnen Gelegenheit zu gemeinsamen Taten.

Vielfach erinnert Urban in seiner Rührigkeit, in seinen Wanderungen, in seiner praktischen Tüchtigkeit an Leo IX.; der Unterschied zwischen beiden und die Verschiedenheit ihres Wirkens springt freilich zugleich in das Auge. Was der eine im Bunde mit dem Kaiser vollbringt, vollbringt der andere im Kampfe gegen denselben; die Kraft des einen wurzelt zunächst in Deutschland, die des anderen in Frankreich; unbefangenes Interesse für das Gedeihen der Kirche spricht aus Leos Handlungen, der Sieg einer kirchlichen Partei liegt vor allem Urban am Herzen. Leo ist den Heiligen der Kirche ohne Widerspruch beigezählt und zu seinem Andenken ein Fest eingesetzt worden; auch an Urbans Grab glaubte man Wunder zu sehen, und seine Freunde haben ihn wohl unter die Heiligen erheben wollen, aber nie hat sein Name in den Martyrologien unbestrittene Aufnahme gefunden, nie ist ein Fest zu seinem Gedächtnis in der Kirche eingeführt worden. Ein eifriger Vertreter der Kirche, ein devoter Jünger Clunys, schien er doch selbst denen, die ihm zunächst standen, der Welt mehr nachgegeben zu haben, als für den Nachfolger Gregors erlaubt war, die Wibertisten bezeichneten ihn geradezu als den gefährlichsten Neuerer und Ketzer.

Urban starb nach Siegen, aber nicht im Siege. Vor den Toren der Stadt stand, als er den letzten Atemzug tat, sein Widersacher, und das

Volk in Rom hing zum großen Teile diesem an. Man nahm den Weg mit der Leiche nach St. Peter durch das von jeher den Gregorianern ergebene Trastevere, weil man fürchtete, daß bei der Bestattung ein Aufstand ausbrechen werde. Vielleicht war die Besorgnis vor den Wibertisten auch der Grund, daß sich die Kardinäle der Gregorianischen Partei an ungewohnter Stelle, in der Kirche S. Clemente, am 13. August zur Wahl des neuen Papstes versammelten. Einhellig wählte man hier den Kardinalpriester Rainerius, der den Titel von dieser Kirche trug. Noch an demselben Tage wurde er unter dem Namen Paschalis II. inthronisiert und am folgenden Tage in St. Peter geweiht und gekrönt.

Der neue Papst stammte aus dem römischen Tuscien, aus der kleinen Stadt Bieda, etwa zehn Meilen von Rom an der alten Claudischen Straße in einer fruchtbaren Ebene gelegen. Er scheint einer ritterlichen Familie angehört zu haben, war aber früh in ein Kloster seiner Heimat getreten. Etwa zwanzig Jahre alt kam er nach Rom und wurde Gregor bekannt, der ihn begünstigte und zum Kardinalat erhob. Seitdem hatte er immer zu der Reformpartei gehalten und in dieser unter Urban eine hervorragende Stelle eingenommen. Urban soll ihn selbst als seinen Nachfolger bezeichnet haben, und was die Festigkeit der Prinzipien betraf, konnte die Partei der Gregorianer sich kaum einen besseren Vertreter wünschen; dazu kam, daß Rainerius, seit mehr als einem Menschenalter in Rom einheimisch, dort nicht unbeliebt war. Man sagte ihm wohl nach, daß er das Geld liebe und weniger, als sich gebühre, dem Studium obliege: in den Augen der Römer waren das keine Fehler. Dem bereits im höheren Mannesalter stehenden Mann fehlte es nicht an Erfahrung und Entschlossenheit, aber die Folge zeigte, daß ihm der Scharfblick mangelte, dessen er in seiner Lage bedurfte. In kleinen Verhältnissen vielleicht groß, war er in großen nur klein; nicht stark genug, dem Sturme ungewöhnlicher Ereignisse zu widerstehen, ließ er sich von ihnen fortreißen. So gut sein Wille war, das Werk seiner Vorgänger in ihrer Weise fortzusetzen, er besaß dazu weder das Talent noch die Kraft; die Partei selbst hat die Wahl zu bereuen Veranlassung gehabt.

Die Anfänge dieses Pontifikats waren nicht unglücklich. Die Stadt blieb ruhig, so daß Paschalis sogleich daran denken konnte, Wibert, der sich zu Albano niedergelassen hatte, von dort zu verjagen. Tausend Unzen Goldes, die ihm der große Graf aus Sizilien schickte, boten ihm die Mittel. Mit diesem Gelde scheint er teils den römischen Adel zum Angriff auf Albano bewogen, teils die dortige Einwohnerschaft bestochen zu haben. Albano erklärte sich gegen Wibert, und dieser mußte darauf über den Tiber zurückgehen. Er hielt sich längere Zeit in Sutri auf, wahrscheinlich auf Hilfe vom Norden wartend. Sie blieb aus, und am 8. September des folgenden Jahres (1100) starb der Gegenpapst hochbetagt zu Civita Castellana, wo er auch bestattet wurde. Wunder sollten an seinem Grabe

geschehen; das Parteiinteresse verlangte, daß er Gregor VII. und Urban II. auch hierin nicht nachstand. Obwohl diese Zeichen wenig Glauben fanden, ließ Paschalis die Gebeine doch später ausgraben und in den Fluß werfen.

Ein halbes Jahrhundert hat Wibert eine bemerkenswerte Stellung in der Welt eingenommen. Kein anderer Gegenpapst hat sich so lange behauptet, keiner kraftvolleren Gegnern die Spitze geboten. Eine verlorene Sache hat er mit Geschick und Würde vertreten; selbst seine Feinde haben gestanden, daß er ein Mann bedeutender Gaben war. Mehr als einmal soll er beseufzt haben, daß er eine unerträgliche Last auf seine Schultern genommen habe, ja sie abzuschütteln entschlossen gewesen sein: aber auf den Bahnen, auf welche der Ehrgeiz der Menschen treibt, gibt es meist keine Rückkehr, und selbst hätte sie ihm offen gestanden, ein Parteiwechsel, wie er ihn einmal in jüngeren Jahren unternommen hatte, wäre ihm später unmöglich gewesen. Sein Tod war eine Erlösung für ihn, ein Unglück für die Partei, welche er vertrat, und die er in Italien allein zusammengehalten hatte. Sie verschwand nicht gerade, aber sie war nach seinem Ende ohne ein Haupt, ohne einen Mittelpunkt. Wohl wäre es an der Zeit gewesen, daß der Kaiser jetzt selbst über die Alpen geeilt wäre, und an Aufforderungen dazu hat es nicht gefehlt. In der Tat haben auch ihn selbst Gedanken an einen neuen Zug nach Italien beschäftigt; um so mehr drängten sie sich ihm auf, als Paschalis, kaum gewählt, kaum Herr in der nächsten Umgegend der Stadt, bereits mit Gebhard von Konstanz in Verbindung trat und nichts unterließ, um die kirchliche Partei in Deutschland gegen den gebannten Kaiser aufs neue zu waffnen.

Als die Nachricht vom Tode des Gegenpapstes zu Heinrich gelangte, beschloß er auf den Rat der ihn umgebenden Fürsten, einen Reichstag auf das nächste Weihnachtsfest nach Mainz zu berufen, damit nach Entscheidung desselben für die Besetzung des apostolischen Stuhls und für die Herstellung der kirchlichen Einheit die erforderlichen Schritte geschähen. Er verlangte, daß die Fürsten sich vollständig einstellten, und eine große Zahl leistete seinem Gebote Folge. Unzweifelhaft dachte der Kaiser an eine Romfahrt, aber die Stimmung der Fürsten war einer solchen nicht günstig; denn sie gaben dem Kaiser den Rat, Boten nach Rom zu senden, um die Eintracht in der Religion herzustellen und nach der Wahl der Römer ein allgemein anerkanntes geistliches Oberhaupt einzusetzen. Und allerdings war in Rom selbst inzwischen die Autorität des Nachfolgers Urbans in Frage gestellt worden. Unmittelbar nach dem Tode Wiberts hatten seine Anhänger bei der Stille der Nacht in St. Peter den Bischof Dietrich von Albano als Gegenpapst gewählt, sogleich geweiht und inthronisiert, und als dieser schon am folgenden Tage, indem er die Stadt verlassen wollte, in die Hände des Paschalis fiel, hatten sie deshalb den Widerstand nicht aufgegeben, sondern sich sofort zu einer neuen Wahl in

St. Peter entschlossen, welche den Bischof Albert von der Sabina traf. Der neue Gegenpapst blieb in der Stadt, hielt es jedoch für geraten, als ein Tumult entstand, sich in die Burg eines vornehmen Römers seiner Partei, mit Namen Johannes, bei der Kirche St. Marcello zurückzuziehen. Hier behauptete er sich über drei Monate, bis ihn Johannes, durch das Geld des Paschalis gewonnen, verriet. Schmählich mißhandelt, wurde Albert dann nach dem Lateran gebracht, wo er sein Urteil empfing. Paschalis verdammte ihn zur Einsperrung in das Kloster S. Lorenzo zu Aversa, wie er schon Dietrich zu gleicher Strafe verurteilt hatte, die derselbe in dem Kloster Cava bei Salerno abbüßen mußte. Wir wissen nicht, ob der Kaiser Boten, wie man ihm riet, nach Rom sandte. Geschah es, so kamen sie zu spät. Paschalis' Sieg in Rom war entschieden; Botschaften des Kaisers hätten kaum noch den geringsten Erfolg dort gehabt.

Ermatten des Investiturstreits

Das kirchliche Schisma war nicht nur für Rom, sondern für das Abendland überhaupt so gut wie beseitigt. Bald wurde Paschalis fast überall als der wahre Nachfolger Petri anerkannt; nicht deshalb, weil er die Feinde seiner Vorgänger überwunden hatte, sondern weil diese ohne Haupt waren und das Interesse an dem langen Kirchenstreite erlahmte. Der Hader um den apostolischen Stuhl erstarb in ähnlicher Weise wie der um den deutschen Thron, ohne daß die großen Zeitfragen entschieden waren, nur weil sich die Leidenschaften, mit welchen man jene Fragen ergriffen, erschöpft hatten, weil sich zugleich andere Interessen von nicht geringer Bedeutung aufdrängten.

Es würde irrtümlich sein, wenn man meinte, daß die Kämpfe der Pataria im nördlichen Italien noch mit dem früheren Eifer fortgeführt wären. Es war die Zeit, wo die Kommunen in der Lombardei, in Tuscien und in der Romagna vor allem nach der Sicherung und Feststellung ihrer Freiheit strebten. Der Kampf zwischen den Bischöfen der feindlichen Parteien hatte die bischöfliche Macht in den Städten gründlich untergraben; die Stände der Kapitane, Valvassoren und Kaufleute verbanden sich deshalb nun entweder insgesamt, um ihr Gemeinwesen gegen die Gefahren eines unsicheren, fortwährend schwankenden Zustandes durch neue Ordnungen zu schützen, oder ein und der andere Stand schlossen miteinander eine Verbindung, um das Stadtregiment zu ergreifen und in ihrem Sinne einzurichten. Obere, von und aus den verbundenen Ständen gewählt, traten an die Spitze der städtischen Verwaltung und wurden bald allgemein mit dem Namen Konsuln bezeichnet.

Große historische Erinnerungen knüpften sich an diesen Namen, der niemals in Italien ganz in Vergessenheit geraten war. Man hatte ihn

bald den fränkischen Grafen beigelegt, bald als Ehrenbezeichnung alten römischen Geschlechtern gegeben; im Jahre 1077 hatte noch Gregor VII. die angesehensten Männer Korsikas durch ihn ausgezeichnet. Jetzt gewann er eine neue und doch der ursprünglichen mehr analoge Bedeutung, indem er wieder für freigewählte städtische Behörden gebraucht wurde. So erscheint er 1093 in der kleinen Stadt Biandrate, 1094 in Pisa, 1095 in Asti, 1099 in Genua, 1102 in Florenz; in Mailand ist er erst im Jahre 1117 mit völliger Sicherheit nachzuweisen, doch gab es hier und an anderen Orten wohl schon seit längerer Zeit freigewählte Magistrate, ob sie nun diesen oder einen anderen Namen führten.

Zu gegenseitigem Schutz ihrer Freiheit schlossen die Kommunen schon öfters untereinander Waffenbündnisse. Wir wissen, wie im Jahre 1093 Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza gegen den Kaiser ein Bündnis auf zwanzig Jahre beschworen hatten, und wenige Jahre später meldete ihm ein lombardischer Graf, daß auch Vicenza und Padua ein gegenseitiges Schutzbündnis gegen jedermann auf zehn Jahre abschließen wollten. Aber nicht allein zum Schutz ihrer Freiheit standen die Bürgerschaften in den Waffen, sondern sie rüsteten auch bereits Heere zur Vergrößerung ihres Gebiets aus. So überfiel im Mai 1098 Cremona die Feste Crema; über den Ausgang des Kampfes sind wir nicht unterrichtet.

Noch waren freilich die Freiheiten der Kommunen gegenüber den Bischöfen wie den Markgrafen und Grafen wenig gesichert. In gefährlichen Augenblicken haben sie wohl öfters bei der großen Gräfin und dem Papste Schutz gefunden, aber so weit reichte doch auch deren Macht nicht, um die Städter vor jedem Angriff zu schützen, jedes ihrer neuen Freiheit erwachsende Hindernis zu beseitigen. Und selbst in der übergreifenden Macht jener Gönner, mit denen sie nur ein momentanes Interesse teilten, lagen für die Bürgerschaften so große Besorgnisse, daß sie sich dem von ihnen gebotenen Schutz wohl lieber entzogen als unterwarfen. Wie wenig inneres Verständnis zwischen Mathilden und den Städtern war, trat an den Tag, als sich im Jahre 1101 Ferrara gegen sie empörte und nur mit großer Mühe wieder unterworfen werden konnte.

Der junge König Konrad hat die Entwicklung der städtischen Freiheit in Italien weder gehemmt noch gefördert; denn er besaß zu keinem von beiden die Macht. Von der Pataria längst verlassen, zerfiel er bald auch mit der großen Gräfin. Wie hat er da alles, was er gegen den Kaiser getan hatte, ungeschehen gewünscht, wie oft sich nach dem Vater zurückgesehnt! Nie ließ er ein hartes Wort gegen ihn verlauten, niemand durfte von ihm in seiner Nähe Übles sagen. Stets nannte er ihn seinen Herrn und Kaiser; wer vom Vater kam, fand bei ihm die freundlichste Aufnahme. Aber die Rückkehr war ihm auf dem Wege, den er betreten hatte, für immer abgeschnitten; abermals mußte er der ränkevollen Frau, die ihn auf denselben verleitet, die Hand zur Versöhnung reichen und ihr willigen

Gehorsam versprechen. Als er ihr nach Tuscien folgte, ereilte ihn in frühen Jahren der Tod. Am 27. Juli 1101 starb Konrad zu Florenz; dort, nicht zu Speier bei den Seinen, hat er das Grab gefunden. Bei seiner Bestattung wollte man Wunderzeichen bemerken, und manche sahen in diesem Dulder einen neuen Heiligen der rechtgläubigen Kirche; aber die Aureole eignet sich schlecht für den Sohn, der seinen Vater verraten. Ein verbreitetes Gerücht bezeichnete die große Gräfin als Konrads Mörderin; ihr Arzt sollte ihm Gift gegeben haben. Das Gerücht hat sich weder erweisen lassen, noch hat es innere Wahrscheinlichkeit.

Kaum hat der Tod des Sohnes den Kaiser tiefer bewegt, und doch war das unglückliche Schicksal desselben der Tränen wert. Auch sonst hat Konrads Ende keinen großen Eindruck hervorgerufen, obwohl es nicht ganz ohne Bedeutung war. Denn mit dem Abscheiden des jungen Königs schien auch das letzte Band zu zerreißen, welches Italien an das kaiserliche Haus und das Deutsche Reich knüpfte. Der Kampf zwischen Kirche und Reich schien Italien kaum noch unmittelbar zu berühren, es schien vor allem jetzt nur in Betracht zu kommen, wie die in demselben gewonnene Freiheit zu sichern sei.

Während Italien mit der Begründung neuer städtischer Ordnungen vorzugsweise beschäftigt war, trachteten die deutschen Herren vor allem danach, aus den immer noch ungelösten Wirren der Zeit einen möglichst großen Vorteil für sich zu ziehen. Burgen zu Burgen, Mannschaft zu Mannschaft, Gut zu Gut, Geld zu Geld zu gewinnen, war das offenkundige Streben derselben, ob sie es mit dem Kaiser hielten, ob sie offen oder im stillen ihm widerstrebten. Deshalb stieß der Kaiser in seinen rühmlichen Bestrebungen für den Landfrieden und die Herstellung rechtlicher Zustände bei ihnen auf einen so hartnäckigen Widerstand. Deshalb lag es im Interesse dieser Herren, die kirchlichen Streitigkeiten in den einzelnen Sprengeln fort und fort zu unterhalten; denn so lange man stritt, bedurfte man ihrer, und ihr Beistand mußte mit Kirchengut von beiden Seiten erkauft werden. Niemand hat sich der geschädigten Kirche damals eifriger angenommen als der im Banne des Papstes stehende Kaiser. Er gab nicht nur selbst Kirchengut, welches er an sich gezogen hatte, wieder zurück, er trat auch dem mächtigen Grafen Heinrich von Limburg, welcher das Kloster Prüm arg beraubt hatte, mit Ernst entgegen. Als Graf Heinrich, um seine Beute nicht fahren zu lassen, sich mit dem Grafen Dietrich gegen den Kaiser empörte, zögerte dieser nicht, gegen die Rebellen zu den Waffen zu greifen.

Nachdem der Kaiser das Osterfest 1101 zu Lüttich, wo der junge König Heinrich damals das Schwert nahm, gefeiert hatte, brach er mit Heeresmacht gegen Limburg auf. Am 16. Mai lag er vor der Feste, die bald genommen und zerstört wurde. Als Graf Heinrich keinen andern Ausweg mehr sah, unterwarf er sich; um den 1. August stellte er sich vor

dem Kaiser und vielen Fürsten zu Köln und gab das Prüm entzogene Gut zurück. Aber wenige Tage später, als über die Sache zu Kaiserswert abermals vor dem Kaiser verhandelt wurde, bereute der Graf bereits die Auslieferung der Güter und wollte sie rückgängig machen, ohne freilich dadurch zu verhindern, daß der Kaiser das Kloster in seinem guten Rechte schützte. Wie wenig konnte aber solche Strenge fruchten, wenn der Kaiser sich noch in demselben Jahre genötigt sah, diesen Heinrich zum Herzog von Niederlothringen zu erheben.

Der Investiturstreit war in den meisten Teilen Deutschlands in kleine Raubkriege ausgelaufen, bei denen das kaiserliche Ansehen und die kirchlichen Ordnungen gleich sehr litten, und deren Kosten zum größten Teil die Kirchen zu tragen hatten. Fast allgemein wurde freilich Papst Paschalis anerkannt, aber man kümmerte sich nicht viel um ihn und stürzte sich für ihn am wenigsten in Gefahr; nur die Hirschauer und ihr Anhang erhielten noch mit großer Mühe die alten Streitfragen in Gang und warnten vor dem Umgang mit den Gebannten.

Auch in Sachsen hatte man für den Kampf zwischen Kaiser und Papst wenig Sinn mehr. Man war hier mit Heinrich zufriedener als ehedem, weil er, um den alten Zwiespalt nicht zu erneuern, das Land mit Absicht mied; von kaiserlicher Autorität war allerdings in demselben kaum die Rede. Der mächtigste Herr im Lande war Markgraf Heinrich, der Sohn Ottos von Nordheim. Die bisher dem Bistum Utrecht zugehörigen friesischen Grafschaften hatten noch in letzter Zeit seine Gewalt bedeutend erweitert, aber gerade sie wurden ihm verderblich. Er trat mit seiner Gemahlin Gertrud, der Schwester Ekberts, eine Reise in seine neuen Besitzungen an, wo ihm von den Friesen und den Vasallen des Utrechter Stifts übel begegnet wurde. Von tumultuierenden Scharen beunruhigt, flüchtete er zum Meere; auf der Flucht wurde er von friesischen Schiffern erschlagen, und nur mit Mühe rettete Gertrud das Leben (1101). Die Lehen Heinrichs gingen, da er keine männliche Erben hinterließ, meist auf seine Brüder Konrad von Beichlingen und Siegfried von Bomeneburg über. Um dieselbe Zeit warf sich Markgraf Udo in den Kampf gegen die Wenden und eroberte mit Unterstützung einiger sächsischer Großen die Brandenburg, konnte jedoch die wichtige Eroberung nicht behaupten, da er alsbald mit den anderen Fürsten Sachsens in einen erbitterten Streit geriet, unter dem das Land, von beiden Seiten der Verwüstung preisgegeben, furchtbar litt.

Diesseits wie jenseits der Alpen waren die lokalen Interessen mächtig genug, um die Teilnahme an dem Investiturstreit zurückzudrängen: so stark aber waren sie keineswegs, daß nicht die wunderbaren Ereignisse im Osten, von denen jetzt Nachrichten über Nachrichten nach dem Abendlande kamen, die Gemüter hätten fortreißen und über das Nächstliegende erheben sollen. Eine neue Welt war erschlossen; alles, was man von der-

selben hörte, reizte die Neugier, erhitzte die Phantasie. Abenteuer, wie sie kaum im Liede des Dichters lebten, waren bestanden: welchem Rittersmann schlug nicht das Herz, wenn er von ihnen hörte, zumal sich Fürstentümer im kühnen Wagnis gewinnen ließen? Zugleich war der glorreichste Sieg der Kirche erfochten worden, und die Kirche, so mißhandelt sie oft wurde, war doch die große Gemeinschaft, in welcher und mit welcher alle in gleicher Weise lebten. Die großen Siegesbotschaften setzten das ganze Abendland in stürmische Bewegung, in vollständigen Geistestaumel: auch Deutschland wurde gleich den romanischen Ländern nun von demselben hingerissen. Noch jetzt vernimmt niemand von den Taten Gottes durch die Franken, ohne ergriffen zu werden: wie mußte nicht die erste Kunde von diesen Glaubenskämpfen die Zeitgenossen begeistern?

11. Kreuzfahrten und Kreuzfahrtsgedanken

Um die mächtigen Eindrücke, unter denen im Anfange des neuen Jahrhunderts die abendländische Welt lebte, zu begreifen, genügt es, sich die wichtigsten Ereignisse des ersten großen Kreuzzuges zu vergegenwärtigen.

Wie beim Nahen des Unwetters die Wolken von allen Seiten am Himmel zusammenschießen, so waren die mit dem Kreuz bezeichneten Scharen gefahrdrohend auf Konstantinopel hingestürmt. Kaiser Alexius erschrak; er hatte eine Unterstützung verlangt, und es erschienen Heere, stark genug, um sein Reich über den Haufen zu werfen, und in ihnen Männer wie Bohemund, die schon einmal das Schwert gegen ihn geführt hatten. Diese Kreuzfahrer kamen zum Teil mit Weib und Kind, viele hatten daheim Hab' und Gut verkauft; sie kamen nicht, um wieder zu gehen, sondern um sich im Orient einzurichten. Normannische Ritter sah man in großer Zahl in dem Kreuzheere, und Alexius kannte die Normannen zu gut, um nicht zu wissen, daß sie nicht leicht wieder von dem Boden wichen, den sie mit ihrem Blute gefärbt.

Die Sorge um jene schlecht gerüstete, aus Bauern, armen Rittern und Mönchen bunt zusammengewürfelte Schar, welche der Eremit Peter zuerst herangeführt, war bald beseitigt. Wenige Wochen, nachdem sie den Bosporus überschritten, wurde sie von einem Emir bei Nicäa zersprengt und vernichtet; nur mit dürftigen Resten seines Heeres kam Peter nach Konstantinopel zurück. Aber neue und weit schwerere Sorgen erwuchsen, als nun die stattlichen Heere der Fürsten heranrückten. Während des Winters von 1096 auf 1097 setzten die Nordfranzosen, wie sie sich um Hugo von Vermandois, Stephan von Blois, Robert von der Normandie, Robert von Flandern geschart hatten, von Apulien nach Epirus über; ihnen schlossen sich an oder folgten die gefürchteten Normannen Apuliens, Bohemund und Tancred an der Spitze; gleichzeitig war das lothringische Heer unter Herzog Gottfried durch Bulgarien im Anzug, während auf dem beschwerlichen Wege durch Friaul, Istrien, Dalmatien der reiche Raimund von St. Gilles sein glänzendes, aus der Provence und Gascogne aufgebotenes

Heer in das Herz des griechischen Reiches führte. Um Ostern 1097 waren die Fürsten und Heere fast sämtlich um Konstantinopel und Chalcedon vereinigt. Halb durch Drohungen und Gewalt, halb durch List brachte es der Kaiser nach langen, widerwärtigen Verhandlungen dahin, daß ihm die Fürsten für alle Besitzungen, die sie in Kleinasien und Syrien gewinnen würden, den Lehnseid leisteten; dagegen versprach er, sie mit seinem Heere und mit Zufuhr zu unterstützen. Niemand schwur williger den Eid als Bohemund; aber gerade er war am wenigsten gewillt, ihn zu halten. Niemand war zäher als der Graf von St. Gilles, so daß der Kaiser endlich nachgeben mußte; und doch war es dieser Graf, der am festesten das Bundesverhältnis mit dem Kaiser bewahrte.

Traurige Wochen waren mit diesen Verhandlungen verstrichen. Erst im Mai brach das Heer, noch ohne eine einheitliche Führung, von den Küsten des Bosporus auf, um den Kampf mit Kilidsch Arslan, dem Herrn von Iconium, zu beginnen; es waren, abgesehen von der waffenlosen Menge, welche dem Heere folgte, etwa 300 000 Mann. Nicäa wurde belagert und ergab sich am 19. Juni dem Kaiser, dessen Politik während der Belagerung die Kreuzfahrer mit Mißtrauen erfüllte. Am 1. Juli brachte dann das vordringende Heer Kilidsch Arslan eine blutige Niederlage bei, nach welcher er sich den abendländischen Rittern nicht mehr im offenen Felde zu stellen wagte. Dennoch begannen erst jetzt die größten Mühseligkeiten. Das zahllose Kriegsvolk litt in den wüsten Gegenden, durch die man zog, den bittersten Mangel, zumal der Kaiser die übernommene Pflicht der Verpflegung schlecht oder gar nicht erfüllte. Überdies fehlte es an strenger Ordnung im Heere, wenn auch die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten nun einem Kriegsrat der Fürsten übergeben und zeitweise dem einen oder dem anderen von ihnen der Oberbefehl anvertraut wurde. Wie die einzelnen Fürsten trotzdem nur ihr besonderes Interesse im Auge hatten, zeigte sich schon damals deutlich genug und trat bald noch schärfer hervor.

Als man an die Grenzen Ciliciens kam, teilte sich das Heer. Balduin, Herzog Gottfrieds Bruder, und der Normanne Tancred, zwei besonders kampflustige Ritter, zogen mit starkem Gefolge durch die Pässe des Taurus und drangen glücklich bis Tarsus vor, das sie unter dem Beistande der armenischen Christen, einer zahlreichen Klasse der Einwohnerschaft, gewannen. Dann stießen sie zu Meraasch wieder zu dem Hauptheere, welches inzwischen das Hochgebirge des Taurus zu umgehen gesucht und auf seinem Wege bei der armenischen Bevölkerung überall gute Aufnahme gefunden hatte. Bald aber verließ Balduin mit einer Ritterschar aufs neue das Hauptheer und zog an den Euphrat, wo er sich durch Festigkeit und Klugheit unter den Armeniern so großes Ansehen erwarb, daß er alsbald in Edessa als Landesherr anerkannt wurde. Ehe noch das Kreuzheer in Syrien festen Fuß gefaßt, hatte sich so der Graf von Boulogne eine eigene Herr=

schaft im Osten gegründet, die als eine Vormauer gegen die Hauptmacht des seldschuckischen Sultanats in Persien und Khorasan für das weitere Vordringen der Christen von unberechenbarer Wichtigkeit zu werden versprach.

Die anderen Fürsten überschritten, ohne Widerstand zu begegnen, die Grenzen Syriens, stiegen in das schöne Tal des Orontes hinab und lagen am 21. Oktober vor Antiochia, einer ausgedehnten, überaus festen und mit allen Verteidigungsmitteln versehenen Stadt. Hier herrschte der Emir Baji Sijan, ein alter und erfahrener Kriegsmann, entschlossen, die Stadt zu verteidigen, so ungünstig ihm auch die Verhältnisse lagen. Denn um das Sultanat war unter den Nachkommen Melek Schahs ununterbrochener Streit; die Emire Syriens hatten sich von dem Sultan in Ispahan fast ganz losgerissen und haderten untereinander, während der fatimidische Kalif von Ägypten Mostali ihre Streitigkeiten benutzte, um sich in Syrien festzusetzen. So konnte Baji Sijan auf die Unterstützung seiner Glaubensgenossen von außen wenig rechnen, und in Antiochia selbst war eine nicht unbedeutende Zahl syrischer und armenischer Christen, welche gern das Joch der Ungläubigen abschüttelte. Dennoch hielt sich der Emir von Antiochia längere Zeit und begegnete dem Heere der Lateiner in manchem glücklichen Kampfe. Die Kraft der Kreuzfahrer ermattete allmählich, und vergebens erwarteten sie Unterstützung von Konstantinopel. Der Winter fand die fremden Krieger noch vor den Mauern der Stadt und die Ungunst der Witterung, Krankheiten und Hungersnot brachten sie der Verzweiflung nahe. Man erlitt ungeheure Verluste an Menschen und Rossen, so daß vielen die Fortsetzung des Kampfes unratsam schien; selbst Stephan von Blois schickte sich zur Rückkehr an. Die bessere Jahreszeit hob dann den Mut des Heeres wieder, zumal genuesische Schiffe, die an der Mündung des Orontes Anker geworfen, Lebensmittel und Unterstützung brachten. Enger wurde die Stadt nun umschlossen, und endlich erbot sich ein armenischer Renegat, der mit dem Emir zerfallen, sie Bohemund von Tarent zu verraten. Jetzt verhieß Bohemund, wenn man ihm Antiochia zu erblichem Besitz überlassen wolle, die Tore der Stadt dem Christenheere zu eröffnen. Der Not gehorchend, willigten die Fürsten ein. In der Nacht vom 3. bis 4. Juni 1098 ließ Bohemunds Helfershelfer die ersten Lateiner ein; am folgenden Tage ergoß sich das Heer der Kreuzfahrer in die Stadt, wo die Ungläubigen nur noch die Burg behaupteten. In unbändiger Wut hieben die Christen die Bekenner des Islams nieder, wo sie ihnen begegneten.

Mehr als sieben Monate lang hatte man vor Antiochia gelegen, und noch war man der Stadt nicht sicher. Denn unmittelbar nach der Einnahme rückte Kerbuga, der mächtige Emir von Mosul, mit einem Heere von 500 000 Mann an, und das Kreuzheer war schon bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen. Kerbuga umschloß die Stadt. Aus den Belagerern

wurden Belagerte, und kaum fand man noch Mittel des Widerstandes in den durch die Kämpfe eines Jahres erschöpften Resten des einst so glänzenden Heeres. Nur mit Mühe erhielt Bohemund, dem jetzt die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten übertragen war, den Mut der Krieger aufrecht. Die wunderbare Entdeckung der heiligen Lanze, womit die Seite des Herrn am Kreuze durchbohrt war, und andere himmlische Zeichen fachten zum Glück die religiöse Begeisterung, die fast erloschen war, noch einmal zur hellen Flamme an. Am 28. Juli führte Bohemund das Heer gegen Kerbuga; mit der Wut der Verzweiflung und mit allem Enthusiasmus eines heiligen Kampfes stürzte es sich auf die Scharen des Emirs, die alsbald auseinanderstoben. Ein neues Heer wagten die Seldschucken nicht mehr gegen Antiochia zu führen; auch die Burg der Stadt fiel nun in die Hände der Christen.

Die ewig denkwürdigen Kämpfe um Antiochia waren beendet; der Sieg der abendländischen Waffen über den Islam hatte sich hier entschieden. Wäre man jetzt sogleich aufgebrochen, man hätte in wenigen Wochen Jerusalem erreichen und wahrscheinlich ohne Schwertstreich gewinnen können; denn die Niederlage Kerbugas bannte den Orient in Schrecken. Aber die Streitigkeiten der Fürsten hielten traurigerweise das Heer der Lateiner noch ein halbes Jahr in Antiochia zurück. Raimund von St. Gilles mißgönnte mit anderen Bohemund den Besitz der reichen und durch ihre Lage überaus wichtigen Stadt; um so bestimmter trat er ihm entgegen, als er sich die Interessen des griechischen Reichs zu vertreten für besonders berufen hielt. In der Tat ließ man sich noch einmal in Verhandlungen mit Konstantinopel ein und erbot sich, Alexius die Stadt zu überliefern, wenn er persönlich sich an der Fortsetzung des Kampfes gegen die Ungläubigen beteiligen werde. Die Verhandlungen, die Hugo von Vermandois deshalb in Konstantinopel führte, hatten aber keinen Erfolg; Hugo kehrte gar nicht zum Heere zurück, sondern ging in die Heimat. Indessen rasteten die Fürsten zum großen Verdruß des Heeres in Antiochia von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Endlich kam es zu Tumulten unter den ungeduldigen Kriegsscharen; am lautesten tobten die heißblütigen Provenzalen gegen ihren Führer, der sie von den heiligen Stätten zurückhielt. Raimund mußte nachgeben, und Bohemund gewann den Lohn seiner Mühen. So begründete ein Normanne als den zweiten Lateinerstaat im Osten das Fürstentum Antiochia.

Im Januar 1099 brach Raimund mit seiner Schar von Antiochia auf und zog südlich der Küste entlang, bis er vor Arkas, einer Feste des Emirs von Tripolis, auf Widerstand stieß. Er mußte Arkas belagern, und im März erreichten ihn hier die nachrückenden Scharen der anderen Fürsten. Diese drangen in ihn, jetzt ohne weiteren Aufenthalt mit ihnen gegen Jerusalem zu ziehen, aber Raimund, der bereits seinen Blick auf eine Herrschaft in Tripolis gerichtet, wollte ausharren; er rechnete auf Kaiser Alexius,

der ihn mit einem Heere zu unterstützen versprochen hatte. Abermals entspann sich so der Hader der Fürsten vor Arkas, nachdem er vor Antiochia kaum verstummt war, und abermals mußte Raimund nachgeben. Am 13. Mai zog er, nachdem er mit dem Emir einen Vertrag geschlossen, von Arkas ab, und das Kreuzheer rückte endlich Jerusalem entgegen. Es betrat die Grenzen des heiligen Landes; das Pfingstfest (29. Mai) feierte es bei Cäsarea.

Nicht mehr Ortoks Geschlecht, dessen Gewalttaten gegen die Christen so manchen Schrei der Entrüstung im Abendland ausgepreßt hatten, herrschte in Jerusalem. Im Sommer 1098 hatte der Fatimide die heilige Stadt eingenommen und dort einen seiner Getreuen als Befehlshaber eingesetzt. Der Kalif begann nun mit den lateinischen Fürsten zu unterhandeln, doch seine Anträge wurden nicht gehört. Langsam rückte man weiter vor. Am 6. Juni sah man von den umgebenden Höhen Jerusalem vor sich liegen — ein Anblick voll unbeschreiblicher Seligkeit nach so vielen Entbehrungen, Kämpfen und Gefahren. Alle sanken auf die Knie und küßten den heiligen Boden. Tränen entstürzten den Augen, Lobgesänge stiegen zum Himmel auf. Schon am folgenden Tage begann die Umschließung der heiligen Stadt. Das christliche Heer bestand nur noch aus etwa 20 000 kampffähigen Männern; die sarazenische Besatzung in der Stadt war doppelt so stark. Dennoch zweifelten die Christen nicht, daß sich die Stadt bald ergeben würde, und trafen mit der größten Sorgfalt alle Vorkehrungen zum ersten Angriff. Am 15. Juli eröffnete man den Sturm; die Begeisterung des lateinischen Heeres machte es unwiderstehlich. Jerusalem war alsbald in der Gewalt der Christen, und unter den Ungläubigen wütete das fränkische Schwert. In den Straßen der heiligen Stadt wateten die Sieger in Blut, sie schwelgten in der Befriedigung fanatischer Mordlust gegen das ungläubige Volk. Kaum war diese gesättigt, so eilten sie zum heiligen Grabe und erhoben in überströmender Andacht ihre Herzen zum Herrn, der ihnen den großen Sieg verliehen hatte.

Das heilige Grab war in den Händen der abendländischen Christen, in Jerusalem und einem Teil des gelobten Landes waren die fränkischen Sieger jetzt die Herren. Am 23. Juli traten die Fürsten in Beratung, was nun mit dem eroberten Lande geschehen solle. Man beschloß, ein eigenes Königreich Jerusalem zu errichten, und bot die Krone Herzog Gottfried an, der sich durch seine Rechtlichkeit und Tapferkeit während des Kampfs die allgemeine Liebe gewonnen hatte; unter allen Fürsten hatte er am wenigsten selbstsüchtige Absichten verfolgt. Gottfried übernahm die Sorgen der Herrschaft, wies aber die Krone zurück, die er dort, wo man den Herrn mit Dornen gekrönt hatte, nicht um seine Stirn legen wollte. Das Königtum sollte sich in seinem Geschlechte vererben; die Banner Lothringens wehten fortan auf den Mauern und Türmen der heiligen Stadt. Zugleich wurde beschlossen, ein Patriarchat der abendländischen Kirche in Jerusalem

einzurichten; zum ersten Patriarchen bestellte man einen Kapellan des Herzogs Robert, Arnulf mit Namen, und behielt die Bestätigung der Wahl dem Papste vor.

Die Sorgen der Herrschaft drückten Gottfried während seiner kurzen Regierung nur zu schwer. Schon wenige Wochen nach seiner Wahl rückte ein gewaltiges Heer des Kalifen unter seinem Wesir Al Afdal gegen Jerusalem an. Mit seinen geringen Streitkräften zog ihm Gottfried entgegen; dennoch erfocht er mit ihnen am 11. August bei Ascalon einen herrlichen Sieg. Aber gleich nach der Schlacht verließen die beiden Roberte, Raimund von St. Gilles und Gottfrieds Bruder Eustach die heiligen Stätten; mit ihnen viele Ritter. Sie zogen rückwärts auf dem Wege, den sie vor kurzem gekommen. Als sie in die Gegend von Laodicea gelangten, fanden sie Bohemund mit einem Angriff auf diese Stadt beschäftigt, unterstützt durch die große Flotte Pisas, welche Urban II. noch in seiner letzten Lebenszeit aufgeboten hatte, und welche Erzbischof Daibert, den Legaten des Papstes, mit sich führte. Die Fürsten traten für die Laodiceer ein und erwirkten, daß sie unter die Oberhoheit des Kaisers von Konstantinopel zurückkehren durften. Raimund blieb zurück, denn noch immer hatte er Tripolis im Auge und rechnete auf die Unterstützung des Kaisers; die anderen Fürsten gingen im September 1099 unter Segel und eilten der Heimat zu.

Drei lateinische Reiche waren im Osten gegründet, und die Herrscher derselben begegneten sich am nächsten Weihnachtsfest in Jerusalem; dorthin kamen auch die Pisaner und ihr Erzbischof Daibert. An den heiligen Stätten feierten die abendländischen Christen vereint das große Siegesfest. Der Papst hatte das glückliche Unternehmen hervorgerufen, und Daiberts Verhalten legte jetzt klar an den Tag, daß das Papsttum den Gewinn desselben auch in der Hand behalten wollte. Der Legat, von Bohemund und den Pisanern unterstützt, brachte es dahin, daß der Patriarch Arnulf weichen mußte und er selbst in dessen Stelle trat; er verlangte überdies die Abtretung gewisser Teile der gewonnenen Städte und erhielt sie; er nötigte endlich Gottfried, sich als Vasallen des heiligen Grabes und des Patriarchats zu bekennen.

Am 15. Juli 1100 starb König Gottfried und hinterließ das Reich seinem Bruder Balduin, dem Grafen von Edessa. Jerusalem schwebte noch in steter Gefahr, die Herrschaft der Christen war weder in der Stadt noch in der nächsten Umgebung befestigt; dennoch bestritten der Patriarch und Tancred Balduins Erbrecht und wollten Bohemund auf den Thron des neuen Königreichs erheben. Nur daß dieser Fürst damals in die Gefangenschaft der Ungläubigen fiel, vereitelte den Ausbruch eines neuen überaus gefährlichen Haders unter den Franken. Balduin verließ Edessa, nachdem er einen Verwandten, einen anderen Balduin, den Sohn des Grafen von Rethel, mit der Grafschaft belehnt hatte; tapfer brach er sich darauf mit wenigen Rittern durch die Scharen der Emire von Emessa und

Damaskus, die ihm den Weg verlegen wollten, nach Jerusalem Bahn. Hier begegnete er kaum noch ernstem Widerstande. Der Patriarch krönte ihn am Weihnachtsfest des Jahres 1100, und Tancred ging nach Antiochia, um dort die Regierung als Stellvertreter seines gefangenen Vetters zu führen. Von allen Seiten rüsteten indessen die Ungläubigen gegen die Christen. Von Kampf in Kampf hatte sich der neue König zu stürzen, um das Reich zu sichern und zu erweitern.

Begierig hörte man im Abendlande jede Nachricht, die aus dem Osten kam; an jedem Abend schlug man die Glocken an, um im Gebet der Kreuzfahrer zu gedenken, und mit jeder untergehenden Sonne erwachte so aufs neue der Gedanke an ihre Heldenkämpfe, an ihre harten Bedrängnisse und glorreichen Siege. Wie beschämt wurden alle, welche das heilige Unternehmen als ein törichtes verspottet, an dem Gelingen des Gotteswerkes gezweifelt hatten! Die Triumphe, welche die abendländische Christenheit nicht allein über den Islam, sondern auch die falsche Griechenheit davongetragen hatte, hoben jede Brust. Zugleich aber tönte ein Hilferuf nach dem anderen von den heiligen Stätten herüber. Bis zu seinen letzten Tagen hatte sich Papst Urban, welcher die Nachricht von dem befreiten Jerusalem nicht mehr vernehmen sollte, neue Streitkräfte für den heiligen Kampf zu werben unaufhörlich bemüht; als sein Mund verstummte, warben sein Nachfolger und mit ihm die ersten Häupter der Kirche stets frische Kämpfer für das Grab des Herrn.

Und der Aufruf zum heiligen Kampfe blieb nirgends ohne Wirkung. In Spanien war eine solche Begeisterung für den Kreuzzug, daß Papst Paschalis den Rittern und Klerikern untersagen mußte, das Land zu verlassen, damit es selbst nicht wehrlos gegen die Ungläubigen werde. In Frankreich wurde auf des Papstes Betrieb aufs neue der Kreuzzug gepredigt und allen, die vor Antiochia flüchtig geworden, der Bann angedroht, wenn sie nicht in den Kampf zurückkehrten. Abermals verließen da viele Haus und Hof, um in das Morgenland zu ziehen; besonders in Aquitanien wurden große Rüstungen gemacht. Um Herzog Wilhelm IX., einen sehr leichtfertigen Herrn, der sich aber auf die Kunst der Waffen und des Gesanges gleich gut verstand, sammelte sich ein Heer von 30 000 Rittern, denen sich ein gewaltiger Troß anschloß. Auch Stephan von Blois nahm wieder das Kreuz, seine voreilige Rückkehr von dem ersten Zuge bereuend. In der Lombardei riefen der Erzbischof von Mailand und der Bischof von Pavia zur Kreuzfahrt auf. Große Massen gelobten sich dem Kriege des Herrn, und beide Bischöfe selbst boten sich ihnen als Führer dar. Im Anfange des Jahres 1101 brachen sie mit einem Gefolge von 50 000 Mann eilends auf, durchzogen die kärntenschen Marken, Ungarn und die Bulgarei und kamen glücklich nach Konstantinopel.

Indessen wurde auch im oberen Deutschland, namentlich in Bayern und den östlichen Marken mit Eifer gerüstet. Herzog Welf empfing das

Kreuz und stellte sich an die Spitze des deutschen Auszugs; nach seinem schroffen Parteiwechsel mochte es ihm daheim nicht mehr wohl sein. Erzbischof Thiemo von Salzburg, Bischof Udalrich von Passau, entschiedene Gregorianer, schlossen sich ihm an. Auch mehrere Herren vom hohen Adel, wie der Burggraf Heinrich von Regensburg, der Graf Friedrich von Bogen und ein Graf Bernhard, zogen aus. Den bewaffneten Scharen folgten Kleriker und Frauen; unter den letzteren erregte Ida, die fromme Mutter des Markgrafen Liutpold von Österreich, besondere Teilnahme.

Nirgends in den deutschen Ländern hatten die neuen kirchlichen Ideen wohl damals mehr Lebenskraft als in den östlichen Marken. Die Saat, die Gebhard von Salzburg, Altmann von Passau und Adalbero von Würzburg ausgestreut, war aufgegangen und wurde von ihren Stiftungen Admont, Götweih und Lambach sorgsam gepflegt. Schon hatten auch hier die Schwarzwaldmönche überall Eingang gefunden. Erzbischof Thiemo, selbst ein Hirschauer, hatte seinen Klosterbruder Giselbert, der, um dem Verkehr mit den Gebannten auszuweichen, als Abt in Erfurt und Reinhardsbrunn nicht mehr weilen mochte, nach Admont gezogen. Nach Götweih war von St. Blasien der Prior Hartmann, ein Kapellan des Gegenkönigs Rudolf, dann ein vertrauter Freund Urbans II., als Abt gekommen. Als die Schwarzwälder Mönche in Schwaben an Boden verloren, begannen sie, in in der Salzburger und Passauer Diözese die Stimmung des Volkes zu beherrschen, und vielleicht um so mehr, da man hier noch im Kampfe gegen die kaiserlichen Gegenbischöfe stand. Der geistigen Richtung, in welcher die Mönche lebten, entsprachen die Kreuzzüge im vollsten Maße. Abt Giselbert von Admont und Abt Gebhard von Schaffhausen, beide Hirschauer Mönche, hatten mit Gottfrieds Heer Jerusalem betreten, und dem letzteren hatten die Eroberer der Stadt die Obhut des heiligen Grabes vertraut; Abt Giselbert hatte im Tal Josaphat sein Mönchsleben fortgesetzt und war dort nach kurzer Zeit gestorben. Ihre Kreuzfahrt erweckte, so weit der Einfluß der Hirschauer Mönche reichte, nicht nur die Klostergeistlichkeit, sondern auch andere Kleriker und selbst zahlreiche Laien zur Nachfolge. So erklärt sich leicht, daß Welf bald große Scharen von Kreuzfahrern um sich sah, welche sich besonders aus den Marken gesammelt hatten.

Durch Ungarn und die Bulgarei nahm Welfs Heer seinen Weg nach Konstantinopel und langte dort um den 1. Juni an. Vom Kaiser Alexius mit Argwohn behandelt, mißtraute es auch dem Griechen auf alle Weise, und da man hier erfuhr, daß die Lombarden, kaum über den Bosporus gegangen, völlig aufgerieben seien, schöpfte man den Verdacht, daß der Kaiser sich selbst zu ihrem Untergang mit den Seldschucken verschworen habe. In der Tat war das freilich sehr zuchtlose Heer der lombardischen Bischöfe auf rätselhafte Weise in Kleinasien fast spurlos verschwunden; der Erzbischof von Mailand kehrte später nach Konstantinopel zurück und fand

dort in tiefer Bekümmernis über den traurigen Ausgang seines Unternehmens am 30. September den Tod.

Zu den Deutschen stießen in Konstantinopel die Aquitanier unter Herzog Wilhelm und die anderen französischen Kreuzfahrer. Ein Heer von etwa 100 000 Mann war abermals vereinigt, um die Ungläubigen zu bekriegen, und namhafte Fürsten des Abendlandes standen an der Spitze. Abermals begann Kaiser Alexius mit diesen zu unterhandeln, abermals ließ er sich den Lehnseid von ihnen schwören, abermals setzte er dann ihre Scharen über die Meerenge und versprach ihnen Wegweiser und Verpflegung. Aber niemand glaubte dem Griechen; viele meinten, daß er sie absichtlich wie die Lombarden in das Verderben locken wolle. Entmutigung ergriff das Kriegsvolk und die wehrlose Masse, zu der Herzog Wilhelm auch vieles Weibervolk, unter ihm leichte Dirnen, gebracht hatte. Man stritt, was zu tun sei. Manche Pilger hielten für das sicherste, wenn sie Schiffe mieteten und zur See nach Joppe gingen; sie führten diesen Plan aus und entrannen dadurch dem Untergange. Die Hauptmasse des Heeres mußte aber doch auf dem Landwege bleiben; nur entfernte sie sich geflissentlich von dem Wege, welchen ihr der Kaiser vorgeschrieben hatte. Diese Kreuzfahrer zogen von Nikomedien östlich mitten in die Länder der Ungläubigen hinein: sie wollten, wie man sagte, nach Khorasan, in die Mitte der Seldschuckenmacht, vordringen. Etwas Besonderes gedachten sie zu vollführen; mit den Muselmännern meinten sie eher als mit den treulosen Griechen es aufnehmen zu können.

Dieser übereilte Plan brachte das stattliche Heer in das Verderben. Bald wurden die Christen in ihrem Rücken von seldschuckischen Reitern angegriffen, und wohin sie kamen, fanden sie, da absichtlich alle Lebensmittel fortgeschafft waren, nirgend Unterhalt. Vor sich den Mangel, hinter sich unaufhörlich den Feind, setzten sie den Weg bis zum zwanzigsten Tage fort: da aber stob alles auseinander, jeder suchte sich zu retten, so gut er vermochte. Viele wurden von den verfolgenden Feinden niedergemacht oder in die Gefangenschaft geschleppt; andere erlagen dem Hunger. Nur etwa tausend sollen sich durch die Flucht gerettet haben; die Mehrzahl von diesen ging nach Konstantinopel und gelangte dann auf dem Seewege nach dem gelobten Lande. Die meisten Führer der Deutschen fanden auf dem Zuge den Tod. Thiemo von Salzburg war in Gefangenschaft geraten und hat in derselben wahrscheinlich ein klägliches Ende gehabt. Ein ähnliches Los scheint die Markgräfin Ida getroffen zu haben. Die Grafen Bernhard und Heinrich erreichten Jerusalem, aber nur um dort ihr Grab zu finden. Herzog Welf trat von dort den Rückweg an, starb aber am 8. November 1101 zu Paphos auf Cypern. Nur der Bischof von Passau kehrte in die Heimat zurück. Die Führer der französischen Scharen waren glücklicher; sowohl Herzog Wilhelm wie Graf Stephan entrannen dem Verderben.

Das Unternehmen, an welches man im Abendlande und in Jerusalem die größten Hoffnungen knüpfte, war völlig gescheitert. Um so schmerzlicher war es, als König Balduin in der äußersten Bedrängnis stand. Thronstreitigkeiten nach dem Tode des Kalifen Mostali hatte er zu neuen Erwerbungen benutzt, mit Hilfe der Pisaner und Genuesen Arsuf und Cäsarea, beides wichtige Plätze an der See, genommen. Sobald aber jene Streitigkeiten beseitigt waren, war ein starkes ägyptisches Heer gegen Jerusalem vorgedrungen. Balduin schlug es. Ein zweites rückte heran und wurde gleichfalls zurückgeworfen. Inzwischen hatten jedoch das Heer und die Flotte der Fatimiden Joppe im September 1101 umschlossen, und nur mit größter Anstrengung gelang es dem Könige, die Hafenstadt, in welcher Scharen von Pilgern weilten, zu entsetzen. Im nächsten Jahre erschienen die Ägypter dann mit noch stärkerer Macht im Felde. Balduins geringe Macht wurde bei Ramla eingeschlossen. Nur wie durch ein Wunder entkam der König und konnte bald darauf mit Scharen, welche ihm Raimund und Tancred zuführten, eine neue Schlacht wagen. Der Sieg fiel ihm zu, aber seine Kraft war gelähmt; nach kurzer Zeit mußte er einen Waffenstillstand auf sieben Monate schließen.

Bei der Not im heiligen Lande sah man verlangend nach dem Abendlande hinüber, und Tausende waren dort, die gern ihren Arm und ihr Schwert dem Gotteskampfe geweiht hätten. Aber das Schicksal des letzten großen Zugs schreckte von Unternehmungen ab, die nicht von e i n e m mächtigen Willen und nach einem festen Plane geleitet wurden. Gewiß wäre es der kaiserlichen Stellung würdig gewesen, die kriegerischen Kräfte des Abendlandes aufzubieten und an der Spitze derselben zu vollenden, was das Kreuzheer Urbans begonnen hatte. So hätte das Kaisertum sich wieder in die Mitte der Völker Europas stellen, sich als Schutzmacht der römischen Christenheit bewähren, das gemeinsame Interesse des Okzidents vertreten können. Wenn durch irgend etwas, hatte das reformierte Papsttum durch die Eroberung Jerusalems die Meinung für sich gewonnen; es lag in derselben ein Erfolg, der für den Augenblick alle Großtaten der früheren Kaiser verdunkelte. Kaum gab es für Heinrich noch die Möglichkeit, den alten Glanz der Kaiserkrone zu erhalten, wenn er sich nicht an diesem Erfolge beteiligte, ihn nicht zu seinem Vorteil zu benutzen wußte.

Solche Gedanken sind dem Kaiser nahegetreten und von ihm ergriffen worden. Wollte er aber ein Werk fortsetzen, welches von den Gregorianern begonnen war, so mußte er eine Verständigung mit ihnen suchen; im Banne der Kirche konnte er nicht die Schar der Gläubigen nach den heiligen Stätten führen. Nach Wiberts Tode hinderten ihn wenigstens persönliche Rücksichten nicht mehr, mit den Gregorianern und dem von ihnen anerkannten Papste Frieden zu schließen; an der Wahl der beiden Gegenpäpste, die dann so schnell beseitigt waren, hat er sicherlich keinen Anteil gehabt. Kaum hatte sich Paschalis auf dem apostolischen Stuhle festgesetzt, so erklärte der

Kaiser in der Tat öffentlich vor den Fürsten, daß er persönlich nach Rom aufbrechen und dort auf den Anfang des Februars 1102 ein großes Konzil zusammenrufen wolle, von dem der Streit zwischen ihm und dem Papste nach den Kirchengesetzen entschieden, die Eintracht zwischen Kirche und Staat hergestellt werden solle. Schwerlich dachte er dabei an eine Genugtuung für die kirchliche Partei, wie er sie einst in Kanossa gegeben hatte, an einen Akt feierlicher Anerkennung der Strafen, die man wegen seines Ungehorsams auf sein Haupt gehäuft hatte; eine unparteiische Versammlung sollte vielmehr über die Bedingungen entscheiden, unter welchen dem langen Streite ein Ziel gesetzt werden könne, und diesen Bedingungen wollte er sich unterwerfen.

Die aufrichtige Absicht des Kaisers, den kirchlichen Frieden herzustellen, erhellt am deutlichsten aus einem Schreiben, welches er wenig später an Hugo von Cluny richtete. Er bedauert darin die lange unterbrochene Verbindung mit dem Abt und erklärt ihm, daß er für die Herstellung der Kirchen, die zu seiner Zeit durch seine Schuld schweren Schaden erlitten, auf alle Weise nach den ihm von Gott verliehenen Kräften arbeiten und den verständigen Ratschlägen aller Wohlgesinnten Gehör schenken wolle; das Zerstreute zu sammeln, das durch den Keil des Schismas Gespaltene durch das Band der Einigung zu verbinden, das Unglück der Kirche, welches er verursacht, durch die Herstellung des Friedens und der Gerechtigkeit wieder gut zu machen, sei sein Streben; erreiche er die Herstellung der Eintracht zwischen Reich und Papsttum, so wolle er nach Abschluß des Friedens nach Jerusalem ziehen und die heiligen Stätten sehen; der Abt und die Kongregation möchten mit ihren Gebeten seine Vorsätze unterstützen. Was der Kaiser hier den Kluniazensern mitteilte, wurde allgemein bekannt, als er am Epiphaniasfest (6. Januar) 1103 im Dome zu Mainz nach dem Hochamt und der Predigt feierlich erklärte, daß er die Regierung des Reichs seinem Sohne übergeben und nach dem heiligen Grabe ziehen wolle. Die Worte des Kaisers erregten allgemeine Begeisterung. Die Fürsten, der Klerus und das Volk jubelten dem Kaiser zu; viele aus allen Teilen des Reichs gelobten sofort, ihm nach den heiligen Stätten zu folgen. Man glaubte nicht anders, als daß er alsbald aufbrechen werde.

Die Menge lebte in Kreuzfahrtsgedanken, und auch der Kaiser, der noch im Bann stand, war sich zu den großen Kämpfen der Christenheit gegen den Islam zu waffnen entschlossen. Es war ein Entschluß, an den sich zugleich die Hoffnung knüpfte, daß der Hader zwischen Papsttum und Kaisertum endlich zu erwünschtem Austrage kommen würde.

12. Friede und Unfriede im Reich

So ehrlich gewiß der Wille Heinrichs war, sein Schwert für das heilige Grab zu ziehen, so gedachte er doch, nicht eher das Reich zu verlassen, als bis im Innern der Friede gesichert und mit dem Papste die Eintracht hergestellt sei.

Unablässig war der Kaiser den Landfrieden aufrechtzuhalten, jeder Gewalttat möglichst zu steuern bemüht. Der gefährlichste Friedensstörer war ohne Zweifel damals Graf Robert von Flandern, der mächtige Vasall des Kaisers und des Königs von Frankreich. Robert hatte im Sommer 1101 mit siebentausend Rittern die Stadt Cambrai angegriffen und eine Woche lang umschlossen gehalten. Die Bürger hatten sich tapfer gehalten, bis der Kaiser auf ihre Bitte den Bischof von Lüttich und den Grafen von Löwen mit 500 Rittern ihnen zur Hilfe schickte. Darauf hatte Robert Waffenstillstand geschlossen und war in sein Land zurückgekehrt; aber die Feste Marquion, die er bei Cambrai angelegt, blieb den Bürgern gefahrdrohend und war zugleich ein Hohn gegen den Kaiser.

Die Veranlassung zu Roberts Gewalttat bot ein Schisma in dem Cambraier Bistum. Die kaiserliche Partei hielt sich zu dem von ihr erhobenen Walcher, einem tatkräftigen Mann, während die Gregorianer Manasse, einen Sohn des Grafen von Soissons und Neffen des gleichnamigen Erzbischofs von Reims, als ihren geistlichen Hirten anerkannten. Walcher war im Besitz der Stadt: deshalb forderte der Erzbischof von Reims den Grafen von Flandern, als er zur Tilgung seiner Sünden ein gutes Werk zu tun geneigt war, zur Vertreibung desselben und Einsetzung seines Neffen auf. Um so bereitwilliger bot Robert hierzu seine Waffen, als auch der Papst ihn zu dem Unternehmen antrieb und er selbst die Stadt bei dieser Gelegenheit in Abhängigkeit von sich zu bringen hoffte. Der Kaiser aber brauchte dem aufständischen Vasallen gegenüber Ernst. Von seinem Sohn begleitet, war er mit einem Heere im Oktober 1102 den Bürgern von Cambrai, wie er ihnen versprochen, zu Hilfe geeilt und über die Schelde gezogen. Alle Burgen Roberts auf seinem Wege mußten sich ergeben; fünf derselben,

Marquion, Patuel, Inci, Ecluse und Buchain, welche Cambrai und sein Gebiet am meisten bedrohten, wurden zerstört, die ganze Gegend um Valenciennes mit Feuer und Schwert verwüstet. Noch tiefer wäre der Kaiser in Flandern eingedrungen, wenn ihn nicht die Strenge des Winters zur Rückkehr genötigt hätte. Auf dem Heimwege hatte er noch Cambrai besucht und die Bürger zur Ausdauer ermutigt. Es war ernstlich seine Absicht, den Kampf fortzusetzen; nicht nur mit einem Heere, sondern auch mit einer Flotte sollte demnächst der Graf von Flandern angegriffen werden. Eifrig wurde für den neuen Kriegszug gerüstet.

Gleichzeitig war in Westfalen eine Fehde zum Ausbruch gekommen, die leicht eine gefährliche Wendung nehmen konnte. Der Graf Friedrich hatte hier die Besitzungen des erst kürzlich vom Kaiser eingesetzten Erzbischofs von Köln überfallen, dieser sich aber gerächt, Friedrichs Burg Arensberg belagert und in seine Gewalt gebracht. Auch diese Wirren beschäftigten noch den Kaiser, als er sich seinem Ziele, durch die Aufrichtung eines allgemeinen Reichsfriedens den Bedrängnissen des Volks ein Ende zu machen, endlich näher geführt sah. Als er Weihnachten 1102 zu Mainz verweilte, brachte er unter den Fürsten die Bedenken, die man so oft erhoben hatte, glücklich zum Schweigen. Das Ansehen des Kaisers schien im Wachsen, die Stimmung ihm günstiger als seit langer Zeit. So willigten sie, nachdem die sächsischen Wirren beigelegt waren, in die Verkündigung eines Reichsfriedens bis Pfingsten und dann weiter für die nächsten vier Jahre. An demselben Tage, wo der Kaiser seinen Entschluß, nach dem heiligen Grabe zu ziehen, kund tat, wurde der Reichsfriede ausgefertigt, von dem Kaiser, den Erzbischöfen und Bischöfen mit Handschlag gelobt, von dem jungen König, den Herzogen Welf, Berthold und Friedrich, vielen Markgrafen, Grafen und anderen edlen Herren beschworen. Der Kaiser selbst verzieh allen, die sich gegen ihn vergangen hatten.

Wir kennen im wesentlichen die Bestimmungen des Friedens aus dem geleisteten Eide. Sie gingen darauf aus, Haus und Hof, Hab' und Gut wie die Person des einzelnen gegen Vergewaltigung zu schützen. Jeder Einbruch, jede Brandstiftung, jeder Raubmord, jede Körperverletzung bei Raub oder beabsichtigtem Raub sollte mit dem Verlust der Augen und der Hand bestraft werden. Auch wer den Verbrecher schützt, sollte gleiche Strafe leiden; fände er in einer Burg Aufnahme, so sollte sie nach dreitätiger Belagerung zerstört werden. Entzöge sich jemand der Strafe, so sollten seine Lehen dem Lehnsherrn, seine Eigengüter dem nächsten Verwandten anfallen. Ein Diebstahl im Wert von 5 Solidi oder darüber wurde ebenfalls mit der Strafe des Verlustes von Augen und Hand bedroht, geringerer Diebstahl nur bei dreimaliger Wiederholung; anderenfalls war er mit Verlust der Haare, Stäupung und Rückerstattung des Geraubten zu büßen. Auf offener Landstraße durfte man dem erklärten Feind mit den Waffen begegnen, aber nicht ihn verfolgen, wenn er sich in das Haus oder den Hof eines

anderen flüchtete. Diese Bestimmungen sollten nur den Getreuen des Kaisers zugute kommen, nicht den Feinden des Reichs. Für die Kirchen und Klöster, Kleriker und Mönche, für die Bauern und Kaufleute, für die Weiber und Juden waren noch besonders schützende Maßregeln getroffen.

Der Biograph Heinrichs preist die wohltätigen Folgen dieses Friedens, so unbequem er den mächtigen Übeltätern gewesen sei; denn sie, die ihre Güter an ihre Kriegsleute ausgetan, um ein großes Gefolge zu unterhalten und anderen es dadurch zuvorzutun, hätten nun Not gelitten, ihre Keller und Scheuern seien leer gewesen, nicht mehr in Purpurkleidern und mit goldenen Sporen hätten sie fortan stolzieren können. Dagegen atmeten die niederen Leute, wie der Biograph rühmt, freier auf und gediehen zu Wohlstand. Sie hatten nicht mehr den Räuber auf der Landstraße und im Dunkel des Waldes zu fürchten. Der Kaufmann zog ruhig seinen Weg dahin; der Schiffer fuhr ohne Furcht vor jenen kleinen Burgen am Ufer, die bisher ebenso viele Raubnester gewesen waren, den Strom hinab. So soll einige Jahre hindurch das Gesetz die großen Herren im Zaum gehalten haben, wie sehr sie auch dagegen murrten, daß sie nicht in der alten ungebundenen Freiheit lebten.

Was der Biograph meldet, mag übertrieben sein, ganz unbegründet ist es nicht. Auf die allgemeinen zu Mainz beschworenen Bestimmungen gründeten sich alsbald besondere Friedensverbindungen einzelner Fürsten; eine solche wurde z. B. von Herzog Friedrich mit mehreren schwäbischen und fränkischen Grafen unter Zustimmung der Bischöfe von Augsburg und Eichstädt für ein Jahr beschworen[1]. Denn vor allem darauf kam es an, wie geneigt die Fürsten zur Ausführung jener Mainzer Satzungen waren, und ihre Geneigtheit hing wesentlich von ihrer Stellung zum Kaiser, von der Autorität desselben im Reiche ab.

Manches glückte Heinrich in der nächsten Zeit und gab dem kaiserlichen Namen neue Geltung. Vor allem fügte sich Graf Robert von Flandern. Noch einmal hatte er Cambrai angegriffen, war bis in die Vorstädte gedrungen und hatte Feuer in dieselben geworfen; da hatten ihn die Bürger um Waffenstillstand bis zum 8. September gebeten und ihm, wenn sie der Kaiser bis dahin nicht unterstützt, Unterwerfung gelobt. Aber schon rüstete man im Reiche mit solchem Ernste gegen den Flanderer, daß dieser mit seinen Großen zu Rate ging, ob er den Kampf fortsetzen solle. Man widerriet es ihm, da er sich gegen seinen Lehnsherrn vergangen habe, und Robert bat in der Tat den Kaiser um einen Waffenstillstand, damit er sich zu Lüttich vor ihm stellen könne. Als der Kaiser hier Peter-und-Paul-Tag (29. Juni) mit vielen Fürsten feierte, erschien Robert, unterwarf sich, leistete von neuem den Lehnseid und versprach nun, Walcher in seinem Bistum zu schützen. Es war keine geringe Sache, daß sich der stolze Flanderer demütigte. In derselben Zeit mußte endlich auch Gebhard von Konstanz,

[1] Wir besitzen Aufzeichnungen über diese Einigung.

der unversöhnlichste Widersacher des Kaisers, den Kampf aufgeben und aus seinem Bischofssitz weichen; er flüchtete auf eine Burg, die er mitten im Rhein erbaut hatte. Der junge König Heinrich nahm damals die Burg Gleiberg in Franken, ein Besitztum des Hauses Lützelburg; wir wissen nicht, weshalb er mit diesem Hause in Streit lag.

Je höher das Ansehen des Kaisers zu steigen schien, desto mehr murrten die durch dasselbe beengten Fürsten. Sie warteten sehnlichst auf den Tag, wo er Deutschland verließe und die Regierung dem Sohne übertrüge; unwillig sahen sie, daß er noch mit ganz anderen Dingen beschäftigt war als Rüstungen zum Kreuzzug. Sie erschienen wohl bei Hofe, aber sie meinten, daß sie dort nur ihr Geld verschwendeten; der Kaiser täte doch nichts für das Wohl des Reichs und treibe mit ihnen nur ein lügnerisches Spiel. Die Unzufriedenen begannen zu konspirieren und verführten auch Männer, die bisher treu zu dem Kaiser gehalten hatten. Unter solchen Umständen war es um so bedenklicher, daß den Gewalttaten im Reiche doch nie völlig gesteuert werden konnte. Namentlich war Sachsen nichts weniger als beruhigt, zumal der Kaiser gute Gründe hatte, hier nicht entschiedener einzugreifen. Markgraf Udo von der Nordmark war nach seinem Siege über die Liutizen mit den sächsischen Fürsten in Fehde geraten; sie belagerten seine Burg Alsleben und verwüsteten sein Land, während er Gleiches mit Gleichem vergalt. Ein nicht minder erbitterter Kampf drohte bei dem Tode des Markgrafen Heinrich auszubrechen, der im Jahre 1103 ohne Söhne starb, aber seine Gemahlin Gertrud von Braunschweig, die sich ihm bald nach dem Tode ihres zweiten Gemahls (S. 594) vermählt hatte, schwanger hinterließ. Bald darauf gebar Gertrud einen Sohn, und mit männlichem Mute behauptete sie ihm die Markgrafschaften Meißen und Lausitz gegen die Ansprüche der väterlichen Verwandten, welche den Knaben für ein untergeschobenes Kind ausgaben. Die größte Bewegung aber nicht nur in Sachsen, sondern im ganzen Reiche rief der Tod Graf Konrads von Beichlingen hervor. Ein durch Tapferkeit, Bildung und Reichtum ausgezeichneter Herr, wurde er auf der Landstraße nachts von einer Bande gemeinen Volks erschlagen. Man gedachte an das Ende seines Bruders, der auch rohen Fäusten erlegen war[1]. Kein Fürst hielt sich mehr für sicher, wenn sich solche Männer nicht mehr vor dem gemeinen Volke sichern könnten. Es hatte den Anschein, als ob der Reichsfriede mehr zum Schutze der niederen Klassen als der Mächtigen im Reiche aufgerichtet sei.

Die Mißstimmung unter den Fürsten war schon weit verbreitet, als ein Vorgang in Regensburg, wo der Kaiser das Weihnachtsfest des Jahres 1103 feierte, sie auf das äußerste Maß steigerte. Mit anderen Fürsten kam dorthin der Graf Sieghard von Burghausen und Schala, aus

[1] Einen ähnlichen Tod hatte auch im Jahre 1102 der Graf Ludwig von Mömpelgard in Burgund gefunden; er wurde von seinen Knechten erschlagen.

dem Geschlecht der Aribonen entsprossen. Er fühlte sich in der Nähe des Hofes nicht sicher und erschien deshalb mit ungewöhnlich großem Gefolge, wodurch er dem Kaiser verdächtig wurde. Auch sein Verhalten erregte Argwohn; die bayerischen Fürsten murrten, daß die Sachsen und Franken vom Kaiser jetzt in höheren Ehren als sie gehalten würden, und Sieghard klagte darüber am lautesten. Dennoch entließ der Graf sein Gefolge nach einigen Tagen; seine Besorgnis schien geschwunden. Gefahr drohte ihm aber, wenn auch von anderer Seite, als er gewähnt. Als er in der Stadt über einige Ministerialen ein hartes Urteil fällte, erhob sich unter ihren Standesgenossen ein allgemeiner Aufstand; man meinte, daß es auf eine Minderung des Ministerialenrechts überhaupt abgesehen sei. Vergebens bemühte sich der junge König, den Tumult zu beschwichtigen. Die wütende, mit Waffen wohlversehene Masse der Ministerialen, teils aus der Stadt, teils aus dem Gefolge der anwesenden Fürsten, drängte nach der Herberge des Grafen, belagerte ihn hier sechs Stunden und erbrach endlich die Türen. Als Sieghard in ihrer Gewalt war, ließ sie ihm noch Zeit zur Beichte und zum Empfang des Abendmahls, dann wurde er enthauptet (5. Februar 1104).

Das entsetzliche Ereignis war fast vor den Augen des Kaisers, während seiner Anwesenheit in der Stadt geschehen. Konnte oder wollte er die blutige Tat nicht hindern? Die Fürsten glaubten das letztere, und mindestens auffällig war, daß die Mörder des Grafen nicht bestraft wurden. Vielleicht hing der verhängnisvolle Urteilsspruch Sieghards mit seinen Gerechtsamen als Vogt einer geistlichen Stiftung zusammen; denn wir wissen, daß der Kaiser damals zu Regensburg Bestimmungen traf, um die Willkür der Kirchenvögte auf den Gütern des Augsburger Domstifts zu beschränken. Auch dadurch wird er die üble Stimmung des Adels gegen sich nur gesteigert haben. Schon befürchtete er selbst Nachstellungen, wenn er die Stadt verließe, und verweilte deshalb bis zur Fastenzeit; dann kehrte er nach Mainz zurück. Aber die unzufriedenen Herren wagten nichts gegen ihn; ihr Bund hatte noch nicht feste Gestalt gewonnen, vor allem fehlte ihm ein Haupt.

So schwer es dem Kaiser fiel, den Frieden in den deutschen Ländern aufrechtzuerhalten, ließ er es mindestens nicht an Anstrengungen fehlen; die Eintracht mit Rom herzustellen, scheint er keinen Versuch mehr gemacht zu haben. Auch wäre jede Bemühung bei der Gesinnung, welche Paschalis kundgab, vergeblich gewesen: denn nicht der geringste Zweifel kann darüber obwalten, daß der neue Papst so wenig den Frieden wollte, daß er vielmehr alles aufbot, um dem inneren Kriege in Deutschland neue Nahrung zu geben. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte er Gebhard von Konstanz zum Widerstande ermutigt, dann auf einer Synode zu Rom im März 1102 die Wibertisten und ihre Lehre aufs neue verdammt, vor allem den Kaiser unwiderruflich in den Bann getan; schriftlich hatten die

anwesenden Bischöfe ihm und seinen Nachfolgern ihren Gehorsam verbürgen müssen. Am Grünen Donnerstage (3. April) verkündete er feierlich im Lateran den erneuerten Bann. „Weil Heinrich den Rock Christi zu zerreißen, d. h. die Kirche durch Raub und Brand zu verwüsten, durch Lüste, Meineid und Mord zu beflecken nicht aufgehört hat, ist er zuerst von dem seligen Papst Gregor, dann von dem hochheiligen Urban, unserem Vorgänger, und endlich von uns auf der letzten Synode nach dem Urteil der gesamten Kirche auf ewig in den Bann getan worden. Das wollen wir allen kund tun und besonders den Deutschen, damit sie sich vor seiner Bosheit schützen." So sprach der Papst damals vor einer unermeßlichen Menschenmenge, unter welcher viele deutsche von Jerusalem heimkehrende Pilger waren.

Und nicht bei Worten ließ es der Papst bewenden. Gerade in der Zeit, wo der Kaiser dem Abt von Cluny seine versöhnliche Gesinnung darlegte, bestimmte Paschalis den Grafen Robert von Flandern zu dem Angriff auf Cambrai, belobte dann durch ein Schreiben vom 21. Januar 1103 den Gehorsam des Grafen und forderte ihn auf, auch die Lütticher Kirche zu züchtigen. „Überall", schrieb der Papst, „wo Du kannst, verfolge nach Deinen Kräften Heinrich, das Haupt der Ketzer, und alle seine Anhänger. Kein angenehmeres Opfer fürwahr kannst Du Gott darbringen, als den zu bekämpfen, der sich gegen ihn erhoben, der sich unterfängt, seiner Kirche das Reich zu entreißen, der an heiliger Stelle das Götzenbild Simons aufgerichtet hat und von den heiligen Apostelfürsten und ihren Nachfolgern nach dem Urteil des Heiligen Geistes aus der Kirche verbannt ist. Dies tragen wir Dir und Deinen Vasallen auf, damit Du Vergebung Deiner Sünden und die Freundschaft des apostolischen Stuhls erlangst und nach Drangsalen und Siegen unter Gottes Beistand in das himmlische Jerusalem eingehst." Dieses befremdliche Schreiben des apostolischen Stuhls unterwarf Siegbert von Gembloux, einer der tüchtigsten Gelehrten der Zeit, im Namen der Lütticher Kirche einer scharfen Kritik. Großen Erfolg hatten die Worte des Papstes bei Robert und seinen Vasallen freilich nicht; wir wissen, daß sich der Graf bald darauf dem Kaiser unterwarf, der ihm in der Folge, um ihn fester an sich zu ketten, sogar für die Dauer seiner Regierung Cambrai überließ.

Noch weniger Wirkung hatte ein Schreiben, welches der Papst an den jungen Bayernherzog Welf, dessen Bruder Heinrich, an die Zähringer und die anderen schwäbischen Fürsten richtete, wodurch er sie vom Kaiser abzuziehen und für die Kirche, für welche sie früher gestritten, wieder zu gewinnen suchte. Der Papst forderte sie auf, Gebhard von Konstanz in seiner Bedrängnis zu unterstützen, und meldete, daß er über den Gegenbischof Arnold, der Gebhard verdrängt, den Bann ausgesprochen habe. Zugleich suchte er durch ein Trostschreiben den Mut der Hirschauer Mönche und aller ihrer Affiliierten aufrechtzuerhalten und neu zu beleben.

So bemühte sich der Papst, den inneren Krieg in Deutschland aufs neue zu entzünden, und es war nicht seine Schuld, wenn der Graf von Flandern, die Welfen und Zähringer die Schwerter ruhen ließen. Unter diesen Umständen wäre freilich jeder versöhnliche Schritt Heinrichs vergebens gewesen; die Zahl derer, die nach einer Verständigung zwischen dem Papst und dem Kaiser verlangten, war aber nichtsdestoweniger in den deutschen Ländern in stetem Wachstum. Gerade unter den treuesten Anhängern des Kaisers gab es manche, die nur in dem Frieden mit Paschalis als dem allgemein anerkannten Nachfolger Petri Heil für Reich und Kirche sahen und sehr mit Unrecht die Schuld des fortdauernden Zerwürfnisses allein auf des Kaisers Hartnäckigkeit schoben. Zu diesen Männern gehörten so hervorragende und dem Kaiser so nahe stehende Vertreter des deutschen Klerus wie jener Otto, der nach dem Tode des getreuen Rupert und einer längeren Vakanz im Jahre 1103 das reiche Bistum Bamberg erhalten hatte.

Aus einem ritterlichen, aber wenig begüterten Geschlechte in Schwaben entsprossen, hatte sich Otto dem Dienst der Kirche und den Studien zugewendet. Noch in jungen Jahren ging er nach Polen, um sich dort durch Unterweisung von Kindern seinen Unterhalt zu verschaffen. Der begabte und eifrige Jüngling wurde dem Herzog Wladislaw bekannt, und dieser und seine deutsche Gemahlin bedienten sich bei wichtigen Verhandlungen mit dem Kaiser öfters seiner Dienste. So trat Otto auch dem Kaiser näher, welcher den zu vielen Dingen brauchbaren Kleriker später an seinen Hof zog und bald beim Bau des Speierer Doms, bald in seiner Kanzlei, bald zu anderen Geschäften verwandte. Wiederholt hatte er Otto bereits Bistümer angeboten, dieser sie aber ausgeschlagen; endlich entschloß er sich, Bamberg anzunehmen, aber er war fest entschieden, sich nicht von einem schismatischen Bischof weihen zu lassen. Er benachrichtete hiervon den Papst und wurde endlich an den Erzbischof Ruthard von Mainz gewiesen, der sich inzwischen der kirchlichen Partei wieder angeschlossen, und den der Papst nicht verletzen mochte. Otto wollte von diesem alten Wibertisten jedoch nicht den Segen empfangen und wartete lieber, bis sich eine Gelegenheit für ihn fände, zu der Schwelle seines apostolischen Herrn zu ziehen. Wenn die Ideen der neuen Zeit so einen Mann ergriffen hatten, der durch alle persönlichen Verhältnisse und die ganze Stellung seines Bistums fest an den Hof gebunden war, so mußte die Lage Heinrichs, je weniger ihm Aussicht auf eine Verständigung mit dem Papste blieb, um desto schwieriger werden; selbst die ihm ergebensten Männer verloren den Glauben an einen glücklichen Ausgang der Dinge.

Ein offener Widerstand war dem Kaiser in der letzten Zeit in Deutschland nicht gerade entgegengestellt, seine Autorität konnte sogar zu wachsen scheinen; fast alle Fürsten besuchten seinen Hof und folgten seinen Weisungen. Und doch war sein Thron rings von Besorgnissen, Argwohn,

Nachgefühl, fanatischem Haß umgeben. Die Zahl der Getreuen, die ihm in allen Fährlichkeiten beigestanden hatten, war zusammengeschmolzen; die in ihre Stelle getreten, waren Söhne einer Epoche, in welcher die Erinnerungen an den alten Glanz des Kaisertums schon erblichen. Man fragte nicht mehr nach dem Erben der früheren glorreichen Kaiser, sondern nur nach den Erfolgen und Leistungen des gekrönten Herrn selbst, und man sah, daß er den Frieden im Innern nur mühevoll aufrecht erhielt, den kirchlichen Kampf nicht austragen konnte, und daß die Kreuzfahrt, welche er angekündigt hatte, und die dem Geiste der Zeit entsprach, ins Stocken geriet. Schon murrten viele Fürsten: das Reich und sie selbst gingen zugrunde, wenn der Kaiser länger regiere, — und zu diesen gehörte selbst sein eigener Sohn, den er neben sich auf den Thron erhoben hatte.

13. Absetzung Heinrichs IV.

Die Mehrzahl der deutschen Fürsten hatte nie den Kaiser geliebt; die meisten von ihnen wechselten Partei nach dem augenblicklichen Vorteil. Die Zahl der unerschütterlich treuen Anhänger Heinrichs war ebenso gering wie die Zahl derer, die Gut und Blut für die Sache des heiligen Petrus einsetzten. Manche Fürsten, besonders geistliche, waren wider den Kaiser, weil er den Frieden mit der Kirche nicht herstellen konnte, und das waren die besseren. Andere haßten ihn, weil er den Landfrieden schützte, sich des niederen Volkes annahm, sie selbst nicht frei schalten ließ, sondern nach ihrer Meinung verfolgte; meist waren dies weltliche Große, aber auch weltlich gesonnene Kirchenfürsten, wie Erzbischof Ruthard von Mainz. Eine fast allgemeine Klage der Fürsten war, daß der Kaiser sie während seiner langen Regierung mit Willkür behandelt habe, sie nur in Stunden äußerster Bedrängnis höre, sonst eigenmächtig Entschließungen fasse, welche das Reich aus Gefahr in Gefahr stürzten.

Die Regierung Heinrichs IV. ist eine nur selten unterbrochene Reihe von Fürstenverschwörungen. Man konspirierte, wenn er bedrängt war; man konspirierte nicht minder, wenn er seine Autorität zu befestigen schien. Nicht ohne Besorgnis sah man, daß er seit seiner letzten Rückkehr aus Italien allmählich von neuem Ansehen im Reiche gewann, daß namentlich die niederen Klassen, in denen sich ein trotziger Geist gegen das Fürstentum regte, viel von ihm hielten. Wiederum schlich der Verrat im stillen umher, wiederum taten sich unruhige Männer zusammen, um Mittel und Wege zu ersinnen, wie man dem Kaiser begegnen könne. Es gab deren besonders in Bayern und Sachsen. Hier waren es die Angehörigen des Nordheimer Hauses, welche durch den Tod Konrads von Beichlingen aufgeregt waren; an ihrer Spitze Graf Dietrich von Katlenburg, der Tochtermann Konrads. In Bayern hatte der Mord des Grafen Sieghard weite Kreise des Adels beunruhigt; die Unzufriedenheit hatte sich von dort auch über die ostfränkischen Herren verbreitet, unter denen der Ermordete Familienverbindungen gehabt hatte. Vor allem war der reiche

Graf Berengar von Sulzbach gegen den Kaiser tätig; mit ihm im Bunde standen Markgraf Dietbold vom Nordgau und Graf Otto von Habsberg. Der letztere gehörte der weitverzweigten Nachkommenschaft der Töchter jenes Otto von Schweinfurt an, mit welchem der Mannesstamm der Babenberger in Ostfranken geendet hatte, und zu der auch Graf Sieghard in verwandtschaftlichem Verhältnis gestanden hatte. Mit diesem Geschlechte war zugleich Heinrich von Limburg verschwägert, dessen Treue trotz seiner erst jüngst erfolgten Erhebung zum Herzogtum Niederlothringen abermals wankte.

Was diese Herren auch planen mochten, es wäre kaum für den Kaiser gefährlich geworden, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, sich mit dem jungen Könige zu verständigen. Mehrere der Unzufriedenen waren dem Kaiserhause verwandt und fanden deshalb leicht Zugang zum König. Sie schlossen sich mit ihren Freunden ihm auf Jagden, bei ritterlichen Spielen und bei Gelagen an; Äußerungen des Mißmuts und der Auflehnung gegen den Kaiser wurden hier vor dem Sohne laut und wurden von ihm nicht ungern gehört. Allmählich erwuchs so der Plan, den alten Kaiser zu beseitigen, um dem Sohn das Regiment zu übergeben. Vielfach und aus sehr verschiedenartigen Interessen ist die Meinung verbreitet worden, wie König Konrad elf Jahre zuvor vom Papst und der großen Gräfin zum Verrat verleitet, so sei jetzt in ähnlicher Weise von bayerischen Großen sein jüngerer Bruder zu der Auflehnung gegen den Vater verführt worden. Wer die Sinnesart und die Verhältnisse dieses jüngeren Bruders erwägt, wird sich schwer davon überzeugen, daß auch er lediglich ein Verführter war.

Heinrich, der einzige noch lebende Sohn des Kaisers, war in Italien geboren und hatte jenseits der Alpen den größten Teil seiner Jugend zugebracht: vielleicht hat der Boden und die Sonne Italiens auf ihn mehr gewirkt, als man bei dem Sprossen eines fränkischen Fürstenhauses annehmen sollte. Er war eine jener rücksichtslosen Naturen, die alles e i n e m Zwecke unterordnen und opfern, wie sie dort häufiger als in unseren Gegenden erscheinen, und sein Ziel war einzig und allein die Herrschaft; wie stark der Trieb zur Macht auch bei seinem ganzen Geschlechte war, so hat doch keiner seiner Vorfahren sich diesem Triebe jemals so völlig und ungebunden hingegeben. Die Herrschsucht allein bestimmte sein ganzes Denken, Fühlen und Handeln. Er war nicht mit der Aussicht auf die Krone geboren; erst als er im Jahre 1097 mit seinem Vater nach Deutschland zurückkehrte, wurde ihm durch die Entsetzung seines Bruders der Weg zum Throne gebahnt. Der Vater ließ ihn zu seinem Nachfolger wählen und krönen, freilich nicht ohne ängstliche Vorsichtsmaßregeln gegen den Abfall auch dieses Sohnes zu treffen; er mußte dem Vater bei der Krönung einen förmlichen Vasalleneid leisten und überdies geloben, sich nie wider dessen Willen in Regierungshandlungen zu mischen.

Solange der ältere Sohn lebte, war der Vater des jüngeren sicher; jede Annäherung an die Feinde des Reichs würde ja diesem unfehlbar die Krone gekostet haben, die ohnehin ihm von dem Bruder bestritten wurde. Deshalb war er damals ganz Unterwürfigkeit gegen den Vater. Er begleitete ihn auf seinen Zügen, vollstreckte die ihm erteilten Aufträge, hatte er ja den Wunsch, sich einmal vom Hofe des Vaters zu entfernen, so suchte er um dessen Erlaubnis nach. Aber nach Konrads Tode wurde die Stellung des jungen Fürsten zum Vater innerlich anders. Die Herrschaft schien ihm jetzt sicher; nur darauf kam es an, wann sie ihm zufallen würde. Kein Zweifel kann obwalten, daß sein Herz nach dem Moment brannte, wo die Zügel des Regiments in seine Hand fielen; doch das Leben seines Vaters konnte noch lange sich ausdehnen. Unerwartet erschloß da der Kaiser selbst ihm die Hoffnung, vor der Zeit an das Regiment zu gelangen, als er in den ersten Tagen des Jahres 1103 die Fahrt nach dem Heiligen Grabe anzutreten verhieß. Aber diese Hoffnung zerrann, als sich der Kreuzzug verzögerte und bald so gut wie aufgegeben schien, wieder in die graue Ferne.

Nichts quält einen herrschsüchtigen Geist mehr, als lockende Aussichten zur unbeschränkten Macht ins Ungewisse verschwinden zu sehen, zumal wenn die Besorgnis hinzutritt, daß sie nie in gleich günstiger Weise wiederkehren dürften. Verglich Heinrich die Regierung des Vaters mit der des Großvaters, so konnte ihm nicht entgehen, welche Verluste das Reich erlitten, wie tief die Macht des Kaisertums erschüttert sei. Italien und Burgund waren so gut wie verloren, im Osten der deutsche Einfluß gemindert; die deutschen Länder selbst lagen erschöpft darnieder, und nur mit großer Anstrengung wurde der innere Friede erhalten. Schritt die Auflösung so weiter vor, so hinterließ der Kaiser dem Sohne keine Macht mehr, sondern nur unsichere Ansprüche. Und kaum wagte er bessere Tage noch dem Alten zu versprechen, da er die Unversöhnlichkeit des Papstes kannte, die Abneigung mächtiger Männer gegen das bestehende Regiment ihm kein Geheimnis war und man ihm sogar zuraunte, daß, wenn er selbst zögerte, ein anderer nach der Macht greifen würde. Man sagte ihm, daß sich die Wünsche aller auf ihn richteten, daß er das Reich retten, die Verständigung mit Rom herbeiführen, die Unterstützung der Fürsten zu neuen großen Unternehmungen gewinnen könne, und er selbst traute sich die Kraft zu dem allen und Größerem zu; denn herrschsüchtige Naturen pflegen die Schwierigkeiten, mit denen andere kämpfen, zu unterschätzen, die Hemmnisse ihrer eigenen Lage zu übersehen. So reifte der Plan in ihm, sich mit den Unzufriedenen zu verbinden, die Regierung an sich zu bringen und den unglücklichen Händen des Alten zu entziehen. Zu persönlichen Beschwerden gegen den Vater hatte er keinen Grund, vielmehr scheint er, abgesehen von dem Mißtrauen, unter dem alle litten, von ihm mit besonderer Zärtlichkeit behandelt zu sein. Seine Sache mochte ihm deshalb reiner erscheinen,

aber in Wahrheit trat dadurch seine Herrschsucht nur um so greller
hervor.

Der junge König dachte über die Ansprüche des Papstes und die Unbot-
mäßigkeit der deutschen Fürsten wesentlich nicht anders als sein Vater,
aber er wußte, daß er nur im Bunde mit den Widersachern desselben ihm
das Reich entreißen konnte, daß er sich dem Papst und den deutschen
Großen unterwürfig zeigen mußte, wenn der Vater gestürzt werden sollte.
Heuchelei und Lüge waren die Stufen, die ihn allein zum Throne führen
konnten: er scheute sich nicht, sie dreist zu betreten. Noch in Jahren stehend,
wo sich gern frei das Gemüt hingibt, zeigte er sich als ein vollendeter
Meister in der Kunst der Verstellung. Unglaublich ist, daß sich bei der
ruchlosen Behandlung eines Vaters, der ihm nur Wohltaten erwiesen,
nicht sein Herz geregt haben sollte, aber nie verriet Miene oder Blick eine
weichere Bewegung.

Den Anlaß zum Ausbruch der Verschwörung gaben noch einmal die
sächsischen Angelegenheiten. Am 17. Juli 1102 war Erzbischof Hartwig
von Magdeburg gestorben, der in seinen letzten Zeiten treu zu dem Kaiser
gehalten und sich vielfach um die Ausgleichung des Streits mit Rom be-
nicht sein Herz geregt haben sollte, aber nie verriet Miene oder Blick eine
Ilseburg, welchen die Gregorianer in Halberstadt zu ihrem Bischof erwählt
hatten (S. 557), die kirchliche Partei aufrechtzuerhalten gesucht; mit Wort
und Schrift widersetzte er sich allerorten den Anhängern des Kaisers. Aber
seine Bestrebungen hatten, obgleich er bei dem reichen Grafen Ludwig von
Thüringen, bei dem vom Kaiser abgefallenen Erzbischof Ruthard von
Mainz und bei den Hirschauer Mönchen Unterstützung fand, keinen dauern-
den Erfolg. Im Jahre 1100 hatten die Ilseburger Mönche, vom Gegen-
bischof Friedrich bedrängt, sogar ihr Kloster verlassen müssen und waren
meist nach Rosenfeld bei Stade ausgewandert, wo sie Markgraf Udo auf-
nahm; Herrand selbst starb in dem Kloster Reinhardsbrunn in Thüringen
am 23. Oktober 1102, wenig später als der Erzbischof von Magdeburg.
Schon hatten von Thüringen aus die Hirschauer auch in Sachsen Eingang
gefunden; im Jahre 1099 war Hildebald von Hirschau aus nach Magde-
burg gesandt worden und hatte als Abt des Johannisklosters daselbst die
Hirschauer Ordnungen eingeführt. Es war für die Anhänger der gregoria-
nischen Ideen in Sachsen jetzt eine Lebensfrage, wer den erledigten erz-
bischöflichen Stuhl besteigen würde, und sie wirkten mit allen ihren Kräften
dahin, daß durch freie Wahl der Domherr Heinrich von Assel, der als ein
Anhänger der kirchlichen Sache galt, erhoben wurde. Aber die Wahl blieb
nicht ohne Widerspruch; die kaiserliche Partei, die es in Magdeburg wie
allerorten in Sachsen gab, hinderte die Weihe des Erwählten und beschloß,
sich endlich an den Kaiser selbst zu wenden, um ihn zum Einschreiten in
Magdeburg zu bewegen. Als er sich nach Ostern 1104 nach Lüttich be-
gab, machte sich eine Magdeburger Gesandtschaft auf den Weg zu ihm; bei

derselben waren der Burggraf Hermann, der Dompropst Hartwig und der Domherr Esico. Die Gesandten gelangten nicht an ihr Ziel. Auf der Straße überfiel sie Graf Dietrich von Katlenburg und nahm sie gefangen. Als Grund dieser Gewalttat gab er an, daß sie eine andere Besetzung des erzbischöflichen Stuhls durch Simonie hätte erwirken wollen. Als Vorfechter der Gregorianer stellte der Graf sich hin, und es ist höchst wahrscheinlich, daß er im Einverständnis mit Erzbischof Ruthard handelte, der mit Rom und mit allen Unzufriedenen in Verbindung stand und endlich die Zeit gekommen sah, wo er in Sachsen und Thüringen eine allgemeinere Bewegung gegen den Kaiser hervorrufen konnte.

Gegen Ende des Novembers sammelte der Kaiser ein Heer, um den Grafen Dietrich zu züchtigen und den sächsischen Aufstand im Keime zu ersticken; dem Heere schloß sich auch der König an. Als man aber am 12. Dezember bis Fritzlar vorgerückt war, verließ plötzlich bei Nacht der König das Lager, und einige Herren aus dem Gefolge des Kaisers gaben ihm sogleich das Geleit. Der Vater war keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß sich der Sohn in hochverräterischer Absicht von ihm getrennt, daß sich eine weitverzweigte Verschwörung unter den deutschen Fürsten gebildet habe und der Sohn an der Spitze derselben stehe. Sogleich brach er den Kriegszug ab, löste sein Heer auf und ging nach Mainz zurück. Ähnliche Gefühle mögen sein Inneres bewegt haben als einst bei Konrads Verrat, obschon er längst gelernt hatte, daß er auch auf die Treue seiner nächsten Angehörigen nicht rechnen durfte. Wie gestählt aber auch sein Herz sein mochte, der Abfall des einzigen Sohnes, der ihm geblieben, mußte ihn auf das tiefste erschüttern, zumal sich leicht übersehen ließ, daß durch denselben zugleich wieder alles in Frage gestellt wurde, was in den letzten Jahren für die Befestigung der kaiserlichen Gewalt diesseits der Alpen erreicht schien.

Der junge König hatte nach der Flucht seinen Weg eiligst nach Bayern genommen, wo ihn die Unzufriedenen im Lande jubelnd empfingen und zum Weihnachtsfest nach Regensburg geleiteten. Als Beweggrund seines Auftretens gegen den Vater gab er öffentlich an, daß er wegen des Bannes nicht länger in dessen Nähe habe weilen können. Zugleich erklärte er sich entschlossen, die Regierung des Reichs, wenn es dem Papste genehm sei, zu übernehmen. Gleich nach Weihnachten sandte er eine Botschaft an Paschalis, unterwarf sich ihm und bat um Absolution; er fragte zugleich um Rat, inwieweit ihn der dem Vater geschworene Eid an weiterem Vorgehen gegen denselben hindere, indem er erklärte, daß er niemals die Regierung des Reichs ohne die ausdrückliche Genehmigung und Zustimmung des apostolischen Stuhls übernehmen werde. Auch er stellte die Interessen der Kirche bei seinem Unternehmen in den Vordergrund, wie es Graf Dietrich getan hatte.

Gegen die Mitte des Januars erschienen Gesandte des Vaters vor dem

Sohn, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Es waren die Erzbischöfe von Trier und Köln, der Herzog Friedrich von Schwaben und der kaiserliche Kanzler Erlung. In der eindringlichsten Weise stellten sie dem jungen Könige vor, daß er sich durch den Verrat gegen den Vater der Verachtung der Welt preisgäbe, daß er durch die Verletzung des bei der Krönung geleisteten Schwures einen Meineid auf sein Gewissen lade, daß es nicht seine Freunde, sondern seine schlimmsten Feinde seien, die ihn zu diesem Beginnen aufgefordert und dabei unterstützt hätten. Der König antwortete nur, daß er mit dem Vater, so lange er im Banne stehe, nicht länger verkehren könne.

Indessen regten sich überall die Unzufriedenen, überall wurden die Gregorianer, die verstummt waren, wieder laut; die halben Anhänger der neuen Ideen, die Rom verbreitete, wurden nun entschiedene Bekenner. Ohne Scheu hatte man solange mit dem Kaiser im Banne verkehrt, plötzlich fand man darin eine Belästigung des Gewissens. Gebhard von Konstanz, der Legat des Papstes, kaum aus dem Exil in seinen Bischofssitz zurückgekehrt, war in der größten Bewegung; nicht minder der Abt Gebhard von Hirschau [1], der Nachfolger Wilhelms des Heiligen, ein äußerst herrschsüchtiger Mann, der sich des bedeutenden Einflusses des Klosters besonders zur Befriedigung seines Ehrgeizes bediente. Etwa in der Mitte des Februars begab sich der König nach Schwaben und traf mit Gebhard zusammen, der ihm im Auftrage des Papstes den apostolischen Gruß entbot, ihm wegen Verletzung des dem Vater geleisteten Eides Vergebung vor dem jüngsten Gericht versprach, wenn er ein gerechter König sein und der Kirche, die durch Schuld seines Vaters in so große Verwirrung geraten sei, ihr Recht widerfahren lassen würde. Wie der König wurden seine Anhänger wegen ihrer früheren Gemeinschaft mit dem gebannten Kaiser absolviert.

Zugleich war auch Erzbischof Ruthard, mit besonderen Aufträgen vom Papste ausgerüstet, überaus tätig. Angesehene Herren in Sachsen und Thüringen, wie der Pfalzgraf Friedrich von Sommerschenburg, Graf Ludwig von Thüringen und ein Graf Otto [2] hatten sich ihm angeschlossen. Diese Herren hatten sich sofort an den Grafen Berengar von Sulzbach und den König selbst gewendet, letzteren nach Sachsen eingeladen und um die Absendung einiger Getreuen ersucht, mit denen sie sich verständigen könnten. In welchem Sinne sie handelten, zeigen ihre uns erhaltenen Briefe. „Niemand", schrieben sie an Berengar, „hat sich in der Sintflut gerettet, der nicht in der Arche war, die Arche ist aber das Vorbild der Kirche." Dem Könige meldeten sie: „Manche Bistümer und Abteien sind bei uns unbesetzt, andere sind in schlechtem Stande und werden durch

[1] Gebhard war aus dem Geschlecht der Grafen von Urach.

[2] Wahrscheinlich ist Graf Otto von Ballenstedt in den hierauf bezüglichen Quellenstellen gemeint.

Euch reformiert werden; da ist vieles für den königlichen Bedarf offen oder wird sich bald eröffnen. Kommt also, wie wir uns nach Euch sehnen, kämpfet tapfer und herrschet glücklich! Was ihr mutig begonnen habt, vollendet rühmlich; wir stellen uns und alles Unsrige Euch zu Gebote."

Der König sandte Markgraf Dietbold und Graf Berengar nach Sachsen. Um die Mitte des März hatten diese Gesandten eine Zusammenkunft mit vielen Großen des Landes zu Quedlinburg. Die Stimmung fanden sie vortrefflich, aufs neue erging eine dringende Einladung an den König, nach Sachsen zu kommen. Schnell eilte nun dieser, von dem päpstlichen Legaten, von bayerischen, schwäbischen und ostfränkischen Herren begleitet, herbei und feierte mit Erzbischof Ruthard den Palmsonntag (12. April) zu Erfurt, wo die anwesenden Fürsten Sachsens und Thüringens ihm huldigten. Am Grünen Donnerstag war er zu Gernrode am Harz. Barfuß, um seine Devotion an den Tag zu legen, pilgerte er dann nach Quedlinburg und verlebte hier die Ostertage. Nach denselben ging er nach Goslar, wohin ein Landtag berufen war. Fast vollständig erschienen hier die Fürsten Sachsens und Thüringens und berieten mit dem Könige die Lage des Reichs; vor allem faßten sie die Maßregeln in das Auge, die zu ergreifen seien, um die Einheit der Kirche in Sachsen herzustellen und sie von den unreinen Elementen, d. h. den kaiserlich gesinnten Bischöfen und ihrem Anhang, zu säubern. Der Legat und Erzbischof Ruthard drangen darauf, daß eine Synode zu Nordhausen in der Woche vor Pfingsten zur durchgreifenden Reformation der sächsischen Kirche gehalten werde.

Nach Kräften arbeitete man der Synode vor. Der König begab sich nach Halberstadt, wo die von dem kaiserlichen Bischof Friedrich vertriebenen Domherren restituiert und diejenigen Kleriker, die es bisher mit dem Kaiser gehalten, jetzt aber ihm absagten, absolviert wurden. Die Mönche von Ilseburg, die seit fünf Jahren in der Zerstreuung lebten, wurden zurückgeführt und ihnen ein Abt bestellt. Ähnlich verfuhr dann der König in Hildesheim, wo Bischof Udo mit einigen Domherren das Weite gesucht hatte; die von ihm ordinierten Geistlichen wurden suspendiert oder entsetzt. Inzwischen hatte Gebhard von Konstanz als Legat den Bischof von Minden, der viel beim Kaiser galt, aus seinem Bistum vertrieben, welches er dem vom König und dessen Anhängern erwählten Gegenbischof Godschalk übergab.

Unter den Eindrücken eines so gewaltsamen Verfahrens wurde um den 20. Mai die Synode in Nordhausen eröffnet. Sie faßte die strengsten Beschlüsse gegen Simonie und Priesterehe, gegen die kaiserlich gesinnten Bischöfe und die von ihnen ordinierten Geistlichen; die Treuga Dei wurde erneuert und Bestimmungen über die Fastenzeiten, wie sie Gebhard schon früher im oberen Deutschland erlassen hatte, auch für Sachsen

getroffen; schwierige und besonders wichtige Entscheidungen behielt man dem Papste vor. Auffällig war das Verhalten des Königs. Nur auf ausdrückliche Aufforderung kam er in die Versammlung und erschien dann ohne allen Prunk, in schlichter Kleidung; auf einem nur wenig erhöhten Sessel ließ er sich nieder. Billige Forderungen, die an ihn gestellt wurden, gewährte er sogleich; unbilligen wich er mit Klugheit aus, ohne dabei jemand zu verletzen. Unter Tränen rief er Gott und die himmlischen Heerscharen zum Zeugen an, daß er sich nicht aus Herrschsucht gegen seinen Vater erhoben habe und ihn nicht der kaiserlichen Gewalt beraubt sehen wollte; einzig und allein das Wohl der Kirche habe er im Auge und werde dem Vater, wenn er sich dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern unterwerfe, gern sich unterwerfen und wie ein Knecht ihm gehorchen. Das Volk glaubte solchen Worten und wurde auf das tiefste bewegt. Inbrünstig betete es für die Sinnesänderung des Kaisers und das Glück des trefflichen Sohns. Der Ruf: Kyrie eleison! durchdrang immer von neuem die Luft.

So mächtig war der Eindruck dieser Vorgänge, daß sich am Schluß der Synode auch die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt und Paderborn, bisher entschiedene Anhänger des Kaisers, vor den versammelten Kirchenfürsten stellten, dem Erzbischof zu Füßen fielen und sich dem apostolischen Stuhl unterwarfen. Das Urteil über sie wurde dem Papste vorbehalten; vorläufig wurden sie vom Amte suspendiert, ihnen aber Aussicht auf Wiedereinsetzung eröffnet. Am Sonnband vor Pfingsten setzte der Legat zu Goslar viele von diesen Bischöfen ordinierte Geistliche wieder in ihre Ämter ein, andere rehabilitierte darauf Erzbischof Ruthard zu Heiligenstadt. Das Pfingstfest (28. Mai) feierte der König zu Merseburg und gab Befehl, jenen Heinrich, welchen die Gregorianer in Magdeburg zum Erzbischof gewählt hatten, endlich zu weihen. Die Weihe erfolgte am 11. Juni zu Magdeburg durch den Legaten, der auch vor kurzem Heinrich die Priesterweihe erteilt hatte, und durch die Suffragane des Erzstifts. Man verfuhr bei allen diesen Dingen mit großer Hast und ohne Beachtung der Kirchengesetze; der Papst selbst mißbilligte später Gebhards und Ruthards übereiltes Verfahren mit voller Entschiedenheit. Sehr auffällig ist, daß zu Nordhausen das Investiturverbot nicht erneuert wurde und der König dasselbe tatsächlich unbeachtet ließ; die neuen Bischöfe nahmen damals und in der Folge unbedenklich ihre Ämter aus seiner Hand. Dennoch glaubte Sachsen, dem kirchlichen Hader im Lande ein Ende gemacht zu haben und mit dem apostolischen Stuhl ausgesöhnt zu sein. So viel lag vor allem zutage, von dem Kaiser hatte sich Sachsen abermals losgesagt; keine andere königliche Autorität erkannte es an als die seines Sohnes.

Gegen Ende des Juni erschien der junge König mit einem Heere, welches meist aus Sachsen bestand, am Rheine. Seine Absicht war, den

Vater aus Mainz zu verdrängen und Erzbischof Ruthard in seine Metropole zurückzuführen. Aber er fand den Vater nicht unvorbereitet. Aus den städtischen Bevölkerungen am Rhein und aus seiner fränkischen Vasallenschaft hatte der Kaiser ein ziemlich starkes Heer zusammengebracht und zugleich alle Fahrzeuge auf das linke Ufer des Flusses schaffen lassen, um seine Widersacher am Übergang zu verhindern. Treffliche Dienste leistete ihm hierbei der Pfalzgraf Siegfried von Lothringen, der aus dem Hause der Grafen von Ballenstedt stammte, aber von seinem Stiefvater Pfalzgraf Hermann von Laach adoptiert und ihm im Amte gefolgt war. Der König sah bald, daß ein Angriff auf Mainz nicht unbedenklich sei; doch auch die Anhänger des Kaisers zeigten wenig Neigung zu einem offenen Kampf. Sie waren wie dem Vater so auch dem Sohn durch Eid verpflichtet und hofften noch auf einen gütlichen Austrag des Streits; sie scheuten sich, den Krieg zwischen Vater und Sohn zu entzünden. So begann man zu unterhandeln, ohne jedoch dadurch das Mindeste zu erreichen.

Der Gang der Verhandlungen ist unklar. Wir hören, daß der Kaiser eine Teilung des Reichs für seine Lebenszeit vorschlug. Selbstverständlich wurde sie verworfen; denn gerade auf Einigung in Kirche und Reich hatten es der König und seine Anhänger abgesehen. Diese forderten deshalb auch vor allem die Unterwerfung des Kaisers unter den apostolischen Stuhl und die Herstellung der kirchlichen Einheit. Nach dem Annalisten Eckehard, einem gut unterrichteten Zeitgenossen, könnte es scheinen, daß der Kaiser diese Forderungen verworfen habe; aber nach dem vollwichtigen Zeugnis eines Mannes, welcher im Vertrauen des Kaisers selbst stand, muß man dies bezweifeln. Der bisherige Kanzler Erlung, welchen der Kaiser vor kurzem zum Bischof von Würzburg bestellt hatte, schrieb nämlich im Laufe der Verhandlungen an Bischof Otto von Bamberg: „Unser Gebieter willigt in die Unterwerfung unter den Papst und in die Rückkehr des Erzbischofs von Mainz, mit dem Sohne will er nach Beschluß der Fürsten verfahren; alles andere ist noch ungewiß.“ In der Tat war der Kaiser der Aussöhnung mit dem Papst um so geneigter, als sich Ostern zu Mainz der Patriarch Udalrich von Aquileja, einer seiner entschiedensten und mächtigsten Anhänger, am Hofe eingestellt und zu einem Vergleich geraten hatte. Wir besitzen ein Schreiben des Kaisers an den Papst aus dieser Zeit, welches eine Friedensgesandtschaft überbringen sollte; der Kaiser erbietet sich darin zu einem Austrag auf Grund der Verhältnisse, wie sie zu Zeiten Alexanders II. bestanden hatten. Ob das Schreiben abging, wissen wir nicht; aber aus dem mit vielem Selbstbewußtsein abgefaßten Aktenstück wie aus allen anderen Tatsachen erhellt doch klar, daß der Kaiser von der Regierung nicht zu weichen gedachte, und das war ohne Zweifel der wesentlichste Punkt, welcher die weiteren Unterhandlungen fruchtlos machte.

Der König zog nach Abbruch der Verhandlungen mit seinem Heere gegen Würzburg. Die Stadt wagte, obwohl dem Kaiser ergeben, keinen Widerstand. Bischof Erlung mußte fliehen, und der Dompropst Rupert, schon früher von den Gregorianern gewählt, wurde zum Bischof der Stadt eingesetzt. Nachdem sich der König von den Bürgern Sicherheit für ihre Treue hatte stellen lassen, verließ er alsbald ihre Mauern. Erzbischof Ruthard kehrte hierauf nach Thüringen zurück; die Sachsen wandten sich wieder der Heimat zu; der König selbst brach mit seinen bayerischen und ostfränkischen Rittern auf, um sich in den Besitz von Nürnberg zu bringen. Kaum hatte er aber Würzburg geräumt, so erschien vor den Toren auch schon der Kaiser und wurde bereitwillig aufgenommen. Der Gegenbischof Rupert verließ die Stadt, und Erlung zog wieder in seinen Bischofssitz ein. Längere Zeit verweilte der Kaiser dann in Würzburg, um ein Heer zu sammeln, mit dem er Nürnberg zu entsetzen und dem Sohne dann in Bayern zu begegnen gedachte.

Der Kaiser zögerte länger, als man in Nürnberg erwartet hatte. Die Besatzung und die Einwohnerschaft wehrten sich tapfer, mußten aber nach zwei Monaten doch die Stadt dem König übergeben; der Kaiser selbst soll den Befehl erteilt haben. Der König entließ dann den Rest seines Heeres und begab sich mit einem nur geringen Gefolge nach Regensburg. Er hielt sich hier für sicher, aber schon folgte ihm der Vater mit einem Heere auf dem Fuße und erschien unerwartet an der Donau. Die Reiterscharen desselben setzten über den Fluß und sprengten gegen die Tore der Stadt an. Keine Vorkehrungen zum Schutze waren hier getroffen, und die Bürgerschaft war dem Kaiser geneigt; nur mit Mühe rettete sich der König mit seinen nächsten Freunden aus der Stadt. Der Kaiser zog ein und verfügte über den bischöflichen Stuhl. Vor kurzem war Bischof Gebhard von einem Vasallen, den er beschimpft hatte, erschlagen worden; sein Nachfolger wurde ein junger Mann, mit Namen Udalrich, den wohl nur seine Ergebenheit gegen den Kaiser empfahl.

Indessen sammelten sich um Regensburg bedeutende Streitkräfte. Alles, was in Bayern noch zum Kaiser hielt, zog ihm zu. Auch Markgraf Liutpold von Österreich erschien mit kriegerischem Gefolge wie sein Schwager, der Böhmenherzog Boriwoi II. Herzog Bretislaw war in den letzten Tagen des Jahres 1100 durch Meuchelmord gefallen und nach seiner Bestimmung ihm sein Bruder gefolgt; aber nicht ohne schwere Kämpfe gegen Herzog Udalrich von Brünn hatte sich Boriwoi in der Macht festsetzen können. Obwohl sich der Kaiser in diesen Erbstreitigkeiten nicht zuverlässig gezeigt hatte, eilte der Böhmenherzog ihm jetzt doch in der Bedrängnis zu Hilfe; die böhmischen Truppen verheerten die Länder Markgraf Dietbolds, und auch die Besitzungen der anderen Anhänger des Königs wurden hart beschädigt.

Aus Bayern und Schwaben hatte indessen auch der König in Eile ein

Heer zusammengerafft. Es sollen etwa zehntausend Mann gewesen sein, die in fünf Kriegshaufen verteilt waren. Mit diesem Heere zog der König dem Vater entgegen. Am Ufer des Regen schlug er sein Lager auf, während jenseits des Flusses die Scharen des Kaisers lagen. Ein Kampf schien unvermeidlich. Drei Tage rückten die Heere gegeneinander mit flatternden Bannern bis an den Rand des Wassers vor. Inmitten des seichten Bettes gerieten hier und da die Ritter mit ihren Schwertern aneinander. Manche fanden da ihren Tod, wie auf seiten des Kaisers ein Graf Hartwig; ein anderer Graf, Sieghard mit Namen, fiel in die Hände der Feinde. Immer aber mied man eine förmliche Schlacht und zog am Abend wieder zurück. Endlich auf den vierten Tag erwartete man allgemein einen entscheidenden Kampf, zu dem freilich aus denselben Gründen, die vor Mainz gewirkt hatten, niemand besondere Neigung hegte. Deshalb traten noch am Abend zuvor Fürsten von beiden Seiten in Unterhandlungen ein, an denen sich auch der König selbst beteiligte. Er erklärte, daß er kein Vatermörder sein wolle und niemandem danken werde, der dem Kaiser nach dem Leben trachte; er streite nicht gegen seinen Vater, sondern nur für die Erhaltung des ihm nach Erbrecht zukommenden Reichs und für das Wohl der Kirche; gern wolle er, sobald sich der Vater dem Papste unterworfen, sich mit der ihm früher angewiesenen Stellung begnügen. Dies wirkte. Die Fürsten von beiden Seiten erklärten, daß der Streit nicht mit den Waffen zu entscheiden sei.

Lieber wollte der König das Volk mit List nach und nach dem Vater abwendig machen als einen Kampf beginnen, dessen Ausgang zweifelhaft war, und der selbst im glücklichsten Falle einen unvertilgbaren Makel ihm anheftete. So zogen seine Scharen sich am Abend vom Regen mit der wundersamen Erklärung zurück, daß sie es aus Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät täten. Bald darauf vernahm der Kaiser, der zur Schlacht noch immer entschlossen war, von dem Böhmenherzog und Markgraf Liutpold, daß er auf sein Heer nicht mehr zählen könne; eine heimliche Botschaft von seinem Sohne meldete ihm überdies, daß er von Verrat umgeben sei. Wie öfters in ähnlichen Fällen raubte ihm das unerwartete Mißgeschick plötzlich alle Besinnung. Mit wenigen Begleitern verließ er in der nächsten Nacht wie ein Flüchtling das Lager und nahm seinen Weg über die Berge nach Böhmen. Sobald seine Flucht bekannt war, löste sein Heer sich auf; jeder eilte auf kürzestem Wege der Heimat zu. Das Ansehen des Kaisers war jetzt in Bayern völlig vernichtet, da er selbst seine Sache schmählich aufgegeben hatte. Der König zog wieder in Regensburg ein; der eben erst eingesetzte Bischof Udalrich wurde vertrieben und statt seiner dem Salzburger Dompropst Hartwig, aus dem in Kärnten reich begüterten Zweige der Grafen von Sponheim, das Bistum übergeben. Die Bürgerschaft mußte für ihre Anhänglichkeit an den Kaiser schwer büßen und starke Bürgschaften für ihre Treue stellen.

Ohne Rast brach der König abermals nach Franken auf und besetzte, ohne Widerstand zu finden, von neuem Würzburg, wohin er den Gegenbischof Rupert zurückführte; Erlung geriet in Gefangenschaft und mußte in die Kapelle des Königs eintreten. Auch der friedliebende Otto von Bamberg, ohnehin ein gehorsamer Sohn des apostolischen Stuhls, schloß sich jetzt dem Könige an. Dieser eilte dann mit seinen Scharen dem Rheine zu und ging bei Speier über den Fluß (31. Oktober). Durch Verrat des Burggrafen fiel die Stadt sogleich in seine Hände, obwohl die Bürgerschaft dem Kaiser ergeben war und blieb. Der Sohn bemächtigte sich der hier niedergelegten Schätze seines Vaters und besetzte das eben erledigte Bistum mit dem Abt Gebhard von Hirschau, dem schon zuvor die reiche Abtei Lorsch trotz des Widerstandes der Mönche übergeben war. Wen sollte es nicht befremden, daß jetzt der Nachfolger jenes Abts Wilhelm, den die Welt als fanatischen Bekämpfer der königlichen Investitur kannte, aus der Hand des Königs unbedenklich das Bistum nahm? Freilich erließ sogar der Papst wenig später ein Schreiben an Erzbischof Ruthard, worin er sich über die Investituren bestimmt zu äußern vermied und den Königen alles zu belassen versprach, was ihres Rechtes sei, wenn sie nur dagegen der Kirche ihre volle Freiheit gewährten.

Vom Kaiser wußte man längere Zeit in Deutschland nichts. In Böhmen hatte ihn Herzog Boriwoi ehrenvoll empfangen und ihn dann auf seinen Wunsch bis zum Erzgebirge geleitet. Hier übergab er ihn dem Schutz seines Schwagers, des Grafen Wiprecht von Groitsch, eines sächsischen Großen aus wendischem Geschlecht, der durch seine Verwandtschaft mit dem Böhmenherzoge zu Reichtum und Macht gelangt war und sich auch bei der kirchlichen Partei durch die Stiftung des Klosters Pegau einen guten Namen gemacht hatte. Von Wiprecht geleitet, zog der Kaiser durch Sachsen dem Rheine zu, und obwohl das ganze Land gegen ihn im Aufstande war, ließ man ihn ruhig ziehen; der König selbst soll gewollt haben, daß man seinem Vater keine Hindernisse in den Weg lege. In den letzten Tagen des Oktobers kam der Kaiser nach Mainz. Er versuchte da wohl noch Speier zu retten, aber alle seine Bemühungen waren vergeblich; gleich nach dem Falle Speiers sandte er dann den Abt Dietrich von dem Albanskloster in Mainz an seinen Sohn und beschwor ihn, weiteren Verfolgungen ein Ziel zu setzen: er solle eingedenk sein, daß er gegen seinen Vater streite. Der Sohn hörte den Abt nicht an, ließ aber dem Vater melden, daß er sich unverzüglich aus Mainz, wenn er nicht seinen Feinden in die Hände fallen wolle, entfernen müsse.

Das Absehen des Königs war zunächst noch immer, Mainz zu gewinnen und den Erzbischof zurückzuführen. Schon längst schwebte die Mainzer Bürgerschaft, welche dem Kaiser ganz ergeben war, in großer Besorgnis vor einem Überfall. Als der Kaiser noch in der Ferne war, hatten die Ministerialen des Erzstifts und die Bürger der Stadt ihm geschrieben

und ihn dringend um Rückkehr gebeten. Von zwei Seiten, meldeten sie ihm, werde die Stadt am 29. September oder schon vorher angegriffen werden, um sie dem Erzbischof zu übergeben, von der einen Seite vom König selbst mit den Sachsen und Thüringern, von der anderen von den Bischöfen von Metz und Verdun mit dem Herzog Heinrich und Heinrich, dem Sohne des Grafen Otto von Zütphen; auch die Erzbischöfe von Trier und Köln hätten Partei gewechselt und sich mit den Aufrührern verständigt; sie aber wären fest zum Widerstand entschlossen und hätten sich zu demselben mit ihren Nachbarn auf beiden Seiten des Rheins eidlich verbunden; ein Heer von 20 000 Mann Fußvolk und Reiterei stehe bereit, und es fehle ihnen nur der Kaiser selbst, der sie auch ohne weitere Kriegsmacht retten könne. Die Befürchtungen der Mainzer waren damals eitel gewesen; am 29. September wurden sie nicht angegriffen, da der König noch an anderer Stelle beschäftigt war. Jetzt aber stand der König drohend in ihrer Nähe; allerdings war der Kaiser nun wieder bei ihnen, aber entmutigt, an seiner Sache selbst verzagend, keines Widerstandes fähig. Und sofort folgte er dem argen Rate des Sohnes und verließ die treue Stadt; er hat es in der Folge schwer zu bereuen gehabt.

Den Mainzern blieb jetzt keine andere Wahl, als sich dem König zu unterwerfen. Er zog in die Stadt und rief dann sogleich Erzbischof Ruthard herbei. Nach achtjährigem Exil kehrte der Erzbischof in den ersten Tagen des Novembers in seine Metropole zurück und unterwarf sie Papst Paschalis. Der kirchliche Streit schien damit in Deutschland so gut wie beseitigt, und auch über die Zukunft des Reichs gedachte man in nächster Zeit endgültige Beschlüsse zu fassen. Weihnachten sollte sich in Mainz ein allgemeiner Reichstag versammeln und in Gegenwart der päpstlichen Legaten über die wichtigsten Fragen des Augenblicks Entscheidung geben. Offenbar unter den günstigsten Verhältnissen für den König, unter den traurigsten für den Vater wurde der Reichstag berufen. Seine Entscheidung ließ sich bei der Lage der Dinge voraussehen; nur auf Absetzung des Vaters und Übergabe der Reichsgewalt an den Sohn konnte sie hinzielen.

Die päpstlichen Legaten waren Gebhard von Konstanz und der Kardinalbischof Richard von Albano, von Geburt ein Lothringer, ein Schüler Hermanns von Metz und ehedem Dekan der Metzer Kirche, der mit den deutschen Verhältnissen völlig vertraut und überdies der eifrigste Gregorianer war. Richard hatte gerade damals mit Aufträgen des Papstes den deutschen Boden betreten, und nicht unwahrscheinlich ist, daß der König, als er um die Mitte des Novembers von Mainz aufbrach und rheinaufwärts seinen Weg nach Burgund nahm, ihm zum Empfang entgegenging; vielleicht daß er sich auch mit den mächtigen Zähringern verständigen wollte, die zwar wenig in diesen Wirren hervorgetreten waren, aber sicher nicht eine feindliche Stellung gegen den König einnahmen.

Der Kaiser hatte sich von Mainz zuerst nach der festen Burg Hammer-

stein begeben. Nachdem er hier die Reichsinsignien unter der Obhut ihm unbedingt ergebener Männer zurückgelassen, ging er nach Köln. Aus Urkunden, die er dort am 24. November und 3. Dezember ausstellen ließ, sehen wir, daß sich außer dem Erzbischof die Bischöfe Burchard von Münster und Widelo von Minden, die Grafen von Geldern und Berg mit anderen lothringischen Herren bei ihm befanden. Außerdem konnte er auf den Beistand des Pfalzgrafen und des Bischofs Otbert von Lüttich mit Sicherheit rechnen, und die Stimmung in den rheinischen Städten war und blieb ihm günstig. Ganz verlassen war er noch immer nicht, wie er sah, und der Mut stieg ihm mit der Zahl der Getreuen, welche sich um ihn sammelten. Er entschloß sich deshalb, mit so starker Begleitung, als er nur aufbringen konnte, selbst zum Reichstag nach Mainz zu ziehen; vielleicht ließ sich dort noch den Dingen eine andere Wendung geben, als seine Widersacher erwarteten, oder der Reichstag völlig vereiteln.

Sobald der König von dieser Absicht des Vaters hörte, kehrte er in die mittelrheinischen Gegenden zurück. Bei der Gunst, deren sich der Vater bei den Mainzer Bürgern erfreute, bei der noch schwankenden Stellung mancher Fürsten war es für ihn von entscheidender Wichtigkeit, den Kaiser von Mainz fernzuhalten. Eilends zog er ihm deshalb mit zahlreichem Gefolge entgegen; denn er wußte ihn schon auf dem Wege begriffen. Als er an die Schluchten des Soonwaldes zwischen Bingen und Bacharach kam, traf er auf Ritter, welche der Kaiser vorauf geschickt hatte, und welche von dem Pfalzgrafen Siegfried und einem Grafen Ludwig geführt wurden. Da sie sich dem Gefolge des Königs nicht gewachsen fühlten, zogen sich die Grafen mit ihren Rittern zurück. Der König folgte ihnen bis gegen Koblenz hin, wo er dem Vater mit stärkerer Begleitung begegnete, doch hatte derselbe die Mosel noch nicht überschritten. Wie vor kurzem am Regen, lagen sich jetzt an der Mosel Vater und Sohn gegenüber. Einen Kampf, zu dem sie ohnehin nicht hinreichend gerüstet waren, wollten beide vermeiden, jeder aber unter allen Umständen seine Absicht durchsetzen. Der Vater wollte eben so bestimmt nach Mainz, wie der Sohn ihn daran verhindern wollte. Es galt, wer mit schlauer Kunst den andern zu überwinden vermochte. So bekannt die List des Alten war, der Sohn zeigte sich hier als sein Meister. Ein entsetzliches Spiel des Betrugs begann zwischen Vater und Sohn, bei dessen Erinnerung sich jedes sittliche Gefühl empört.

Der König ließ seinen Vater um eine Unterredung bitten, damit sie ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten berieten. Auf den Rat seiner Getreuen gewährte sie der Kaiser und kam nach Koblenz hinüber. Als hier Vater und Sohn sich begegneten, erfolgte eine Szene, die einen tieferen Eindruck auf die Zuschauer machte als auf diejenigen, welche sie spielten. Der Vater fiel dem Sohne zu Füßen und beschwor ihn bei Gott und dem Heil seiner Seele, von weiteren Verfolgungen abzustehen: solle er von Gott wegen seiner Sünden gestraft werden, so schreibe doch kein Gebot der

Schrift vor, daß der Sohn die Schuld des Vaters zu rächen habe, vielmehr gereiche es dem Sohne zu unauslöschlicher Schande, wenn er gegen den Vater die Hand erhebe. Auch der König warf sich dem Vater zu Füßen, bat ihn um Verzeihung für alles, worin er gefehlt habe, versprach unter Tränen, ihm fortan treulich wie ein Vasall seinem Herrn, wie ein Sohn dem Vater zu dienen, wenn er sich nur mit dem apostolischen Stuhle aussöhnen wolle. Ohne Rückhalt sagte dies der Kaiser zu: dem Willen des Sohnes und der Fürsten werde er sich ganz darin fügen. Darauf gelobte der König seinem Vater, er wolle selber ihn sicher zum Weihnachtsfest nach Mainz geleiten; dort werde er bei den Fürsten für die Erhaltung der kaiserlichen Ehre und die Aussöhnung seines Vaters mit dem Papste wirken und den Kaiser, welchen Ausgang auch die Sache nehme, sicher und in Frieden zurückführen, wohin er wünsche: er bat den Vater, seinem Worte zu trauen, für welches er sein Leben verpfände, er bat ihn zugleich, sein zahlreiches Gefolge, welches nur Besorgnisse wecken könne, sofort zu entlassen.

Die Getreuen des Kaisers rieten, den Worten des Sohnes zu trauen, und der Alte ließ sich überlisten. Er wandte sich zu dem König und sagte: „Wir vertrauen uns dir an und bauen auf die Treue, welche nach Gottes Willen der Sohn dem Vater halten soll.“ Der Sohn reichte dem Vater die Rechte zum Pfand, daß seine Sicherheit und Ehre nicht gefährdet werden solle. Hierauf entließ der Kaiser fast alle, die ihn bis zur Mosel begleitet hatten; er bat seine Freunde, ihm in Mainz wieder zu begegnen, und forderte auch seine anderen Getreuen auf, sich dort einzustellen. Nur ein geringes Gefolge blieb bei ihm, als er dann von Koblenz aus mit dem Sohne die Reise fortsetzte.

Fußfall und Tränen, Versprechungen und Eide waren nur Trug gewesen. Wer den andern betörte, darauf allein war es angekommen. Der Kaiser glaubte, jetzt sicher nach Mainz gelangen zu können und so seinen Zweck erreicht zu haben. Aber der Sohn hatte den Vater in seine Gewalt gebracht und war entschlossen, ihn unter keiner Bedingung nach Mainz zu führen; er hatte den Sieg gewonnen, freilich einen Sieg, wegen dessen Mitwelt und Nachwelt ihn nicht gerühmt haben. Bald genug besorgte der Kaiser, daß er der Betrogene sei. Schon auf dem Wege des ersten Tages, als der Sohn ihm etwas voranzog, kamen einige Getreue zu ihm und warnten ihn vor Nachstellungen. Der Kaiser beschied den Sohn zu sich und teilte ihm jene Warnungen mit. Abermals beteuerte der König die Aufrichtigkeit seiner Versprechungen. Der Kaiser zog weiter, obgleich von finsteren Ahnungen bedrängt. Als man am Abend Rast machte, soll er bereits an Flucht gedacht, sich aber überall von Spähern umringt gesehen haben. Am andern Tage kam man spät nach Bingen. Als der Kaiser in der Frühe erwachte, sah er alles um die Burg mit Bewaffneten erfüllt. Bald kam der Sohn zu ihm und sprach: „Vater, wir müssen uns nicht nach Mainz, sondern auf eine benachbarte Burg begeben. Der Erzbischof wird Euch dort,

solange Ihr im Banne seid, nicht einlassen; auch wage ich nicht, Euch mitten unter Eure Feinde zu bringen, ehe Ihr Euch nicht mit ihnen vertragen habt. Auf jener Burg werdet Ihr ruhig und mit gebührender Würde Weihnachten feiern können; Ihr möget von Euren Getreuen bei Euch behalten, wen Ihr wollt. Inzwischen will ich selbst nach Mainz gehen und mit treuem Eifer für uns beide wirken; denn Eure Sache ist auch die meine."

Klar war jetzt, wie der Sohn den Vater betrogen hatte. In der größten Aufregung warf sich der Kaiser ihm und den anderen anwesenden Herren zu Füßen. Er beschwor sie, ihn nach Mainz zu führen oder zu entlassen; zu jeder Zeit wolle er sich dort, wenn man ihm Sicherheit böte, vor den Fürsten stellen. Man antwortete ihm: er müsse nach jener Burg gehen. Der Kaiser war ein Gefangener. Außer sich rief der Alte: „Mein Sohn, Gott sieht und richtet, was heute zwischen uns vorgeht; er weiß es, und er allein, wie ich dich zu einem vollkommenen Mann und Erben meines Reichs erzogen, unter welchen Mühen und Anstrengungen ich für deine Größe gesorgt, wie viele Feindseligkeiten ich deinetwegen ertragen habe und noch trage." Zum dritten Male beteuerte der Sohn, wenn irgendeine Gefahr dem Leben des Vaters drohe, werde er das seine einsetzen. Leere Worte — sie änderten in der Sache nichts. Wie ein Gefangener wurde der Kaiser nach der Burg Böckelheim geführt, welche auf einer steil gegen die Nahe abfallenden, einige Stunden von Bingen belegenen Höhe einst Erzbischof Willigis angelegt hatte. Es war am Freitag vor Weihnachten, am 22. Dezember, daß der Kaiser zu Bingen seiner Freiheit beraubt und in den Kerker von Böckelheim geschleppt wurde.

Schreckliche Tage für den Kaiser folgten. Nur drei Diener hatte man ihm belassen; kein Freund, kein Rat blieb ihm zur Seite. Niemand hatte Zutritt zu ihm, dem er Vertrauen schenken konnte. Die Männer, die ihn am meisten haßten, hatte man zu seinen Wächtern bestellt. Gebhard von Hirschau, der neue Bischof von Speier, stattete dem jungen König dadurch den Dank für seine Erhöhung ab, daß er das gehässige Amt des Kerkermeisters übernahm. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse versagte man dem Kaiser, er durfte sich nicht baden und den Bart abnehmen lassen, man quälte ihn selbst durch Hunger und Durst. Mit Schmähungen und Drohungen schüchterte man so ihn ein, daß er sein Leben gefährdet glaubte. Das traurigste Weihnachtsfest verlebte er unter diesen Peinigungen. „Obschon an jenem Tage", klagte er später, „das hochheilige Kind allen Erlöseten geboren war, war es mir allein nicht geboren." Nicht einmal das heilige Abendmahl konnte er nach seiner Sitte nehmen, da man ihm keinen Kapellan gelassen hatte. Man erreichte endlich, was man wollte. Der Kaiser, an seinem Leben verzweifelnd, entschloß sich, abzudanken.

Der König hatte das Weihnachtsfest in Mainz glanzvoll gefeiert. Eine große Versammlung umgab ihn; 52 Fürsten zählte man und unter

ihnen die ersten des Reichs. Nur Herzog Magnus von Sachsen war nicht erschienen, da er schwer darniederlag und bereits dem Grabe zueilte. Herzog Friedrich von Schwaben, der Staufer, war vor kurzem gestorben und sein Sohn Friedrich ihm ohne Widerrede im Herzogtum gefolgt. Wie es scheint, hatten er und sein Bruder Konrad sich sogleich dem jungen Könige angeschlossen. Ihre Mutter Agnes, die Schwester des Königs, vermählte sich nach Ablauf der Trauerzeit mit dem Markgrafen Liutpold von Österreich und knüpfte dadurch diesen fester an ihr Haus. Die Staufer, die Welfen und Zähringer waren ohne Zweifel sämtlich in Mainz, aber sie waren nicht gekommen, um für den Kaiser einzutreten. Allerdings waren auch die Fürsten, welche noch in der letzten Zeit zu ihm gehalten hatten, auf seine Aufforderung erschienen, namentlich Otbert von Lüttich und mehrere lothringische Grafen und Herren. Aber sie hatten sich, wie bald an den Tag trat, einer verlorenen Sache und einem verlorenen Manne ergeben und konnten gegen die reißende Strömung des Augenblicks nicht anringen. Eine sehr hervorragende Stellung in der Versammlung nahmen die päpstlichen Legaten ein, der Kardinalbischof von Albano und der Bischof von Konstanz.

Am 27. Dezember erschien der Bischof von Speier vor den versammelten Fürsten. Er kam von Böckelheim und meldete, der Kaiser sei, wenn man ihm die Freiheit und einige Güter für seinen Unterhalt gewähre, abzudanken und die Regierung seinem Sohne zu übergeben bereit. Eine hocherwünschte Botschaft für den König und alle seine Genossen! Sie sahen sich am Ziele, glaubten aber doch dem verschmitzten Alten gegenüber keine Vorsicht außer acht lassen zu dürfen. Der König schickte deshalb sofort den Grafen Wiprecht nach Böckelheim, um die Auslieferung der Reichsinsignien zu bewirken. Der Kaiser machte Schwierigkeiten, doch Wiprecht drohte ihm, daß er nach dem Willen der Fürsten nicht eher die Freiheit wiedersehen würde, als bis er die Kleinodien überantwortet habe. So willigte der Kaiser auch hierein und gab seinen Getreuen auf Hammerstein Befehl, Krone, Zepter, Kreuz, die heilige Lanze und das Reichsschwert auszuliefern. Wenige Tage darauf (31. Dezember) wurde er dann nach Ingelheim gebracht, um selbst öffentlich vor den Fürsten des Reichs seine Abdankung zu erklären.

Nicht nach Mainz wollte der König den Vater zu diesem entscheidenden Akt führen; denn er fürchtete noch immer die Bürgerschaft und die ihm abgeneigten Fürsten in der Versammlung, so gering ihre Zahl auch war. Er ließ diese deshalb, indem er sich selbst mit seinen ergebensten Anhängern nach Ingelheim begab, in Mainz zurück, sie mit der trügerischen Beteuerung beruhigend, daß er nur ausziehe, um den Vater in ihre Mitte zu führen. In Ingelheim stand der Kaiser demnach nur entschiedenen Widersachern gegenüber, und zu ihnen gehörte vor allen sein eigener Sohn. Dem Alten blieb, als er in diese Versammlung trat, keine andere Wahl,

wie er selbst sah, als sich in alles und jedes zu fügen. Sofort erklärte er, daß er sich dem Willen der Fürsten und seines Sohnes, wenn man ihm nur das Leben und die Freiheit lasse, in allem unterwerfen werde; entschlossen war er, öffentlich seine eigene Abdankung auszusprechen, aber er irrte, wenn er damit weiterer Schmach zu entgehen meinte.

Auch die Kirche wollte Heinrichs Mißgeschick ausnutzen. Der römische Kardinal trat mit den schwersten Anschuldigungen gegen den Kaiser auf und erklärte, daß er nur dann auf freien Fuß gesetzt werden dürfe, wenn er öffentlich bekenne, daß er Papst Gregor mit Unrecht verfolgt, mit Unrecht Wibert eingesetzt, ungerechte Verfolgungen gegen den apostolischen Stuhl und die gesamte Kirche bis zur Stunde verhängt habe. Der Kaiser suchte sich zu rechtfertigen, aber man wollte keine Rechtfertigung hören. Da beschwor er fußfällig den Kardinal und die Fürsten, ihm Zeit und Ort zu bestimmen, wo er sich vor ihrem Richterstuhl rechtfertigen könne; worin sie ihn dann schuldig fänden, dafür wolle er Buße und Genugtuung nach dem Spruche verständiger Männer leisten. Der Kardinal wies dies zurück und erklärte, gleich zur Stelle müsse alles beendet werden, sonst könne er nicht losgegeben werden. Der Kaiser verlangte darauf, daß seine Sache dem Urteile des Papstes anheim gestellt und ihm die Freiheit belassen würde, bis man ihn vor den römischen Richterstuhl beschiede. Da auch dies nicht bewilligt wurde, verstand er sich endlich dazu, ein Sündenbekenntnis, wie es der Kardinal verlangte, zur Stelle abzulegen, wenn dieser ihn sogleich absolvieren werde. Der Kardinal erwiderte ihm: zur Absolution sei er nicht bevollmächtigt. Auf die Einwendung des Kaisers, daß, wer Beichte höre, auch den Beichtenden müsse absolvieren dürfen, erhielt er zur Antwort: nur in Rom könne die Lösung des Bannes erfolgen. Die Absicht war erreicht: der Kaiser hatte sich öffentlich die ihm vorgeworfenen Vergehungen gegen die Kirche zu bekennen erboten, aber die Absolution war ihm dennoch verweigert; er blieb von der Kirche und damit von dem Reiche, wie die Dinge lagen, ausgeschlossen.

Der Kaiser war in der äußersten Verwirrung. Verzweiflungsvoll fragte er, ob es denn keine Möglichkeit für ihn gäbe, seine Freiheit wiederzugewinnen. Man gab ihm zur Antwort: aus der Haft könne er nur dann entlassen werden, wenn er der Regierung des Reichs sofort für immer entsage und alle seine Burgen und Besitzungen ausliefere. Er machte keine Schwierigkeiten, er willigte in alles. Unter Tränen empfahl er seinen Sohn und das Reich der Treue der Fürsten, wünschte er seinem Nachfolger alles Gute; er selbst wolle fortan, beteuerte er, den Glanz der Welt fliehen und nur auf das Heil seiner Seele Bedacht nehmen. Der Sohn hatte erlangt, was er vom Vater gewollt hatte; durch List, ohne offenen Kampf, hatte er ihn zur Abdankung gezwungen. Er ließ ihn in Ingelheim zurück und hieß ihn dort seine Rückkehr abwarten; nie haben sie sich wieder im Leben begegnet. Eilig kehrte der König mit den

Fürsten nach Mainz zurück. Allerdings hatte er einen großen Erfolg gewonnen, aber wer möchte sagen, ob er dessen froh war, ob nicht alle jene Meineide, die er dem Vater geschworen, mit höllischem Feuer auf seiner Seele brannten? Überall ließ er emsig verbreiten, der Kaiser habe freiwillig dem Reiche entsagt und ihm die Krone übergeben; wie es mit dem freien Willen des Vaters gestanden hatte, wußte der Sohn am besten.

Die Versammlung von Mainz hatte nun über die Zukunft des Reichs wenig mehr zu beschließen. Von den Fürsten wurde der König noch einmal als ihr Herr und Gebieter anerkannt. Am 5. Januar langten dann auch die Reichsinsignien von Hammerstein in Mainz an; die Wächter derselben scheinen sie zögernd und erst nach der allgemeinen Anerkennung ausgeliefert zu haben. Der Erzbischof von Mainz übergab sie vor den Fürsten dem Könige mit den Worten: „Solltest du nicht als ein gerechter Regent des Reichs und Schutzvogt der Kirchen Gottes dich zeigen, so wird es dir wie deinem Vater ergehen.“ Übellautende Worte für einen König, zumal von diesem Schlage! Die Legaten weihten den König noch besonders durch Handauflegen. Durch feierlichen Eidschwur gelobten endlich alle Fürsten aufs neue ihm ihre Treue.

Mehr Sorge machten dem Reichstage die kirchlichen Angelegenheiten. Die Legaten konnten keinen günstigeren Moment treffen, um die Forderungen Roms durchzusetzen. Der König war ganz Devotion; er gefiel sich darin, die römische Kirche als seine Mutter, den Papst als seinen Vater zu bezeichnen, und erklärte, daß er als Sohn ihnen in allem gehorchen müsse; bis in den Tod werde er für die Gültigkeit und das Ansehen der päpstlichen Beschlüsse streiten; kein Ungemach werde ihn davon abbringen, die Kirchen gegen alle Angriffe zu schützen, denn nur zu ihrer Verteidigung habe er das Schwert empfangen. So legten die Bevollmächtigten des Papstes rücksichtslos alle Schäden blos, welche die langen kirchlichen Wirren in Deutschland herbeigeführt hatten. Darauf beschlossen der König und die Fürsten, eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, um den Papst um die Heilung dieser Schäden zu bitten und ihn aufzufordern, selbst nach Deutschland zu kommen. Man wählte zu der Gesandtschaft angesehene Kirchenfürsten: die Erzbischöfe von Trier und Magdeburg, die Bischöfe von Bamberg, Eichstädt und Chur; alle deutschen Länder waren gleichsam vertreten. Auch Gebhard von Konstanz, der am meisten für den Sieg der kirchlichen Sache in Deutschland getan hatte, am besten die Verhältnisse kannte, sollte sich mit einigen anderen Bischöfen und hochgestellten Laien nach Rom begeben.

Man war froh, endlich die heillosen kirchlichen Wirren beseitigt zu sehen. Die Stimmung gegen die Wibertisten war sehr erregt; eine wahre Verfolgung begann gegen sie. Die kaiserlichen Bischöfe entsagten aus Furcht teils freiwillig ihrem Amte, teils verbargen sie sich vor ihren Verfolgern; die von Schismatikern ordinierten Priester wurden suspendiert

und erst allmählich den reuigen wieder ihre Ämter zurückgegeben; die Leichen der im Ungehorsam gegen Rom verstorbenen Kleriker grub man auf und brachte sie aus den Kirchen. In mehreren Diözesen setzte man nach dem Willen des Königs und der päpstlichen Legaten sofort neue Bischöfe ein, wie z. B. für Salzburg, wo die Gregorianer seit Thiemos Tode kein Haupt gehabt hatten, jetzt in Konrad einer der entschiedensten Anhänger der neuen Idee zum Erzbischof ernannt wurde; Konrad stammte aus dem weitverzweigten Geschlecht der Abensberger Grafen und wußte sich durch die Macht seines Hauses bald in Salzburg Geltung zu verschaffen.

Vielleicht erhitzte die Stimmung gegen die Wibertisten noch mehr, daß eben damals die Nachricht einlief, daß die letzten Reste dieser Partei in Rom noch einmal die Erhebung eines Gegenpapstes versucht hatten. Ruhige Tage waren auch Papst Paschalis nicht beschieden. Wie schnell die früheren Gegenpäpste beseitigt waren, der römische Adel in der Campagna und in der Stadt lehnte sich immer von neuem auf und fand unter der unruhigen und käuflichen Masse der Stadt leicht Anhang. Erst hatte der Papst mit Petrus Colonna zu kämpfen, einem Nachkommen der Grafen von Tuskulum, der seine Macht weit um das Albaner Gebirge ausgedehnt hatte, und dem er eine Burg nach der anderen abgewinnen mußte, um die Rechte des heiligen Petrus zu sichern. Dann erhoben sich die Corsi und bedrängten die Stadt selbst. Stefano Corso bemächtigte sich der Festung von St. Paul und berannte von hier wiederholt Rom, bis er endlich überwältigt wurde und die Flucht ergriff. Mit ihm hielten die Geschlechter der Normanni, der Baruncii, der Romani und andere. Sie waren es, die im November 1105 abermals einen Gegenpapst aufzuwerfen unternahmen. Sie hatten sich zu dem Ende mit dem Markgrafen Werner in Verbindung gesetzt, einem schwäbischen Ritter, dem die Marken Ancona und Camerino mit dem Herzogtume Spoleto verliehen waren, der dann 1097 in seine deutsche Heimat zurückgekehrt, nach einigen Jahren aber wieder in den Marken erschienen war und sich hier tapfer trotz aller Ungunst der Zeit behauptete. Werner kam in die Nähe Roms, und im Vertrauen auf ihn erhoben die Unzufriedenen in der Stadt einen gewaltigen Tumult gegen den Papst; sie schalten ihn einen Ketzer und Simonisten. Einen gewissen Erzpriester Maginulf — man wußte nicht, von wo er nach Rom gekommen —, einen der lautesten Schreier, erwählten sie am 18. November im Pantheon (St. Maria Rotunda) zum Papst, gaben ihm den Namen Silvester IV., führten ihn sofort nach dem Lateran und weihten ihn dort.

Der verwegene Streich glückte für den Augenblick, da sich der Papst, der tags zuvor die Kirchenweihe in S. Peter vorgenommen hatte, noch mit seinem Hofe in der Leostadt befand und wegen der Treuga Dei — es war ein Sonnabend — alle Anhänger der herrschenden Partei die Waffen

abgelegt hatten. Die Verwirrung in Rom war im ersten Moment nicht gering; der Papst selbst flüchtete auf die Tiberinsel. Aber schon am folgenden Tage kehrte der Papst in die Stadt zurück, und der Fremdling, der überdies keine Geldmittel aufzuwenden hatte, mußte den Lateran räumen. Es kam noch zu einigen Raufereien am Forum und an anderen Orten; bald aber suchte Maginulf, von allen verlassen, das Weite und flüchtete nach Tivoli, wo sich Markgraf Werner aufhielt. Er folgte ihm nach Osimo, wo er im Gnadenbrote desselben noch eine Reihe von Jahren lebte. Der Papst meldete nach wenigen Tagen bereits den Gläubigen in Deutschland, daß er sicher in der Stadt lebe und bei diesem Aufstande keinen seiner Getreuen verloren habe. „Gottes Majestät schütze Euch in allem", schließt der Brief, „und gewähre Euch, den Löwen und Drachen glücklich unter die Füße zu treten." In der Tat glaubten die deutschen Fürsten, jetzt in Mainz den Löwen und Drachen, welcher die Kirche so lange verfolgt, überwältigt zu haben. Unzweifelhaft waren der Kaiser und seine Anhänger in Deutschland bei der Erhebung Maginulfs unbeteiligt, aber man rächte auch an diesen, was die Gegner der Gregorianer in Rom gesündigt hatten.

Wahrlich! es war ein bedeutsames Zeichen der Zeit, daß sich drei Gegenpäpste nacheinander kaum noch wenige Tage aufrechterhalten konnten, während die Absetzung des Kaisers, an welcher die römische Kirche und die deutschen Fürsten ein Menschenalter gearbeitet hatten, nun endlich, und ohne daß nur ein Schwert aus der Scheide fuhr, durchgesetzt wurde. Freilich auch jetzt würden sie den lange verfolgten Zweck nicht erreicht haben, hätte ihnen nicht der Sohn des Kaisers, der Kaiser der Zukunft, selbst die Hand geboten.

14. Heinrichs IV. Untergang

Nachdem der alte Kaiser von den Reichsgeschäften entfernt war, versprachen sich die Fürsten in Deutschland goldene Zeiten. Man werde, glaubte man, fortan Frieden mit dem Papste und einen gefügigen König haben; den Trotz der Ministerialen, der Bürger und Bauern könne man dann ohne Mühe brechen. Daß der Alte, der für immer beseitigt schien, sich noch einmal regen könne, daran dachte von diesen Herren wohl niemand. Aber sie hatten sich in ihren Hoffnungen getäuscht. Schon nach wenigen Wochen waren die deutschen Länder in neuer Verwirrung, stand man vor einem neuen Bürgerkriege. Welche Qualen und Foltern man auch gebraucht hatte, um die letzten Kräfte Heinrichs zu brechen, noch lebte er, noch regte sich etwas in ihm von dem alten Geiste, von dem Bewußtsein seines ererbten Rechts, an dessen Verteidigung er sein ganzes Leben gesetzt hatte. Und auch jetzt noch fehlte es ihm nicht an Anhängern. Als er noch einmal die kaiserliche Gewalt in Anspruch nahm, da waren zwar der Fürsten, die sich ihm anschlossen, nur eine kleine Zahl, aber die Bürger waffneten sich für ihn, und freudig zog mancher Rittersmann seinem alten Kriegsherrn zu.

Wie die Dinge standen, erfuhr die Gesandschaft, welche von Mainz an den Papst gesandt war. Als sie um die Mitte des Februars bis Trient gelangte und dort übernachtete, wurde sie von den Bürgern der Stadt, an deren Spitze sich ein Graf Adalbert gestellt hatte, überfallen, beraubt und eingekerkert. Die ganze Bürgerschaft war in Aufregung, weil ihr von der kirchlichen Partei ein Bischof gesetzt war, der ihr nicht zusagte; sie und Graf Adalbert behaupteten überdies, daß sie Auftrag vom Kaiser hätten, sich der Gesandtschaft zu bemächtigen — ob mit Recht, läßt sich nicht entscheiden. Die Bischöfe wurden mit Ausnahme Ottos von Bamberg, dessen Vasall Graf Adalbert war, übel behandelt, doch setzte der Graf auf die Vermittelung des Bambergers den Erzbischof von Trier und den Grafen Wiprecht sofort unter der Bedingung in Freiheit, daß sie sich wieder dem Kaiser unterwürfen, zu ihm eilten und von ihm Anweisung erbäten,

was mit den anderen Gefangenen geschehen solle. Die Bischöfe außer dem Trierer blieben in Haft, wurden jedoch unerwartet schnell aus derselben befreit. Denn Herzog Welf hörte kaum, was geschehen war, als er mit starker Mannschaft herbeieilte, die Klausen erstürmte, die Tridentiner zwang, den ihnen gesetzten Bischof, Gebhard mit Namen, aufzunehmen und die Gefangenen freizugeben; Graf Adalbert und die aufständischen Bürger mußten barfuß um Verzeihung für ihr Vorgehen bitten. Die Bischöfe setzten jedoch den Weg nach Rom nicht weiter fort; allein Gebhard von Konstanz, der eine andere Straße eingeschlagen und bei der großen Gräfin bereitwillige Unterstützung gefunden hatte, gelangte zum Papste. Dieser erließ nach einiger Zeit ein Schreiben an den König, worin er ihm alles Gute verhieß. Er danke Gott, schrieb er, daß der König der Bosheit seines Vaters entschieden entgegengetreten sei; der apostolische Sitz werde ihn mit väterlicher Milde aufnehmen und ihm besondere Liebe erweisen; auch ihm, wenn er nach seinen Versprechungen der römischen Kirche mit voller Hingebung des Herzens denselben Gehorsam leiste wie frühere Kaiser und Könige, die kaiserlichen Ehren nicht nur erhalten, sondern sogar erhöhen; denn wenn der König auf dem eingeschlagenen richtigen Wege beharre, könnten dem Römischen Reiche durch seinen Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl große Vorteile erwachsen; er, der Papst, sei entschlossen, nicht nur selbst nach Deutschland zu kommen, sondern auch den größten Gefahren sich auszusetzen; weil aber dies für den Augenblick die Zeit und Umstände nicht erlaubten, sende er dem Könige Boten, um weitere Vereinbarungen zu treffen.

Inzwischen war König Heinrich nach den oberrheinischen Gegenden gezogen. Auch er erfuhr hier, wie wenig die niederen Klassen mit der Änderung der Dinge einverstanden waren, wie wenig Achtung sie vor der Gewalt hegten, welche er sich mit Hilfe der Fürsten erschlichen hatte. Als er sich zu Ruffach, südlich von Kolmar im Elsaß, einem alten Römerorte und damals stark bevölkerten Handelsplatz, aufhielt und sein Gefolge die Einwohnerschaft vielfach belästigte, entstand ein Aufruhr von so gefahrdrohender Art, daß der König entweichen und sogar die Reichsinsignien im Stich lassen mußte. Durch ein Abkommen wurden ihm diese freilich alsbald wieder ausgeliefert, doch ließ der König den Ort schwer seine Rache fühlen. Ruffach wurde in Brand gesteckt und geplündert, seitdem scheint der Ort mehr und mehr verödet zu sein. Die aufständische Gesinnung, welche sich hier kundgab, verbreitete sich weiter über das Elsaß und auch über andere Gegenden am Rhein.

Bei solcher Stimmung in dem Volke war es von größter Wirkung, daß man alsbald sichere Kunde erhielt, der Kaiser sei in Freiheit und nehme die Herrschaft, die man ihm mit Gewalt entrissen, wieder in Anspruch. Tage und Wochen hatte er vergeblich in Ingelheim die Ankunft des Sohns erwartet. Ob er ein Gefangener sei oder nicht, wußte er selbst kaum:

seine Lage war so unklar wie möglich. Obwohl er ängstlich bewacht wurde, fanden einige Getreue zu ihm den Weg und warnten ihn, in Ingelheim länger zu bleiben; säume er dort, so werde man ihn entweder auf ewig einkerkern oder töten. Ohne Zögern verließ er darauf wie ein Flüchtling die Burg und bestieg am Rhein ein Schiff, welches ihn nach Köln führte.

Auch hier war die Bürgerschaft auf seiner Seite. Feierlich mit kaiserlichen Ehren wollte sie ihn einholen; in seinem Elend wies er solchen Prunk zurück. Aber öffentlich ergoß er sich nun in Klagen über den Verrat des Sohnes und die Treulosigkeit der Fürsten: und wie hätten diese Klagen nicht den tiefsten Eindruck hervorbringen sollen? Zugleich wandte er sich an den Abt von Cluny, seinen Paten, teilte ihm seine Leidensgeschichte mit und versicherte ihn, daß er jede Genugtuung, welche der Abt für billig erachte, dem Papste leisten wolle, und daß ihm die Herstellung der kirchlichen Einheit ernstlich am Herzen liege. Unzweideutig nahm er die Herrschaft wieder in Anspruch, indem er auf das bestimmteste erklärte, daß er in Ingelheim nur gezwungen der Regierung entsagt habe. Um der kirchlichen Partei genugzutun, ließ er gleich dem Sohne es jetzt nicht an Werken äußerer Devotion fehlen. In der Winterkälte zog er trotz seiner vorgerückten Jahre barfuß nach Aachen. Von der alten Kaiserstadt und Kaiserpfalz nahm er gleichsam von neuem Besitz. Hier kam ihm Bischof Otbert entgegen und geleitete ihn nach Lüttich, wo die Bürgerschaft den Kaiser freudig empfing. Von dem Bischöfen, welche früher den Gregorianern entgegengetreten waren, hing Otbert fast allein noch der kaiserlichen Sache an. Wenn er auch zu Mainz der allgemeinen Stimmung für den Augenblick nachgegeben hatte, so war er doch der erste, der handelnd eingriff, als sich ihm eine Möglichkeit zeigte, dem Gange der Dinge noch einmal eine andere Wendung zu geben. Sich selbst und alles, was er hatte, stellte er dem Kaiser zu Diensten; alle Hilfsmittel seines Geistes und seiner Stellung bot er auf, um von neuem eine kaiserliche Partei, zunächst im unteren Lothringen, zu bilden.

Eine nicht geringe Energie entwickelte Otbert, ein Mann von heißem Blute, in diesen Tagen, und seine Bemühungen hatten Erfolg. Er selbst vertrug sich mit Herzog Heinrich, der bisher Lüttich befehdet hatte, und gewann durch erhebliche Opfer diesen unruhigen und ländergierigen Fürsten, der es bisher mit den Aufständischen gehalten, für die kaiserliche Sache. Der Herzog trat nun als Patron des Vaters gegen den Sohn auf; der Graf Gottfried von Namur, ein alter Widersacher des Herzogs, und andere lothringische Herren schlossen sich ihm an. Eine nicht ganz unbedeutende Kriegsmacht stand bald wieder dem Kaiser zu Gebote, und gerade bei Männern, die er früher bekämpft hatte, fand er jetzt bereitwillige Unterstützung.

Auch nach auswärtigem Beistande sah sich der Kaiser um. Mit Graf Robert von Flandern kam er zu Antwerpen zusammen; an König Philipp

von Frankreich richtete er ein Schreiben, in welchem er die Treulosigkeit der Fürsten, den Verrat des Sohnes mit den schwärzesten Farben schilderte und alles, was an ihm, dem Haupte der Christenheit, gesündigt war, als einen Frevel gegen alle Könige darstellte. Wie er hierdurch Frankreichs Hilfe gegen die deutschen Fürsten gewinnen wollte, so habe er, warf man alsbald ihm vor, auch die Waffen Englands, Dänemarks und anderer Nachbarländer gegen das Reich geworben. Ist auch die Tatsache nicht zu erweisen, so ist doch die Absicht kaum zu bezweifeln. Ähnliche Werbungen hatte der Kaiser auch schon früher versucht, und die Not mußte ihn in der Wahl seiner Bundesgenossen noch weniger bedenklich machen.

Nicht unbekannt blieb dem Könige, was in Lüttich vorging. Es war klar, daß sich im Adel Niederlothringens eine Bewegung vorbereitete, die auch die städtischen Bevölkerungen leicht fortreißen konnte. Wie in Köln war in Bonn, Jülich und an anderen Orten die Stimmung der Bürger dem Vater günstig. Unter diesen Umständen faßte der König den Entschluß, der Gefahr gerade entgegenzugehen, um die Bewegung, wo möglich, noch im Keim zu ersticken. Er erklärte, Ostern in Lüttich feiern und dort einen Reichstag halten zu wollen; zugleich verlangte er, daß sich der Vater von dort entfernte. Als dieser sich weigerte, brach er nichtsdestoweniger mit einer bewaffneten Macht, wie sie ihm eben zur Hand war, nach Lothringen auf. Den Palmsonntag (18. März) feierte er zu Köln, wo ihn der Erzbischof aufnahm und sich die Bürger, wie sehr sie ihm auch grollten, doch ruhig verhielten. Zum Grünen Donnerstag ging er nach Aachen, indem er eine Schar von dreihundert Rittern vorausschickte, um die Maasbrücke bei Vise zu besetzen und ihm dadurch die Straße nach Lüttich zu sichern.

Wider des Königs Erwarten kam es an der Maasbrücke zu einem Gefecht. Hier lag Walram, der junge Sohn Herzog Heinrichs, mit lothringischen Rittern, die er großenteils in einem nahen Gebüsch versteckt hielt. Die Königlichen glaubten sich der Macht, die sich ihnen zeigte, völlig gewachsen, gingen über die Brücke, machten einen Angriff, wurden aber vordringend bis an den Hinterhalt gelockt und von der jetzt hervorbrechenden Übermacht bewältigt. Viele von ihnen kamen im Handgemenge um, andere flohen zurück und fanden, da die leichte Brücke unter der andrängenden Menge zusammenbrach, in den Wellen der Maas den Tod. Die Nachricht von diesem Blutbad am Grünen Donnerstag und von dem Mißgeschick der Königlichen machte einen tiefen Eindruck; zunächst auf den König selbst, der eiligst Aachen verließ, um das Fest, da ihm der Weg nach Lüttich versperrt war, zu Köln zu feiern. Aber schon hatten sich hier die Bürger gegen ihn erhoben und verwehrten ihm den Einzug. Er eilte nach Bonn, wo er Ostern in kläglicher Weise beging, dann nahm er den Rückweg nach Mainz.

Große Freude hatte während des Festes in Lüttich geherrscht. Bald

nach den heiligen Tagen begab sich der Kaiser selbst nach Köln und verweilte dort fast während des ganzen Aprils. Erzbischof Friedrich hielt es für geraten, sich aus der Stadt zu entfernen. Mit Leib und Seele war die Bürgerschaft dem Kaiser ergeben; eidlich versprach sie ihm, ihre Mauern gegen seine Feinde zu verteidigen; innen und außen richtete sie auf seine Anordnungen alles für den Fall eines Angriffs ein. Der Kaiser selbst kehrte darauf nach Lüttich zurück, um größere Streitkräfte zu sammeln.

Der junge König sah, die Macht, welche er listig gewonnen hatte, war nicht ohne einen schweren Kampf zu behaupten. Pfingsten (13. Mai) hielt er einen großen Fürstentag zu Worms, wo Herzog Heinrich als Hochverräter seines Herzogtums entkleidet und dasselbe dem Grafen Gottfried von Löwen übertragen wurde; gegen jenen und die anderen Anhänger des Kaisers beschloß man zugleich ein Heer aus allen Teilen des Reichs aufzubieten. Um den 1. Juli sammelten sich die Mannschaften aus dem oberen Deutschland bei Würzburg; um dieselbe Zeit brach der König mit den am Rhein gesammelten Scharen nach Koblenz auf. Das Heer, etwa zwanzigtausend Mann stark, wandte sich dann zuerst gegen Köln und umschloß die Stadt. Die Bürger wehrten sich außerordentlich tapfer; besonders unterstützten sie kriegsgewandte Söldner, welche ihnen Herzog Heinrich geschickt hatte[1]. So zog sich die Belagerung zum großen Verdruß des Königs in die Länge.

Der Kaiser, Herzog Heinrich, Bischof Otbert und ihre Freunde rüsteten indessen in Lüttich. Man mochte sich zu einem Angriff auf das Heer des Königs noch nicht stark genug fühlen: deshalb wartete man die weitere Entwicklung der Dinge ab und suchte inzwischen die öffentliche Meinung zu gewinnen. Vor allem kam es darauf an, den Glauben zu zerstören, daß der König die Kirche gegen Angriffe seines Vaters verteidige. Der Kaiser erklärte sich nicht nur öffentlich zur Unterwerfung unter den Papst bereit, sondern rief sogar den apostolischen Stuhl zu seinem Schutze gegen den treulosen Sohn und die abtrünnigen Fürsten auf — ein wohlberechnetes Verfahren, um die Gemüter zu verwirren. So schwach die Hoffnung war, daß sich der Papst zur Absolution bewegen lassen würde, der Kaiser hielt sie fest. Um nichts unversucht zu lassen, sandte er noch einmal an den Abt von Cluny und bat ihn dringend, seinen Frieden mit dem Papste zu vermitteln: in alles werde er sich fügen, was der Abt und andere fromme Männer, die sich dieser Sache annähmen, für nötig erachteten.

Auch die Bahn der Verhandlungen wurde nochmals betreten. Während das königliche Heer vor Köln lag, erschien eine Gesandtschaft des Kaisers von Lüttich und überbrachte Briefe an den König und die Fürsten. Ein besonderes merkwürdiges Schriftstück ist der Brief an den König.

[1] Sie werden Gelduni genannt; wohl weil sie zum Teil aus Geldern stammten. So hießen später ähnliche Söldnerscharen Brabanzonen.

Nachdem der Vater seinem Sohne vorgehalten, wie er ihm sein Wort verpfändet, ihn nach Mainz vor die Fürsten zu führen und erforderlichenfalls sicher zurückzugeleiten, wie er darauf dieses Wort gebrochen, ihn zu Bingen der Freiheit beraubt und in die Hand seiner schlimmsten Feinde gegeben, die ihn fast bis zu Tode gepeinigt, — nachdem er dem Sohne dann vor die Seele geführt, wie er schon vor der Gefangenschaft ihm die Bistümer, die königlichen Ehren, die königlichen Güter und Dienstmannen entzogen, wie er in der Gefangenschaft ihm die Reichsinsignien mit roher Gewalt abgepreßt, auch in der Folge ihn immer und überall zu verfolgen nicht aufgehört habe, um ihn entweder zu verderben oder aus dem Reiche zu verjagen, fährt er mit folgenden Worten fort: „Wir können nicht begreifen, aus welchem Grunde und aus welcher Veranlassung Du so hartnäckig bei solchem Verhalten beharrst, da der Papst und die Römische Kirche Dir keinen Vorwand mehr bieten. Denn wie wir dem Papste und der Römischen Kirche vor Deinen Augen uns zu unterwerfen erbötig waren, so sind wir auch jetzt und für alle Folge ihnen jeden gebührenden Gehorsam und jede schuldige Achtung zu erweisen bereit und haben uns nach dem Rat der Fürsten, des Abts von Cluny, unseres Paten, und anderer frommer Männer über die Zukunft der Kirche und die Rechte des Reichs eine Vereinbarung zu treffen entschlossen. Wir fordern also bei dem Wohl des Reichs und Deinem eigenen Heil, bei dem Deinem Vater schuldigen Gehorsam und bei der Achtung, welche Du dem Papst und der Römischen Kirche schuldest, Dich hiermit auf, daß Du uns für die erlittene Unbill und die gewalttätigen und ungerechten Beraubungen Genugtuung leistest. Ingleichen verlangen wir, daß Du die Verfolgungen gegen uns und die Unsrigen, zu denen Du keinen gerechten Grund hast, einstellest, vielmehr uns still und friedlich leben lässest, damit wir unbeschädigt und in Ruhe die erwähnten Vereinbarungen treffen können. Bedenke und erwäge wohl, daß Gott ein gerechter Richter ist; ihm haben wir unsere Sache anheimgestellt, und seine Gerichte sind ein tiefer Abgrund. Wie sehr Du Dich auch wegen unserer Bedrängnis und unseres Mißgeschicks brüsten, wie sehr Du Dich über unsere Niedrigkeit erhaben fühlen mögest, vielleicht hat Gott von seinem heiligen Sitze nach seiner Barmherzigkeit und Gerechtigkeit zwischen Dir und mir schon anders entschieden, als Du denkst. Vermag keine Vorstellung, keine Scheu vor dem Vater, keine Vermittelung, von Dir ein gerechtes Verfahren gegen uns und Einstellung der Feindseligkeiten zu erwirken, so rufen wir den römischen Papst und die römische Kirche zu unserem Schutze auf."

Das Schreiben des Kaisers an die Fürsten beginnt mit dem feierlichsten Protest: „Wir erheben unsere Klagen vor dem allmächtigen Gott, vor der Jungfrau Maria, vor dem heiligen Apostelfürsten Petrus, unserem Patron, und vor Euch allen, Ihr Fürsten, daß wir im Vertrauen auf ein Wort, an welchem uns kein Zweifel erlaubt war, ungerecht, unmenschlich

und grausam behandelt und der Rechte des Reichs, unserer Güter und alles unseres Besitzes gegen göttliches und menschliches Recht zur Schmach und zum Schimpf des Reichs beraubt sind, so daß uns nichts als das nackte Leben belassen ist." „Als das", so fährt der Kaiser fort, „fast vor Euer aller Augen geschah, schien zwar ein großer Teil von Euch sich darüber tief zu bekümmern, aber Euer Kummer konnte leider nicht wehren, daß sich der Haß unserer Feinde an uns sättigte. Und weil unser Sohn trotz seiner gegebenen Versprechungen sich uns gefangen zu setzen und fast zu Tode zu martern nicht scheute, deshalb wagen wir jetzt nicht, uns abermals ihm anzuvertrauen, damit er nicht neue Unbill und Schmach wie früher mit frevelhafter Willkür über uns bringe; dagegen bitten wir Euch auf das dringendste, daß Ihr um Gottes, um des Reiches und um Eurer Ehre willen nun allen Fleiß anwendet, damit wir für jenes Unrecht, welches wir vor Euch erlitten, durch Euch Genugtuung erlangen. Wir unsererseits sind gern erbötig, nach Eurer und anderer gottesfürchtiger und unparteiischer Männer Entscheidung sowohl unseren Sohn, wenn wir ihn gekränkt haben, wie jeden anderen im Reiche, den wir verletzt haben sollten, nach Gebühr zu entschädigen." Auch in diesem Schreiben erklärt sich der Kaiser dann bereit, sich dem Papst zu unterwerfen und über die Zukunft des Reichs und der Kirche nach dem Willen der Fürsten eine Vereinbarung zu treffen, nur sollten die Fürsten vor dem Sohne ihm Ruhe schaffen, damit er seine friedlichen Absichten durchführen könne; weigere der König sich, die Waffen ruhen zu lassen, so forderte er, der Kaiser, bei dem der Römischen Kirche schuldigen Gehorsam und dem Wohl des Reichs die Fürsten auf, den Sohn nicht ferner zu unterstützen, weil dann offenbar sei, daß derselbe nicht aus Eifer für das göttliche Gesetz und aus Liebe zur Römischen Kirche, sondern lediglich aus Herrschsucht dies alles begonnen habe. Abermals schließt das Schreiben mit der Appellation an den Papst und die Römische Kirche.

Beide Briefe ließ der König vor den Fürsten verlesen und beschloß dann mit ihnen eine Antwort. Als diese abgefaßt war, wurde sie von dem Erzbischof von Magdeburg öffentlich vorgelesen, genehmigt und dann durch zwei Priester und mehrere Mönche nach Lüttich gesandt. Es genügt, den wesentlichen Inhalt derselben mitzuteilen. Nach etwa vierzigjähriger Spaltung der Kirche, welche das Reich in eine Einöde verwandelt und zum Abfall vom katholischen Glauben gebracht, ja fast zu dem Heidentum zurückgeführt habe, heißt es, hätten sie, die Fürsten des Reichs, einmütig die Herstellung der kirchlichen Einheit beschlossen, deshalb das unverbesserliche Haupt des Schismas entsetzt und sich einen zwar von dem herrschenden Stamme entsprossenen, doch rechtgläubigen König erwählt; scheinbar freiwillig habe der Kaiser selbst eingewilligt, die Regalien ausgeliefert, die Sorge für den Sohn und das Reich ihnen unter Tränen an das Herz gelegt, selbst allem Glanz der Herrschaft zu entsagen und nur für seine

Seele zu sorgen versprochen. Nun aber, erklärten die Fürsten weiter, kehre der Kaiser wieder zu den gewohnten Listen zurück und verbreite allerorten die Klage, daß ihm Gewalt angetan sei, rufe fremde Völker gegen das Reich in die Waffen und verlange Genugtuung für das ihm angeblich angetane Unrecht, wobei er sich der Entscheidung der Fürsten unterwerfen wolle; in Wahrheit bezwecke er damit nur, das Heer Gottes und Christi auseinanderzusprengen und zu entwaffnen, um dann die Kirche aufs neue in Verwirrung zu stürzen. Damit ihm aber kein Anlaß zu gerechter Klage bleibe, forderten die Fürsten mit dem Könige den Kaiser schließlich auf, indem sie ihm jede Sicherheit zu gewähren sich erboten, daß er sofort vor dem gesamten Adel und dem ganzen Volke an einem Orte seiner Wahl sich stelle, selbst dort seine Sache führe und nach ihrem Spruch Genugtuung zu geben und zu empfangen sich verpflichte; alle Veranlassungen des Streits von Anfang des Schismas sollten dann, gleich als ob keine Entscheidung je früher getroffen sei, noch einmal gründlich untersucht und nach dem Ergebnis über Sohn und Vater ein endgültiges Urteil gesprochen werden, auf daß der unsichere Zustand der Kirche und des Reichs unverzüglich beseitigt, nicht aber alles wieder in gewohnter Weise auf das Unbestimmte hinausgeschoben werde.

Die Gesandten der Fürsten fanden zu Lüttich nicht die beste Aufnahme; freilich war es kaum anders möglich, da sie den Kaiser und seine Anhänger als gebannte Ketzer behandelten und ihren Umgang mieden. Ohne Geleit, fast wie Flüchtlinge, kehrten sie nach Köln zurück. Die Antwort, welche sie zurückbrachten, lautete wenig beruhigend: der Kaiser verlangte sofortige Auflösung des feindlichen Heeres, später sollten die schwebenden Streitfragen auf einem Reichstage entschieden werden. Die früheren Forderungen wurden nur wiederholt und zum zweiten Male Appellation an den Papst und die Römische Kirche eingelegt. Zugleich hörte man im Lager des Königs, daß sich zu Lüttich bereits ein großes Heer zu sammeln beginne. Die Besorgnisse steigerten sich, zumal die Belagerung von Köln nicht den erwünschten Erfolg hatte. Mehrere Stürme auf die Stadt scheiterten. Die Städter beherrschten den Fluß und sperrten den Königlichen die Lebensmittel ab. Der Mangel an guter Nahrung und die Julihitze erzeugten Krankheiten im Lager; die Lage des Heeres war gegen Ende des Monats Juli unerträglich. So beschloß der König, der überdies einen Überfall vor der Stadt besorgte, endlich abzuziehen, um sich unmittelbar gegen seinen Vater zu wenden.

Nach einer Belagerung von mehr als drei Wochen wurde Köln von den Feinden frei; der König wandte sich mit seinem Heere nach Aachen. Hier fand Graf Dietrich von Katlenburg, welcher den ersten Anlaß zu diesen Wirren gegeben hatte, den Tod; von der Lagerkrankheit vor Köln ergriffen, war er mühsam noch bis Aachen dem Heere gefolgt. Ein offener Kampf, welchen der Sohn bisher noch immer gegen den Vater gemieden

hatte, schien jetzt unvermeidlich. Doch noch einmal suchte man ihm zu entgehen und schickte eine neue Gesandtschaft an den Kaiser ab. Man ließ ihm die Wahl, ob er zu abschließenden Verhandlungen in der früher bezeichneten Weise sich binnen acht Tagen in Aachen stellen oder sein Heil dem Schwerte anvertrauen wolle. Die Gesandten kehrten nicht sogleich zurück, und man erwartete demnach den Ausbruch des Kampfs. Endlich erschienen sie und brachten eine schriftliche Antwort.

Der Kaiser schrieb an die Fürsten: „Wir haben von unserem Sohn verlangt und von Euch inständig erbeten, daß nach Entlassung des Heers zu einer Zusammenkunft Anstalt getroffen werde, damit über die uns angetane Unbill und einen dem Wohle des Reichs dienlichen Friedensschluß in geziemender Weise Bestimmung getroffen würde. Euch hat uns zu antworten beliebt, was zu noch schwererer Klage uns berechtigt, daß Ihr nach Aufhebung der Belagerung von Köln mit Heeresmacht über uns und unsere Getreuen zu kommen gesonnen seid, indem Ihr dabei nur zum Schein noch Verhandlungen in Aussicht stellt und uns zu denselben eine Frist von acht Tagen gewährt, obwohl ein so kurzer Termin, wie Ihr wohl wißt, niemals bei einem Manne von einiger Bedeutung in einer geringfügigen Sache, geschweige denn in einer so wichtigen Angelegenheit für genügend erachtet ist und dies dem göttlichen und menschlichen Recht wie allem Herkommen widerstreitet. Denn es müßte uns mindestens eine solche Frist zugestanden werden, binnen welcher wir die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Bremen, die Bischöfe von Freising, Augsburg, Chur und Basel, die Herzöge Magnus und Theoderich, den Böhmenherzog, den Grafen von Flandern, den Grafen Wilhelm von Burgund und andere, deren Mitwirkung durchaus notwendig ist, einberufen könnten. Deshalb verlangen und erbitten wir jetzt abermals wie früher, daß Ihr um Gottes und Eurer Seele willen und wegen unserer Appellation an Papst Paschalis und an die Römische Kirche wie wegen der Wohlfahrt des Reichs unseren Sohn bestimmt, daß er sein Heer entlasse, uns zu verfolgen aufhöre und Anstalt getroffen werde, wie wir sicher und gefahrlos mit den Fürsten zusammenkommen können, um über die uns angetanen Kränkungen und den Frieden des Reichs in aller Ruhe zu verhandeln. Will unser Sohn von seinen Verfolgungen nicht ablassen, so haben wir zu unserem Schutz bereits angerufen und rufen immer von neuem an Gott, die heilige Maria, den heiligen Petrus, unseren Patron, und alle Heiligen wie alle Christenseelen und ganz besonders Euch, indem wir Euch in aller Unterwürfigkeit beschwören, ihm nicht ferner bei solchem Unrecht hilfreich zu sein. Damit er aber von seinen Verfolgungen und Ihr von seiner Unterstützung absteht, haben wir uns berufen und berufen uns jetzt zum drittenmal auf den Papst Paschalis und die Allgemeine Römische Kirche. Schützt uns dies alles nicht gegen die Verfolgungen, so stellen wir uns und unsere Sache dem Allmächtigen Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geiste, der Jungfrau

Maria, den Aposteln Petrus und Paulus, dem heiligen Lambert und allen Heiligen anheim, auf daß das göttliche Erbarmen und die Fürbitte aller Heiligen unsere Niedrigkeit ansehen und uns gegen so große und so frevelhafte Gewalttat schützen wolle. Amen."

Diese Sprache ist deutlich genug: Entlassung des feindlichen Heeres oder ein Gottesurteil verlangte der Kaiser. Ein Gottesurteil erfolgte, aber in anderer Weise, als er, seine Anhänger und seine Widersacher es erwartet hatten. Kaum waren die Gesandten in das Lager des Königs zurückgekehrt, so lief dort die Nachricht ein, daß der Kaiser zu Lüttich gestorben sei. Nur wenige Tage war er krank gewesen, doch hatte er selbst bald den Anhauch des Todes verspürt. Ruhig ging er ihm entgegen, beichtete reuig seine Sünden und nahm im Glauben das Sakrament. Sterbend sandte er Boten des Friedens an den Papst und seinen Sohn ab; dem letzteren überschickte er sein Schwert und seinen Ring. Er bat den Sohn, milde gegen die Männer zu verfahren, welche dem Vater noch in der letzten Not hilfreiche Hand geleistet hätten. Des Kaisers letzter Wunsch war, an der Seite seiner Vorfahren in dem Speierer Dom, welchen er nach dem Plane des Großvaters in der großartigsten Weise vollendet hatte, die Ruhestätte zu finden. So endete er nach christlicher Vorbereitung zum Tode und jüngsten Gericht, sanft hinüberschlummernd in die andere Welt, am Dienstag den 7. August des Jahres 1106. Er stand nahe dem sechsundfünfzigsten Lebensjahre, und fast fünfzig Jahre waren es, seit das Regiment nach dem Tode des Vaters an seinen Namen geknüpft war.

Ein ruhiges Ende war Heinrich nach dem unruhvollsten Leben beschieden. Wenn auch im Bann, doch versöhnt in seinem Herzen mit Gott und den Menschen, ging er, dessen Namen seit einem halben Jahrhundert Streit über Streit erweckt hatte, friedlich aus dieser Welt des Kampfes. Sein Todestag war der Wochen- und Jahrestag der Schlacht bei Melrichstadt. Gerade achtundzwanzig Jahre zuvor an einem Dienstag, den er als Tag des Mars sich zum Streite am liebsten wählte, hatte er König Rudolf in die Flucht geschlagen; nun hatte ihn selbst eine höhere Macht überwunden. Man gedachte jenes Siegs und hatte wohl Grund, das Glück desselben geringer anzuschlagen als die Ruhe dieses Sterbebettes. Wie oft sind die stillsten Triumphe am köstlichsten! Niemand mag sich Heinrichs Leben wünschen, jeder sein Ende.

Kein Sohn soll nach dem Todestag des Vaters trachten oder sich dessen freuen. Und doch kann man es Heinrichs Sohn kaum verargen, wenn ihn die große Botschaft, die von Lüttich kam, mit Befriedigung erfüllte. Wieviel galt es, daß er die Waffen nicht gegen den Vater zu brauchen, ihm nicht im Kampfgewühl zu begegnen hatte, daß der Mund verstummt war, der die furchtbarsten Anklagen gegen ihn zu erheben nur allzu berechtigt war! Kaum traute der König dem unverhofften Glück, bis der kaiserliche Kämmerer Erkenbold und Bischof Burchard von Münster

ihm Schwert und Ring mit den letzten Aufträgen des Vaters überbrachten. Wir hören nicht, daß ihm eine Träne entfallen sei.

Namenlose Freude herrschte in und um Aachen. „Nicht lauter", sagt ein Zeitgenosse, „pries Israel bei Pharaos Untergang den Herrn, und nicht stürmischer jubelte Rom bei dem Triumphgepränge seiner Kaiser." Der traurige Streit zwischen Vater und Sohn war beendet, der kirchliche Zwiespalt gehoben; Aussichten eröffneten sich, auf neuen Grundlagen das Reich der deutschen Nation herzustellen; der Friede zwischen Reich und Kirche schien endlich mehr als ein frommer Wunsch. Endlose Verwickelungen lösten sich nach menschlichem Ermessen jetzt wie von selbst, nachdem Gottes Hand in die Wirren der Welt eingegriffen hatte. So lacht das Blau des Himmels, wenn die Sonne plötzlich die finsteren Wolken durchbricht, wie die Friedenshoffnung damals tausend und abertausend Herzen erquickte.

Anders war die Stimmung in Lüttich, wo die Leiche des Kaisers lag. Aufrichtig trauerten die Bürger, laut jammerten die Armen und Hilflosen; denn sie hatten einen freigebigen und hilfreichen Herrn in dem Kaiser verloren. Voll Unruhe sahen Herzog Heinrich, Bischof Otbert und ihre Genossen der Zukunft entgegen, da der Stern erloschen war, nach welchem sie ihre Blicke gerichtet hatten. Wohl dachten sie an ihren Frieden mit dem König, aber sie wußten nicht, wie teuer sie ihn zu erkaufen hätten, welchen Wert der Sohn auf die letzte Bitte des Vaters legen würde.

Die nächste Sorge richtete sich auf die Bestattung der Kaiserleiche. Bischof Otbert ließ sie vorläufig, bis der König Bestimmung getroffen habe, vor dem Marienaltar im Lütticher Dom beisetzen. Als in Aachen bekannt wurde, daß die Gebeine des Ketzers an geweihter Stelle ruhten, erhob sich sofort unter den Bischöfen um den König ein gewaltiger Sturm. Erzbischof Heinrich von Magdeburg sprach in apostolischer Vollmacht das Interdikt über den entweihten Dom aus; die Bischöfe beschlossen, daß Otbert und seine Genossen nicht eher in den Schoß der Kirche aufzunehmen seien, bis die Leiche wieder ausgegraben sei. Dem König, welcher die Gebeine des Vaters nach Speier zu bringen wünschte, riet man Boten nach Rom zu senden, um für den Toten womöglich die Lösung vom Banne zu erwirken; setze er vor erfolgter Absolution die Leiche in den Kaisergräbern bei, so laufe er Gefahr, den Fluch der Kirche auf sein eigenes Haupt zu laden. Der König wagte nicht, offen den Bischöfen entgegenzutreten.

Unerwartet schnell unterwarfen sich Otbert und seine nächsten Freunde. Alle erhielten Verzeihung und Absolution, Otbert aber mußte sich verpflichten, die Leiche aus dem Dome zu schaffen. Am 15. August wurde sie ausgegraben, in aller Stille nach einer ungeweihten Kapelle auf dem Corneliusberg, jetzt Cornillon, einer kleinen Anhöhe auf dem rechten Ufer der Maas etwa eine halbe Meile von Lüttich, geschafft und dort ohne

Sang und Klang eingescharrt. Kein Seelenamt, keine Totengesänge ertönten über dem Kaisergrabe; nur ein fremder Mönch, der von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem zurückkehrte und einige Zeit in jener Gegend verweilte, sang Tag und Nacht in der einsamen Kapelle die Sterbepsalmen. Nur neun Tage blieb die Leiche, dann wurde sie abermals ausgegraben. Der König hatte Gesandte nach Lüttich geschickt und verlangte die Auslieferung. Unter gewaltigem Zulauf des Volks wurden die Gebeine nun in die Stadt zurückgebracht. Trotz des Widerstrebens der Domherren zog das Volk mit dem Sarg in den Dom und ließ dort durch um Lohn gedungene arme Kleriker Vigilien halten. Die Menge drängte sich um den Sarg, um ihn zu berühren, und glaubte, dadurch einen besonderen Segen zu empfangen. Man legte Saatkörner auf denselben, weil man wähnte, daß sie so eine außergewöhnlich fruchtbringende Kraft gewinnen würden. Die Erde, in welcher der Kaiser geruht hatte, grub man aus und streute sie über die Äcker. Heinrichs Gebeine achteten die Lütticher jetzt wie die Reliquien eines Heiligen und wollten sie nicht wieder aus ihrer Stadt lassen; der Verlust derselben, meinten sie, beraube sie ihres Wohlstands und Glücks. Nur mit Mühe konnten die Gesandten den Auftrag des Königs erfüllen.

Sobald der König die Leiche seines Vaters in seiner Gewalt hatte, ließ er sie in einem steinernen Sarge nach Speier führen; Erkenbold, der treue Kämmerer des Verstorbenen, übernahm das Geleit. Als der Trauerzug am 3. September nach Speier kam, zogen ihm die Geistlichkeit und das Volk in feierlicher Prozession entgegen. Mit großen Feierlichkeiten brachte man die Leiche in den Dom und bestattete sie neben den Gräbern des Vaters und Großvaters. Wider den Willen Bischof Gebhards war dies geschehen, und wie er den Lebenden verfolgt hatte, störte er jetzt noch einmal die Ruhe des Toten. Den entweihten Dom belegte er mit dem Interdikt und brachte es dadurch dahin, daß abermals das Grab aufgerissen und der Sarg in die ungeweihte Kapelle der heiligen Afra zur Seite des Doms gestellt wurde. Die Bürger verwünschten den Bischof, denn sie hatten den Kaiser geliebt, welcher stets die Speierer hoch gehalten, — aber was konnten sie erreichen, wo selbst der König nachgeben mußte? Denn inzwischen war auf die Anfrage desselben in Rom der Bescheid des Papstes eingegangen, daß die Ehrfurcht vor den heiligen Märtyrern, die unter Androhung göttlicher Strafen die Entfernung der Leichen gottloser Personen aus den ihnen geweihten Kirchen verlangten, die Bestattung des Gebannten im Dome verbiete.

Fast fünf Jahre stand die Kaiserleiche unter dem Fluche der Kirche in der ungeweihten Kapelle, doch das Volk besuchte gern die Stelle, wohin der Haß des Papstes und des Bischofs den toten Kaiser verbannt hatte. Endlich kamen andere Tage. Der König zwang dem Papst das Investiturrecht ab, um welches der Vater solange gestritten, und nötigte Rom, den Fluch

von dessen Asche zu nehmen. Da wurde am 7. August 1111 — am Todestage des Kaisers — der Sarg abermals in den Dom und die Kaisergruft gebracht, und jetzt geschah es mit allen kirchlichen Ehren und unerhörter Pracht. Die Gegenwart des Sohnes, der bereits die Kaiserkrone empfangen hatte, und vieler Fürsten erhöhte den Glanz einer Feierlichkeit, die in ihrer Art einzig dastand; sie war die Verherrlichung eines Fürsten im Tode, auf dessen Haupt im Leben Schmach auf Schmach gehäuft war, und nicht zum geringsten Teil von denen, die nun sein Andenken ehrten.

Einige Tage nach dieser Feier befreite Heinrich V. die Bürger von Speier von dem Buteil, d. h. dem Erbteil, welches die Herren an der Verlassenschaft ihrer Hörigen bei einer Ehe mit Fremden beanspruchen konnten. Da eine große Zahl der Speierer noch unfreie Leute waren, lastete diese Abgabe schwer auf vielen und hemmte die Entwicklung des städtischen Lebens. So wichtig war das Privilegium, daß es der Kaiser mit goldenen Buchstaben an dem Haupteingange des Doms eingraben ließ. Auch der beschwerlichsten Herrendienste und der lästigsten Abgaben an den Bischof wurden die Speierer entledigt, wichtige Zollfreiheiten ihnen eingeräumt, sie von jedem Gericht außer der Stadt eximiert. Dies alles gewährte ihnen Heinrich gegen die Verpflichtung, daß sie alljährlich insgesamt am Todestage des Vaters feierlich mit brennenden Kerzen zur Seelenmesse zögen und jedes Haus ein Brot als Almosen spendete. Die Lütticher hatten recht, wenn sie segensreiche Wirkungen und eine fruchtbringende Kraft der Asche des Gebannten beigemessen und sie deshalb zu bewahren verlangt hatten; die Wunder der kaiserlichen Reliquien nährten nun nicht sie, sondern die Bürgerschaft und die Armut in Speier.

Gern hätte der König den Wunsch, welchen der sterbende Vater für sein Begräbnis ausgesprochen hatte, sogleich erfüllt, doch war es ihm erst nach Jahren verstattet. Leichter wäre ihm gewesen, die letzte Bitte des Vaters für seine Freunde zu gewähren, doch gerade hierin zeigte er sich weniger willig. Nahm er auch Otbert und die wenigen Bischöfe, die mit ihm hielten, um jedes Andenken an die Kirchenspaltung zu beseitigen, sofort zu Gnaden an, so mußten die Kölner Bürger doch noch einmal vor seinem Zorne zittern. Schwere Rache drohte er ihnen für die Verluste, welche er vor ihren Mauern erlitten, sammelte ein großes Heer aus den rheinischen Gegenden und zwang die Städte am Fluß, ihm Schiffe zur Belagerung Kölns zu stellen. Ringsum sahen sich die Kölner alsbald eingeschlossen, und nirgends zeigte sich ihnen eine Aussicht auf Rettung. In der Verzweiflung erboten sie sich unter Vermittelung des Herzogs Berthold von Zähringen, dem Könige eine Buße von 5000 Mark Silber zu zahlen, wenn er ihrer schonte. Lange schwankte er, gab aber endlich nach und löste sein Heer auf.

Herzog Heinrich, der sich nur dann zur Unterwerfung bereit erklärt hatte, wenn ihm sein Herzogtum zurückgegeben würde, versuchte nach Ab-

weisung seiner Forderung das Glück der Waffen gegen den König, aber er wurde sofort überwältigt, fiel selbst in die Hände seiner Feinde, und der König übergab ihn zur Bewachung dem Bischof Udo von Hildesheim. Durch einen glücklichen Zufall entkam der Gefangene der Haft und warf sich noch einmal in den Kampf. Aachen, wo er die Einwohner für sich gewonnen hatte, nahm ihn auf; mehrere Grafen und angesehene Herren Lothringens schlossen sich ihm an. Dennoch waren alle seine Anstrengungen vergeblich. Herzog Gottfried rüstete gegen ihn ein stattliches Heer, stürmte Aachen und behandelte die Einwohner mit schreckbarer Strenge. Die tüchtigsten Anhänger Heinrichs fielen in Gottfrieds Hände, der sie durch Erteilung von Lehen für sich gewann; nur mit Not entrannen er selbst und seine Söhne ihrem Widersacher. Da gaben sie selbst ihre Sache verloren. Sie unterwarfen sich dem König, der ihnen die Grafschaft Limburg und ihre anderen Besitzungen beließ; das Herzogtum blieb Gottfried von Löwen. So waren in Lothringen, während der König im Oktober aus den rheinischen Gegenden zunächst nach Sachsen, dann nach Bayern gegangen war und in Regensburg das Weihnachtsfest mit großem Glanze gefeiert hatte, seine letzten Widersacher bezwungen worden. Er war, wonach er solange gestrebt hatte, unbestrittener Herr des Reichs. In eine günstigere Stellung, als jemals sein Vater gehabt, trat er ein. Viel war ihm freilich zu vergeben, aber viel konnte ihm auch nachgesehen werden, wenn ihm die königliche Autorität dauernd in den deutschen Ländern zu sichern und einen Frieden mit Rom zu gewinnen gelang, bei welchem die Herrschaft der deutschen Nation und die Stellung des Kaisertums unangetastet blieb. Das war seine Lebensaufgabe, wie er selbst sie erkannte.

Der Name Heinrichs IV. gehört, den Wirren der Zeit enthoben, nun der Geschichte an. Tausendfach hat sie ihn genannt und wird immer von neuem von seiner unglücklichen Regierung berichten. Selten war einem gekrönten Haupte ein halbes Jahrhundert zum Regiment beschieden, und nie wohl ist ein so langes Regiment in gleicher Weise eine ununterbrochene Kette von Gefahren, Kämpfen und Demütigungen gewesen; die Kraft des Erzählers ermüdet, wenn er dieses endlose Anringen eines Sterblichen gegen unüberwindliche Mächte darzustellen hat. Die Aufgabe der Geschichte ist nicht, Heinrichs Verteidigung zu führen, noch weniger den Bann abermals in die Gruft von Speier zu schleudern: sie hat nur einem Manne, der tief in die Geschicke des Abendlandes eingriff, nach seinen Absichten und seinen Taten gerecht zu werden.

Nicht gewöhnliche Gaben vereinigten sich in diesem Kaiser. Die Natur hatte ihm eine hohe Gestalt, schöne Gesichtszüge, ein flammendes Auge verliehen. Leicht gewann er durch ungesuchte Freundlichkeit die Gunst der Masse, aber mit Schrecken erfüllte die Hoheit seiner Erscheinung seine mäch-

tigen Feinde. Vielen konnte er vieles sein. Nichts entging seinem scharfen Blicke und seinem lebhaften Geiste; mit bewunderungswürdiger Sicherheit traf er bei schwierigen Rechtsfällen den entscheidenden Punkt. Das Leben ließ ihm wenig Zeit, die stillen Künste des Friedens zu üben, doch umgab er sich gern mit Klerikern von ausgezeichneten Geistesgaben und erfreute sich an ihren wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen. Er war mitleidig und freigebig, besonders gegen die Geistlichkeit und die Armen; vor allem zu Speier wußte man es zu rühmen und hat dort noch lange des mitleidigen Kaisers gedacht. So mißtrauisch sein Gemüt, so leidenschaftlich sein Charakter war, verzieh er doch leicht, zu leicht seinen Widersachern, wenn sie seine Gnade anriefen; selbst Meuchelmörder, die gegen ihn gedungen waren, ließ er straflos von dannen ziehen. Eine durch und durch hochstrebende Natur, hätte er in anderen Zeiten ein Hort für die Nation sein können.

Heinrichs durchdringenden Verstand, seine rastlose Tätigkeit haben selbst seine erbittertsten Feinde anerkannt; sie wußten am besten, wie schwer ihm ein nachhaltiger Erfolg abzuringen war. Solange er ein Heer hinter sich hatte, überließ er gern seine Sache der Waffenentscheidung. Nie ist er selbst vom Kampfe zurückgeblieben; meist sah man ihn mitten im Schlachtgetümmel. Im Siege war er dem Feinde furchtbar; aus jeder Niederlage raffte er sich schnell empor. Aber nicht selten faßte er im Mißgeschick übereilte Entschlüsse und räumte im Augenblick verzagt den Platz seinen Gegnern, wo ihn ein Mann ruhigeren Sinns noch zu behaupten versucht hätte. Sein letztes Ziel ließ er niemals aus dem Auge, niemals ruhte er, einen anderen Weg zu demselben zu suchen, wenn ihm der eine versperrt war.

Das Ziel, wohin Heinrich strebte, liegt offen vor. Die ererbte Macht herzustellen und neu zu befestigen, eine wahrhaft kaiserliche Gewalt, wie sie ihm vom Vater hinterlassen war, zu üben und seinem Sohne dereinst zu überliefern: darauf allein waren seine Gedanken gerichtet. Kein neues Recht hat er verlangt, aber jedes überkommene, welches seine Mutter und die Reichsverweser hatten ruhen lassen, rücksichtslos, sobald er selbst die Regierung ergriff, in Erinnerung gebracht und nach Kräften geübt, namentlich Rom und den deutschen Fürsten gegenüber. Eine vollständige Restauration des alten Kaisertums in seiner ganzen Machtfülle trotz der Verbreitung der neuen kirchlichen Ideen, trotz des gesteigerten Selbstbewußtseins der fürstlichen Herren sah er als die Aufgabe seines Lebens an. Ihre Lösung überstieg seine Kräfte; die neuen Mächte waren kräftiger als die Erinnerungen der alten Zeit.

Vielleicht hätte Heinrich sein Ziel erreicht, wenn er die niederen Klassen in Deutschland — Kaufleute, Handwerker und Bauern — als bewaffnete Opposition gegen das Fürstentum um sich geschart, wenn er zugleich den deutschen Klerus zu einem entschlossenen Widerstand gegen die romanische Reform des Papsttums vereinigt hätte. Die Möglichkeit, dem Kaisertum

so ganz neue Grundlagen seiner Macht zu geben, tritt aus vielen Erscheinungen der Zeit hervor. Mehr als einmal haben die Städter und Bauern dem Kaiser Hilfe angeboten und gewährt; mehr als einmal hat die deutsche Geistlichkeit bei ihm Schutz gegen die Übermacht Roms gesucht und ihm die Hand gereicht. Zeitweise scheinen auch wirklich Gedanken an eine innige Verbindung des Kaisertums mit den Interessen des deutschen Klerus und der niederen Volksklassen zum Kampfe gegen Roms Herrschaft und die ihm verbündeten fürstlichen Gewalten im Reiche den Kaiser beschäftigt zu haben, rechte Gestalt aber haben sie niemals gewonnen. Mit den Bischöfen der Lombardei Rom zu bekämpfen, das deutsche Fürstentum durch Spaltung zu schwächen — das waren schließlich doch meist die Mittel, zu denen Heinrich zurückgriff, um die kaiserliche Macht herzustellen. Mit diesen schwächlichen Mitteln einer Epoche, die sich überlebt hatte, suchte er sich, seinem Hause und seinem Volke die höchste Gewalt zu sichern. Aber die Welt beherrscht in erregten Epochen nur, wer die Geister auf neue Bahnen fortreißt. Die schöpferische Kraft dazu fehlte Heinrich, und deshalb hat er, so mannhaft seine Anstrengungen waren, doch zuletzt nicht den Sieg gewonnen.

Allerdings hatte es Heinrich neben tiefen Demütigungen auch an großen Erfolgen nicht gefehlt. Das Glück der Waffen gab ihm wiederholt eine so außerordentliche Macht in die Hände, daß er seinem Ziele nicht fern schien. Doch es war nur ein trügerischer Schein; dauernd ließ sich die gewonnene Gewalt nicht erhalten. Die Summe des dreißigjährigen Kampfs gegen Rom und die deutschen Fürsten blieb für ihn der Verlust Italiens, die Befestigung des Gregorianischen Papsttums, die Erhebung des deutschen Fürstentums zu selbständiger Gewalt neben oder vielmehr über dem Kaisertum. Die Regierung Heinrichs IV. bildet gleichsam die Kehrseite zu den Erfolgen und dem glanzvollen Regimente Ottos des Großen.

Man ist nicht müde geworden, alles Mißgeschick Heinrichs als eine Folge persönlicher Verschuldung zu bezeichnen. Bald sollte es die göttliche Strafe unnatürlicher Lüste sein, welche die kirchliche Partei ihm nachzusagen liebte, aber niemals erweisen konnte. Bald sah man es als die gerechte Vergeltung für seine frevelhaften Angriffe auf die Römische Kirche an. Aber war Heinrich nicht viel mehr der angegriffene Teil als der angreifende? Und war es Frevel, wenn er sein Reich und sein Leben verteidigte? Daß er sich die Waffen gegen Rom zu führen nicht scheute, hat man als Auflehnung gegen die Kirche, seine und unser aller Mutter, gebrandmarkt. Aber Heinrich war kein Feind der Religion und der Kirche Christi, wie er im Leben und Sterben gezeigt hat, und wenn er der Römischen Kirche nicht mit der Liebe des Sohnes begegnete, so hat sie ihm andererseits kaum jemals die Zärtlichkeit der Mutter gezeigt. Welche Geständnisse er auch über seine Verschuldung gegen die Kirche in Augenblicken größter Bedrängnis abgelegt hat, sie kamen ihm sicherlich nicht von Herzen

und wiegen nicht schwerer als jedes erzwungene Bekenntnis. Man müßte sehr befangen sein, wenn man alle Schuld der Zerwürfnisse zwischen ihm und Rom nur seinem Mangel an kirchlicher Pietät zuschreiben wollte.

Allerdings hat Heinrich manches Unglück, das ihn traf, selbst verschuldet. Sein Mißtrauen gegen jedermann, sein Trotz im Siege, seine Verzagtheit in unvorhergesehenen Gefahren, seine Unstetigkeit im Verhalten gegen Freund und Feind sind für ihn die Quelle unsäglicher Leiden gewesen. Die Hauptursache seines Mißgeschicks aber war und blieb, daß er gegen die geistigen Mächte kämpfen mußte, welche seine Zeit beherrschten, und deren volle Bedeutung er selbst kaum erfaßte. Diese Mächte waren unbezwinglich, solange nicht eine neugeborene gewaltigere Kraft über sie kam, und in Heinrich war eine solche Kraft nicht erstanden.

Heinrichs Gegner haben im Augenblick seines Todes ihren Sieg jubelnd gefeiert; der solange gefürchtete Gegner starb überwältigt. Aber deshalb ist sein Kampf kein vergeblicher gewesen. Hätten sich Gregors Ideen, ohne Widerstand zu finden, verwirklichen können, ein auf eigener Kraft ruhendes Kaisertum, die Herrschaft der deutschen Nation, selbst ein Deutsches Reich wäre fortan unmöglich gewesen. Wenn auch Heinrich über die Feinde seiner Krone nicht den Sieg errang, vielmehr tatsächlich unter ihm das Kaisertum mehr als je an Machtfülle einbüßte, so hat er doch kein Recht des Reichs gegen Rom und die Fürsten förmlich aufgegeben. Der unglückliche, verfolgte Mann in Lüttich hinterließ seinem undankbaren Sohne noch das kostbarste Vermächtnis in den ungeminderten Kaiserrechten. Mit zitternder Hand hat er diese bis zur letzten Stunde festzuhalten gesucht; selbst als sie ihm der Sohn entwand, sie krampfhaft wiederergriffen, um sie nur sterbend dem rechtmäßigen Nachfolger zu überliefern. Er unterlag allerdings, aber in seinem Falle rettete er noch die Rechte des Kaisertums und des Deutschen Reiches aus den Wirren der Zeit. Bei seinen Nachfolgern stand es, diese Rechte wieder zur Geltung zu bringen, unter günstigeren Umständen mehr zu leisten, als er vermocht hatte.

Und auch das darf nicht vergessen werden: nur durch Heinrichs Widerstand ist die starre Konsequenz des Gregorianischen Systems, die absolute Herrschaft des Papsttums, gebrochen worden. Schon Urban II. hat den weltlichen Mächten große Zugeständnisse machen müssen, größere seine Nachfolger. Das Ende des Investiturstreits war ein Konkordat, in welchem sich Kaisertum und Papsttum als oberste Gewalten der abendländischen Christenheit nebeneinander anerkannten. Noch war dieser Streit nicht beendet; der Sohn nahm ihn als eine Erbschaft des Kaisertums auf. Schon daraus erhellt, daß der Vater nicht für eine persönliche Sache, sondern für das Recht des Reichs und der Nation die Waffen ergriffen hatte. Um nicht Geringeres handelte es sich bei diesem Streite als um den Prinzipat über die abendländische Welt, und sein Ausgang hat für die weitere Entwicklung der Kirche und der Staaten des Occidents die Entscheidung gegeben.

Heinrich IV. stritt für die Herstellung vergangener Zustände, er bekämpfte die neuen Gewalten der Zeit. Aber aus seiner Gruft entstiegen die Vorahnungen einer Epoche, wo sich neue Kräfte in unserer Nation entwickeln sollten, welche sich jenen Gewalten gewachsen zeigten, denen er selbst unterlag. Zu seiner Zeit und im Anschluß an ihn traten die deutschen Städte zuerst handelnd in die Geschichte ein: ihr Widerstand gegen die deutschen Fürsten wurde damals gebrochen, doch ihre Kraft erstarkte im Laufe der Zeit, und Tage kamen, wo die Fürsten vor den Bürgern zitterten. Um Heinrich hat sich auch die erste Opposition des deutschen Klerus gegen das System Gregors und das von demselben beherrschte Papsttum gebildet: zu schwach gegen die gewaltige Strömung jenes Jahrhunderts, wurde sie überwältigt, aber sich wieder und wieder erhebend und wieder unterdrückt, wuchs sie doch allmählich zu unbezwinglicher Stärke und gewann weltgeschichtliche Siege. Da gedachte man Heinrichs und seiner Kämpfe; mit Begier zog man jedes Schriftstück an das Licht, welches von dem kaiserlichen Gegner Hildebrands Kunde gab.

Nicht vergeblich hat Otto der Große das deutsche Kaisertum erhöht, nicht vergeblich Heinrich IV. das kaiserliche Recht bis zum letzten Atemzug verteidigt. Dichtes Grün umwuchert den morschen, vom Sturm niedergeworfenen Stamm.

Inhalt des dritten Bandes

Sechstes Buch

Erhebung des Papsttums in Heinrichs IV. Jugend 1057—1077



Druck von Fischer & Kürsten in Leipzig

